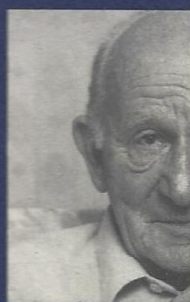




Christof Dejung, Thomas Gull, Tanja Wirz



Landigeist und Judenstempel

Erinnerungen einer Generation 1930–1945



Elise Scherer-Leu führte zur Zeit des Zweiten Weltkriegs den Bauernhof ihrer Familie im luzernischen Meggen, während ihr Mann im Dienst war: «Angst vor dem Krieg hatten wir nicht, für so etwas blieb uns gar keine Zeit. Wir wussten nicht, wohin mit der Arbeit.» Kurt Bigler überlebte als einziger seiner Familie die Deportation aus Deutschland in die französischen Konzentrationslager. 1942 flüchtete der damals 17-Jährige in die Schweiz: «Wie ich über die Grenze kam? Im Stacheldraht hatte es ein Loch, ich bin durchgeschlüpft.»

Kurt Bigler und Elise Scherrer-Leu sind zwei der über 500 Zeitzeuginnen und Zeitzeugen des Zweiten Weltkrieges, die im Rahmen des Oral-History-Projektes «Archimob» befragt und gefilmt worden sind. Rund 80 von ihnen kommen in diesem Buch zu Wort. Ihre Erinnerungen eröffnen einen authentischen Blick auf das damalige Leben und zeigen eine Generation, die sich differenziert und kritisch mit der eigenen Vergangenheit auseinandersetzt: Ein historisches Lesebuch, das es in dieser Form für die Schweiz bisher noch nicht gegeben hat.

«Nach der Arbeit der unabhängigen
Expertenkommission Schweiz/Zweiter Weltkrieg
vervollständigt das Projekt ‚Archimob‘
unser Wissen über die Vergangenheit
der Schweizerinnen und Schweizer. Es erschliesst uns
neue Gebiete der Erinnerung, indem es
sich für die Erfahrungen und Empfindungen der Menschen
interessiert, die den Krieg erlebt haben.»

Ruth Dreifuss, Bundesrätin

Christof Dejung, Thomas Gull, Tanja Wirz

Landigeist und Judenstempel

Erinnerungen einer Generation 1930-1945

Mit Fotoporträts von Hans Peter Jost
und Fotografien von Emil Brunner, Hans Peter Klauser,
Marie Ottomann-Rothacher, Gotthard Schuh,
Paul Senn und Hans Staub

Limmat Verlag
Zürich

Für Unterstützung danken wir folgenden Stiftungen und Institutionen:

Pro Helvetia

Stiftung der Schweizerischen Landesausstellung 1939

Genossenschaft zum Baugarten

Jubiläumsstiftung der Zürich Versicherungs-Gruppe

Cassinelli-Vogel-Stiftung

Migros-Kulturprozent

Im Internet

Informationen zu Autorinnen und Autoren

Materialien zu Büchern

Hinweise auf Veranstaltungen

Schreiben Sie uns Ihre Meinung zu diesem Buch

www.limmatverlag.ch

Dieses Buch wurde im Verlag konzeptionell betreut von Jürg Zimmerli, für das Lektorat und die Finanzen war Katharina Wehrli zuständig, und typographisch gestaltet wurde es von Sonja Schenk.

Die Fotografien von Emil Brunner, Hans Peter Klauser, Marie Ottomann-Rothacher, Gotthard Schuh und Hans Staub stammen aus der Schweizerischen Stiftung für die Photographie, Zürich (© 2002 Schweizerische Stiftung für die Photographie/Pro Litteris), diejenige von Paul Senn aus der Bernischen Stiftung für Fotografie, Film und Video (© 2002 Paul-Senn-Archiv, Kunstmuseum Bern). Die Umschlagfotos und alle Porträtaufnahmen stammen von Hans Peter Jost, Borgo Pace (PS).

© 2002 by Limmat Verlag, Zürich

ISBN 3 85791 4149

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Inhalt

Das Gedächtnis einer Generation	9
«Frontenfrühling» und Faschismus	16
«Wir haben rübergeschaut ins Gelobte Land». Ruth Schwob-Bloch, geboren 1919 in Neckarbischofsheim, Deutschland, Flucht vor der nationalsozialistischen Verfolgung, Heirat in der Schweiz	41
Kriegsbeginn und erste Mobilmachung	50
«Unsere Familie war dem Herrgott dankbar, dass Mussolini Ordnung machte». Giovanni Wenner, geboren 1914 in Salerno, Italien, Jurist, Aktivdienstler, Bankangestellter und Delegierter der Schweizerische Eidgenossenschaft	59
Patriotismus und geistige Landesverteidigung	74
«Ohne Kartoffeln und Gemüse wären wir nie durchs Leben gekommen». Anny Stöckli-Roos, geboren 1917, Service-Angestellte, Hausfrau und Mutter von sechs Kindern in Kaiseraugst	87
Frauenrollen und Frauenrealitäten	99
«Wir haben im Aktivdienst nicht nur gsoldätelet». Robert Bächtold, geboren 1916, Aktivdienstler, Schriftsetzer und Gewerkschafter	113
Tage der Ungewissheit im Frühling 1940	128

«Aber, gopfriedstutz, unsere Mutter! Was wird aus der?».	143
Hans Köfer, geboren 1927, Ministrant und Bezirksschüler in Melligen, später kaufmännischer Angestellter	
Polen, Franzosen und Russen als Militärinternierte in der Schweiz	154
«Ich wollte nach Frankreich gehen, um zu kämpfen».	171
Zbigniew Plaskowski, geboren 1921 in Warschau, Soldat in Polen und Frankreich, Militärinternierter und Student, später Professor an der ETH	
Das Reduit	186
«Ich dachte: Jetzt musst du auf tutti gehen». Cla Famos, geboren 1924 in Foggia, Südtalien, Aktivdienstler, Gastwirt, Händler und Schmuggler in Martina	193
Soldatenalltag und Frauenhilfsdienst	206
«Der deutsche Konsul hat alle meine Papiere verbrannt».	227
Hariett Hurych, geboren 1913, Schneiderin in Davos	
Rationierung, Schwarzmarkt und Anbauschlacht	249
«In der Untersuchungshaft wurde ich anständig behandelt».	269
Jost von Steiger, geboren 1917, Chemiker und Trotzkiist in Basel	
Flüchtlinge und Flüchtlingspolitik	279
«Die Nazis urinieren in die Konfitüre». Kurt Bigler, geboren 1925 in Mannheim, nach Frankreich deportiert, Flüchtling, Student, später Gymnasiallehrer in Ins	317
Antisemitismus in der Schweiz	327
«Es hiess, die Mütter dürften nicht mit den Kindern zusammen sein». Gunda Bay, geboren 1924, Kinderpflegerin, Flüchtlingsbetreuerin	343

In anderen Ländern	356
«Man roch die Henkersmahlzeit». Paul Schmid, geboren 1924, Gelegenheitsarbeiter auf Bauernhöfen in der Schweiz, Frankreich und Deutschland und in einem deutschen Rüstungsbetrieb	381
Transitverkehr und wirtschaftliche Kooperation mit dem Ausland	394
«Ein amerikanischer Diplomat fragte mich einmal, was Neutralität sei». Lucie Burckhardt, geboren 1921 in Basel, Pfadfinderin im Aktivdienst, Sportlerin, Diplomatsngattin	407
Verdunkelung und Kriegserlebnisse	417
«Du denkst irgendwann: Drück doch ab, dann ist Schluss». Georg Fankhauser, geboren 1916 in Hamburg, Aktivdienstler, Gutsverwalter in Pommern und Flüchtling	435
Das Ende des Krieges	447
Die Diskussion um die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg	459
Die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen	473
Das Projekt Archimob	489
Chronologie	490
Auswahlbibliografie	496
Personenregister	497
Sachregister	498
Index der Orte und Länder	501

Das Gedächtnis einer Generation

Mit Mikrofon und Kabelrolle, Filmkamera und Scheinwerfern stehen wir im Vorgarten. Im Kopf viele Fragen und ein paar Eindrücke vom ersten Telefongespräch: Wie sieht die Zeitzeugin, der Zeitzeuge wohl aus? Und was wird sie uns über die Zeit des Zweiten Weltkrieges erzählen? Die Türe geht auf, wir werden in die gute Stube gebeten. Der Kameramann baut seine Geräte auf, während wir bereits ins erste Gespräch verwickelt sind. Fotos werden gezeigt, alte Zeitungsartikel hervorgesucht, Kaffee wird serviert.

Für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Oral-History-Projektes Archimob öffnete sich seit 1999 manche Türe. Wir waren unterwegs, um Erinnerungen an die Kriegszeit zu sammeln. Die einen erzählten bereitwillig ihr ganzes Leben, andere waren zurückhaltender, manche misstrauisch. Was wollen diese «Jungen»? Kommen sie, um Vorwürfe zu erheben, um zu verurteilen? Oder wollen sie wissen, wie es damals «wirklich» war? Werden sie überhaupt in der Lage sein, die persönlichen Erinnerungen zu verstehen?

Seit 1996 bewegte eine Geschichtsdebatte die Schweiz. Plötzlich wurden Dinge thematisiert, für die sich die breite Öffentlichkeit bisher kaum interessiert hatte: Die Zurückweisung von Flüchtlingen an der Grenze, die wirtschaftliche Kollaboration mit Nazi-Deutschland, das Verhalten der Schweizer Banken gegenüber Nachkommen von Holocaust-Opfern, die Konten in der Schweiz besessen hatten. Während eines halben Jahrhunderts hatte das Land als Hort der Neutralität und als humanitäre Insel gegolten, entschlossen zum Widerstand gegen das Dritte Reich. Nun fühlten sich viele ältere Schweizerinnen und Schweizer durch die international geführte Debatte um die Rolle der Schweiz im Weltkrieg persönlich angegriffen und sahen ihre damaligen Leistungen und Entbehrungen in Frage gestellt. «Wer nicht dabei gewesen ist, kann sowieso nicht verstehen, wie es damals war!», verteidigten sich manche Zeitzeuginnen und Zeitzeugen.

In diesem Kontext wurden die Interviews geführt, die die Grundlage dieses Buches bilden. Sie entstanden im Rahmen des gesamtschweizerischen Projektes Archimob (Association pour la collecte et l'archivage audiovisuel des témoignages).

ges sur la période de la Deuxième Guerre mondiale en Suisse), das 1998 vom Westschweizer Filmemacher Frédéric Gonseth initiiert wurde. Zwischen 1999 und 2001 führte die Association Archimob 557 Interviews mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen des Zweiten Weltkrieges in der Schweiz. Rund vierzig Schweizer Filmemacherinnen und Filmemacher, Historikerinnen und Historiker haben - zum Teil in Fronarbeit - dazu beigetragen, die Erinnerungen der Kriegsgeneration aufzuzeichnen. Archimob ist damit das grösste je in der Schweiz durchgeführte Oral-History-Projekt.

Viele der von Archimob gesammelten Erinnerungen wären mit dem Tod der Menschen, die den Krieg miterlebt haben, für immer verloren gegangen. Dies wäre umso bedauerlicher gewesen, als es sich dabei vielfach um Zeugnisse von Menschen handelt, deren Erinnerungen und persönliche Unterlagen kaum Eingang in Archive oder gar die Geschichtsschreibung gefunden hätten. Viele der Befragten gehören nicht zu jenen Teilen der Gesellschaft, deren autobiografische Zeugnisse in die Öffentlichkeit gelangen. Ihre Erzählungen ermöglichen somit eine Ausweitung des historischen Blickfeldes. Geschichten werden zugänglich gemacht, für die sich die historische Forschung bisher wenig interessiert hat: Die Erlebnisse der Hausfrau, des Soldaten, des Internierten oder Flüchtlings, des Verdingkindes stehen neben jenen der Diplomategattin, der Flüchtlingshelferin, des Offiziers und des Spions. Ihre Erzählungen spiegeln den damaligen Alltag und geben Einblick in das Denken und Fühlen der Menschen jener Zeit.

Erinnerungen haben jedoch ihre Tücken. Sie sind immer eine nachträgliche Rekonstruktion der Vergangenheit. Verwechslungen, Auslassungen, Retuschen an unangenehmen Details kommen vor. Zudem findet Erinnern immer in einem sozialen Kontext statt, in unserem Fall der Begegnung zwischen Zeitzeugen und Interviewern. Die von uns aufgezeichneten Lebenserinnerungen sind geprägt durch die Intentionen der Erzählenden genauso wie durch die Interessen der Fragenden. Und die Interviews entstanden in einem spezifischen historischen Moment: In der Zeit, als die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg öffentlich heftig debattiert wurde. Der jeweils neuste Stand der Diskussionen, aktuelle Zeitungsberichte, angebliche oder tatsächliche Enthüllungen: Dies alles hatte einen Einfluss darauf, woran sich die Zeitzeugen zum Zeitpunkt des Interviews erinnerten und was davon sie als besonders erzählenswert erachteten.

Mit ähnlichen Problemen muss sich allerdings auch die Geschichtswissen-

schaft auseinandersetzen. Genauso wie die persönliche Erinnerung kann die Geschichtsschreibung, wie sie von Historikerinnen und Historikern betrieben wird, nie mehr als der Versuch einer Rekonstruktion der Vergangenheit sein, der niemals vollständig gelingen kann: Auch der Horizont der Historikerinnen und Historiker ist begrenzt. Weder einzeln noch als Gruppe können sie jemals die Totalität dessen erfassen, was geschehen ist – sei es, weil viele der möglichen Quellen, auf denen ihre Rekonstruktion basiert, verloren gingen, zerstört wurden, nicht zugänglich sind, oder sei es, weil einfach nicht alle Quellen berücksichtigt werden können, die existieren. Wohl kann die Geschichtswissenschaft Fakten finden und belegen, doch in der Regel müssen diese Fakten interpretiert und in Zusammenhänge gestellt werden. Und solche Interpretationen sind – innerhalb eines gewissen Spielraums – immer verhandelbar. Es ist unvermeidlich, dass die Geschichte, die dabei entsteht, geprägt ist von der Haltung und dem Wissen derer, die sie schreiben. Geschichtsschreibung bleibt immer etwas Fragmentarisches und Vergängliches. Und was schliesslich die absolute Wahrheit und endgültige Urteile über Gut und Böse betrifft: Dies kann die Geschichtswissenschaft nicht liefern. Es ist Aufgabe der ganzen Gesellschaft zu entscheiden, welche Handlungen in der Vergangenheit moralisch richtig und welche falsch waren und was die damaligen Ereignisse heute zu bedeuten haben.

Persönliche Lebensgeschichten beinhalten jedoch eine eigene Art von Wahrheit, die von jedem Menschen selbst hergestellt wird: Sie machen seine Identität aus. In vielen Fällen verankern Menschen ihre persönlichen, Sinn stiftenden Lebenserzählungen in den allgemein geteilten Geschichten über die Vergangenheit. Und wenn diese sich wandeln, ist unter Umständen eine Neubeurteilung auch der eigenen Lebensgeschichte unumgänglich. Das ist schwierig und tut – wie einer unserer Zeitzeugen im Kapitel über den Patriotismus sagt – oft weh.

Dass zwischen der Geschichte einer ganzen Gesellschaft und jener einzelner Menschen vielfältige Wechselbeziehungen bestehen, zeigt sich auch in den feinen sprachlichen Varianten, zwischen denen viele der hier Erzählenden mändrieren: Mal heisst es «Ich hatte damals Hunger», dann «Man hatte damals Hunger», mal «Ich wusste von nichts», dann wieder «Man wusste von nichts». Das mag zeigen, dass Menschen gerne von sich auf andere schliessen, aber es rührt auch daher, dass die von uns Befragten sich als Zeuginnen und Zeugen für die damalige Zeit verstanden. Als Auskunftspersonen, die über die Befindlichkeiten einer ganzen Generation berichten wollen.

Wie sind die Archimob-Interviews zustande gekommen? Die meisten der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen haben sich aufgrund von Aufrufen in den Medien aus eigenem Antrieb bei Archimob gemeldet; insgesamt waren es über 1'000. Davon wurden 557 für ein längeres, jeweils rund zweistündiges Interview ausgewählt, das auch filmisch aufgezeichnet wurde, denn das Archimob-Material soll künftig auch für Dokumentarfilme und Ausstellungen genutzt werden. Die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen wurden einerseits gebeten, frei ihre Erinnerungen an die Kriegszeit zu erzählen, andererseits wurden ihnen von den Interviewenden Fragen zu spezifischen Themen gestellt. Dadurch sollte eine gewisse Vergleichbarkeit der Interviews untereinander gewährleistet werden.

Für das vorliegende Buch haben wir aus dem von Archimob gesammelten Material 78 Interviews ausgewählt. Dabei versuchten wir, Personen aus möglichst allen sozialen Schichten und Landesteilen zu berücksichtigen. Die Gespräche wurden von uns verschriftlicht und der besseren Lesbarkeit zuliebe redigiert, gekürzt und zum Teil in der Reihenfolge umgestellt. Sollten dabei trotz aller Sorgfalt Fehler und Ungenauigkeiten entstanden sein, tragen wir dafür die Verantwortung. Viele Eigenheiten der gesprochenen Sprache und auch manche Dialektausdrücke finden sich nach wie vor in den Texten – und tragen zum Reiz dieser Erzählungen bei. Einen Teil der Interviewpassagen haben wir in thematischen Kapiteln vereinigt, die zeigen, wie unterschiedlich die damalige Zeit zum Teil wahrgenommen und beurteilt wurde. Daneben stehen vierzehn Porträtkapitel, die den Lebensgeschichten einzelner Personen Raum geben. Diese vierzehn Personen wurden vom Fotografen Hans Peter Jost porträtiert. Er bat die Porträtierten, auf dem Bild einen Gegenstand aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges zu zeigen, der für sie von spezieller Bedeutung ist.

Mit dem Titel «Landigeist und Judenstempel» soll die Spannweite und Widersprüchlichkeit der Lebensumstände angedeutet werden, von denen die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen berichten: Hier die Ideologie der geistigen Landesverteidigung, die Idee eines eidgenössischen Verteidigungswillens, die vielen Menschen in jener schwierigen Zeit Kraft gab. Dort der latente bis offene Antisemitismus, der die schweizerische Flüchtlingspolitik prägte. Sichtbarster Ausdruck dieser Haltung war der Judenstempel, der 1938 von Deutschland mit dem Einverständnis der Schweiz eingeführt wurde, mit dem die Pässe jüdischer Menschen gekennzeichnet wurden. Dieser Gegensatz prägt viele der hier versammelten Erzählungen: Einerseits wird noch heute mit leuchtenden Augen davon berichtet, welche positiven Gefühle gegenüber dem eigenen Land damals möglich waren, wie die Menschen in der Schweiz zusammenstanden und einander oft

auch uneigennützig halfen. Andererseits zeigt sich in vielen der Geschichten auch die Kehrseite dieses Zusammenstehens: Der Umgang mit den Anderen, den Fremden, den Verfolgten war vielfach von grosser Abwehr geprägt.

Dieses Buch ist ein historisches Lesebuch und kein Forschungsbericht. Dennoch ergab sich für uns eine wichtige Einsicht: Die viel beschworene Aktivdienstgeneration, deren selbst ernannte Sprecher und Sprecherinnen sich während der Debatte um die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg so vehement und sehr oft einstimmig in den Leserbriefspalten zu Wort meldeten, existiert nicht. Für die meisten unserer Zeitzeuginnen und Zeitzeugen war die Kriegszeit durchaus prägend für ihr weiteres Leben, doch das öffentliche Bild einer homogenen Aktivdienstgeneration ist wohl in erster Linie ein Ergebnis der geistigen Landesverteidigung und des Kalten Krieges. Während unserer Recherchen in der ganzen Schweiz fanden wir diese gleichgeschaltete Generation nicht vor. Wir erlebten sehr unterschiedliche, zum Teil sehr reflektierte, zum Teil auch sehr widersprüchliche Menschen, deren Lebensgeschichten und Ansichten sich stark voneinander unterscheiden. Manche dieser Unterschiede beruhen auf den persönlichen Umständen, manche auch auf der Herkunft aus unterschiedlichen Regionen der Schweiz oder – was heute vielleicht zu leicht vergessen geht – auf den damals ausgeprägteren Unterschieden zwischen den sozialen Schichten. Und nicht zuletzt unterscheiden sich die Aussagen der Befragten zum Teil recht stark, je nachdem ob es sich dabei um Frauen oder Männer handelt. Zwar hielten nicht wenige Zeitzeuginnen und Zeitzeugen auch in den Interviews das Bild einer geeinten, jederzeit zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus bereiten Generation hoch. Wenn sie dann aber konkrete Erlebnisse schilderten und Gefühle beschrieben, die sie damals bewegten, mischten sich nicht selten auch bei diesen Befragten Zweifel und Widersprüche in das harmonische Bild, und es wurden neben sehr viel Positivem auch Ungerechtigkeiten, Ausgrenzungen und Tendenzen zur Anpassung an den faschistischen Zeitgeist geschildert.

Nicht mit allem, was hier erzählt wird, sind wir einverstanden. Wir haben durch unsere Zeitzeuginnen und Zeitzeugen viele faszinierende Einblicke in die Kriegszeit und in heute fremd erscheinende Lebensrealitäten erhalten, doch manches blieb uns weiterhin schwer verständlich, manche politischen Ansichten halten wir für falsch. Beispielsweise wenn in Bezug auf die neuere historische Forschung zur Rolle der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges argumentiert wird, sie sei erstens überflüssig, weil man ohnehin schon alles Relevante wisse, zweitens seien die betreffenden Historikerinnen und Historiker inkom-

petent, weil sie die damalige Zeit nicht miterlebt hatten. Diese Argumente lassen wir nicht gelten. Keine Generation hat das alleinige Recht, einen bestimmten Teil der Vergangenheit zu interpretieren – ganz abgesehen davon, dass die Ansicht, nur diejenigen, die eine bestimmte Epoche selbst miterlebt haben, dürften über sie urteilen, der Tod jeglicher Geschichtswissenschaft wäre.

Dieses Buch möchte einen Beitrag leisten zum besseren Verständnis der Zeit des Zweiten Weltkrieges, indem es die Stimmen von Menschen zugänglich macht, die diese Epoche als Kinder oder junge Erwachsene miterlebt haben. Es war uns ein Anliegen, möglichst das gesamte Spektrum der Ansichten der Männer und Frauen wiederzugeben, die wir bei unseren Recherchen angetroffen haben. An einigen wenigen Stellen haben wir uns jedoch dazu entschlossen, auf den Abdruck von offen antisemitischen Äusserungen zu verzichten, da wir diesen keine Plattform bieten wollten.

Wir, die wir jene Zeit nicht miterlebt haben, haben im Verlauf der letzten drei Jahre unzählige Fragen gestellt und vor allem lange und ausführlich zugehört. Die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen erzählten, argumentierten, rechtfertigten, behaupteten, bedauerten, verteidigten, klagten an, entschuldigten, erklärten. Ihre in diesem Buch versammelten Geschichten zeigen, dass es auf die Frage «Wie war es damals wirklich?» höchst unterschiedliche Antworten gibt.

Zürich, im Herbst 2002

Christof Dejung, Thomas Gull und Tanja Wirz



Nationalsozialistische Schlachtenbummler besuchen das Fussballländerspiel Schweiz-Deutschland in Zürich, 1937. Foto Hans Staub.

«Frontenfrühling» und Faschismus

1935 versuchten in der Schweiz verschiedene rechtskonservative, faschistische Gruppierungen, mit einer Initiative die Totalrevision der Bundesverfassung zu erreichen. Die Volksabstimmung erteilte dem Begehren jedoch eine deutliche Absage und läutete damit das Ende des «Frontenfrühlings» ein.

Der Faschismus in der Schweiz hatte seine Wurzeln in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, unter anderem in den 1918 gegen die Aktivisten des Landesstreiks gegründeten Bürgerwehren, die vielerorts eigenhändig für Ruhe und Ordnung sorgen wollten. Die Weltwirtschaftskrise trug weiter dazu bei, dass faschistische Kreise Auftrieb erhielten und sich in Gruppierungen organisierten, die oft das Wort «Front» im Namen trugen.

Der schweizerischen Frontenbewegung gelang es nie, sich eine Gesamtorganisation zu geben. Die unzähligen kleinen Gruppen und Fraktionen fusionierten und spalteten sich in unübersichtlichem Wechselspiel und verfolgten zum Teil recht verschiedene Programme. Gemeinsam war ihnen, dass sie autoritäre Führerprinzipien hochhielten, die Demokratie kritisierten, den Staat durch die Schaffung von berufsständischen Korporationen erneuern wollten, gegen den Kommunismus vorgehen wollten und den Antisemitismus propagierten. 1933 im so genannten «Frontenfrühling» konnten die faschistischen Parteien einige kleinere Wahlerfolge feiern, meist in Listenverbindung mit bürgerlichen Parteien.

Nach dem missglückten Versuch, die Bundesverfassung zu ändern, lösten sich die meisten dieser Gruppen wieder auf. Trotzdem waren in der Schweiz bis lange in den Krieg hinein Sympathien für den Nationalsozialismus und den Faschismus weit verbreitet, und auch die offizielle Politik war oft genug verständnisvoll bis sympathisierend: So begann der Bundesrat schon 1934 auf deutschen Druck hin die Pressefreiheit einzuschränken, und 1935 lehnte die Schweiz anlässlich des Abessinienkonfliktes Sanktionen gegenüber Italien ab, obwohl sie als Mitglied des Völkerbundes eigentlich dazu verpflichtet gewesen wäre. Ebenso wenig wurde die Annexion Österreichs im März 1938 verurteilt, und im Mai desselben Jahres suchte die Schweiz beim Völkerbund darum nach, als neutrales Land von der wirtschaftlichen Sanktionspflicht gegenüber Deutschland ausgenommen zu werden.

Den NSDAP-Gruppierungen in der Schweiz hingegen begegnete man mit Zurückhaltung. Nachdem der Landesleiter der Auslandorganisation der NSDAP, Wilhelm Gustloff, am 4. Februar 1936 in Davos ermordet worden war, wurde zwar die NSDAP in der Schweiz verboten. Kurz darauf erlaubte man jedoch der deutschen Gesandtschaft, die schon bestehenden Gruppen weiterhin zu organisieren. 1940 kam es zu einer eigentlichen Krise bezüglich der Unabhängigkeit des Landes: 173 Persönlichkeiten gelangten mit einem Schreiben an den Bundesrat, in dem sie ihn aufforderten, sich dem neuen Europa Hitlers anzupassen. Erst nach dem Krieg publizierte der Bundesrat diese so genannte «Eingabe der Zweihundert». In der Folge wurden diese Personen, die öffentlich für eine Anpassung an Nazi-Deutschland aufgetreten waren, genauso wie Bundesrat Pilet-Golaz, der in einer umstrittenen Rede im Mai 1940 Ähnliches gefordert hatte, gerne als einzelne defätistische Ausnahmen in einem vom Widerstandswillen geeinten Volk dargestellt. Weniger oft erwähnt wurde, dass ihre Ideen durchaus weit verbreitet waren.

Walter Harry Lang *1921

Grossmutter hörte beim Nähen immer Radio. Sie mochte die deutschen Sender, denn die spielten rassige Musik; schöne Musik eigentlich, für damalige Begriffe. Manchmal brüllte da plötzlich einer, und man hörte automatisch zu, was er erzählte: Ah, der heisst Hitler. Man hörte zu und fand: Der hat schon eine Wahnsinnsstimme! Wenn man ein bisschen lauter stellte, zertrümmerte es einem beinahe die Ohren, so laut brüllte der. Auch sonst merkte man einiges von den Nazis: In den Kaffeehäusern lag das «Signal», die deutsche Wehrmachtzeitung, und in den Kinos zeigten sie die deutsche UFA-Tonwoche. Die berichtete nur von Deutschland, vom Krieg und von den deutschen Vormärschen. Daneben zeigten sie aber auch die amerikanische Wochenschau. Wahrscheinlich achtete die Schweiz auf diese Weise darauf, dass es ausgewogen war. Überhaupt war «ausgewogen» damals das wichtigste Wort.

Diese deutsche Wochenschau störte uns zwar, aber man nahm sie halt einfach zur Kenntnis. Ich habe nie erlebt, dass jemand im Kino gepfiffen hätte oder so. Heutzutage wäre das ja möglich, heute nehmen sich die Jungen mehr heraus. Aber damals liess man es einfach über sich ergehen und redete nicht gross darüber.

Auch in der Sekundarschule wurde nicht über Politik geredet. Unser Lehrer war vor dem Krieg Geologe in Niederländisch-Indien gewesen, und er war der einzige Lehrer, der mit dem Auto zur Schule kam. Ein Auto der Marke Adler, ein deutsches Produkt wahrscheinlich. Es stand jeweils hinter dem

Forum-Kino, und wenn wir dort vorbeigingen, zeichneten wir ein Hakenkreuz in den Staub auf der Kühlerhaube. Er schimpfte darüber, fand aber nie heraus, wer es war.

Zu den Nazis hörte man viele Meinungen, pro und kontra, von Kollegen und in der Presse. Es lief ja auch einiges in Deutschland, mit dem ganzen Autobahnbau. Es hiess, es müsse nun niemand mehr darben. Wir hatten damals eine gewaltige Arbeitslosigkeit, da fielen solche Argumente schon auf fruchtbaren Boden. Einmal erlebte ich einen Zusammenprall zwischen Sozialisten und Frontisten in Zürich beim Enge-Tunnel. Da droschen sie ganz schön deftig aufeinander ein! Ich verzog mich schnell, denn ich wollte nicht in die Schlägerei geraten und womöglich etwas abbekommen. Das war ein schwerer Zusammenstoss.

Charles Inwyler *1919 1933 war der so genannte «Frontenfrühling», da ging es ziemlich rabiat zu. Ich hielt das, wie die meisten Leute in meinem Bekanntenkreis, für eine unerfreuliche Entwicklung. Erst später realisierte ich, wie stark dem Schweizer Bürgertum damals noch die Angst vor den Bolschewiken in den Knochen steckte. Die Russische Revolution war ja erst fünfzehn Jahre her. Für viele Leute aus den besseren Kreisen war der Faschismus das kleinere Übel. Es hiess dann: Unter Mussolini fahren die italienischen Züge wieder pünktlich, und Fluchen ist verboten. Es war eine gewisse Bewunderung zu spüren. Man fand gar nicht so schlecht, was in Deutschland und Italien passierte.

Erwin Rehmann-Melzer *1921 Am Anfang dachte man, Hitler ziehe das Deutsche Reich wieder aus dem Sumpf. In der Krisenzeit der Zwanziger- und Dreissigerjahre war ja alles nichts mehr wert gewesen. Da druckten sie drüben Geld: Millionen und Milliarden Mark! Wer das als Lohn bekam, musste sofort etwas kaufen, denn am nächsten Tag war es nichts mehr wert. Ausserdem hatte man Angst vor dem Kommunismus, der die ganze Welt regieren und übernehmen wollte. Davon erzählten die Nazis, und davor hatten auch wir Angst. Das Nazitum trat als Retter vor dem Bolschewismus auf. Das war eine ganz raffinierte Methode! Und langsam wurde das dann diktatorisch. Zum Beispiel wurde in unserer deutschen Nachbargemeinde Badisch-Laufenburg der Bürgermeister plötzlich nicht mehr gewählt, sondern von der Partei eingesetzt. Schon im Kleinen, in der Gemeinde, baute sich die diktatorische Struktur auf. Da lernten sie schweigen, sonst bekamen sie keine Arbeit mehr oder wurden schikaniert. Bei uns konnte man schon kritisch sein und in den Zeitungen dar-

über schreiben, aber das nützte nicht viel, denn die Deutschen bekamen das gar nicht zu lesen.

Karl Furrer *1918 1937, als ich neunzehn war, ging ich einmal mit einem Freund an einen Fussballmatch in Sarnen. Die Mannschaft von Sarnen spielte gegen eine Jugendmannschaft aus einem deutschen Städtchen. Das waren zackige Kerle.

Nach dem Spiel sass man noch etwas zusammen, und da sagten sie: «Wir laden euch zu einem Spiel nach Deutschland ein.» Die Schweizer nahmen die Einladung an, und mein Freund fuhr auch mit. Sie wurden in Stuttgart im Panoramaheim einquartiert. Das war ein Heim, in dem man ausländische Staatsangehörige für den Nationalsozialismus begeistern wollte. Sie konnten dort alles haben, was sie wollten. Man führte sie mit dem Auto im Land herum und zeigte ihnen die Autobahnen, die Hitler bauen liess. Oder es hiess: «Schau, da ist ein Fliegerhorst. Willst du fliegen gehen?» Fliegen, das war zu dieser Zeit für einen neunzehnjährigen Burschen etwas Ungeheueres! Und dort konnten diese Jungen in eine Messerschmitt sitzen, und der Pilot brachte ihnen die Schönheiten des Fliegens nähergleichzeitig natürlich auch die Vorzüge des Nationalsozialismus. So wurden sie bearbeitet. Als sie zurückkamen, waren sie voller Lob über das Dritte Reich. Auf diese Weise wurden viele verführt.

Marthe Gosteli *1917 Was aus heutiger Sicht oft vergessen geht, ist die ganze Propaganda-Maschinerie der Nazis. Das waren ganz raffinierte Strategien, die sie anwandten, um ein Land zu unterwandern. Der deutsche Einfluss darf nicht unterschätzt werden. Sehr viele Schweizer heirateten auch deutsche Frauen, und es gab in der Schweiz viele deutsche Dienstmädchen. Diese Deutschen agitierten natürlich bei den Schweizern, die mit Deutschland sympathisierten. Im Ersten Weltkrieg war die deutsche Schweiz sehr aufseiten der Deutschen gestanden. Im Zweiten Weltkrieg war das ganz anders. Über den ganzen Krieg hinweg betrachtet, hat der Widerstand des Volkes gesiegt. Aber es gab trotzdem sehr viele Nazi-Sympathisanten. Viele Leute liessen sich hinters Licht führen.

1934 machten wir mit der Familie eine Rheinlandfahrt, mit dem Touring Club. Eines Abends wurden wir mit Besuchen von Parteiangehörigen beglückt. Das war von der NSDAP organisiert. Die wollten die Leute von ihrer sogenannten Mission überzeugen und von ihren Strategien und Ambitionen. Bei uns am Tisch war ein wahnsinnig netter junger Mann, und wir kamen geradezu in ein Dilemma, weil wir einfach nicht verstehen konnten, dass er Mitglied dieser Partei war. Er versuchte, uns zu erklären, weshalb er dabei war. Man muss

eben sehen: Deutschland war damals in einer ganz misslichen Lage. Es herrschte grosse Arbeitslosigkeit und Verunsicherung, den Bauern ging es schlecht, viele waren unzufrieden. Und Hitler half vielen. Nur, man muss sich immer fragen: Warum hilft einer? Was verspricht er sich davon?

Mein Vater war all dem gegenüber sehr skeptisch. Aber er war nicht so, dass er gesagt hätte: «Ich will davon nichts wissen!», sondern er las Zeitungen, hörte Radio und versuchte, sich zu informieren. Da spürte man schon, was sich anbahnte. Viele Leute in der Schweiz realisierten das. Aber viele hatten den Durchblick nicht, wie man so sagt. Ich kannte damals Leute, die aktiv bei den Jungbauern mitmachten. Die waren stark nazistisch angehaucht und nahmen Hitler in Schutz, weil er die Bauern unterstützte. Einmal hatte ich mit einem dieser Bekannten deswegen einen fürchterlichen Krach. Wenn ich denke, wie blind der war und nicht sah, was dahinter steckte! Im Vordergrund stand: Ihm wird geholfen. Das waren persönliche Bekannte von mir, intelligente Leute! Die dann später – oh Schreck – merkten, wo das hinführt.

Eva Auf der Maur-Kohler *1919

Die NSDAP-Mitglieder in Luzern trafen sich im «Braunen Haus». Sie kontaktierten unter anderem auch die deutschen und österreichischen Dienstmädchen und forderten sie auf, ihre Arbeitgeber zu überwachen. Man drohte ihnen, ihre Angehörigen in Deutschland unter Druck zu setzen, wenn sie sich weigerten. Wir hatten damals ein österreichisches Dienstmädchen, die weinte deswegen furchtbar. Sie war in die Schweiz gekommen, um Geld zu verdienen, damit sie ihren Bruder unterstützen konnte, der Pfarrer werden wollte. Nun war sie im Dilemma, denn sie wollte nicht die Leute, die sie gerne hatte, überwachen, mochte aber auch ihre Stelle nicht aufgeben. Eine Stelle in der Schweiz war damals etwas! Der Lohn war höher, und das Leben angenehmer. Meine Eltern gaben ihr schliesslich Geld, damit sie nach Hause gehen und ihren Bruder trotzdem weiter unterstützen konnte. Nachher hatten wir Schweizer Mädchen.

Vinzenz Blum *1928

An die Hitler-Reden am Radio kann ich mich gut erinnern. Es gab damals hunderte von jungen Leuten, die orientierungslos waren. Die waren von Hitler sehr eingenommen. Ich gehörte auch dazu. Meine Mutter und meine Tante waren gegen die Nazis und sagten: «Bist du nicht mehr ganz bei Trost?» Aber diese Propaganda war so verführerisch! Ich nahm damals diesen Geist auf und schäme mich deswegen nicht. Wir waren jung und mussten zuerst vernünftig werden.

1941 kam ich nach Sarnen ins Kollegium. Dort waren die Meinungen geteilt. Die einen Schüler waren für die Alliierten, die anderen für die Nazis. Ich klebte damals eine Fotografie von Hitler auf die Unterseite meines Pultdeckels. Aus heutiger Sicht muss ich sagen: Das war Stumpfsinn. Es gab auch unter den Professoren ein paar Nazi-Sympathisanten, mein Geschichtslehrer zum Beispiel. Er war ein lieber Mensch, aber ein Nazi. Zu Beginn jeder Geschichtsstunde zeigte er zuerst eine Viertelstunde lang auf der grossen Weltkarte, welche Kriegspartei wo vorgestossen war und welche Schlacht wo stattfand.

Mit der Zeit begann ich allerdings umzudenken. Es gab nämlich auch andere Lehrer in Sarnen. Die schickten mich 1942 nach Arth-Goldau. Dort sah ich die Züge, die von Italien nach Deutschland fuhren, darin wurden Waffen transportiert. Es gab auch Züge, in denen Personen durch die Schweiz transportiert wurden. Es hiess, das seien Gefangene, die in Deutschland umgebracht werden sollten. Da begann ich nachzudenken. Mein Schwiegervater erzählte mir später, er habe auch von diesen Transporten gewusst, aber er habe nie darüber reden dürfen. Das war tabu.

Für mich war es ein langsames Erwachen und Umdenken. Ich äusserte schliesslich auch gegenüber dem Geschichtspräsidenten Zweifel an der ganzen Nazi-Ideologie. Er wich jedoch nie von seiner Linie ab. Einmal sagte er in einer Geschichtsstunde: «Das ist eben der Kampf, das ist das Weltbild. Es muss alle 25 Jahre einen Krieg geben.» Aber er begründete nie, warum. Das Hitler-Bild entfernte ich schliesslich. Einer der Patres fragte mich einmal: «Vinzenz, wann wollen Sie das endlich wegnehmen?» Ich antwortete: «Demnächst, Pater.» Ich war mir damals noch nicht ganz sicher, wo ich politisch hinwollte. Aber bald darauf entsorgte ich das Bild.

Es ist erstaunlich, dass viele jüngere Leute heute fast nicht mehr glauben können, was damals passierte. Wenn heute am Fernsehen ein Film kommt, in dem Nazis auftreten, dann sagen sie: «Das kann doch gar nicht sein! Wie ist so etwas möglich?» Sie können es nicht mehr nachvollziehen. Dabei kann es doch nur gut sein, wenn man die Wahrheit kennt.

Ernst Benninger *1924 Den Mittelwellensender Stuttgart konnte ich in Zürich sehr gut empfangen. Da gab es jeden Tag mindestens eine politische Propagandasendung, in der sie versuchten, den Nationalsozialismus zu verkaufen. Diesen brüllenden, heiseren Ton, die übersteigerte Art zu reden, habe ich heute noch in den Ohren. Das war schrecklich. Hitler war rhetorisch ein ganz grosser Köhner. Das faszinierte und begeisterte viele Leute in der Schweiz und Deutsch-

land. Ich hingegen fand es absolut abstossend, was ich da praktisch jeden Tag am Radio hörte.

Die Auslanddeutschen wurden schon sehr früh von Freiherr von Bibra in Bern, der später Gauleiter der Schweiz hätte werden sollen, indoktriniert und darauf vorbereitet, in den Krieg zu ziehen. Zum Beispiel hielten sie jeden Samstag in der Sportschule Maag in Kilchberg sportliche Übungen ab. Unsere Nachbarn hatten damals einen deutschen Zimmerherrn, der später eine der Töchter der Familie heiratete, der machte dort auch mit. Er brachte es sogar fertig, dass unsere Nachbarsfrau einmal sagte: «Wenn Hitler flüchten müsste, könnte er zu mir kommen, ich würde ihm Asyl geben. Die Juden haben ihr Scherflein schon zur Seite gebracht, um die müssen wir uns keine Sorgen machen.» So tönte das.

Erwin Rehmann-Melzer *1921 Ich wuchs im aargauischen Laufenburg direkt an der deutschen Grenze am Rhein auf. Gleich vis-à-vis war der so genannte «Kriegerfelsen», ein Denkmal aus dem Ersten Weltkrieg mit einem grossen Adler. Als ich etwa elf oder zwölf war, wurde dort eine Hakenkreuzfahne gehisst. Das war ein grosses Ärgernis für uns. Von der deutschen Seite aus sah man sie kaum, aber wir mussten sie dauernd anschauen. Eines Nachts ging einer rüber und riss sie wieder runter.

Damals sah man immer mehr junge deutsche Kerle, die Armbinden mit Hitler-Kreuz trugen. Wenn sie sich trafen, blieben sie stehen, schlugen die Haken zusammen und riefen: «Heil Hitler!» Wir dachten, die spinnen ein bisschen. Zuerst waren es nicht viele. Sie versammelten sich jede Woche bei der Brücke unten, wurden immer mehr, und schliesslich hatten sie auch noch eine Musik. Die frühere Feuerwehr-Musik war zur Hitler-Musik geworden. Das tönte nun ganz anders; die hauten auf die Pauke wie die Verrückten. Mit Marschmusik kamen sie durch das Städtchen auf den Platz hinab und hielten eine Rede. Manchmal stellten sie auch Lautsprecher in den Gassen auf und verstärkten das Gebrüll. Wir Kinder liefen dann nach Badisch-Laufenburg hinüber; wir gingen überall hin, wo etwas los war. Standen hintendran und hörten zu, was die da von Reich und Selbständigkeit und «sich lösen» und vom «grossen Widerstand gegen den Bolschewismus» erzählten. Das interessierte uns.

Ich verteilte damals Zeitschriften, um etwas Taschengeld zu verdienen. Damit kaufte ich drüben in einem Spielwarenladen «Mein Kampf» und einen dicken Bleistift, auf dem alle Strophen des Horst-Wessel-Liedes standen. Das sangen sie immer: «Die Fahne hoch, die Reihen dicht geschlossen, SA marschiert im Schritt und Tritt.» Wir bekamen das alles mit und waren fasziniert.

Wir wussten: Das sind rassistische Leute, die rassistischsten jungen Burschen machten mit. Als ich «Mein Kampf» las, dachte ich: Hitler ist ein Wahnsinniger. Der spinnt einfach.

Einer meiner Schulkameraden in der Bezirksschule kam aus dem Deutschen. Beim Zöllner stand jeweils einer von den Nazis, schikanierte ihn und machte blöde Bemerkungen darüber, dass er sich von der Schweiz ausbilden liess. Schliesslich hiess es 1934, er dürfe nicht mehr hin und her pendeln. Wenn er in der Schweiz zur Schule gehe, müsse er auch da wohnen. Wir machten ihm in meinem Zimmer ein Bett, und er war dann während der Woche bei uns. Am Wochenende ging er wieder nach Hause. Er erzählte mir, was drüben passierte. Sein Vater hatte kritische Bemerkungen gegen die Nazis gemacht und war deshalb eingesperrt worden. Er erzählte mir auch, dass sie kein ausländisches Radio mehr hören durften. Wer erwischt wurde, wurde eingesperrt. Die Schüler wurden deshalb zum Teil von den Lehrern ausgefragt, was sie zu Hause machten. Sie wollten herausfinden, ob ausländisches Radio gehört wurde. Auf diese Art verrieteten viele Kinder aus purer Naivität die eigenen Eltern, und die mussten dann die Folgen tragen. Darum gab es drüben bei den älteren Leuten viel Skepsis gegenüber den Jungen.

Bei uns gab es verschiedene Meinungen. Es gab ganz wenige, aber gut situierte Leute, die offenbar in dieser neuen Nazi-Partei waren. Als Österreich annektiert wurde und Polen fiel, merkte man, dass das eine angriffige Partei war, mit der nicht zu spassen war. Da bekam man schon Respekt und dachte, so etwas könnte auch bei uns passieren. Die Fröntier kannte man. Der Direktor der Keramischen Werke in Laufenburg war ein Sudetendeutscher. Seine beiden Töchter gingen mit mir zur Schule. Er selber war ein Nazi, ganz eindeutig, das wussten wir alle. Er traf sich mit anderen Nazi-Sympathisanten in Zurzach. Ein Oberingenieur vom Kraftwerk war ein ganz fanatischer Typ. Sie sagten offen: «Lange werdet ihr hier nicht mehr als Schweizer existieren.» Man erzählte auch von der fünften Kolonne, die einen deutschen Einmarsch in die Schweiz vorbereiten würde.

Es wurde aber auch Gegensteuer gegeben. Der Patriotismus wurde geschürt, an der Landesausstellung und auch in der Schule, im Geschichtsunterricht. Wir Laufenburger haben eigentlich eine andere Geschichte als die übrigen Schweizer: Unsere Vorfahren waren Habsburger und kämpften bei der Schlacht von Sempach gegen die Eidgenossen. Aber in der Schule wurden wir komplett umgepolt, Teil und Winkelried waren nun unsere Helden. In Säkingen gab es allerdings auch eine Alemannen-Gesellschaft, die ging drüben an Versammlun-

gen. In der Zeitung rieten sie davon ab, da hinzugehen. Es hiess, jetzt sei der Rhein breiter und tiefer geworden. Man nahm Distanz von den Organisationen, die drüben aufkamen. Ein Nachbar von mir arbeitete bei der Zeitung, und mit ihm hörte ich nachts jeweils am Radio die Hitler-Reden. Er war zehn Jahre älter als ich und hatte schon früh vor den Nazis gewarnt.

Walter Edelmann *1923

Früher hatten wir in Zurzach viel Kontakt nach Deutschland gehabt. In meiner Kindheit wurde über die Grenze hinweg geheiratet, und eine meiner Grossmütter war Deutsche. Wir spazierten jeden zweiten Sonntag rüber, besuchten Verwandte oder kehrten irgendwo ein. Das Gebiet da drüben war wie unser Gebiet. In der Bezirksschule in Zurzach hatten wir Schüler aus Rheinheim, Kadelburg oder Dangstetten. Als Hitler ans Ruder kam, war ich zehnjährig. Mir ist immer noch in Erinnerung, wie sie damals feierten. Für uns war das komisch; man wusste noch nicht, was da kommt. Die ersten Veränderungen kamen bald.

Bis dahin waren am Zoll auf der deutschen Seite immer Zöllner gestanden, die aus der Gegend stammten. Mit ihnen konnte man sich unterhalten, und man brauchte keinen Ausweis, weil sie einen kannten. Die wurden nun ausgewechselt, und es kamen Norddeutsche hier her, die strammer dastanden und besser kontrollierten, wer über die Grenze wollte. Nun mussten sogar wir Kinder einen Pass oder eine Grenzkarte vorweisen, wenn wir rauswollten. Beim Zoll stellten sie eine Tafel auf, an der sie den «Stürmer» anschlugen. Die ganze Judenhetzerei war dort ausgestellt. Wenn man rüberkam, konnte man das gleich als Erstes lesen.

Einer unserer deutschen Verwandten betrieb die Fähre in Rekingen. Das waren sehr nette Bauersleute, bei denen wir oft zu Besuch waren. Das letzte Mal waren wir 1934 bei ihnen. Da hatten sie gerade die Zeitung ausgebreitete, in der berichtet wurde, dass der österreichische Bundeskanzler Dollfuss von den Nazis ermordet worden war. Das gab bereits die ersten Auseinandersetzungen. Von da an gingen wir nicht mehr zu Besuch. Man traute sich einfach nicht mehr. 1935 gingen die ersten Gerüchte um, man habe Zurzacher verhaftet, weil sie einen blöden Spruch gegen Hitler rausgelassen hatten. Man hatte Angst, frei zu reden. Angst, es werde kolportiert, und irgendwann kämen die Oberbefehlshaber und packten einen, weil man den Hitlergruss nicht gemacht oder einen Witz über Hitler gerissen hatte. Da blieb man lieber in der Schweiz und ging hier spazieren. Ich musste damals noch in Rheinheim zum Zahnarzt. In der Mitte der Rheinbrücke hatte es einen weissen Strich. Da hielt ich jeweils an,

holte noch einmal tief Schweizer Luft und trat erst dann hinüber. Ich hatte irgendwie Angst und konnte die deutsche Mentalität nicht teilen.

Ab 1935 hörte ich regelmässig die Hitler-Reden, aber mit einer gewissen Abscheu. Unter uns Schülern sagten wir: «Das ist ein verrückter Cheib!» Uns Schülern imponierte das Regime da drüben nicht, wir lehnten es eher ab. Die Aufmärsche und diese Sachen, die wir später in der Wochenschau sahen, imponierten uns nicht. Wir sagten: «Jetzt hat Hitler wieder das Knöpfchen gedrückt, damit sie wissen, wann sie klatschen müssen.» Und ich weiss noch, wie wir 1938 jubelten und jauchzten, als die Schweizer an der Fussballweltmeisterschaft in Paris die Deutschen besiegten.

Verena Merkli-Rees *1928

Ich bin als Deutsche in der Schweiz aufgewachsen. Das war manchmal ziemlich schwierig. Mein Vater kam um 1890 als Dreijähriger mit seiner ganzen Familie aus Deutschland nach Wallisellen. Sie waren eine Handwerkerfamilie aus der Nähe von Stuttgart. Mein Vater lernte wie sein Vater Schlosser, arbeitete später aber als Lastwagenchauffeur bei Sponagel in Zürich, weil er da mehr verdiente. 1933, in der Krisenzeit, musste Sponagel Leute entlassen. Da mussten zuerst die Ausländer gehen. Als Arbeitsloser machte Vater jede Arbeit, die er bekam, Kohle schaufeln zum Beispiel. Das machte er ungern. Er klagte: «Die reden eine grauenhafte Sprache!» Schliesslich fand er bei Bührlé in Oerlikon wieder eine Stelle als Chauffeur.

Meine Mutter stammte aus Urdorf und lernte Vater kennen, als sie in Wallisellen Kindermädchen war. Das war ungefähr 1912, und Vater bekam damals das Aufgebot für die Rekrutenschule nach Deutschland, mitten in seiner Lehre. Als die Rekrutenschule 1914 fertig gewesen wäre, war schon Krieg, und er durfte nicht mehr nach Hause, sondern kam an die Westfront, wo er nur ganz knapp überlebte. Er erzählte später kaum davon, sagte aber immer: «Es darf nie mehr Krieg geben!» Von einem Kanonensplitter hatte er eine Narbe an der Oberlippe und trug deshalb einen Schnauz. Als er wieder zu Hause war, heirateten meine Eltern, obwohl die Eltern meiner Mutter gegen die Ehe waren, denn durch die Heirat wurde Mutter Deutsche. Sie sagte jedoch: «Das ist mir egal!» Wir drei Kinder wurden so auch Deutsche.

Mutter tat sich allerdings schwer damit, nun Deutsche zu sein. Der Mann unserer Nachbarin war ebenfalls Deutscher gewesen, hatte sich aber in der Schweiz eingebürgert. Mutter sagte immer voller Neid: «Der ist ja bloss ein Papierli-Schweizer!» Die Nachbarin antwortete: «Wartet ihr nur, bis Hitler kommt und euch rausholt!» Eine Weile lang drohten uns die Eltern ebenfalls

damit, wenn wir etwas angestellt hatten. Als wir zum Beispiel in einem Kornfeld Verstecken gespielt hatten und der Bauer uns nach Hause jagte, sagte Mutter: «Wir müssen noch ins Deutsche hinaus, wenn ihr immer so Chabis macht!» Lange meinte ich, Mutter bilde sich das nur ein, aber wir hatten Nachbarn mit derselben Familienkonstellation, die eines Tages die Schweiz verlassen mussten, weil der Vater arbeitslos geworden war. Auch in der Schule bekam ich das Deutschsein negativ zu spüren. Einmal wollte ich im Geschichtsunterricht etwas sagen, da sagte ein Junge: «De Söischwab soll d'Schnörre hebel!» Er schaute mich dabei nicht einmal an. Ich erschrak grauenhaft, stand auf und rannte den ganzen, langen Schulweg nach Hause. Dort erzählte ich Mutter davon, und wir weinten zusammen. Später konnte ich auch nicht Kinderschwester werden, wie ich es eigentlich gewollt hätte, weil ich Deutsche war.

Von Einbürgerung war bei uns aber lange nie die Rede, denn das war teuer. Viertausend Franken hätte das damals gekostet. Doch schliesslich fanden Landolts, unsere Vermieter, die für uns ein bisschen wie Grosseltern waren, wir sollten uns einbürgern, wegen meines älteren Bruders Hans. Denn wenn es Krieg gebe, müsse er nach Deutschland gehen. Vater wollte aber nicht: «Es gibt doch jetzt keinen Krieg mehr! Es ist ja noch gar nicht lange her seit dem letzten! Es hat noch Überlebende, und die werden doch keinen Krieg mehr machen!» Er glaubte nicht, dass es wieder losgehe. Erst als es 1939 brenzlig wurde, stellten die Landolts in Bern ein Einbürgerungsgesuch für Hans.

Nach Monaten kam endlich die Einbürgerungsbewilligung von Bern, doch es standen nur wir beiden Schwestern und die Eltern darauf. Wir hätten also Schweizer werden können. Aber wir hatten das Gesuch doch wegen Hans gemacht! Mit Hilfe der Landolts schrieb mein Vater einen Protestbrief nach Bern. Darauf hiess es, mein Bruder könne nicht eingebürgert werden, weil er noch keinen Beruf gelernt habe und sich deshalb noch nicht selbständig durchs Leben bringen könne. Als wir nochmals in Bern nachfragten, erhielten wir den Bescheid, mein Bruder habe von einem Arbeitgeber, einem Bauern aus Herrliberg, wo er nach der Schule ein paar Monate gearbeitet hatte, ein schlechtes Zeugnis ausgestellt bekommen. Der hatte geschrieben, Hans habe seinen ganzen ersten Monatslohn für Schleckwaren ausgegeben. Zehn Franken! Diesen Bauern hätte ich umbringen können! Ist es denn so furchtbar, wenn man einmal zehn Franken verjubelt?

Dieser Entscheid aus Bern beleidigte meine Eltern tödlich. Nie hatten sie auch nur einen Franken Schulden gehabt, hatten immer brav gearbeitet, auch als mein Vater arbeitslos gewesen war, und mit der Polizei hatten sie auch nie zu

tun gehabt. Ausserdem hatten wir mit Deutschland nicht viel am Hut; die Schweiz war unsere Heimat. Doch nun entstand in meiner Familie ein grauenhafter Hass auf Bern. Meine Eltern sagten: «Wir haben auch unseren Stolz. Dann sollen sie es halt bleiben lassen!» Und sie liessen sich nicht einbürgern.

Es ging dann nicht mehr lange, und der Krieg brach aus. 1941 bekam mein Bruder das Aufgebot, mit siebzehn. Da sagte meine Mutter: «Die wollen dich ja nicht in der Schweiz. Geh du nur!» Und mein Bruder sagte: «Jawohl, ich gehe! Die Deutschen wollen mich wenigstens.» Er war damals schon ziemlich deutschfreundlich, schimpfte über die Engländer und regte sich auf, was wir hier für falsche Nachrichten hören würden. Auch die Nachbarn fanden, er müsse gehen, denn man höre da so Geschichten: Wer nicht sofort einrücke, von dem würden sie nachher nur noch die Kleider zurückschicken. Also, sie brächten einen um, hiess das. Solche diffusen Schauermärchen kursierten. Deshalb fanden dann alle, nun müsse er halt gehen. Bis nach der Rekrutenschule sei der Krieg sicher schon wieder vorbei. So ging mein Bruder also nach Deutschland.

Für meinen Vater war das ein Drama. Ich war damals im Welschland, und er schrieb mir, er habe dem Zug nachgeschaut und gewusst, dass er ihn nie wieder sehen werde. Furchtbar! Und die Eltern hatten ihn noch geschickt! Sie hätten es ihm ja verbieten können. Aber nein, sie schickten ihn, aus lauter Stolz. Ich hätte das nicht getan, wenn es mein Sohn gewesen wäre. Aber das kann ich jetzt gut sagen, ich bin ja nicht in dieser Situation. Kurz darauf starb Vater an einer Lungenentzündung, und der Arzt sagte zu mir: «Weisst du, der Vater will nicht mehr leben.» Ich habe lange sehr unter dem Tod meines Vaters gelitten.

Mein Bruder schrieb uns sehr viele Briefe, und wenn ich die heute wieder lese, merkt man schon, wie er immer stärker infiltriert war, immer regierungsfreundlicher wurde. In einem Brief steht: «Heil Hitler!», das hat mich sehr erschreckt. Nachdem die Rekrutenschule vorbei war, war der Krieg natürlich noch lange nicht zu Ende, und Hans kam an die Ostfront. Er hatte allerdings viel Glück, war immer wieder verwundet oder krank und musste zur Erholung. So überlebte er. Auch die schlimmste Zeit, als die Deutschen zurückweichen mussten. 1945 erhielten wir einen Brief von einem Kameraden von Hans. Er schrieb, er sei beauftragt worden, uns zu benachrichtigen: Wir sollten uns nicht sorgen, Hans gehe es gut, er könne aber momentan nicht selber schreiben. Da dachten wir natürlich, er sei gefallen. Das war grauenhaft. Aber ein Jahr später stiegen meine Schwester und ich einmal abends nach der Arbeit im Hauptbahnhof in den Zug ein, und da kam plötzlich ein Mann herein. Brandmager, glatt rasiert und in viel zu kleinen Kleidern. Es war unser Bruder! Wir hatten beinahe

einen Herzschlag: «Jesses, bist du das, Hennes? Ja, du bist es!» Er erzählte uns, dass er auf der Halbinsel Krim von den Russen gefangen genommen worden war, dann aber fliehen konnte. Zusammen mit einigen anderen war er zu Fuss quer durch Deutschland gewandert, bis nach Weningen, wo wir Verwandte hatten. Dort wurde er von den Franzosen interniert, durfte aber schliesslich wieder zu den Verwandten, weil er so schwach und krank war. Er hatte die Krätze und wog noch fünfzig Kilo und war doch ein Meter neunzig gross! Als er wieder etwas bei Kräften war, kam er über die grüne Grenze in die Schweiz.

Meine Mutter setzte sofort alle Hebel in Bewegung, damit er in der Schweiz bleiben durfte. Weil weder er noch mein Vater politisch aktiv gewesen waren, bekam sie die Bewilligung von der Fremdenpolizei, allerdings mit der Auflage, dass er zu einem Bauern arbeiten gehen musste. Ein Bruder meiner Mutter war in Urdorf Bauer. Dorthin ging Hans, bis er wieder auf seinem Beruf als Schlosser arbeiten konnte. Er schwärmte jedoch nach wie vor für Deutschland. Hörte so laute deutsche Ländlermusik und sagte dauernd: «Bei uns draussen war es besser.» Später begann er zu trinken. Er hat den Krieg nie richtig verkraftet.

Meine fünf Jahre ältere Schwester war ebenfalls ziemlich deutschfreundlich. Das habe ich aber erst später realisiert. Als der Krieg ausbrach, war sie siebzehn. Sie war sehr aktiv und offen, und nahm mit einer Frau in Wallisellen Kontakt auf, die mit der deutschen Kolonie in der Schweiz zu tun hatte. Ihr Sohn war Schweizer Offizier, auch so ein Papierli-Schweizer. Am Ende des Krieges stellte sich heraus, dass er für die Deutschen spionierte hatte. Er wurde zu lebenslänglicher Haft verurteilt, und seine Familie wurde ausgewiesen. Durch diese Frau kam meine Schwester zur Deutschen Mädchenschaft und war begeistert. Manchmal kaufte sie auch das «Signal», eine Illustrierte, in der die deutsche Armee hochgejubelt wurde. Vor allem die Flieger wurden darin verherrlicht. Einer davon, Udet, war damals beinahe ein Nationalheiliger. Mein Bruder schrieb ihr aus dem Feld, dass er sich freue, dass sie da mitmache. Sie sei klüger als ich, denn sie wisse, dass die Engländer uns alle anlügen würden.

Aber Hitler begeisterte ja alle. Mit dieser Musik! Ich kann heute noch jedes Lied, das die Soldaten damals sangen. Wenn ich heute die alten deutschen Filme aus der Kriegszeit sehe und die Lieder höre, die kann ich alle. Irgendwo habe ich das doch her! Die Musik gefiel mir. Aber die Begeisterung für Hitler war mir unheimlich. Als Kind musste ich jeden Samstag einer anderen deutschen Familie Eier bringen. Sie waren aus Berlin und sehr deutschfreundlich. Sie gaben mir ein Büchlein, darin waren Bilder von Hitler mit Kindern auf den Armen, und er ass mit ihnen Erdbeeren und Schlagrahm. Also, ich hatte schon

das Gefühl, das sei ein toller Mann. Man weiss ja, dass sich Diktatoren auch immer mit Kindern ablichten lassen. Aber zu Massenbewegungen hatte ich nie Sympathien. Das ist der grösste Horror für mich: Menschenmassen.

Ungefähr zu Beginn des Krieges sagte meine Schwester einmal zu mir: «Du, wir singen im Kongresshaus in Zürich an einer Veranstaltung der deutschen Kolonie und brauchen noch eine dritte Stimme. Kommst du singen?» Mir sagte das damals nichts, aber gesungen habe ich immer sehr gerne, deshalb sagte ich zu. Da nahm sie mich mit nach Zürich. An der Bellerivestrasse hatte die deutsche Kolonie eine Villa, die steht heute noch. Dort wurden wir verköstigt. Das war feudal in dieser Villa! Aber alle Leute rissen den Arm so komisch hoch, wenn sie sich begegneten. Sie sagten auch etwas, aber das verstand ich nicht. Ich wusste nicht, was das alles bedeutet. Ich dachte nur: Die spinnen alle!

Wir gingen dann ins Kongresshaus und übten in einem Nebenraum. Ein Mutterverehrungslied: «Wenn eine Mutter ihr Kindlein tut wiegen, schaut der Mond in das Fenster hinein.» Das war an sich ein herziges Lied. Hitler verehrte die Frauen ja sehr als Mütter. Als Mütter von zukünftigen Soldaten. Im grossen Saal hingen überall Hakenkreuzfahnen. Ich wusste damals noch nicht, was das war; wir redeten zu Hause nie von solchen Dingen. Auch da machten alle dauernd den Hitlergruss, und ich kam mir vor wie in einem Irrenhaus. Ich sang mit und dachte: «Da will ich nie mehr hin!» Aber ich dachte sowieso in den meisten Dingen anders als meine Schwester oder meine Eltern; war immer ein bisschen daneben. Heute bin ich richtig stolz, dass ich mich weigerte, wieder mitzugehen. Ich spürte, was das für Leute waren, obwohl ich es damals nicht wusste. Es beeindruckte mich nicht, es machte mir Angst.

Meine Schwester lernte noch während des Krieges einen Mann kennen, einen Lehrer. Der sagte: «Wenn wir heiraten, will ich nicht, dass in der Verkündigung steht: Deutsche Reichsangehörige!» Sie solle sich zuerst einbürgern lassen. So machte sie dann nochmals einen Versuch, sie alleine. Da kamen zwei Polizisten bei uns vorbei und machten Nachforschungen. So, wie im Film «Die Schweizermacher». Dort sieht das lustig aus, aber es war nicht lustig. Die Polizisten löchernten einen richtiggehend. Sie fragten mich, ob ich Sympathien für Deutschland hätte. Ich antwortete, ich hätte nichts gegen Deutschland, aber Sympathien hätte ich auch nicht. Mir war das nicht so wichtig, diese Sache mit dem Deutschen. Meine Schwester wurde auch interviewt, wie sie sich zu den Nazi stelle. Da sagte sie: «Wenn mein Bruder dort draussen im Krieg ist, kann ich ja wohl nicht dagegen sein.» Ihr Gesuch wurde abgelehnt, aber sie sagte: «Dann heirate ich halt und werde so Schweizerin, und es kostet mich nicht einmal etwas!»

Ich weiss nicht, wie weit die Kontakte zur deutschen Kolonie in meine Familie hineingingen. Als Vater starb, standen wir alle um sein Bett herum, und da sagte er etwas sehr Seltsames: Als der Pfarrer kam, fragte er voller Angst: «Ist das einer von der Partei?» Ich habe nie herausgefunden, weshalb. Ob er im Zusammenhang mit meinem Bruder bedroht worden war? Vater war nicht in der NSDAP gewesen, sondern bei der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz. Er hoffte, dass sie ihm bei der Einbürgerung helfen würden. Aber er war nie sehr aktiv gewesen. Im Grunde genommen war er kein politischer Mensch. Mein Bruder hatte nach dem Krieg ja mit der Begründung in der Schweiz bleiben dürfen, Vater habe sich politisch nicht engagiert.

Nach dem Krieg nahm Mutter wieder mit ihren Brüdern in Urdorf Kontakt auf. Der älteste war inzwischen Gemeindeammann und sagte zu ihr: «Das ist ein Skandal, dass ihr immer noch Deutsche seid. Das wird sofort in Ordnung gebracht!» Und am 13. September 1946 wurden meine Mutter und ich Schweizerinnen. Ohne einen Rappen zu zahlen. Wir waren ja so stolz!

Karl Furrer *1918 In der letzten Sekundarklasse hatte ich ein politisches Aha-Erlebnis: Einer meiner Mitschüler war bei den Roten Falken, einer sozialistischen Jugendgruppe. Die kamen häufig in Uniform zur Schule, mit blauem Hemd und roter Krawatte. Die Fröntier hatten auch eine solche Jugendgruppe. Sie kamen im braunen Hemd und mit Ledergurt. Eines Nachmittags diskutierte einer der Roten Falken mit einem von der Front. Das ging natürlich sehr emotional zu und her. Der von den Roten Falken fand: «Der Sozialismus ist das Richtige! Er bringt Frieden und Arbeit! Und überhaupt: Was ist schon die Schweiz im grossen Kampf zwischen Kommunismus und Faschismus?» Dann zog er eine Schweizer Fahne aus der Tasche, zerriss sie und zündete sie an. Das hinterliess mir einen bleibenden Eindruck. Ich dachte: Das ist doch die Schweiz! Das darf man doch nicht! Das gibt es doch nicht, dass ein Schweizer seine eigene Fahne zerreisst! Dieses Erlebnis brachte mich ins Fahrwasser der Front. Ich verkehrte etwa bis zu meinem achtzehnten Lebensjahr in rechtsgerichteten Kreisen. In die Front selber trat ich nie ein, aber ich sympathisierte mit ihr, das muss ich zugeben.

Damals herrschte grosse Arbeitslosigkeit, und dazu kam eine grosse Staatsverdrossenheit. Man glaubte nichts mehr. Und am Radio lief ständig deutsche Propaganda. Es gab zum Beispiel «Kraft-durch-Freude»-Abende, das war eine Unterhaltungssendung, die jeden Samstag von den deutschen Radiosendern übertragen wurde. Dort wurden Sketches aufgeführt und Militärmusik gespielt.

Das Ganze stand natürlich voll im Dienst der braunen Ideologie. Aber man nahm die Propaganda kaum wahr, weil einen das Drum und Dran so gefangen nahm. Ich und viele meiner Kollegen, die in der Front waren, konnten dem nichts entgegensetzen. Wir konsumierten das einfach.

Man darf nicht vergessen, dass damals auch die Kommunisten und die Sozialdemokraten ihre Propagandaveranstaltungen durchführten. Das wurde jeweils gross aufgemacht. Ich ging oft in die Stadt, wenn solche Veranstaltungen stattfanden, weil es mich interessierte, was die Linken machten. Auf ihren Umzüge trugen sie jeweils vierzig oder fünfzig lange Bambusstangen mit, an denen die rote Fahne wehte. So marschierten sie und sangen die Internationale: «Wacht auf, Verdammte dieser Erde!» Die Umzüge fanden oft nachts statt. Das war sehr eindrücklich: die Dunkelheit, der Fahnenwald, ein paar Trommeln und die vielen Menschen, die die Internationale sangen.

Auch die Frontisten führten solche Demonstrationen durch. Die sahen fast gleich aus, nur trugen sie dort andere Fahnen und spielten einen anderen Marsch. Und wir Jungen standen zwischen diesen beiden Gruppen und waren beeindruckt. Wenn man achtzehn ist, muss etwas laufen! Das ist heute noch so. Und bei diesen Demonstrationen lief etwas. Manchmal kam es auch zu Schlägereien, und die Frontisten und die Linken gingen mit Stahlruten aufeinander los. Ich machte da nie mit, aber ich schaute zu.

Eines Tages bekam ich ein Buch zu lesen, das hiess «Die Moorsoldaten». Darin wurde ein deutsches KZ beschrieben, in das die Leute zur Umerziehung eingewiesen wurden. Wolfgang Langhoff, der Autor, war selber in einem solchen Lager gewesen, hatte aber fliehen können und dieses Buch darüber geschrieben. Das gab mir zu denken. Ich dachte: Es darf doch nicht sein, dass man in ein solches Lager kommt, bloss weil man eine andere Meinung hat. So entfernte ich mich langsam vom Gedankengut der Fronten. Ich wurde zu einem Patrioten, zu einem ganz simplen Schweizer. Seither vertrete ich die Ansicht, dass man einen Mittelweg suchen muss. Man muss miteinander reden und von jeder Seite die positiven Aspekte akzeptieren.

Max Siegrist *1918 Im Herbst 1933 begann ich eine Schreinerlehre in Hettlingen bei Winterthur. Mein Lehrmeister war Mitglied der Nationalen Front. Ich kam aus einem linken Umfeld und fand die Frontisten scheusslich. 1935 gab es eine Fröntier-Veranstaltung in Töss, einem Winterthurer Stadteil. Sie kamen auf Lastwagen aus Zürich und waren mit Schlagringen und Stahlruten bewaffnet. In Töss wurden sie von den Büzern mit einem Steinhagel empfangen.

Damals hatte die Nationale Front riesigen Erfolg. Am schlimmsten war es in Zürich, Winterthur und Schaffhausen, da gab es die meisten Nazis. Am 26. Mai 1936 marschierten tausende von Frontisten mit ihren Fahnen mit dem langschenkligen Schweizerkreuz vom Bahnhof Winterthur hinauf in die Mörsburg, wo sie einen Gau-Tag abhielten. Die waren aus der ganzen Schweiz ange-reist. Das war eine nicht enden wollende Achterkolonne! Am 1.-Mai-Umzug habe ich nie so viele Leute gesehen – auch in Zürich nicht!

Bei diesem Anlass konnte ich einen Triumph feiern. Mein Meister war kurz zuvor wegen Versicherungsbetrugs verhaftet und deswegen auch aus der Nationalen Front ausgeschlossen worden. Und ausgerechnet an jenem Tag, als die Frontisten ihren Gau-Tag abhielten, wurde das in ihrer Zeitung, der «Front», bekannt gemacht. Ich war gerade zusammen mit einem Mitstift auf dem Weg ins Geschäft, als mir jemand dieses Blatt in die Hand drückte. Ich sagte: «Danke, ich habe kein Interesse an diesem Drecksblatt.» Da reisst dieser Frontist seine Zeitung auf und hält sie mir direkt vors Gesicht: «Da stehen aber interessante Sachen drin!» Und was sehe ich da, gross aufgemacht? Den Parteiausschluss meines Meisters.

Da wurde ich dann plötzlich sehr freundlich! Nun liefen wir dem Demon-strationszug entlang und steckten eifrig diese Zeitungen ein, die da verteilt wurden, bis wir einen ganzen Stapel beisammen hatten. Damit fuhren wir ins Geschäft, heizten den Leimofen an und klebten in jeden Werkzeugkasten eine der Anzeigen mit dem Parteiausschluss unseres Meisters. Es dauerte mehr als vier-zehn Tage, bis er merkte, was in den Werkzeugkästen drin war, und dann musste er die Anzeigen allesamt wieder herauskratzen.

In Winterthur gab es damals viele Leute, die mit den Frontisten sympathi-sierten. Das ganze Bauwesen war verseucht. Es gab einen Architekten, der be-rücksichtigte nur Unternehmer, die in der Partei waren. Vieles kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen. Nach dem Fall von Frankreich zum Beispiel ging ein Frontist in das Geschäft von Uhrenmacher Wehrli und sagte: «Herr Wehrli, höchste Eisenbahn, dass Sie zu uns kommen! Nachträgliche Gesuche werden nicht mehr berücksichtigt!» Wehrli gab zur Antwort: «Und für Sie ist es höchste Eisenbahn, mein Geschäft zu verlassen!»

Was man damals über Hitler sagte? Das kommt ganz darauf an, wer es war. Bei feinen Leuten wurde über Hitler nicht gesprochen. Für die gewöhnlichen Búezer hingegen war Hitler der leibhaftige Teufel. Es gab viele Leute, die sehr unanständig redeten, wenn die Nazis erwähnt wurden. Aber von einer gewissen Einkommensstufe an wurden die Haltungen verschwommen.

Ernst Arnold *1917 Als Hitler an die Macht kam, wurde am Badischen Bahnhof in Basel die Hakenkreuzflagge gehisst. Und an der Klarastrasse gab es ein Reisebüro, wo ebenfalls das Hakenkreuz hing. Dagegen demonstrierten wir mit der Freien Jugend, einer kommunistischen Jugendorganisation, der ich damals angehörte. Wir wurden oft von der Polizei zusammengeknüppelt. Einmal wollten wir am 1. August eine Demonstration unter dem Motto: «Nie wieder Krieg!» machen, denn der 1. August 1914 war der Tag, an dem der Erste Weltkrieg ausgebrochen war. Diese Demonstration wurde von der Regierung verboten, aber wir wollten sie trotzdem durchführen. Als wir uns in Kleinbasel versammelten, marschierte plötzlich Militär auf und brachte Maschinengewehre gegen uns in Stellung, und in der Kaserne wurde die Kavallerie in Bereitschaft gehalten. Unserer Regierung passten eben die kommunistischen Demonstrationen nicht.

Basel hatte damals noch eine rein bürgerliche Regierung. Das änderte sich mit den Wahlen 1935, als die Sozialdemokraten die Mehrheit in der Regierung übernahmen – mit Hilfe der Kommunisten, übrigens. Kurz darauf organisierten wir eine Demonstration vor dem Badischen Güterbahnhof. Dort exerzierte jeweils die SA – also eigentlich innerhalb der Schweizer Grenze, obwohl der Badische Bahnhof offiziell deutsches Territorium ist. Wir demonstrierten also dort, als plötzlich Polizisten auf Motorrädern angefahren kamen. Schon wollten wir wegrennen, als uns einer der Polizisten zurief: «Ihr müsst nicht mehr davonrennen! Die Regierung hat gewechselt!» Es war der damalige Polizeichef Fritz Brechbühl, ein Sozialdemokrat. Der führte bei der Polizei ein anderes Regime ein. Es wurde nicht mehr so dreingeschlagen wie vorher.

Othmar Hauser *1926 Ende der zweiten Sekundarklasse wurde ich wegen politischer Propaganda von der Schule geworfen. Ich ging in Zürich im Schulhaus Hirschengraben in die Sek. Wir waren zwei Parallelklassen, und das war eine absolute Klassentrennung nach Herkunft und Reichtum. In der einen Klasse waren alle Schüler vom Zürichberg, in der anderen die vom Niederdorf. Und die wenigen Armen vom Zürichberg waren auch bei uns. Unser Hauptlehrer mochte mich, denn ich konnte gut Französisch und schrieb gute Aufsätze. Er war ein Demokrat vom alten Schrot und Korn, und die Französische Revolution war das Grösste für ihn. Der andere hingegen war ein Militärkopf. Er war Aushebungsoffizier und das pure Gegenteil. Bei ihm hatten wir auch Turnen, und wenn Knabenschiessen war, fragte er alle: «Was hast du geschossen?» Zu mir sagte er: «Dich muss ich gar nicht fragen, du bist ja sowieso nicht

gewesen!» Im Turnen weigerte ich mich, in der Kolonne zu laufen. Ich fand: «Ich bin hier doch nicht im Militär!»

Schon während der Sekundarschule kam ich in Kontakt mit den jungen Naturfreunden. Die waren sozusagen eine Deckorganisation der Linkssozialisten und der Jungkommunisten, denn diese waren verboten worden. Ich spielte Gitarre, deshalb konnten sie mich gut brauchen. Am Wochenende zogen wir in die Naturfreundehäuser. Am Üetliberg gab es eines, am Albis, am Walensee und in der Innerschweiz. Wir gingen Ski fahren und wandern; dann machten wir Suppe und Tee und sangen Lieder. Und dann gab es noch einen kleinen Kurs in Marxismus. Das Wandern und Singen war zwar schon wichtig, aber der politische Inhalt ebenfalls. Das war keine Pfadfinderbewegung.

Durch die Jungnaturfreunde kam ich in Kontakt mit der Kommunistischen Jugend und wurde Mitglied. Diese Organisation war illegal, und wir führten einen klaren, aktiven Kampf. Zum Beispiel schrieben wir nachts während der Verdunkelung mit roter Farbe auf die Strassen: «Nieder mit dem Hitler-Faschismus! Nieder mit der Zürcher Polizei!» Die war für uns ebenfalls rechts-extrem. Dabei wurde ich auch einmal verhaftet, als Fünfzehnjähriger. Auf dem Polizeiposten an der Urania hielten sie mich fest und schlugen mich. Sie sagten: «An die Wand stellen und vergasen!» Doch das machte mir wenig Eindruck. Ich dachte: Die müssen das ja sagen, die sind halt so eingestellt.

Von der Kommunistischen Jugend bekam ich Heftchen über Lenin und Marx, Schulungsmaterial. Das hatte ich in meiner Schulmappe dabei, und dort entdeckte es dieser Parallellehrer. Wir hätten die Rechenaufgaben vorzeigen sollen, und ich hatte mein Heft zu Hause vergessen. Als ich sagte, ich könne es ja über Mittag holen und später zeigen, stellte mich der Lehrer vor die Türe. Aus irgendeinem Grund sah er dann selber in meiner Mappe nach, ob ich die Aufgaben nicht doch dahatte und fand die kommunistischen Programmhefte. Mit diesen Heften in der Hand stürzte er zur Schulzimmertüre heraus, rief mir zu: «Jetzt habe ich dich!», und eilte schnurstracks ins Lehrerzimmer. Kurz darauf beschloss der Lehrerkonvent mehrheitlich, mich von der Schule auszuschliessen, wegen illegaler politischer Propaganda.

Ich hatte sehr gute Zeugnisse, und meine Mutter fand, ich könnte doch ans Gymnasium gehen. Zuerst stellte sich allerdings die Vormundschaftsbehörde quer. Die Armenpflege Wädenswil schrieb uns, man könne sie nicht dazu verpflichten, eine solche Lösung zu unterstützen. Ich arbeitete dann erst mal ein Jahr lang in Ringlikon bei einem Bauern, den meine Mutter kannte. Dann hatte ich Glück, denn der Liebhaber meiner Mutter beschloss, mich zu unterstützen.

Er war Chemiker und besass eine kleine Fabrik und bezahlte mir den Besuch der Privatschule Minerva. Der dortige Schulleiter war ein liberaler Typ und unterstützte mich ebenfalls. Er war Jude und damit quasi auch ein politisch Verfolgter. Einmal warnte er mich sogar, die Polizei habe sich wegen meiner politischen Aktivitäten nach mir erkundigt, ich solle mich vorsichtig verhalten.

Damals gaben wir von der Kommunistischen Jugend eine Zeitung heraus. Zusammen mit Ulrich Kägi war ich Redaktor dieser Zeitung. Sie hiess «Das Feuer» und gab Auskunft darüber, was an der Ostfront geschah. Darüber wusste man hier ja kaum etwas. Unser Radio und auch die Zeitungen hier in der Schweiz druckten nur ab, was die Deutschen ihnen gaben. «OKW» stand dann immer als Quelle da: Oberkommando der Wehrmacht. Auch das «Volksrecht» schrieb fast nichts; sie durften ja nicht. Aber wir hatten andere Nachrichten von der Ostfront. Meine Mutter hatten von ihrem Freund, dem Fabrikanten, ein Radio geschenkt bekommen, ein wunderbares Gerät. Ein grosser, alter Philipps. Damit konnte ich Radio Moskau empfangen. Die brachten jeden Tag eine deutsche Sendung. Ich war der Einzige von uns, der ein so gutes Radio hatte. Da schrieb ich immer alles mit, tippte es auf der Schreibmaschine und gab diese Berichte dem Redaktionskollektiv weiter. Wir hatten einen uralten, riesigen Hektografierapparat, mit dem wir unsere Zeitung druckten.

Natürlich suchte uns die Polizei, und so versteckten wir diese Maschine bei meiner Grossmutter. Die war sehr gut in dieser Beziehung. Mutter durfte nichts davon wissen, denn sie fand: «Politik geht uns nichts an. Das sind alles Gauer!» Grossmutter hingegen war von ihrer Arbeit als Köchin bei der SBB-Kantine her ein bisschen links angehaucht. Sie wohnte an der Köchlistrassc und hatte einen Keller, dessen Eingang unter dem Küchent Teppich verborgen war. Dort hinab brachten Ueli Kägi, ich und noch ein Dritter bei Nacht und Nebel unsere Druckmaschine und druckten die Zeitung beim Schein eines kleinen Lämpchens. Da konnte die Polizei die ganze Stadt nach uns absuchen, dort unten hätten sie uns nie vermutet. Und Grossmutter hätte uns nie verraten. Für diese Zeitung habe ich meine ersten Artikel geschrieben, unter dem Pseudonym «Spartakus». Der Sklavenbefreier. Der war für mich ein Held.

Gertrud Häusermann *1921

Als Hitler an die Macht kam, merkte man bald, dass es auch bei uns in Gebenstorf Leute gab, die für die Nazis waren. Einer der ganz Überzeugten war Chauffeur in der Textilfabrik. Er war Leiter einer solchen Nazi-Gruppe. Am Freitag lief er immer mit einer Mappe unter dem Arm die Strasse hinab nach Windisch, wo sie ihre Versammlungen abhielten. Wenn

sich die Nazis auf der Strasse trafen, erhoben sie den rechten Arm zum Hitlergruss und riefen: «Heil Hitler!».

1937 begann ich in Aarau eine Lehre als Buchhändlerin. Mein Chef war Deutscher. Es sprach sich schnell herum, dass er politisch ganz nach Deutschland ausgerichtet war. Das kriegte auch ich mit. Es musste einem ja auffallen, dass der deutsche Botschafter aus Bern immer wieder bei uns anrief. Mein Chef verkehrte auch mit vielen Schweizern, die als deutschfreundlich galten und die für eine stärkere Anpassung eintraten, darunter auch einige hohe Offiziere. Die kamen häufig zu uns in die Buchhandlung. Ich sehe sie heute noch vor mir, wie sie in einer Ecke der Buchhandlung standen und sich leise besprachen.

Die Aktivitäten meines Chefs entdeckte ich bloss, weil mir ein dummer Lapsus passierte: Ich musste Rechnungen schreiben, und eine davon ging an einen Aarauer Optiker, einen Schweizer. Ich hatte gerade das Couvert angeschrieben, als ich sah, dass ein weiterer Brief an diesen Optiker auf dem Tisch lag. Da dachte ich: Ich stecke den gleich zur Rechnung in denselben Umschlag, dann geht es in einem.

Ich öffnete also das andere Couvert, und da war ein Brief drin. Oben hiess es «Gau Schweiz», dann «Gau Aarau», und unterschrieben hatte mein Chef den Brief mit «Gauleiter Schweiz» und seinem Namen. Es war eine Rechnung für den Parteibeitrag der Nationalsozialistischen Partei Aarau. Mir drehte sich fast der Magen um. Ich dachte: Hätte ich das bloss nicht gesehen! Das darf ich doch nicht wissen! Am liebsten hätte ich es ungeschehen gemacht, denn ich hatte Angst, es gehe mir an den Kragen, wenn mein Chef das herausfinden würde. Später wurde er aus der Schweiz ausgewiesen. Ich glaube, er war der erste Deutsche aus Aarau, der ausgewiesen wurde.

Martha Jäggi *1909 Ich arbeitete ab 1932 als Buchhalterin in einem Transportunternehmen im Rheinhafen Basel. Eine der Sekretärinnen war Deutsche. Sie war eine «Heil Hitler», eine überzeugte Nazi. Als Paris gefallen war, rannte sie durch die Gänge und rief: «Paris ist gefallen! Paris ist gefallen! Wir sind in Paris!» Ich sehe sie heute noch vor mir. Sie dachte immer, sie werde eines Tages Gauleiterin, wenn die Schweiz erobert würde. Für mich wäre das verheerend gewesen, denn ich nahm ihr gegenüber nie ein Blatt vor den Mund. Man wusste, dass sie im «Braunen Haus» verkehrt. Dort fanden jeweils die Feiern zu Hitlers Geburtstag statt und solche Dinge. In diesem Haus herrschte immer ein reger Betrieb. Auch sehr gute Basler Familien tummelten sich dort. 1945 wurde unsere Sekretärin aus der Schweiz ausgewiesen. Das war aber erst nach dem Krieg.

Gertrud Viale *1932

Mein Vater sagte einmal über ein Mädchen, das mit meiner kleinen Schwester in derselben Klasse war: «Bei der müsst ihr aufpassen, was ihr sagt! Ihr Vater ist ein Frontist.» Das juckte meine Schwester dann so, dass sie zu der sagte: «Dein Vater ist Frontist!» Die erzählte das natürlich zu Hause, und schliesslich wurde mein Vater – wenn ich mich richtig erinnere – auf die Polizei zitiert, und es hiess: «Das ist Verleumdung! Noch einmal so eine Bemerkung, und Sie kommen ins Gefängnis.» Das war ein Riesenskandal, dass man jemanden «Frontist» nannte, quasi aus dem Blauen heraus. Aber es stimmte. Meine Schwester bekam Schläge und sagte: «Ich gehe nicht mehr in die Schule zu Anna. Das ist eine ganz Blöde, sie hat mich verrätscht.» Aber das war ja nahe liegend, dass die das ihrem Vater erzählte.

Man wusste in Romanshorn von diversen Leuten, dass sie zu den Frontisten gehörten; inoffiziell war das bekannt. Aber man musste Stillschweigen bewahren, denn bis 1942 war es sehr gefährlich, etwas zu sagen. Viele dieser Leute waren «eingekaufte Deutsche», also Deutsche, die vor dem Krieg in der Schweiz eingebürgert worden waren. Offenbar hegten sie damals Anschlussgedanken. Sie waren auch organisiert. Als Mädchen sagte man mir, ich dürfe in bestimmten Häusern nicht verkehren, bei Schulkameradinnen, deren Väter dabei waren. Diese Häuser waren tabu, denn sonst: mitgefangen, mitgehangen! Es hiess, wir müssten uns vorsehen, auch beim Reden.

Wir Kinder sangen jeweils ein Liedchen, das ein bisschen unanständig war. Es ging so: «Der Hitler kam geflogen auf einem Fass Benzin, da schossen die Franzosen, sie schossen auf ihn los, und schossen dem armen Hitler die Unterhosen los.» Das wurde uns verboten, denn das wäre ja blasphemisch gewesen. Die Eltern sagten: «Ihr dürft das nicht mehr singen. Wenn man das hört! Also, das geht nicht!» Man hatte einen Höllenrespekt. Das hörte erst nach der Niederlage der Deutschen in Stalingrad auf. Da wusste man, dass es eine Wende genommen hatte. Das war eine spürbare Erleichterung, und wir durften das Lied wieder singen. Niemand sagte mehr, wir sollten still sein.

Walter Edelmann *1923

Zu den Frontisten in der Gemeinde gehörte auch Robert Wanner, der Leiter der Korsettfabrik Spiesshofer & Braun. Diese Fabrik war ein richtiges Frontistenunternehmen. Wanner war Deutscher und führte ein strenges Regime. Man wusste: Wer dort arbeitete, musste etwas mit den Fronten zu tun haben. Wahrscheinlich wurde diesbezüglich auf die Angestellten Druck ausgeübt; sie mussten mitmachen. Die Leute taten mir zum Teil fast Leid. Während des Krieges erzählte man sich, in dieser Fabrik sei bereits ein

Kremationsöfen für diejenigen Zurzacher eingerichtet worden, die eine andere politische Linie vertraten. Ob das stimmt, weiss ich nicht. Andererseits wurde auch behauptet, auf dem Bezirksamt Zurzach gebe es Listen, wer von den Frontisten erschossen würde, wenn die Deutschen kämen, und welche Schweizer das tun müssten.

Eva Auf der Maur-Kohler *1919

Als die Deutschen 1938 in Österreich einmarschierten, kam ich am Morgen zur Schule, in die Kantonsschule Hirschengraben in Luzern, und da war deswegen ein riesiger Jubel in unserer Klasse. Vor ein paar Jahren wollte ich in einem Vortrag davon erzählen und habe das Manuskript ein paar von meinen ehemaligen Mitschülern zu lesen gegeben. Es konnte sich niemand mehr daran erinnern. Ein Mitschüler war der Sohn eines Rabbiners, der lebt inzwischen in Israel, und als ich dem davon schrieb, meinte er: «Die haben ein kurzes Gedächtnis!» Das wurde verdrängt. Keiner der anderen 34, die in unserer Klasse waren, mag sich daran erinnern.

Wir wussten schon früh, dass es Krieg gibt, spätestens ab Frühsommer 1939. Man hörte ja Radio und las Zeitungen. Immer diese Reden! Wenn ich heute Herrn Blocher höre, kommt es mir manchmal vor, ich sei wieder zwanzig und höre die Deutschen reden. Der gleiche Tonfall, die gleiche Wortwahl. Ich glaube, wir jungen Leute waren damals politisch viel interessierter als die Jungen heute. Die Zeiten waren gefährlicher als heute. Deshalb interessierte man sich mehr dafür, was auf der Welt lief. Vielleicht liegt es aber auch daran, dass man weniger Geld hatte und weniger Ablenkung.

Rosina Rossi *1927

Kurz vor Kriegsausbruch erliess Mussolini ein Dekret, das verlangte, dass alle Italiener dem italienischen Staat ihr Gold abliefern, damit davon Kanonen gekauft werden konnten. Meine Mutter war damals noch Italienerin. Sie war wie die meisten aus unserer Familie Sozialistin und wollte deshalb Mussolini nichts geben. Sie versteckte das bisschen Gold, das sie besass, und behauptete, sie hätte nichts mehr. Zu uns sagte sie immer: «Ich bin eine Schweizerin und gebe denen mein Gold nicht!»

1941 ging ich als Au pair in die Deutschschweiz, um Deutsch zu lernen. Ich wohnte bei einem Lehrerehepaar in Laufen und machte ihnen den Haushalt. Als Gegenleistung erteilten sie mir Deutschunterricht. Sie waren beide katholisch, und am Sonntag ging ich mit ihnen in die Kirche. Der Pfarrer war ein Nazi-Anhänger. Er sagte ganz offen in der Predigt, dass man Hitler dafür bewundern müsse, was er in Deutschland mache. Nun herrsche dort endlich Ord-

nung. Das erklärte er den Gläubigen in völlig ruhigem Ton. Meine beiden Herrschaften waren sehr demokratisch eingestellt, sie hingen an der Schweiz und waren gegen den Faschismus. Sie lehnten die Ansicht des Pfarrers zwar ab, aber sie protestierten nie dagegen.

Ich blieb anderthalb Jahre in Laufen. Dann sagte ich mir: Jetzt will ich auch noch Französisch lernen! Ein Freund unserer Familie fand für mich in Fribourg eine Gastfamilie. Die Dame des Hauses war eine italienische Adelige, die kein Wort Französisch sprach. Ich habe keine Ahnung, warum sie mich überhaupt bei sich aufnahm. Ausserdem war sie eine überzeugte Faschistin und fand, dass Mussolini in Italien für Ordnung gesorgt habe. Dank ihm hätten endlich wieder alle Arbeit, und die Züge führen wieder pünktlich. Ihr Ehemann war Professor für Kunstgeschichte. Er war ebenfalls faschistisch eingestellt.

In dieser Familie ging es mir schlecht. Die Hausherrin verachtete alle Leute, die arbeiten mussten. Ich bekam kaum zu essen, weil sie die Nahrungsmittel für ihre Gäste aufsparte. Und sie hatte häufig Gäste. Einmal war sogar ein Sohn des ehemaligen italienischen Königs bei uns zu Besuch. Manchmal kamen auch die beiden Söhne der Familie vorbei. Der eine studierte in Zürich, der andere war Leutnant im Schweizer Militär und ebenfalls ein Faschist. Er diskutierte immer mit seiner Mutter über Politik. Nach sechs Monaten hatte ich genug. Ich konnte die ewigen Lobreden auf den Duce nicht mehr ertragen, und Französisch hatte ich auch nicht gelernt. Ich sagte zu meiner Arbeitgeberin: «Es tut mir Leid, aber ich halte es in diesem Haus nicht mehr länger aus. Ich gehe nach Hause zurück.» Sie meinte nur: «Dann gehen Sie halt.» So kehrte ich ins Tessin zurück.

Maria Biaggini *1915

Die Schülerinnen und Schüler, die die italienische Schule in Locarno besuchten, trugen Uniform. Wir fürchteten uns ein wenig vor ihnen, weil sie sagten: «Wenn es Krieg gibt, dann holen wir uns das Tessin.» In der Gegend um Locarno lebten sehr viele Italiener. Die meisten von ihnen waren Faschisten. Als der Krieg begann, zogen viele unserer Schulkameraden für Italien in den Krieg. Sie waren damals siebzehn, achtzehn. Viele von ihnen waren hier in Locarno und Muralto geboren. Am Zug, mit dem sie losfuhren, hing vorne ein Schild, auf dem stand: «Wir brechen ausgehungert auf und kehren mit Panzern zurück.» Viele meiner Schulkameraden kamen aber nicht mehr zurück. Einer schickte zwei Wochen nach seiner Abreise eine Karte nach Hause: «Mama, schick mir alle warmen Kleider, die wir haben. Ich soll in ein kaltes Land geschickt werden.» Die Mutter erfuhr später, dass er in Russland ums Leben gekommen war.



Mein Liebes Mädel: Ich hoffe nicht, daß es mir die Lieben verzeihen wollen, wenn ich heute zu spät
 auf an dich richte, aber es ist mir ein Stein vom Herzen, wenn Du endlich Brief #23 hast. Ich hoffe
 mit inliegenden Karten v. P. Vater in Papa's Liebe. Das ist meine Liebeskarte, und Du hast sie
 abgerufen. Es ist wunderbar, Papa hat mich mit dem Namen 'Lieschen' besprochen, und das ist
 mein Liebes. Ich habe mich aber nicht mit dem Namen 'Lieschen' besprochen, sondern mit 'Lieschen'.
 gegen die die Geschichte der Liebe. Ich habe mich aber nicht mit dem Namen 'Lieschen' besprochen,
 mit einem Liebes. Ich habe mich aber nicht mit dem Namen 'Lieschen' besprochen, sondern mit 'Lieschen'.
 mit was das meiste in der Geschichte der Liebe. Ich habe mich aber nicht mit dem Namen 'Lieschen' besprochen,
 von Deine Häufigkeit. Ich habe mich aber nicht mit dem Namen 'Lieschen' besprochen, sondern mit 'Lieschen'.
 mit, das will uns halt gar nicht kümmern. Nicht nur
 einmal, sondern
 Schreiben als
 Karten so
 ein
 ragen

RA | VERIFICATO PER CENSURA

L. K. Blum

«Wir haben rübergeschaut ins Gelobte Land»

Ruth Schwob-Bloch,
geboren 1919 in
Neckarbischofsheim,
Deutschland, Flucht vor der
nationalsozialistischen
Verfolgung, Heirat in der
Schweiz

Ich erinnere mich an eine wunderschöne Jugend: Spaziergänge in den Wäldern, Gänse und Enten im Garten, wir konnten auf der Strasse spielen, weil es noch keine Autos gab. Mein Vater arbeitete als Lehrer und Kantor im badischen Städtchen Neckarbischofsheim. Er unterrichtete Hebräisch, jüdische Geschichte und andere Fächer und betete in der Synagoge vor. Neckarbischofs-

heim war ein kleiner Ort mit einer jüdischen Gemeinde, die gross genug war, um eine eigene Synagoge zu haben. Die Synagoge wurde später von den Nazis zerstört.

Mit unseren nichtjüdischen Nachbarn hatten wir keine Probleme. Äusser, dass das eine oder andere Kind gelegentlich eine Bemerkung machte. Einmal sagte mir eines: «Ihr habt unseren Jesus getötet.» Ich dachte: «Um Gottes willen: wer ‚wir‘?» Früher habe ich nie daran gedacht, dass Jesus selbst ein Jude war. Das sind meine neuen Gedanken. Als Kind habe ich das so gesehen: Es waren die Juden, die den armen Jesus getötet haben. Nur, ich war es ja nicht, ich habe nie jemanden getötet. Und einmal sagte jemand – ich hatte schon immer eine grosse Nase: «Wenn das kein Jud ist, fresse ich einen Besen.» Das war schlimm, aber ich habe nicht darauf reagiert.

Als ich sieben oder acht war, bekam mein Vater eine Stelle in Schwetzingen bei Heidelberg. Das war ein schöner Ort mit einer grösseren jüdischen Gemeinde. Schwetzingen hat ein wunderbares Schloss mit einem Schlossgarten, und im Schlossgarten war die Synagoge. Das beweist, wie wunderbar man damals zusammengelebt hat, sonst hätte man nicht im Schlossgarten einen Platz für die Synagoge zur Verfügung gestellt. In meiner Erinnerung war das Verhältnis zwischen jüdischen und nichtjüdischen Deutschen in den 1920er-Jahren ungetrübt, in Neckarbischofsheim wie in Schwetzingen.

Ruth Schwob-Bloch mit einem Brief ihrer Eltern aus Thonon-les-Bains.

1933 sassen wir dann vor dem Radio und hörten, dass Reichspräsident Hindenburg Hitler zum Kanzler gemacht hatte. Man weiss ja, was nachher passierte. Das kam aber langsam, ganz langsam. Am Radio haben sie bekannte Juden interviewt, die in die Konzentrationslager gebracht worden waren. Sie wurden von den Interviewern gefragt, ob man sie quäle. Natürlich konnten sie darauf keine ehrliche Antwort geben, sie durften ja nicht frei reden. Das war furchtbar.

Auch in der Schule änderten sich die Verhältnisse. Als ich zehn oder elfjährig ins Gymnasium kam, das war etwa 1929, hatten wir einen netten Direktor und feine Lehrer. Ich ging gern zur Schule. Eines Tages gab es dann einen neuen Direktor. Einer meiner Lehrer, der streng katholisch war und sehr gegen die Nazis eingestellt, verschwand, und wir erhielten einen neuen Deutschlehrer, er hiess Treiber und sagte Dinge wie: «Wie herrlich ist es in der Schlacht, wenn das Blut spritzt.» Bei Treiber mussten wir Aufsätze verfassen zu Themen wie «Blut und Boden» oder «Warum Hitler die Jugend braucht». Natürlich musste ich dazu auch etwas schreiben, doch wie hätte ich das als Jüdin so gut und mit Begeisterung tun können wie diejenigen, die in der Hitlerjugend waren?

Nach und nach mussten alle in die Hitlerjugend. Oft auch gegen den Willen der Eltern, wie die Kinder unserer Nachbarn, die streng katholisch waren und ihre Tochter und ihren Sohn lange Zeit nicht in die Hitlerjugend liessen. Dann begann es in der Schule mit meinen Freundinnen. Das war eigentlich das Schlimmste, da habe ich am meisten gelitten. Es ist schlimm für ein junges Mädchen, wenn niemand mehr mit ihr redet, niemand mehr neben ihr sitzen darf, wenn sie wie eine Aussätzige behandelt wird. Ich konnte nicht mehr essen und nicht mehr schlafen.

Ausgelöst hatte das eine Mitschülerin, die beim Bund Deutscher Mädchen, dem BDM, war. Zuerst kam sie jeweils zu mir, um sich bei den Aufgaben helfen zu lassen, und sagte: «Du bist nicht wie die anderen Juden.» Obwohl sie gar keine anderen Juden kannte. Dann änderte sie langsam ihre Haltung. Die Indoktrination im BDM begann zu wirken: «Mit der darf man nicht gehen, neben die darf man sich nicht mehr setzen, sie ist ein Jud», verkündete sie. So durfte eines Tages auch meine beste Freundin nicht mehr neben mir sitzen, aus Furcht, dass ihr Vater die Stelle verlieren könnte. Davor hatten die Mädchen natürlich Angst. Und ich habe mich manchmal gefragt: Wie hätte ich mich verhalten, wenn ich nicht jüdisch gewesen wäre? Wahrscheinlich wäre ich auch keine Heldin gewesen und hätte mich auch nicht neben mich gesetzt. Die Lehrer behandelten mich wie die anderen Schülerinnen. Als der Französischlehrer, der immer in Uniform zum Unterricht kam, sah, dass ich alleine in der Bank

sass, sagte er: «Das ist aber nicht schön, alle gegen eine.» Das vergesse ich nie. Es hat allerdings nichts geändert. Die Lehrer waren weniger stark als die Schülerin, die Hitler folgte.

Angst hatte man. Weggehen in ein anderes Land hätte man gewollt. Aber Papa war Lehrer, er konnte keine andere Sprache besser als Deutsch. Im Ersten Weltkrieg hatte er als Elsässer in der deutschen Armee gedient. Er war Unteroffizier, Zahlmeister gewesen.

Einmal war es ganz schlimm, da kam ein Verwandter zu uns: Einige unserer Verwandten gingen nach Amerika, auch er, und er kam zu uns, um das zu besprechen. Irgendwie kam es aus, dass er bei uns war. Meinem Vater wurde darauf der deutsche Pass weggenommen. Von seinem französischen Pass wusste niemand. Wir hatten furchtbare Angst. Papa bekam den Pass dann aber zurück.

Soweit ich mich erinnere, wurde mein Vater als Beamter auch nach der Machtergreifung Hitlers immer noch vom deutschen Staat bezahlt. Wie lange, das weiss ich nicht mehr. Aber die Synagoge durfte am Schluss nicht mehr im Schloss in Schwetzingen sein, sondern musste an einen anderen Ort verlegt werden.

Mein Grossvater ging in die Schweiz, nachdem er sich von meiner Grossmutter getrennt hatte und nahm sich eine neue Frau. Meine Grossmutter war sieben Jahre älter als er. Grossvater reiste oft herum und spürte, was Hitler bedeutete. Als er Deutschland verliess, konnte er noch mitnehmen, was er besass. Später konnte man das nicht mehr. Meine Grossmutter blieb in Deutschland. Sie war damals so alt wie ich heute. Doch davon erzähle ich später. Der Bruder meiner Grossmutter und die Schwägerin gingen in Deutschland ins Altersheim und wurden von den Nazis umgebracht.

Als es in der Schule immer schlimmer wurde für mich, sagte meine Mutter: «Wir können das Kind nicht hier lassen. Das Mädchen wird krank, wir schicken es in die Schweiz.» Das war 1935. Ich kam nach Lausanne, in das jüdische Mädchenpensionat Sévigné. Die Mädchen kamen aus allen möglichen Ländern. Es gab immer mehr Deutsche. Ich kam mir ganz verloren vor. Habe gedacht, jetzt kann ich nicht mehr weiterleben. Ich war zum ersten Mal von zu Hause weg. Ich habe Französisch gelernt und Pingpong spielen. Wir durften auch tanzen, ich habe aber nichts mitgemacht, was etwas kostete, weil ich gedacht habe, vielleicht kann man das Geld noch brauchen. Ich hatte immer Angst davor, was in Deutschland passieren würde.

Nach einem Jahr im Pensionat ging ich nach Paris zu einer Tante. Ich war

siebzehn. Eigentlich wollte ich wieder ans Gymnasium, wurde aber nicht aufgenommen. Die Tante schlug vor, es doch an einer Malschule zu probieren. Da hiess es dann, als Ausländerin müsse ich für den Unterricht bezahlen. Meine Tante kam auf die Idee, ich könnte Französin werden, denn mein Vater hatte einen französischen Pass. Ich habe an den Bürgermeister seines Heimatortes geschrieben, und der hat geantwortet: «*Vous êtes Française de plein droit.*» Ich konnte also an die Schule und wollte eigentlich bis zum Diplom bleiben.

Etwa zwei Jahre später, ich war immer noch in Paris bei meiner Tante, erzählten mir meine Freundinnen eines Morgens, der deutsche Botschafter in Frankreich sei umgebracht worden. Von Rath hiess er. Seine Ermordung diente den Nazis als Vorwand für die «Kristallnacht». Wie mir meine Eltern später erzählt haben, sind in dieser Nacht SA-Leute, die gar nicht aus Schwetzingen waren, morgens um vier Uhr bei den Juden eingedrungen. Sie haben die jüdischen Bücher genommen und alles auf die Strasse geworfen und verbrannt. Papa wollten sie mitnehmen. Wahrscheinlich hätte man ihn ins Konzentrationslager gebracht. Doch er sagte: «Ich bin eigentlich Franzose, habe noch französische Papiere.» Und er brachte den französischen Pass. Da nahm einer der SA-Leute einen Stuhl, schmiss ihn meinem Vater an den Kopf und sagte: «Macht, dass ihr fortkommt!»

Wir hatten ganz feine katholische Hausleute, die haben unter grosser Gefahr einen Leiterwagen genommen und die Koffer meiner Eltern an die Bahn gebracht. Die Eltern gelangten auf verschiedenen Wegen zum Bahnhof und von dort mit dem Zug nach Karlsruhe. In Karlsruhe war die französische Botschaft. Es war ja noch nicht Krieg. Mama hatte deutsche Papiere, keine französischen. Die Franzosen haben ihr ein Visum ausgestellt, und meine Eltern konnten nach Paris fahren.

Da standen sie plötzlich vor mir, Papa mit einem dicken blauen Auge. Ich war glücklich, dass sie da waren. Ständig hatte ich mich wegen meiner Eltern geängstigt. Sie blieben drei oder vier Tage, dann gingen sie ins Elsass. Bei einem Bauern haben sie gewohnt. Vater bekam eine Stelle in Westhofen bei Strassburg, als Lehrer und Kantor.

1939 besuchte ich meine Eltern im Elsass und blieb bei ihnen, als der Krieg ausbrach. Wir haben gesagt: «Jetzt bleiben wir zusammen.» Man fühlte sich sicher, weil sich die Maginot- und die Siegfriedlinie gegenüberstanden. Die Deutschen und die Franzosen griffen sich nicht an. Die Franzosen sangen: «*Nous allons pendre notre lingé a la ligne Siegfried.*» Die Deutschen ihrerseits machten sich über die Maginotlinie lustig. Sie verschanzten sich hinter ihrer

Linie, die Deutschen. Sie mussten wahrscheinlich zuerst andere Eroberungen machen. Bis es eines Tages hiess: «Die Deutschen kommen.» Für die Juden bedeutete das: «Nur weg, sonst sind wir verloren.» Strassburg war schon evakuiert. Die Juden flüchteten wie viele andere Franzosen nach Südfrankreich. Von diesen Juden sind auch viele umgekommen. Ich war die Einzige der Familie, die gut Französisch konnte, und kümmerte mich darum, dass wir Papiere bekamen. Man brauchte einen *Laisser-passer*. Dann machten wir einen Camion ausfindig. Wir wollten zum Bahnhof und nach Südfrankreich, weg von der Grenze. Am Bahnhof gaben wir die Velos und Koffer auf und hängten uns Gasmasken um. Im Zug hatte es spanische Soldaten, die aus dem Bürgerkrieg geflüchtet waren. Wahrscheinlich Kommunisten. Es gab viele davon. Und wir jungen Mädchen flirteten etwas mit den netten Soldaten. Als wir nichts mehr zu essen hatten, gaben sie uns Sardinen und Brot.

Wir waren drei Tage und drei Nächte unterwegs. Dann, in der dritten Nacht, hielt der Zug, und die Leute stiegen langsam aus. Unser Gepäck und die Velos haben wir nie mehr gesehen. Wir sind den anderen gefolgt durch tiefen Schlamm, gingen einfach der Spur nach immer weiter und weiter. Plötzlich sahen wir Soldaten. Meine Mutter sagte: «Jetzt haben sie uns an die deutsche Grenze gebracht.» Da rief ein Offizier: «*Ne vous en faites pas, Madame, vous êtes en bonnes mains.* (Haben Sie keine Angst, Madame, Sie sind in guten Händen.) Jetzt sind Sie in der Schweiz.» Darauf gingen wir weiter, einfach den anderen nach. Wir kamen zu einer Schule, die speziell für uns Flüchtlinge vorbereitet war. Man gab uns Käse und Tee. Wir waren sehr müde und übernachteten im Stroh. Es war herrlich.

Morgens um fünf war Tagwacht. Wir wurden von der Grenze bei Delle/Boncourt, wo wir in die Schweiz gekommen waren, weggebracht. Das war eine unglaubliche Sache. Nach all dem, was wir erlebt hatten, nach all der Angst. Es war wie eine Triumphfahrt. In Bern beispielsweise mussten sie Seile spannen, damit die Leute nicht an den Zug kamen. «*Vive la France!*», haben sie uns zugerufen. Wir kamen als Franzosen, nicht als Juden. Man hat die Liebe zu Frankreich und den Hass auf Deutschland gespürt. Davon redet man heute wenig. Das habe ich erlebt. An den Bahnhöfen haben sie uns Päckchen gereicht, Wolldecken, Schokolade, Briefe mit der Mitteilung: Wenn Sie etwas brauchen, wenden Sie sich an diese und diese Adresse. Unglaublich war das.

Wir drei, mein Vater, meine Mutter und ich, konnten zusammenbleiben, weil mein Vater zuckerkrank war. Sonst hätte man uns getrennt. Wir kamen

nach Billens bei Romont zur Familie Jorand. Eine ganz reizende Bauernfamilie. Denen haben wir beim Heuen geholfen. Drei Wochen lang waren wir dort. Dann hat man uns wieder zurück nach Frankreich geschickt. Zuerst die Juden, weil man befürchtete, sie könnten bleiben. Wir sagten: «Wir haben Angst.» Und uns wurde gesagt: «Da, wo ihr hinkommt, ist unbesetztes Gebiet.» Wir wurden mit einem Autobus nach Evian am Genfersee gebracht. Alles Juden, ich weiss nicht, was mit den anderen Flüchtlingen passiert ist, aber im Bus waren nur jüdische Menschen. In Evian stand schon eine Schule bereit, wo wir übernachten konnten. Am nächsten Tag kamen wir nach Thonon. Dort habe ich dann eine schöne Zeit verbracht. Ich habe Villen bemalt, und so etwas Geld verdient. Wir bekamen Flüchtlingsunterstützung und hatten selbst noch etwas Geld.

Für meine Grossmutter mütterlicherseits, die in Bad Mergentheim lebte, war es nicht mehr möglich, wegzugehen. Sie sagte, sie würde auf keinen Fall Deutschland verlassen, bevor mein Onkel nicht in Sicherheit sei. Den Onkel, den einzigen Sohn meiner Grossmutter, haben sie ins Konzentrationslager Buchenwald gesteckt. Das muss entsetzlich gewesen sein. Später wurde er befreit, mit Hilfe eines Pfarrers, den seine Frau kannte, und ging nach Nordfrankreich. Meine Grossmutter jedoch blieb in Deutschland. Da ist das Schlimme passiert. Ich habe noch den Brief einer Freundin von ihr, damals eine alte Frau auch sie. Der erschütterndste Brief, den ich je bekommen habe. In deutscher Schrift. Ich habe ihn mit der Maschine abgetippt, damit nicht nur ich ihn lesen kann. Meine Grossmutter wurde ins Konzentrationslager Theresienstadt gebracht. Drei Wochen später haben wir aus Theresienstadt den Bericht bekommen, sie sei gestorben. Es wurde gefragt, ob wir die Asche wollten. Das war 1942.

In Thonon waren wir eine Gruppe junger Leute, die Bergtouren machte, und wir halfen Menschen über die Grenze. Die mussten den Passeuren als Lohn beispielsweise ihre Eheringe abgeben und konnten dann in die Schweiz. Von Frankreich haben wir oft rübergeschaut in die Schweiz, ins «Gelobte Land». Es war eine verrückte Zeit. Wir kannten einen Juristen in Strassburg, der uns schrieb, er habe einen Freund, der über die Grenze wolle. Sie kamen zu uns. Mir brachten sie Eau de Cologne. Das werde ich auch nie vergessen. Wir stellten eine Flüchtlingsgruppe zusammen, verfrachteten sie ins Taxi und fuhren bis zur Grenze. Sie wurden abgefangen. Das war schlimm. Wir waren tagelang krank vor Sorge, denn sie fanden auch noch eine Adresse von einem Mitglied unserer Gruppe. Wir hatten Angst. Aber uns ist dann nichts passiert. Von diesen Leuten haben wir nichts mehr gehört. Sie wurden von den französischen Beamten abgefangen und sind alle umgekommen. Äusser einem Mädchen, dem die franzö-

sischen Beamten gesagt haben: «Renn rüber.» Das Mädchen, dessen Mutter schon früher in die Schweiz geflüchtet war, hat überlebt.

Bis 1942 lebte ich in Thonon, dann kam ich in die Schweiz. Mein Grossvater, der in Basel wohnte, hatte mich eingeladen. Ich konnte mit regulären Papieren in die Schweiz, denn das Gebiet von Thonon war von den Deutschen noch nicht besetzt. Auf dem Weg nach Basel zu meinem Grossvater besuchte ich die Familie Schwob in Bern. Mein späterer Mann arbeitete als Angestellter bei der Firma Schwob. Am Abend führte er mich aus. Die Schwobs waren sympathische und herzige Leute. Ich fuhr dann nach Basel, und mein Mann und ich schrieben uns. Später luden die Schwobs meinen Grossvater und mich ein. Mein Mann sagte: «Wenn wir schon so zusammen sind, wollen wir uns verloben.» In jüdischen Kreisen war das oft der Fall, auch wenn man sich noch nicht so gut kannte. Die Familien haben zusammengepasst. Nach der Verlobung blieb ich in Bern. Wir waren verlobt, und ich wohnte bei der Familie meines Mannes. Das ist aber nicht wie heute, dass man fast wie verheiratet ist, wenn man sich verlobt hat. Es war so, wie es sich gehört. Im März 1943 haben wir geheiratet, in Interlaken, wo mein Mann im Aktivdienst war. Danach fuhren wir für eine Woche ins Tessin auf Hochzeitsreise.

Meine Eltern waren zunächst in Thonon geblieben. Sie beabsichtigten nicht, in die Schweiz zu kommen. Als auch Südfrankreich von den Deutschen besetzt war, wurde es für sie natürlich gefährlich. Freunde haben sie gewarnt: «Ihr müsst weg, es gibt eine Razzia.» Meine Eltern mussten sich als Bauern verkleiden und wurden in einem Wagen mit vorgespannten Kühen an die Grenze bei Genf gebracht. Dort sind sie rübergerannt. Bei Genf wurden sie in ein Lager gebracht, «in Quarantäne», wie man das nannte. Das heisst eigentlich, um zu schauen, ob sie Krankheiten hatten, damit sie in der Schweiz keine solchen verbreiteten. Was eigentlich lächerlich ist, Thonon war nicht ein Ort, wo man solche Krankheiten hatte. Als ich den Brief bekam mit der Nachricht, dass meine Eltern in der Schweiz seien, war ich im siebten Himmel und versuchte sofort, sie zu besuchen. Doch man liess mich nicht einmal zu meinen Eltern, als ich ihnen ein Päckli bringen wollte.

Das Lager war bedrückend. Meine Eltern mussten arbeiten. Sie durften erst raus, als wir zusagten, für ihren Unterhalt zu sorgen. Mein Mann und hauptsächlich meine Schwiegereltern kamen für alles auf. Als mein Vater aus dem Lager kam, war er fast nicht mehr zu erkennen vor Sorge. Als Frankreich befreit war, sind meine Eltern so schnell wie möglich wieder ins Elsass zurückgefahren.

Dort erhielt mein Vater eine Liste der Versteigerung unseres Hausrats, die in Abwesenheit meiner Eltern durchgeführt worden war. Er ging zu den Käufern und verlangte die Möbel zurück. Sie mussten zurückgeben, was sie ersteigert hatten.

In der Schweiz fühlte ich mich sicher, obwohl ich immer dachte, eines Tages würden die Deutschen gewinnen. Das glaubte man wirklich, denn sie haben zuerst überall alles erobert. Als die Amerikaner nach Europa kamen, hat man gesagt: «Jetzt sind die Amerikaner da, das ist unsere Rettung.» War es auch.

Wenn ich die Diskussion verfolge, die in den letzten Jahren über die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg geführt wurde, habe ich grosses Verständnis für die Leute, die sich damals eingesetzt hatten. Die fühlen sich beleidigt. Man schimpft zu viel über die Schweiz. Dadurch ist aber auch ausgekommen, was wirklich gegangen ist, damals. Aber ich begreife, dass Leute finden, man sage so viel Schlechtes. Ich glaube, dass der Grossteil des Volkes fein war. Die Politiker hatten einfach Angst, dass zu viele Juden reinkommen. Sogar wir Juden hatten Angst, dass zu viele Juden reinkommen und dass das den Antisemitismus schürt. Das ist meine Meinung heute.



Am Tag der Mobilmachung auf dem Viktoriaplatz Bern. Foto Paul Senn.

Kriegsbeginn und erste Mobilmachung

Mit dem Angriff der deutschen Wehrmacht auf Polen am 1. September 1939 begann der Zweite Weltkrieg. Bereits drei Tage zuvor hatte der Bundesrat die Grenztruppen aufgeboten. Am 30. August wurde Henri Guisan von der Vereinigten Bundesversammlung zum General gewählt. Der Kriegsausbruch war keine Überraschung; mit dem Abessinienkrieg, dem Spanischen Bürgerkrieg, dem «Anschluss» Österreichs und der Annexion der Tschechei durch Deutschland hatte sich der Konflikt seit Jahren abgezeichnet. Mit der Generalmobilmachung vom 1. September 1939 rückten 630'000 Mann in den militärischen Aktivdienst ein, darunter auch 200'000 Hilfsdienstpflichtige. Zu diesem Zeitpunkt wusste noch niemand, wie lange der Aktivdienst dauern würde und ob die Schweiz wie während des Ersten Weltkrieges vor einem Angriff verschont bleiben würde.

Hans Beeler *1926 Mein Vater war Gemeindegewibel in Schwyz. In jeder Gemeinde gab es auf der Kanzlei ein Couvert, das erst aufgemacht werden durfte, wenn das offizielle Telegramm aus Bern kam. Bei der Mobilmachung öffneten wir das Couvert und sahen, dass die Mobilmachungsplakate drin waren. Die schlug mein Vater persönlich an allen Plakataushängestellen in Schwyz und den umliegenden Gemeinden an. Ich begleitete ihn dabei. Dann wurde rund um Schwyz viel Militär einquartiert, in allen Ställen und Gebäuden. Das war für uns Kinder ein Ereignis. Die Tragweite dieses Ereignisses konnten wir natürlich nicht erfassen.

Gertrud Häusermann *1921 Am Tag der Mobilmachung musste ich um sieben Uhr früh auf den Zug. Zu Hause hatte mein Vater gesagt: «Jetzt ist Krieg! Wenn wir nur davonkommen!» Als ich zum Bahnhof ging, waren alle Strassen voller Soldaten. Einer überholte mich mit seinem Tornister auf dem Rücken, dann noch einer, und ich dachte: Wie lange habt ihr wohl noch zu leben? Der Bahnhof war richtiggehend verstopft, so viele Soldaten hatten sich dort eingefunden. Die meisten waren allein. Es war niemand mitgekommen, um sich von ihnen zu verabschieden.

Max Wickart *1920 1939 musste ich zur militärischen Eintrittsmusterung. Ich hatte ein Röntgenbild dabei, weil ich zwei Jahre zuvor in einem Lungen-sanatorium gewesen war, um eine nasse Brustfell- und Lungenentzündung auszuheilen. Der Aushebungsoffizier schaute sich das Bild an und meinte: «Wir können Sie nicht nehmen. Es ist noch nicht lange genug her seit Ihrer Krankheit. Wir teilen Sie beim Hilfsdienst ein, und nächstes Jahr werden Sie zur Nachmusterung aufgeboten. Dann werden Sie diensttauglich erklärt.» Ich kam also zum Hilfsdienst. In meinem Dienstbüchlein klebte ein roter Zettel. Darauf stand, im Falle einer Mobilmachung müsse ich sofort einrücken. Ich legte das Dienstbüchlein zu meinen Unterlagen.

Dann kam der 29. August 1939. Vor einem Gebäude sah ich viele Leute stehen. Ich ging hin und sah, dass da ein Plakat hing, auf dem sinngemäss stand, jeder Wehrmann, der einen roten Zettel im Dienstbüchlein habe, müsse sofort einrücken. Ich ging nach Hause und schaute in meinem Dienstbüchlein nach: Jawohl, das war genau ein solcher Zettel. Dann ging ich mir das Plakat nochmals anschauen, um herauszufinden, was ich jetzt tun müsse. Ich besass ja weder Uniform noch Gewehr. Da stand dann detailliert, die Hilfsdienst-Angehörigen müssten Sportbekleidung und hohe Schuhe anziehen und ein zweites Paar hohe Schuhe, Socken und Hemden in den Rucksack packen. Dann hätten sie sofort einzurücken.

In meinem Dienstbüchlein stand, ich müsse in Thal einrücken; das liegt am Bodensee. Ausserdem stand da noch, wenn man nicht in der Nähe eines Bahnhofes wohne, könne man jeden Automobilisten anhalten. Man brauche ihm nur das Dienstbüchlein zu zeigen, und dann müsse er einen zum Mobilmachungs-ort fahren. Gott sei Dank! Denn zu Fuss hätte ich nach Thal zwei Stunden gebraucht. Ich stellte mich an die Hauptstrasse und wartete. Nach etwa einer Viertelstunde kam aus der Richtung, in die ich musste, ein Auto. Ich bedeutete ihm anzuhalten und zeigte ihm das Dienstbüchlein. Da stöhnte er: «Ich weiss, dass ich Sie mitnehmen muss. Aber das ist Wahnsinn! Ich muss dringend nach Zürich, und Sie sind bereits der Vierte, der mich mit seinem Dienstbüchlein anhält. Jetzt soll ich auch noch nach Thal fahren!» Er brachte mich dann aber trotzdem dorthin.

Hans Wymann *1917 Als ich das Aufgebot erhielt, war meine zukünftige Frau sehr betroffen. Wir wussten: Jetzt gehen wir ins Ungewisse. Zuerst dachte man noch, das dauere nicht lange, in zwei Monaten sei der Krieg zu Ende, und wir könnten wieder nach Hause. Ob man das weiter oben anders sah, weiss ich

nicht. Bei uns in den unteren Chargen dachte man so. Es war ja die erste Mobilmachung, die wir mitmachten. Man dachte, es liefе jetzt wieder ähnlich wie während der Grenzbesetzung von 1914 bis 1918. Vom Aktivdienst im Ersten Weltkrieg hatte ich viel erzählen gehört. Mein Vater und seine Kollegen sprachen fast jeden Sonntag von ihrer Dienstzeit. Wir dachten, jetzt machen wir halt auch so eine Mobilisation.

Karl Furrer *1918 Im Herbst 1939 arbeitete ich in einem Physiklabor in Lausanne. Einmal sah ich, wie dem Bahnpersonal auf dem Bahnhof Lausanne Gewehre und Munition verteilt wurde. Da dachte ich: Jetzt ist es dann so weit. Im ganzen Land herrschte damals eine bedrückte Stimmung. Man spürte, dass es bald losging.

Kaum war ich zurück in Zürich, erfolgte die Mobilmachung. Ich zog die Uniform an, packte den Tornister und rückte in Winterthur ein. Etliche meiner Kameraden waren schon dort, und man begrüßte sich. Wir waren alle etwas nervös. Dann fassten wir die Munition und beluden einen Camion mit Korpsmaterial. Irgendwann sickerte durch, dass wir nach Andelfingen gehen würden. Wir wussten: Andelfingen liegt wahnsinnig nahe an der Grenze.

Dann kam der Aufruf: «Kompanie daher! Aufstellen in Zweierreihen, wir schreiten zum Fahneid!» In diesem Moment hatte ich regelrecht Schiss. Das erste Mal in meinem Leben musste ich offiziell schwören. Ich musste schwören, mich mit meinem Leben und allem, was ich hatte und war, für die Heimat einzusetzen. Mir ging durch den Kopf: Jetzt heisst es Abschied nehmen. Und ich überlegte: Kannst du das überhaupt? Jetzt kannst du dich noch drücken, aber wenn du geschworen hast, geht das nicht mehr. Als es dann hiess: «Erhebt die Hand!», und der Eid vorgespochen wurde, leistete ich wie alle anderen auch meinen Eid. Aber mit einer gewissen Angst, einer gewissen Feigheit. Ich dachte mir: Wenn es so weit ist, kannst du ja immer noch davonrennen. Doch dann kam mir in den Sinn, was mir der Vater immer wieder gesagt hatte: «Du bist ein Schweizer!» Von da an wusste ich, wo ich hingehöre.

Max Wickart *1920 Als ich am Besammlungsort ankam, hiess es: «Angehörige des Hilfsdienstes, dorthin!» Da waren wir also: ein Häufchen von etwa zehn, zwölf Männern, die da auf ihren Rucksäcken hockten. Dann kam der Feldweibel mit einer Liste und las die Namen herunter. Alle da? Jawohl. Dann wurde man verpflegt, und anschliessend musste die Kompanie antreten, um den Fahneid zu leisten. Damals war man bis zum sechzigsten Altersjahr dienst-

pflichtig. Es hatte also Leute in dieser Kompanie, die waren älter als mein Vater. Nach der Vereidigung kam so einer auf mich zu und fragte: «Bist du dir bewusst, was wir da eben geschworen haben?» – «Ja, den Fahneneid.» – «Du musst dein Leben opfern, wenn es hart auf hart kommt. Du musst dir bewusst sein, dass du vielleicht erschossen wirst. Der Eid verpflichtet dich. Du darfst dich bei Gefahr nicht einfach absetzen, sonst bist du fahnenflüchtig. Bist du dir also bewusst, dass du geschworen hast, das Land mit deinem Leben zu verteidigen?» Ich antwortete: «Das will ich!» Daraufhin sagte er: «Dann hast du die richtige Einstellung.»

Ob ich Angst davor hatte, erschossen zu werden? Ich darf ehrlichen Gewissens sagen: Angst hatte ich nie. Das Angstgefühl wurde überdeckt von einem Wahnsinns Hass auf die Deutschen. Ich dachte immer: Wenn sie angreifen, muss es mir wenigstens gelingen, drei, vier von diesen Siechen zu erschiessen, bevor ich an die Reihe komme.

Wir bezogen dann eine Unterkunft etwas ausserhalb von Thal. Dort erhielten wir eine rote Binde mit einem Schweizerkreuz. Das sollte zeigen, dass auch wir als Hilfsdienstpflichtige zur Armee gehörten. Dann wurden wir gruppenweise auf die verschiedenen Stellungen verteilt, die im Rahmen des Abwehrr dispositivs vorgesehen waren. Dort gruben wir Schützenlöcher und brachten unser schweres Maschinengewehr in Stellung. Tags gruben wir, nachts schoben wir Wache. Wir wussten: Wir sind an vorderster Front. Unsere Aufgabe ist erfüllt, wenn wir den Vormarsch der Deutschen etwas verzögern können, damit unsere Kameraden im rückwärtigen Raum in der Zwischenzeit in den Festungen Stellung beziehen können. Wir waren also eigentliches Kanonenfutter. Man sagte uns: «Die Deutschen werden euch mit ihrer Panzerwelle zu überrollen versuchen.» Wir hatten zwar Panzerfäuste, aber wir wussten, dass die anderen viel besser ausgerüstet waren. Immerhin hätten wir aus einer Deckung heraus schießen können.

Kurz nachdem die Deutschen Polen überrannt hatten, wurden wir an einem Sonntag zu einem Feldgottesdienst geführt. Der Feldprediger, ein katholischer Pfarrer, kannte unsere Situation; er wusste, was uns bei einem deutschen Angriff blühen würde. Deshalb sagte er uns: «Sollte die Stunde und der Tag kommen, wo die Deutschen uns angreifen und ihr in eurer Stellung seid und sich euch die Gewissensfrage stellt: Soll ich mich jetzt noch eine halbe Stunde oder noch weniger wehren, um dann erschossen zu werden, oder soll ich mich ergeben? Wenn diese Frage an euch herantritt, dann überlegt euch: Wollt ihr lieber an dem Ort, an dem ihr jetzt steht, euer Leben opfern, oder wollt ihr ein paar

Monate später auf irgendeinem polnischen Acker verrecken?» Denn man erzählte sich, die Schweizer Kriegsgefangenen würden nach einem deutschen Einmarsch nach Polen abtransportiert werden, wo riesige Ländereien bearbeitet werden mussten.

Hans Peter Dreier *1921 Der Tag der Mobilmachung war sehr interessant. Der Abwart des Betriebes, in dem ich arbeitete, wohnte gleich neben der Reparaturwerkstätte. Er sagte zu mir und noch ein paar anderen: «Kommt zu mir, um neun Uhr redet Hitler am Radio.» Wir gingen also in seine Wohnung und hörten, wie Hitler vor dem Reichstag sagte: «Seit 5 Uhr 45 wird zurückgeschossen!» Da wussten wir: Jetzt ist Krieg. Der General war zu diesem Zeitpunkt bereits gewählt. Am nächsten Tag war die Mobilmachung. Die empfand ich an und für sich als etwas Schönes. Ich war damals achtzehneinhalb und sagte dem Prokuristen: «Ich muss morgen auch gehen.» Der nahm das zur Kenntnis und sagte nur: «Ja, gut.» Am nächsten Morgen fuhr ich in der Pfadfinderuniform nach Aarau und meldete mich beim Platzkommando. Ich erhielt eine Armbinde mit Schweizerkreuz und war den ganzen Tag Meldefahrer beim Platzkommando Aarau. Ich sass im Gang vor den Büros, und ab und zu kam ein Offizier heraus und sagte: «Bring diese Meldung zu der und der Einheit!» Wir Pfadfinder hatten solche Sachen bereits seit zwei oder drei Jahren an unseren Übungen am Samstagnachmittag geübt, wie wenn die Mobilisation gleich am nächsten Tag sein würde.

Hildegard Janser *1920 Ich arbeitete als Serviertochter an der Landi. Als die Mobilmachung erfolgte, hatte ich gerade frei und war zu Hause in Quinten. Ich dachte mir: Jetzt muss ich doch nach Zürich! Ich nahm den Zug nach Zürich, und, jesses, ich sage Ihnen: Diese Züge waren ja derart voll Militär! Man fand fast keinen Platz mehr. Äusser Soldaten war kaum mehr jemand unterwegs. Auch im Hauptbahnhof Zürich war der ganze Perron voller Soldaten. An der Landi hiess es dann allerdings, es habe nun keinen Wert mehr, die Ausstellung offen zu halten. Im Moment käme sowieso niemand. Sie rechneten aus, dass sie nur noch die Hälfte der Serviertöchter einstellen würden. Wer zu wenig flink war, brauchte nicht mehr zu kommen. Wir waren dann noch etwa siebzig oder achtzig Serviertöchter, die bleiben durften. Die ersten paar Tage kamen wirklich nicht mehr viele Leute. Aber nachher! Im Militär war ja zuerst ein bisschen eine flauere Zeit, man wusste nicht, was anfangen mit den Soldaten. Da sagten die Kommandanten: «Jetzt gehen wir mit den Soldaten an die Landi.» Sie können sich ja vorstellen, wie viele Besucher wir plötzlich wieder hatten! Und wir

waren nur noch halb so viel Personal! Mit Mühe und Not schafften wir es, sie alle zu verpflegen, mit Schübli und Bier. Und sie waren alle zufrieden. Hat keiner reklamiert. Heutzutage wäre das nicht mehr so einfach.

Liselotte Meyer-Fröhlich *1922 Im September 1939 musste unsere Schule, die Töchterschule in Zürich, schliessen, weil so viele Lehrer einrückten. Deshalb fanden wir diese Mobilmachung toll. Wir waren froh, dass wir keine Schule mehr hatten und dass endlich einmal etwas lief. Das hört sich schlimm an, aber so empfanden wir das. Wir waren junge Mädchen. Und für die Schweiz bestand damals keine

akute Gefahr. Die Deutschen waren gerade in Polen einmarschiert; das war weit weg. Für uns war es ein Erlebnis, als all diese Soldaten einrückten, und plötzlich alles um uns herum feldgrau wurde. Wir beneideten die Männer darum, dass sie eine Aufgabe zu erfüllen hatten. In der Zeitung wurde geschildert, in welche Not die Bauernbetriebe geraten waren. Wegen der Mobilmachung fehlten ihnen die Arbeitskräfte, denn alle Männer hatten ja einrücken müssen. Ich fuhr deshalb zusammen mit ein paar Kolleginnen per Velo auf den Zollikerberg. Dort fragten wir auf einem Bauernhof, ob sie uns brauchen könnten. Das geschah auf eigene Initiative. Solange die Schule geschlossen blieb, halfen wir dort, Äpfel zu pflücken und Kartoffeln zu ernten. Das war eine andere Welt, als wir sie von zu Hause kannten. Doch gerade das gefiel uns. Für uns war es das erste Mal, dass wir auf einem Bauernhof arbeiteten. Wir waren halt Mädchen, die da ihren Jungtöchter-Enthusiasmus auslebten.

Nach zehn Tagen ging die Schule wieder los. Es gab noch einige alte Professoren, die nicht hatten einrücken müssen, und sonst wurden wir von Vikarinnen unterrichtet. Unser Französischlehrer war auch im Militär, er war Offizier. Er schrieb uns einen Brief, in dem er von seinen Soldaten erzählte, die zum Teil ohne warme Socken eingerückt seien. Jetzt werde es dann kalt, und ob wir denen nicht ein paar Socken stricken könnten. Von da an strickten wir in der Schule ununterbrochen Socken. Diese Socken schickten wir dann den Soldaten. Kurz darauf besuchten die uns in der Töchterschule und brachten uns ein Ständchen, zum Dank für all die Socken, die wir gestrickt hatten.

Gertrud Viale *1932 Am Tag der Mobilmachung wäre meine erste Schulreise gewesen. Die fiel dann natürlich ins Wasser. Die ist mir Herr Hitler heute noch schuldig! Alle Männer mussten einrücken. Da machte ich eine Dummheit. Vater hatte alle seine Sachen auf dem Stubentisch bereitgelegt. Ich schlüpfte in einem unbeobachteten Moment in die Stube, um dort etwas go nuuschle. Das machte

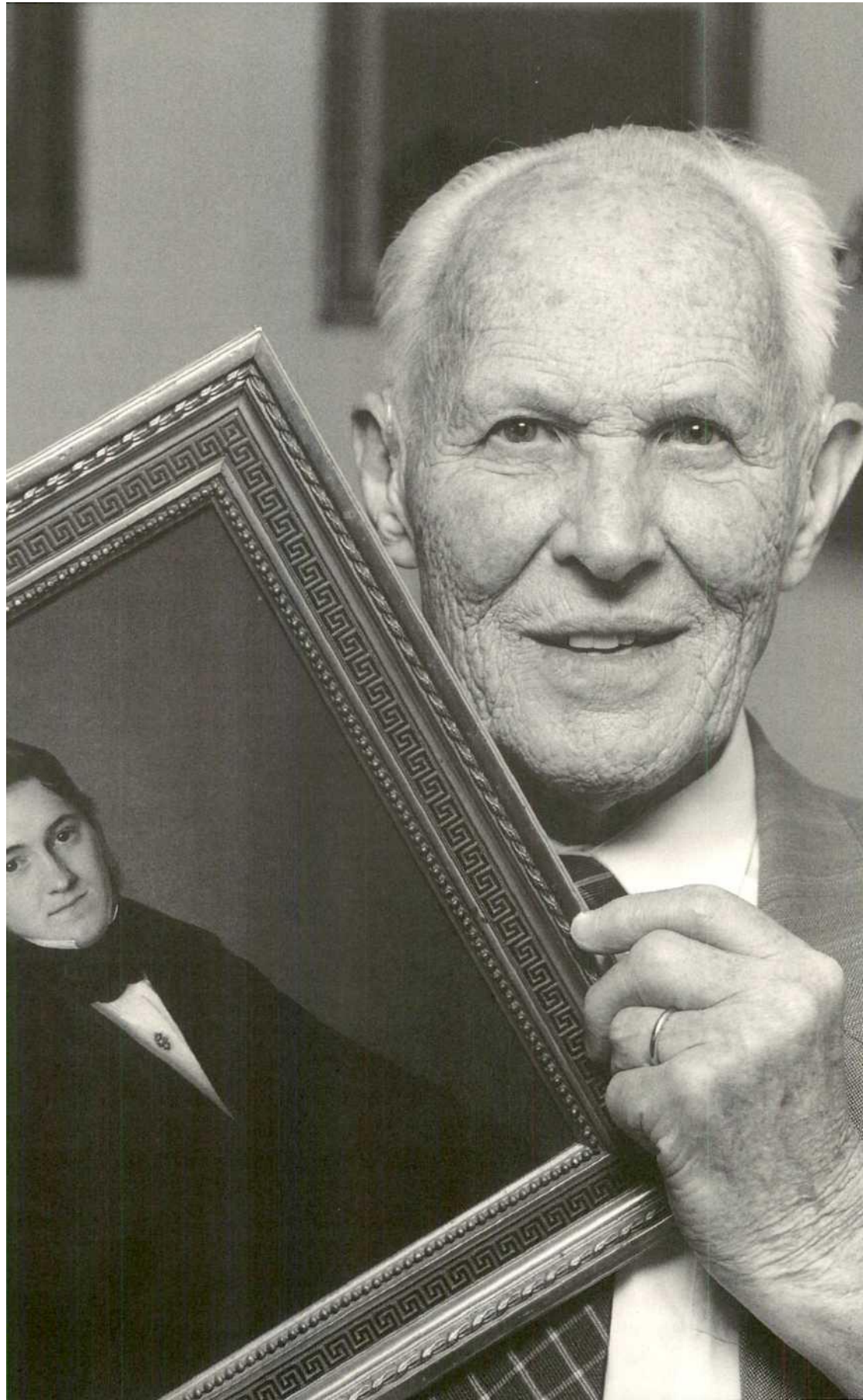
ich als Kind gerne. Ich sah mir die Sachen an, dann holte ich eine Schere und zerschnitt ein paar dieser Schnüre, mit denen sie die Gewehre putzten. Ich merkte dann, dass ich eine Dummheit gemacht hatte, und versteckte alles unter dem Kanapee-Kissen. Vater suchte die Sachen überall, und ich hatte ein furchtbar schlechtes Gewissen. Schliesslich kam aus, was passiert war, und ich musste zur Strafe zusammen mit Vater einrücken, mit den zerschnittenen Schnüren, um dem Hauptmann zu zeigen, dass ich das getan hatte.

Vater musste nicht weit gehen, um sich zu stellen, nur zum Schulhaus in Romanshorn, wo wir wohnten. Vater trug sein Gewehr und den Tornister, und ich ging an seiner Hand und trödelte wie ein armer Sünder neben ihm her. Er war ziemlich sorgenbeladen, denn er wusste ja, dass er nun über eine längere Zeit weg sein würde von zu Hause und dass die ganze Arbeit in der Bäckerei an Mutter hängen bleiben würde. Mit mir redete er kein Wort. Es war eine furchtbare Stimmung. Wir kamen dann auf den Schulhausplatz, wo schon viele Soldaten standen, und ich schämte mich furchtbar, als kleines Mädchen alleine bei diesen Soldaten stehen zu müssen.

Sie beachteten mich allerdings kaum; die hatten anderes im Kopf. Ich stand neben Vater und dachte: Was kommt jetzt wohl? Was macht jetzt dieser Hauptmann mit mir? Der Hauptmann wurde später mein Klassenlehrer, und er erzählte mir einmal, dass er sich das Lachen habe verkneifen müssen, trotz der schlimmen Situation. Aber ich merkte das damals nicht. Mir war hundeehend, als ich ihm diese Schnüre hinstrecken musste. Der Hauptmann sagte: «Jetzt gehst du zu jenem Tisch, dort hat es noch mehr solche Schnüre, die noch ganz sind, und holst eine für deinen Vater.» Das machte ich, und dann durfte ich wieder nach Hause. Aber es war eine ganz trübe Stimmung. Unheilschwanger.

Sigurd Schottlaender *1928 Nach der Generalmobilmachung zogen Soldaten in unserem Schulhaus ein. Das war für uns Burschen natürlich ein Ereignis. Die Soldaten platzierten ihre Infanteriekanonen mitten auf dem Schulhof. Sie bauten die Keller im Schulhaus zu Luftschutzkellern aus, indem sie an den Eingängen Stahltüren anbrachten. In ganz Basel wurden Sandsäcke aufgeschichtet, Stacheldrahtverhaue errichtet, Geschütze in Stellung gebracht. Auf den Brücken patroullierten Soldaten mit Stahlhelm und Gewehr. Man erstellte Panzersperren, indem man Eisenbahnschienen senkrecht in den Asphalt ramnte. Ich glaube, sie erfüllten vor allem eine psychologische Funktion. Sie sollten der Bevölkerung ein Gefühl von Sicherheit vermitteln. Und man musste die vielen Soldaten ja irgendwie beschäftigen, die eingezogen worden waren. Diese Panzersperren hätten keinen

grossen Nutzen gebracht. Wenn man da eine Handgranate dazwischengeworfen hätte, wäre alles in die Luft geflogen, und dann hätte ein Panzerwagen unbehindert durchfahren können. Aber das wusste man damals nicht. Zum Glück, muss ich sagen.



**«Unsere Familie war dem
Herrgott dankbar,
dass Mussolini Ordnung machte»**

Giovanni Wenner,

geboren 1914 in Salerno,
Italien, Jurist, Aktivdienstler,
Bankangestellter und
Delegierter der Schweizer-
spende

Kurz vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde ich in Pellezzano in der Nähe von Salerno geboren, im Haus, das mein Urgrossvater erbaut hatte. Er war 1829 zusammen mit anderen Ostschweizern dorthin ausgewandert und war einer der Begründer der Textilindustrie in Süditalien.

Um 1900 versuchten die Italiener, eigene Fabriken aufzubauen, um die Schweizer Textilfabrikanten zu verdrängen, gingen aber bald Pleite. Ein Grossonkel von mir kaufte 1913 diese italienischen Unternehmen und erweiterte so den schweizerischen Besitz auf sieben grosse Fabriken. In der damals herrschenden nationalistischen Atmosphäre störte es die Italiener, dass die Schweizer so viel leisteten, während sie selber nichts fertig brachten. Deshalb hüteten sich meine Eltern, mit uns Kindern Deutsch zu sprechen, um ja nicht als *Tedeschi* aufzufallen. Meine Muttersprache ist also Italienisch. Mit den Arbeitern, dem Dienstpersonal und den Bauern der Umgebung redete man ohnehin Italienisch. Das Schweizerische hatte bei uns aber einen sehr hohen Stellenwert. Die Schweizer Kolonie in Süditalien war ja mit Kind und Kegel, Arbeitern und Direktoren aus der Schweiz gekommen, und man heiratete immer nur untereinander. Ich habe keinen Tropfen italienisches Blut in den Adern, obwohl unsere Familie über drei Generationen dort unten war.

Meine Mutter war eine Auslandschweizerin aus Mailand.

Die Schweizer Kolonie war riesig: Wir hatten eigene Primarschulen, Tennisplätze, Bocciaplätze und einen Kegelklub, und alles war nach schweizerischer Art. Meine Grosseltern und Eltern liessen sogar St. Galler Bratwürste per Post aus der Schweiz kommen. Die Einstellung gegenüber den Arbeitern und dem Volk war zwar herrschaftlich, aber gleichzeitig auch menschlich, und so war man dort unten sehr beliebt. Wir hatten allerdings kaum Kontakt zu Italie-

¹ Giovanni Wenner mit dem Porträt seines Urgrossvaters Friedrich Albert Wenner, der 1828 nach Italien auswanderte.

nern, sondern lebten unter uns und verliessen das Areal kaum. Meine Brüder waren meine besten Freunde. Mein nächstjüngerer Bruder war viel temperamentvoller als ich. Er bekam immer wieder zu hören, ich sei in seinem Alter ordentlicher gewesen, während er zerschlissene Hosen hatte und die Knöpfe abbriss. Meistens waren wir aber brav. Damals hielt man automatisch alles, was die Eltern, ein Pfarrer oder Lehrer sagte oder verlangte, für richtig, während heutzutage die Jugend alles hinterfragt. Das ist ein Problem der heutigen, chaotischen Gesellschaft.

1918 zwangen die Italiener die Schweizer Textilfabrikanten mit mafiosen Mitteln, ihren Besitz an eine italienische Finanzgruppe zu verkaufen. Die Schweizer wurden einfach erpresst und rausgeschmissen. Für unsere Familie war das ein schwerer Schlag. Mein Vater war noch nicht einmal vierzig, als er seine Stelle als Delegierter des Verwaltungsrates verlor. Alle anderen Onkel und Vettern verloren ebenfalls ihren Beruf, und sie hatten doch über Generationen hinweg nichts anderes als die Textilindustrie gekannt! Durch den Aktienverkauf hatten sie wohl ein gewisses Vermögen in der Hand, aber sie hatten ja gar nicht verkaufen, sondern ihre Arbeit behalten wollen. Praktisch alle Schweizer zogen weg; nur die Wenners blieben, weil wir ein eigenes Landgut hatten.

Die Schweiz kannte ich damals nur aus den Ferien. Alle zwei Jahre fuhren wir für einen Monat ins Engadin, nach Rheinfelden oder nach Mürren. Das war eine Familientradition: Schon die Vorfahren waren in der heissen Jahreszeit in die Schweiz gefahren. Die Schweiz fand man grossartig. Man bewundert alles und fand, dass die Eisenbahnen hier viel besser funktionierten als in Italien.

In unserer Familie war es ausserdem Sitte, dass die jungen Leute ihre Ausbildung in der Schweiz machten. Als ich sechs war, liessen meine Eltern deshalb eine Schweizerin kommen, die mir Deutsch beibrachte und mich auf das Gymnasium vorbereitete. Sie hatte kein eigenes Zimmer bei uns, sondern es wurde mit einem Vorhang eine Ecke in unserem Zimmer abgetrennt, in der sie schlief. Tag und Nacht hatte sie uns so unter der Knute. Als ich zwölf war, katapultierte man mich nach Zürich, wo ich ins Freie Gymnasium ging. Zuerst war ich komplett alleine. Im zweiten Jahr kam mein nächstjüngerer Bruder, dann der zweite, alle zum selben Pensionsvater. Das war eine liebenswürdige Lehrerfamilie, und wir wohnten und assen da sehr gut, aber man kümmerte sich überhaupt nicht darum, ob wir Aufgaben machten oder nicht und was wir sonst trieben. Wir waren völlig frei. Die Eltern waren eine Zweitagesreise entfernt und vertrauten einfach darauf, dass das funktioniert.

Ich hatte nie Heimweh. Ich stellte mich einfach um. Der Unterschied war gross: In Italien nur die engste Familie. Und ich hatte damals nur Brüder, meine Schwester ist vierzehn Jahre jünger als ich. So wurde mir das weibliche Element erst in der Schweiz richtig bewusst. Ich hatte einen Schulweg von etwa einer halben Stunde. Ein Mitschüler lauerte mir häufig auf, weil ich nicht Schweizerdeutsch konnte. Nur deswegen. Er ist später aber von der Schule geflogen, denn er war nur im Turnen gut. Sonst kam ich mit meinen Schulkameraden gut aus. Einer war ursprünglich Italiener. Mit ihm konnte ich Italienisch sprechen. Er brachte mir alle schweizerischen Sportarten bei: Schlitten fahren, Schlittschuh fahren, Velo fahren. Das konnte ich alles nicht. Dafür half ich ihm im Rechnen.

Wir hatten ausgezeichnete Lehrer, und ich war ein guter Schüler. Zwei Fächer interessierten mich besonders: Mathematik, wegen der Ordnung, und Geschichte. Damals begann man pickelhart bei den griechischen Sagen. Mich interessierte das sehr, denn ich begann mich zu fragen, wie es gekommen war, dass meine Eltern so weit weg waren und dass mein Vater seinen Posten verloren hatte. In Italien ging es nach dem Ersten Weltkrieg furchtbar drunter und drüber: Man redete von den Streiks der Linksparteien und von den «Schwarzen», den Faschisten mit ihren Stöcken und ihrem Rizinusöl. Diese ganzen Zusammenhänge interessierten mich.

In der Schule und im Konfirmandenunterricht diskutierten wir viel über aktuelle politische und weltanschauliche Probleme, über Mussolini und den abessinischen Krieg und darüber, ob die Schweiz dem Völkerbund beitreten sollte oder nicht. Es war interessant, auch mit Kameraden zu diskutieren, die nicht aus so gut situierten Familien stammten wie ich und etwas andere Auffassungen vertraten. Ich fragte mich damals oft: Welches ist meine Stellung? Lange Zeit identifizierte ich mich mit niemandem, war auf der Suche und interessierte mich für alles. Ich las Nietzsches «Zarathustra», Hitlers «Mein Kampf» und von Ortega y Gasset den «Aufstand der Massen» und Bücher von Rauschning, Röpke und Huizinga und setzte mich damit auseinander.

Unsere Familie war damals dem Herrgott dankbar, dass Mussolini Ordnung machte. In einem chaotischen, unterentwickelten Land kommt man mit demokratischen Ideen, wie wir sie gewohnt sind, nicht durch. Das gibt immer Chaos. Da braucht es eine gewisse Kraft. Und diese Kraft hatten die Schweizer in Süditalien früher gehabt, in der Leitung der Industrie, aber auch mit eigenen schweizerischen Militärtruppen, die sie im Königreich Neapel gehabt hatten. Als im Ersten Weltkrieg alles zusammenbrach, brach Chaos aus. Aufgrund dieser Erfahrungen fand unsere Familie: Solange wir selber das Heft in der Hand

hielten, hatten wir es gut. Jetzt ist alles so chaotisch, und nun kommt Mussolini und macht wieder Ordnung. Darüber waren sie froh und achteten nicht gross darauf, wenn es ein bisschen undemokratisch zu- und herging.

Anfangs fand man jedenfalls, er mache es gut. Er entwässerte die Sümpfe zwischen Rom und Neapel und machte Dinge, die die Regierungen vorher nicht gemacht hatten. Zum Beispiel wollten die Faschisten, dass man das Land besser bebaute und mit gutem Saatgut eine möglichst grosse Produktion hinkriegte. Mein Vater machte auf seinem Landgut diese so genannte «Battaglia dell'Grano» mit und bekam 1925 von der faschistischen Regierung einen Preis dafür. Man erlebte auch, wie eine benachbarte Bauernfamilie beim zehnten Kind zum ersten Mal im Leben eine Reise nach Rom machen konnte, weil Mussolini sagte: «Wenn jemand zehn Kinder hat, darf er gratis nach Rom und bekommt einen Preis.» Wir fanden das sauglatt: «Was? Diese armen Bauersleute können mit der ganzen Familie gratis nach Rom?»

Schon früh wusste ich: Ich will Jurist werden. Bei der Matura musste jeder Auskunft geben, was er nun machen wollte, und praktisch alle sind dabei geblieben. Heutzutage ist das nicht mehr der Fall, da weiss niemand, was er weiter machen will. Aber damals war die Lebensstruktur einfacher, man wurde weniger herumgerissen. Das darf man nie vergessen, wenn man in unsere Vergangenheit schaut: dass wir es in dieser Beziehung viel einfacher hatten als die heutige Jugend.

1936 starb mein Vater. Das war eine wichtige Zäsur in meinem Leben, die mir automatisch eine grosse Verantwortung auferlegte: Mein Vater war von fünf Geschwistern der einzige Mann und für weite Kreise in der Familie verantwortlich gewesen. 1932, als der vierte von uns Brüdern in die Schweiz kam, zogen meine Eltern ebenfalls nach Zürich, damit die Familie wieder zusammen sein konnte. Trotzdem war mein Vater praktisch immer in Italien, da er sich dort den Interessen der Familie widmen musste. Anschliessend versuchte er, eine Stelle zu finden. Dabei stand er aber immer unter dem Trauma des Verlusts seiner ursprünglichen Arbeit, und bekam schliesslich die galoppierende Schwindsucht. Ein Jahr lang war er auf der Schatzalp zur Kur, starb dann aber ganz jämmerlich. So war ich mit 22, kaum hatte ich zu studieren begonnen, auf einen Schlag für die ganze Familie verantwortlich.

Meine Mutter war eine grossartige Frau. Nach dem Tod ihres Mannes schmiss sie den Haushalt für die ganze, siebenköpfige Familie. Sie hatte gute Hilfe, aber sie machte fast alles selber. Jede Woche fuhr sie mit dem Taxi auf den

Engros-Markt und kaufte dort für die ganze Woche ein. Die damalige wirtschaftliche Not spürte man, auch wenn man selber nicht darunter litt. Wir waren gut dran, aber man rechnete schon. Die Milchbüchlein meiner Mutter sind unglaublich! Auch ich schrieb alles auf. Obwohl das Tram an die Uni damals nur zwanzig Rappen kostete, ging ich meistens zu Fuss. Man konnte damals nicht in Saus und Braus leben.

Gleich zu Beginn meiner Studentenzeit kam ich mit der Oxford-Gruppe in Kontakt. Das war eine religiöse Erweckungsbewegung, heutzutage würde man vielleicht vorschnell sagen: eine Sekte. Sie war stark amerikanisch geprägt. Es gab in der Studentenschaft also nicht nur Gruppen, die nationalsozialistisch, frontistisch oder links und so weiter waren, sondern auch solche, die sich politisch neutral verhielten. Das faszinierte mich, weil die Schweizer in Südtalien auch neutral gewesen waren. Ich war sowieso schon auf der Suche nach Verantwortung im grösseren gesellschaftlichen Rahmen gewesen, und durch den Tod meines Vaters wurde dieses Gefühl, für andere sorgen zu müssen, noch ausgeprägter. Ich sah aber bald: Das kann ich nicht alleine. Dank dem Kontakt zur Oxford-Gruppe wurde der Herrgott für mich zur obersten Kraft, zu einem Fixum, einer indiskutablen Autorität, noch grösser als alle anderen. Und so hatte ich überhaupt keine Orientierungsschwierigkeiten mehr. Das gab mir Führung und Sicherheit. Dieser Halt hat mir wahrscheinlich auch geholfen, dass ich nicht allzu oft vom Karren gefallen bin. Ich habe natürlich auch meine Böcke geschossen, aber Beziehungen zu Mädchen zum Beispiel rückten sehr bald in den Hintergrund in jener Zeit, in der man suchte und alles aufbaute. Man musste persönliche Verliebtheiten auf die richtige Stufe stellen. Das gelang mir durch die Verantwortung, die ich tragen musste, und durch die Gewissheit, dass irgendwo ein Herrgott ist.

So konnte ich schliesslich auch sagen: Eine Sache, die es in der Schweiz und in dieser Welt einfach braucht, ist das Militär. Mich interessierte die Artillerie, weil man dort rechnen musste. Zudem war mein Vater ein Pferdenarr gewesen, und so sagte ich mir, die berittenen Artillerie wäre das Ideale. Ein Schulkamerad fand das auch, und so schauten wir, dass wir da eingeteilt wurden. Bevor wir 1934 in die Rekrutenschule einrückten, gingen wir aber als Erstes in einen Stall am Stadelhofen und lernten Pferde putzen, weil wir fürchteten, als Studenten bei der berittenen Artillerie als Fahrer eingeteilt zu werden und neben den Bauernknechten jämmerlich zu versagen.

Die riesige Arbeitslosigkeit damals beschäftigte mich sehr: So kann es doch nicht weitergehen, dachte ich mir. Du musst dich dafür einsetzen, dass man diese

Sachen in den Griff bekommt. Da verlockten einen die Schalmeyenklänge aus Russland, von Hitler oder vom Faschismus natürlich schon. Man diskutierte das alles, und die Oxford-Gruppe publizierte eine Broschüre zu dieser Problematik. Da hiess es, um das zu ändern, müsse sich zuerst der Mensch ändern. Die anderen Parteien sagten weniger, der Mensch müsse sich ändern. Sie meinten eher: Wir wollen ihm befehlen, es anders zu machen.

Ich hatte einen deutschen Mitstudenten, der schon sehr früh sagte: «Die Juden und die Tschechen, diese Schweine, müssen weg.» Als in Deutschland Wahlen waren, fuhr er nach Schaffhausen an die Grenze, damit er für die Nationalsozialisten stimmen konnte. Er sagte: «Wartet nur! Jetzt kommt eine grosse Änderung in Deutschland. Wir werden auch die Schweiz nehmen, und dann werde ich Gauleiter.» Nach dem Krieg hatte ich nochmals mit ihm zu tun: Ich bekam einen Brief von der Justizdirektion. Er lebe nun in Argentinien und habe ein Gesuch gestellt, ob er in die Schweiz kommen könne. Offenbar war er aber auf einer schwarzen Liste, und die in Bern fanden: «Das geht nicht, der ist ein Nazi gewesen.» Da hatte er mich als Referenz angegeben. Ich gab aber einen schlechten Bericht nach Bern. Er kehrte schliesslich nach Deutschland zurück, und ich habe ihn vor etwa fünf Jahren einmal getroffen. Pickelhart will er nicht zugeben, dass das alles Bockmist gewesen ist, was er damals gemacht hat. Hängt immer noch an den gleichen Ideen. Von mir will er nichts mehr wissen.

Ein anderer aus der Oxford-Gruppe war vorher bei den Frontisten gewesen. 1937 fuhren wir zu sechst nach Tübingen, um Nationalsozialisten zu treffen. Wir übernachteten dort bei Studenten, und ich landete bei einem ganz rabiaten SS-Mann, mit dem ich die ganze Nacht lang diskutierte. Kurz darauf kam er im Spanischen Bürgerkrieg um. Das war ein faszinierender Mensch, in der Grösse und der Art, wie er seine Sache klar vorbrachte. Aber ich kippte nicht um. Der Kamerad, der vorher bei der Front gewesen war, hätte da sicher mehr Mühe gehabt, und es war wohl gut, dass er anderswo übernachtete.

Ein anderer Studienkamerad hingegen war ganz links. Dem trug ich einmal nachts den Farbkübel, damit er Plakate der Rechten übermalen konnte. Ich machte also auch auf der anderen Seite mit, wenn ich fand, die haben Recht: Ich bin nicht in eurer Partei, aber ich trage euch den Kübel, damit ihr was machen könnt.

Im Nationalsozialismus und vor allem im Faschismus gab es viele Gedanken, von denen ich fand: Die sind in gewissen Ländern brauchbar. Natürlich nicht die Judentötung, «Blut und Boden» und so weiter. Aber die Ordnung. In Südamerika zum Beispiel ist mit diesen Menschenrechten, diesem übertriebe-

nen ideologischen Fimmel und mit demokratischen Ideen nichts zu wollen. Ein Sohn von mir lebt seit dreissig Jahren in Ecuador. Der hat halt auch Pionierblut und ist mit seiner Frau ausgewandert. Er wollte nach seinem Textilstudium wie seine Vorfahren etwas Neues aufbauen und etwas sein für dieses Land, aber er hat gesehen, dass er das auf diese demokratische Art nicht kann: Mit einer Industrie etwas liefern. In diesen Ländern muss man zuerst Ordnung schaffen! Und da braucht es eben ein bisschen was anderes. Ich glaube schon, dass da gewisse faschistische, ich will nicht sagen rechtsextreme Ideen, sondern Ordnungsprinzipien sinnvoll sind. Die Demokratie funktioniert dort einfach nicht, denn das Volk kann ja weder lesen noch schreiben. Da muss man es führen, so wie es die Schweizer vor 150 Jahren in Süditalien gemacht haben.

Nach dem Tod meines Vaters wusste ich: So schnell wie möglich das Studium abschliessen, denn ich hatte die Verantwortung für die ganze Familie und musste etwas verdienen. 1939 doktorierte ich und fand bei der Eidgenössischen Bank an der Bahnhofstrasse in Zürich eine Arbeit, die mir sehr gut passte. Das war damals eine der fünf schweizerischen Grossbanken, und sie kontrollierte im Auftrag der Finanzabteilung des Bundes den Wertschriftenverkehr mit Italien. In diesem Komitee Italien wurde ich angestellt, und das war sehr interessant für mich, denn so hatte ich die Möglichkeit, mit Italien in Verbindung zu bleiben und mit Italienern und Auslandschweizern, die Vermögenswerte in der Schweiz hatten, in Kontakt zu kommen.

Meine Arbeit machte ich dann allerdings recht halbhatzig, denn der Krieg brach aus, und ich musste in den Militärdienst. Da war es sehr praktisch, eine Anstellung zu haben, denn so bekam ich Lohnausfallentschädigung. Zur Mobilisation kam ich zu spät. Das war so: Ich hatte meine Doktorarbeit zum Thema «Willensmängel im Völkerrecht» geschrieben. Darin ging es um Staatsverträge, deren Gültigkeit diskutiert wurde, weil sie unter Zwang oder Gewalt entstanden waren. Der Vertrag von Versailles war damals ein aktuelles Beispiel, von dem Hitler sagte, er gelte nicht, weil er unter Zwang entstanden sei. Nun gibt es juristisch gesehen noch andere Willensmängel, nämlich Irrtum und Betrug, und ich wollte neben meiner Arbeit auf der Bank ein Buch über sämtliche Willensmängel schreiben. Dafür war ich in die Völkerbundbibliothek nach Genf gefahren, gerade als am 2. September 1939 Kriegsmobilmachung war. Sofort packte ich meine Sachen zusammen und kehrte nach Zürich zurück. An allen Stationen stiegen Soldaten mit Rucksäcken ein, und es herrschte eine grosse Spannung. Ich brachte meine Siebensachen nach Hause und ging auf den Kriegsmobilma-

chungsplatz in der Nähe von Uster. Da waren sie bereits am Aufmarschieren. Ich schämte mich ein wenig, dass ich zu spät kam.

Während der Mobilmachung war die Landesausstellung. Ich ging nicht nur privat, sondern auch mit dem Militär einmal an die Landi. Das war ein ganz wichtiges Ereignis für das Zusammenschweissen der Schweiz, für die Wehrbereitschaft. Es waren weniger die Sachen, die ausgestellt waren, sondern der Geist, der sich auswirkte. Der schweizerische Widerstandswille! Am besten war dieser Soldat, diese Statue mit dem offenen Hemd. Aber es geht auch aus den Liedli hervor, die wir damals in den Beizli sangen. Es waren die Bratwürste, die man ass, und so weiter! Es war einfach die ganze Atmosphäre. Es war weniger das ganze Tamtam oder die Karusselle, das war gar nicht so wichtig. Aber der Geist! Das war wichtig.

Der General förderte das sehr. Und er hatte wiederum seine Adlaten. Unser Divisionär, Constam, hatte allerdings eigene Ansichten. Er fand: «Das ist zu sehr Blabla, was da von Bern und vom General kommt, ich mache eine eigene geistige Landesverteidigung!» Von jeder Einheit verlangte er, dass ein Offizier, ein Unteroffizier und drei Soldaten einen Kurs für geistige Landesverteidigung besuchten. Damals war ich Leutnant und wurde zusammen mit vier anderen dafür ausgewählt. Ich organisierte dann Vortragsabende, zum Beispiel mit Professor Karl Meyer. Ich machte das gerne. Miteinander geredet hat man in der Truppe allerdings wenig über diese Sachen. Wenn man solche Gespräche über dieses und jenes führte, drifteten sie häufig in sehr persönliche, menschliche Beziehungen ab, und dann ... Ich kann gar nicht erzählen, wie viele mich gefragt haben, ob ich Götti von ihren Kindern werde! Ich lehnte es immer ab. Aus Gerechtigkeitsgründen. Denn wenn ich mit einem angefangen hätte, dann hätte ich allen Götti sein müssen, und dann hört das nicht mehr auf.

Anfang 1939 wurde unsere Haubitzen-Abteilung der Festung Sargans zugeteilt, denn die war damals noch sehr leer, und man musste ihr mobile Artillerie zuteilen, damit sie überhaupt Geschütze hatte. Als im Frühling 1940 die zweite Mobilmachung war, wurden wir ins Mittelland verschoben. Damals hatte man schon Angst. In der Nähe von Dottikon bauten wir eine Geschützstellung für den Ernstfall und schnitten im Wald die Spitzen der Bäume ab, damit wir hindurchschliessen konnten. Als der Divisionär das sah, sagte er: «Um Gottes willen! Meint ihr, es sei schon so ernst? Das macht man erst im letzten Moment, sonst geht der Wald kaputt!» Wir hörten also auf. Aber es war in unseren Augen schon sehr brenzlich; wir dachten wirklich, wir könnten jederzeit überfallen werden.

Wegen der Verantwortung, die ich für meine Familie fühlte, erzählte ich meiner Mutter, dass die Armee ins Reduit gehe und dass es Leute gebe, die sich ebenfalls zurückzögen. Da packte meine Mutter einen Koffer und mietete in einem Bauernhaus in Hergiswil ein Zimmer, wo sie den Koffer deponierte. Dort hätte sie im Notfall hingehen können. Ich fand das nicht schlecht, als Sicherheit. Sie ist dann aber nie gegangen.

Ob ich im August 1942 die Schliessung der Grenzen für Flüchtlinge bemerkte? Überhaupt nicht. Mit der Flüchtlingsfrage hatte ich nichts zu tun, und von der Judenverfolgung der Nazis bemerkte ich damals nichts. Ich interessierte mich auch gar nicht dafür, und man erfuhr auch nichts. Nachher hörte man natürlich von Grüninger und all dem Zeug, aber während des Krieges nicht.

Ich versuchte damals auch gar nicht, mich weiter zu informieren, sondern – da kommt jetzt wieder das – was der Vorgesetzte sagt, das muss man nicht hinterfragen. Er weiss es. Er weiss es besser. Man hat nicht gegrübelt und gewerweist, sondern man hat es akzeptiert. Insbesondere bei einem Mann wie Conстам. Da fühlte man sich sicher. Also, mir ging es auf jeden Fall so. Vielleicht war das für andere anders. Von diesen Holocaust-Geschichten und den Vergasungen wusste ich effektiv nichts. Es redete niemand davon, und man diskutierte nirgends darüber. Erst nachträglich sah man, was an der Grenze alles gelaufen war.

Im Militär interessierte ich mich mehr dafür, was wir tun müssten, um die Deutschen abzuwehren. Wir hatten damals in einer Einheit einen deutschfreundlichen Hauptmann. In der Ausbildung war er schon recht gewesen. Ein Haudegen. Aber eben, von der Einstellung her eine Art Nazi. Er hütete sich natürlich, das offen zu sagen, aber man merkte, dass man ihm nicht trauen konnte. Da vereinbarten wir Subaltern-Offiziere: Wenn die Deutschen angreifen, dann beseitigen wir als Erstes diesen Hauptmann. Man sagte das nicht öffentlich. Aber es war ein innerer Widerstand, eine innere Haltung, die im Ernstfall bewirkt hätte, dass wir uns gewehrt hätten wie die Verrückten. Natürlich aufs Dach bekommen hätten. Ich wusste nur zu gut, dass meine von Pferden gezogene Sicbeneinhalber-Batterie, die ich ab 1943 kommandierte, kaum einen Schuss herausgebracht hätte, bevor sie futsch gewesen wäre. Gegen diese Macht hätten wir keine Chance gehabt. Aber sie hätten uns nicht einfach einsacken können! Wir hätten uns gewehrt! Mit Häuserkampf und Bergkampf und im Hinterland, in der Schlucht, so wie sie es heute im Balkan machen. So hätten wir es gemacht. Da bin ich sicher!

Wir hatten im Militär jüdische Kameraden, das waren interessante Gesprächspartner. In meiner Batterie war ein jüdischer Kanonier, und es ärgerte mich, dass die anderen Kameraden immer sagten: «Das ist der Jude. Das ist der Jude.» Das kam mir nicht richtig vor. Denn ich konnte mit denen doch auf genau der gleichen menschlichen Ebene reden wie mit einem Nazi oder einem Kommunisten oder irgendeinem Menschen; und das war interessant. Ich wirkte vielleicht für gewisse Augen provokativ, indem ich ihn menschlich behandelte, während sie sagten: «Der kann doch nichts!» Aber ich habe auch im Militär immer nur gute Erfahrung mit dieser Behandlung gemacht.

Constam, unser Divisionär, war einer der besten Militärführer, die wir hatten. Da hätten die Deutschen einiges erleben können. Und Constam war ja ursprünglich jüdischer Herkunft. Aber er brachte das nie zum Ausdruck und war menschlich von einer solchen Grösse und erbrachte uns eine solche Leistung, dass ich im Militär für ihn durchs Feuer gegangen wäre. Dieses Erlebnis zeigte mir, dass es da halt eben auch Menschen aller Arten gibt. Dass man nicht einfach antisemitisch sein kann. Der hätte uns wirklich geholfen! Gegen jeden Feind. Nach dem Tod meines Vaters war ich fast jeden Monat einmal in Südtalien. Während des Krieges wurde das ein bisschen seltener, denn in Uniform konnte ich nicht über die Grenze. Aber zwischen den Ablösungsdiensten reiste ich sofort wieder zu meinen Verwandten. Nun war das in Bern irgendwie bekannt geworden, und da forderte mich der Nachrichtendienst auf: «Herr Oberleutnant, wenn Sie nach Italien gehen, bringen Sie uns bitte Nachrichten, was Sie so sehen!» So versuchte ich auf meinen Reisen, mehr über die Vorgänge in Italien zu erfahren, denn ich war ein guter Schweizer und wollte der Schweiz helfen. Dann rapportierte ich, was ich gesehen und gehört hatte. Zum Beispiel sah ich einmal in Bologna ein paar Italiener mit Gewehren herumlaufen. Ich sah mir diese Flinten etwas näher an. Sie waren alle verrostet. Solche Sachen. Und natürlich diskutierte man auch mit den Leuten. Zum Beispiel über Badoglio, den General in Abessinien, der später den Umsturz gegen Mussolini machte. Das waren Vorzeichen, da merkte man: Die Italiener sind nicht stark. Mussolini war damals schon komplett auf dem absteigenden Ast. Er klammerte sich an gewisse Sachen, aber das war alles verlottert. Von der Ordnung, die man an ihm so geschätzt hatte, sah man nicht mehr viel; die Kriegsmassnahmen waren sehr halbhatzig.

Ein Onkel von mir führte in Mailand einen Seidenhandel. Während des Krieges wurde Mailand ab und zu von den Alliierten bombardiert, und da zog

er nach Nervi in der Nähe von Genua. Dort besuchte ich ihn auf einer der letzten Reisen, die ich während des Krieges nach Italien machte, und übernachtete bei ihm. Mitten in der Nacht wurde ich durch einen wahnsinnigen Krach aufgeschreckt, und als Erstes – ich sehe es heute noch vor mir – greife ich auf den Nachttisch, um meinen Stahlhelm zu nehmen. Ich dachte: Ich bin im Dienst, und jetzt geht es los! Noch komplett unter dem Eindruck der Bereitschaft im Militär. Erst dann merkte ich, dass ich ja ganz woanders war. Ich ging auf den Balkon hinaus und sah mir das Spektakel an. Ein unglaubliches Feuerwerk. Es stellte sich dann heraus, dass die englische Marine Genua bombardiert hatte. Das gab natürlich Tote und Verwüstung. Und es war eine Bestätigung: Die Italiener sind unterlegen, die haben nichts Derartiges, die werden mit ihren rostigen Flinten zusammengehauen. Ich wusste, die sind am Ende. Das tat mir Leid, denn ich hatte die Italiener gerne.

Bis 1941 konnte ich den Kontakt nach Italien aufrechterhalten. Dann übernahmen die Deutschen die Regierung in Rom, und ich bekam kein Visum mehr. Im selben Jahr verlobte ich mich. Auch dabei spielte Italien eine Rolle. Als Offizier hatte ich immer noch Beziehungen zur Oxford-Gruppe. Die war durch den Krieg natürlich kleiner geworden, weil so viele in den Dienst mussten. Die Gruppe fand aber, sie müsse das Militär moralisch unterstützen, weshalb sie sich nun auch in «Moralische Aufrüstung» umbenannte. Zu diesem Zweck verfasste man Rundbriefe, und diese wurden in der Zentrale der Gruppe im Hotel «Bristol» in Bern gedruckt. Dort ging ich hie und da mal vorbei. Es blieben meistens Frauen übrig, die das machten, und eine von ihnen lernte ich näher kennen. Im obersten Stock des «Bristol» stand dieses Jümpferli an einer Kopiermaschine, koptierte eifrig und hatte immer schwarze Hände. Dieses Wesen, das sich an dieser gruusigen Maschine so abkrüppelte, tat mir furchtbar Leid. Dann stellte sich heraus, dass sie eine Legler ist, die aus einer schweizerischen Textilfabrikantenfamilie aus Ponte San Pietro stammt! Und so – verliebt et cetera – haben wir uns sehr bald verlobt.

Sie fuhr dann allerdings nach Hause, und so konnten wir etwa ein halbes Jahr lang nur miteinander korrespondieren, und zwar sehr mühsam, denn alles wurde zensuriert, und die Briefe wurden in Italien praktisch überhaupt nicht mehr weitergeschickt. Der Vater meiner Verlobten fand dann aber auf dem Konsulat in Mailand einen Schweizer, der die Briefe vermittelte, und so konnten wir einander wenigstens einmal im Monat schreiben. Schliesslich sagte ihr Vater: «Bevor du diesen Burschen heiratest, will ich ihn zuerst einmal sehen.» Er beschaffte sich ein Visum und kam in die Schweiz. Ich kam extra an einem

Sonntag aus dem Dienst nach Hause, um meinen zukünftigen Schwiegervater zu sehen. Wir redeten ein bisschen, dann fuhr er wieder nach Hause und sagte zu meiner Verlobten: «Du darfst ihn heiraten.» Wir bereiteten das dann vor und heirateten 1942. Wir sammelten Mahlzeitencoupons, um den Gästen überhaupt etwas offerieren zu können, organisierten den Pfarrer, suchten eine Wohnung. Das heisst, das habe alles ich gemacht; meine Frau kam etwa einen Monat vor der Hochzeit in die Schweiz, und dann haben wir das miteinander duregstieret.

Nach dem Krieg habe ich dann erfahren, wie es in Italien mit unserem Haus zu- und hergegangen war. Meine Grossmutter war 1941 gestorben, und als Neapel bombardiert wurde, flüchteten zwei meiner Tanten aus der Stadt in dieses Haus. Sie nähten aus rotem Stoff und Leintüchern eine riesige Schweizerfahne, und die legte man über das ganze Haus. Später erzählten die alliierten Offiziere, die nach der Landung der Alliierten in Salerno in unserem Haus Quartier bezogen hatten, sie hätten schon von weitem gesehen, dass das ein schweizerisches Haus sei. Deshalb wurde es auch nur an den Ecken beschädigt: Sie hatten es bei der Bombardierung ausgespart.

Damals lebte dort noch ein Faktotum, ein Mann, den wir schon lange in der Familie hatten. Er war bei meinen Grosseltern Kutscherbursche gewesen und so anhänglich, dass er bis an sein Lebensende in dem Haus blieb. Während des Krieges schlief er auf dem Türvorleger, damit niemand ins Haus gelangen konnte. Später luden wir den damals schon Siebzigjährigen und seine Frau für acht Tage nach Zürich ins Hotel «Florhof» ein, um ihm die Schweiz zu zeigen, für die er auf diese Art persönlich so viel getan und so viel gerettet hatte. Er hatte vorher noch nie eine Reise gemacht! Auf der menschlichen Ebene war die Beziehung mit den Italienern eben immer komplett herzlich. Deshalb tat es einem auch so Leid, dass Mussolinis Ordnungspolitik mit Abessinien und diesen verrückten Ideen vom Imperium so missraten war und dass er sich mit Hitler verbündet hatte, sodass man ihn schliesslich mit dem Kopf nach unten am Galgen aufhängte. Eine menschliche Tragödie.

Kurz nach dem Krieg beschloss ich, meine Stelle bei der Eidgenössischen Bank aufzugeben und mich selbständig zu machen, denn das Komitee Italien wurde aufgelöst. Ich eröffnete in Zürich ein Büro für Vermögensverwaltung und Gesellschaftsrecht. Gleichzeitig wurde ich von der Schweizerspende angefragt, ob ich für sie arbeiten würde. Wahrscheinlich hatten sie über die Leute vom Nachrichtendienst von meinen Beziehungen zu Italien erfahren. Man ernannte mich zum Delegierten der Schweizerspende für Italien. Da musste ich

mich organisieren. Als Chauffeur konnte ich einen engagieren, den ich vom Militärdienst kannte. So fuhren wir dann zu zweit mit meinem ersten Auto nach Italien. Das war 1946 noch sehr abenteuerlich, weil so viel kaputt war. Die einzige Autobahn, die existierte, war diejenige von Neapel nach Pompeji, die Mussolini gebaut hatte. Sonst waren alles gewöhnliche Strassen. Über den Apennin musste man über Pässe, wo Wegelagerer richtiggehende Raubzüge unternahmen. Die wenigen privaten Autos, die überhaupt unterwegs waren, wurden etwa eine Stunde lang aufgehalten, bis eine schöne Kolonne beisammen war. Dann fuhr man mit je einem Militärjeep vorne und hinten über den Pass nach Florenz. Die Strasse war voller Löcher. Auf der Fahrt von hier nach Rom musste man mindestens zwei- bis dreimal die Pneu wechseln, weil sie immer wieder kaputt gingen.

Als Delegierter der Schweizer spende musste ich kontrollieren, was die so genannten Aktionsträger mit dem Geld machten, das gespendet worden war, zum Beispiel über die Caritas, das Rote Kreuz oder das Arbeiterhilfswerk. Die Spenden gingen an verschiedene Orte in Italien, an Spitäler, Kindergärten und andere. Sie bekamen auch alte Schweizer Militärbaracken, und man musste schauen, dass sie richtig aufgestellt wurden. Es war eine sehr interessante Tätigkeit, die ich etwa zwei Jahre lang machte. Es war kein Vollamt, aber ich war oft drei, vier Wochen unterwegs. Wieder zurück, rapportierte ich in Bern, dann konnte ich wieder ein bisschen an meinen eigenen Sachen arbeiten und mich um meine Kinder kümmern.

Zu jener Zeit kam ich durch unsere deutsche Verwandtschaft mit Deutschen in Kontakt, die vor dem Krieg Beteiligungen an der Schuhfabrik Zurzach gehabt hatten. Während des Krieges war ihnen geraten worden, diese Beteiligungen an einen Bekannten in der Schweiz weiterzugeben, damit sie sie nicht verloren. Ein Metzger aus Schaffhausen übernahm für sie die Beteiligungen treuhänderisch. Das waren honorige Deutsche, keine Nazis. Auf irgendeine Weise war das aber den Amerikanern bekannt geworden, und so kam die Schuhfabrik Zurzach auf die schwarze Liste. Deshalb fragte man mich um Rat. Ich sagte: «Wir liquidieren die Schuhfabrik und gründen eine neue.» Der Direktor der Fabrik in Zurzach war ein gewisser Herr Odermatt, und so wurde die Schuhfabrik Odermatt und Co. gegründet. Dann löste man die alte Schuhfabrik Zurzach auf, damit verschwanden die Beteiligungen automatisch, die noch beim Metzger gewesen waren. Die Deutschen interessierten sich dann aber gar nicht mehr dafür, und ich übernahm ihre Aktien und war lange Präsident der Schuhfabrik Odermatt & Co.

In Italien lernte ich die Amerikaner allerdings von einer anderen, rücksichtslosen Seite her kennen. Ihre Empörung über die Verbrechen der Nazis war oft sehr oberflächlich. Eigentlich ging es ihnen viel mehr um ihre eigenen Interessen. Als Schweizerspende-Delegierter kriegte ich mit, wie der US-General Clark in Rom eintraf. Das war ein hoch gewachsener Mensch, viel länger als ich, etwa zwei Meter gross. Ein tüchtiger Kerl, aber eben typisch Amerikaner: Als er in Rom ankam, wusste er nichts Besseres, als im offenen Jeep die Via Appia Antica entlangzufahren. Ganz alleine im Jeep, um zu zeigen: Jetzt habe ich das ganze römische Reich in der Klaue. Gleichzeitig wurde der Befehl ausgegeben, sämtliche sizilianischen Jungen, die den Amerikanern während Monaten von Sizilien her gefolgt waren, um ihnen die Schuhe zu putzen, ihrem Schicksal zu überlassen. Man nannte sie auf Italienisch *sciuscìa*, nach dem englischen Wort *shoeshiner*. Das waren Waisenkinder und solche, die alles verloren hatten, und in Rom sagten die Amerikaner einfach: «Wir brauchen euch nicht mehr.» Die lagen alle auf der Strasse, sodass wir von der Schweizerspende ihnen zu helfen versuchten und Heime finanzierten. Ich habe so viele Tragödien bei diesen armen Teufeln gesehen! Das ist die amerikanische Art. Das muss man eben auch wissen. Sie haben uns wohl gerettet, aber sie haben auch ihre eigenen Interessen verfolgt, und so geht es weiter mit der amerikanischen Politik.

Ich finde es richtig, dass man die Holocaust-Gelder nun sucht und dass die Banken sie herausrücken. Die Eidgenössische Bank hatte mit der Bankgesellschaft fusionieren müssen, weil sie in Deutschland alles verloren hatte: Immobilien, Kredite und so weiter, alles war auf null, und so musste sie liquidieren. Dabei wurden die Dossiers der Konti irgendwie herumgeschleppt. Man suchte sie nicht, sondern sagte: «Wenn ihr das Geld nicht holt, dann holt ihr es eben nicht, dann bleibt es halt einfach da. Wir machen jetzt nichts.» Deshalb ist es richtig, dass die Banken diese Gelder suchen, jetzt, wo man gesehen hat, was das für Tragödien waren in diesen jüdischen Familien und in jenen der Zwangsarbeiter, die in Deutschland missbraucht worden waren. Und es ist auch richtig, dass die Banken nicht einfach sagen: «Es hat halt niemand danach gefragt», sondern dass man sich Mühe gibt. Die ganze Episode um Meili ist eher ein bisschen lächerlich, aber man war anfangs einfach zu unsensibel und hat das schlittern lassen. Das sind sicher Unterlassungen, die man in der Schweiz gemacht hat. Jedenfalls haben die Banken aber nichts daran verdient, sondern das Geld ist einfach zinslos irgendwo herumgeschleppt worden, es war einfach verlochet. Also, ich halte das für eine blöde Geschichte, und es ist nicht schön, was man da aufgedeckt hat. Aber man bauscht es eben auch auf.



Tellensöhne an der Landi in Zürich, 1939. Foto Hans Staub.

Patriotismus und geistige Landesverteidigung

Die Landesausstellung 1939 in Zürich ist in der Erinnerung an den Krieg zum Inbegriff für die geistige Landesverteidigung geworden. Das Landidörfli, der Schifflibach, die Statue des verteidigungsbereiten Wehrmannes, der Höhenweg mit den unzähligen Gemeindefahnen: Das alles sind Bilder, die bis heute für den so genannten Landigeist stehen, eine mit Worten nur schwer zu umfassende Geisteshaltung. Dieser Landigeist ist nicht zu Kriegsbeginn von selbst oder «aus dem Volk» heraus entstanden, sondern war das Ergebnis staatlicher Kulturpolitik: Während sich die politische Situation in Europa zuspitzte, wurde auch in der Schweiz diskutiert, dass es nicht nur die «äussere», sondern auch die «innere Front» zu verteidigen gelte. Angehörige der politischen und intellektuellen Elite befürchteten, die Schweizer Bevölkerung könnte sich anfällig zeigen für ausländische Propaganda, sei es nun die nationalsozialistische oder die kommunistische. Deshalb hiess es, man müsse die «schweizerische Eigenart» betonen und bewahren. Das Schlagwort «geistige Landesverteidigung» war schon um 1934 in der Presse aufgetaucht, und ab 1935 setzten sich die eidgenössischen Räte damit auseinander. 1938 wandte sich der katholisch-konservative Bundesrat Philipp Etter mit einer «Botschaft zur Kulturwahrung» an die Öffentlichkeit, die unter dem Namen «Magna Charta des geistigen Widerstandes» bekannt wurde und in fast allen politischen Lagern auf Anklang stiess.

Was diese speziell schweizerische Kultur und Geisteshaltung genau ausmachen sollte, daran schieden sich die Geister. Sollte nun zum Beispiel tatsächlich Jeremias Gottleif das Vorbild für die gesamte schweizerische Literatur sein, wie es Etter vorschwebte? Die staatliche Kulturpolitik fand auch Kritiker: Der linke Theologe Karl Barth etwa nannte die bundesrätlichen Forderungen an Kulturschaffende ein «Spottgebilde eines neuen helvetischen Nationalismus». Der Landi 39 gelang es, den eher diffusen Botschaften aus dem Munde von Intellektuellen, Behörden und Bundesräten ein Gesicht zu geben und eine breite Öffentlichkeit auch gefühlsmässig für die geistige Landesverteidigung zu begeistern. Das Dach der Landi war denn auch recht breit: Neben ländlicher Idylle mit traditionellen Bauwerken und Trachtengruppen standen modernste Ingenieurskunst, zeitgenössische Architektur und die Ausstellungen der Wirtschaftsverbände: An der Landi gab es für fast alle etwas.

Hildegard Janser *1920

Nach meiner Kellnerinnenlehre arbeitete ich an der Landesausstellung. Ich servierte den ganzen Sommer im Landidörfli im Restaurant «Schwanen». Das war ein Wundersommer! Nicht wegen des schönen Wetters. Es war einfach wahnsinnig schön, es war eine wunderbare Ausstellung! So etwas bringen die Schweizer heute nicht mehr fertig. Die Leute waren ja so begeistert! Im Dörfli war jeden Abend ein Bombenfest, und alle freuten sich über den Zusammenhalt, den die Schweiz nun hatte.

Im September hiess es plötzlich: Hitler ist in Polen einmarschiert, in der Schweiz wird ein General gewählt. Wir Angestellten verfolgten diese Wahl am Radio, alle 150 Serviertöchter und alle Köche. Das wurde per Lautsprecher übertragen, und wir hörten zu und waren sehr gespannt, wer wohl gewählt würde. Als es hiess, sie hätten Guisan gewählt, begannen alle zu klatschen und freuten sich, dass nicht Wille General geworden war. Von Wille wusste man nicht so recht, wo er hingehörte. Er sprach Deutsch, und Guisan sprach Französisch. Dann ging es nicht lange, und es war Generalmobilmachung. Unsere Köche mussten fast alle einrücken, nur ein paar wenige blieben noch mit uns Serviertöchtern da.

Die Landi fand auf beiden Seiten des Zürichsees statt. Dazwischen fuhren Schiffe hin und her, und man konnte mit einer Schwebebahn über den See fahren. Das Dörfli war auf der rechten Seeseite, wo heute das Zürichhorn ist. Da gab es ein Gemeindehaus, ein Bauernhof, das Restaurant «Schwanen», eine Schaukäserei, die «Bündnerstube», die «Fischerstube», das «Grotto Ticinese» und ein Waadtländer Restaurant. Das waren richtige Häuser, die genau so aussahen wie die Häuser im Tessin oder im Waadtland. Das war wunderschön gemacht, wie ein richtiges Dorf. Aber ein schönes Dorf. Und wir servierten in den verschiedenen Trachten. Das Dörfli zog wahnsinnig bei den Besuchern, da lief verrückt viel. Alle gingen an die Landi, das war ein Höllenbetrieb. Wir servierten jeweils bis zu 2'500 Mittagessen am Tag – 2'500! Da musste in der Küche und am Buffet etwas laufen!

Jede Woche war ein anderer Kanton dran und machte etwas, und auch die Industrie stellte aus. Das war interessant. Das Schönste aber war der Schiffli-bach. Das war ein Bach mit Schiffchen, in denen acht Personen Platz hatten, immer zwei nebeneinander. Diese Schiffchen wurden vom Wasser gestossen, das durch den Bach lief. Manchmal etwas schneller, dann wieder langsamer. Etwa zwanzig Minuten dauerte die Fahrt, und man kam durch die Maschinenhalle und durch eine Gärtnerei. Am Abend, wenn alles schön beleuchtet war, war das also schon etwas!

Wir hatten auch immer Musik, volkstümliche Musik, zum Beispiel die Singschweizer. Das waren vier Jodlerinnen, die zogen den ganzen Sommer lang an der Landi von einer Wirtschaft zur anderen. Bei uns im Dörfli war es einfach so urchig. Das Moderne war eher auf der anderen Seeseite, zum Beispiel das Theater oder der Höhenweg, über dem die Fähnchen aller Schweizer Gemeinden hingen. Dort stand in einem Raum eine ganz wunderbare Statue: ein Wehrmann, der seinen Waffenrock anzieht. In der einen Hand hielt er ein Gewehr, und dahinter hing die Schweizerfahne, und es wurde die Nationalhymne gespielt. Diese Statue steht jetzt bei der ETH in Zürich und ist wohl jedem in Erinnerung, der damals an der Landi war. Die Landi schweisste die vier Landesteile so richtig zusammen: «Wir sind jemand, und wir haben etwas.» Wenn Hitler gekommen wäre, hätte jeder gesagt: «Dieses Land wird verteidigt. Fertig, Schluss!»

Ernst Benninger *1924 Die Landi war ein absolut einmaliges Erlebnis. Wie sich da die Schweizer aus der Deutschschweiz, der Westschweiz und dem Tessin verbrüderten: Unvorstellbar! Das war eine patriotische Aufwallung! So ging man guten Mutes am 2. September 1939 an die Mobilmachung, überzeugt, sich verteidigen zu können. Das war aber genauso falsch wie die Ansicht derjenigen, die glaubten, die stärkste Armee sei die französische. Ich habe das nie geglaubt. Die Deutschen waren sehr stark und haben sich sehr diszipliniert auf den Krieg vorbereitet.

Max Bosshard *1920 Als der Krieg ausbrach, wurde die Landi geschlossen und erst später wieder eröffnet. Deshalb hatte ich dann noch Gelegenheit, dorthin zu gehen. Aber ich muss ehrlich sagen: Das Einzige, was mir in Erinnerung ist, ist so ein Gang, wo man unter den Gemeindefähnli hindurchgehen konnte. Das war schön. Dann war da noch so eine Figur, ein Denkmal quasi, von einem Soldaten, der den Waffenrock anzieht. Und dann gab es natürlich noch den Schifflibach. Aber sonst? Ich war halt nur ein, zwei Mal an der Landi, mehr nicht. Ich war nie ein sehr überschwänglicher Patriot. Ich habe mich immer als Schweizer gefühlt, das schon, aber mehr kann ich dazu nicht sagen.

Margrit Brügger *1920 Klar waren wir an der Landi! Ich war drei Tage lang dort, zusammen mit einer Freundin von der Handelsschule. Wir fanden es wunderschön. Es war alles so patriotisch. Eben genau so, wie man damals redete. Patriotisch und staatstreu und alles. Es hatte einen Haufen Schweizerfahnen

und Kantonsfahnen, und ein Bähnlein über den See gab es, das weiss ich auch noch. Sonst erinnere ich mich nicht mehr an viel. Nur noch, dass wir komisch untergebracht waren. Am Bahnhof war uns ein Zimmer im Hotel «Rose» am Limmatquai vermittelt worden. Das war ein Stundenhotel, gopfricdstutz! Die ganze Nacht lang schlugen Türen auf und zu, wir taten kein Auge zu. Langsam realisierten wir dann, wo wir gelandet waren.

Rudolf Moser *1912 Die Landesausstellung war wichtig. Ursprünglich hätte sie 1938 stattfinden sollen, musste dann aber aus finanziellen Gründen verschoben werden. Die Konzeption mit den beiden Seeufnern war einmalig: Auf der einen Seeseite die Industrie, der Handel und der Schifflibach, auf der anderen Seeseite das Landidörfli mit der Landwirtschaft. Eine Schwebebahn über den See und Schiffe verbanden die beiden Teile der Ausstellung miteinander. Die Landi wurde zum Symbol dafür, was wir können und wer wir sind. Voller Andacht durchschritt man den Höhenweg mit den 3'000 Fähnchen aller Schweizer Gemeinden. Es gab auch politische Teile:

Es wurde über die Bevölkerung informiert und darüber, wie viele Fremde in der Schweiz lebten, und auch, dass jeder achte Schweizer eine Ausländerin geheiratet hatte. Das wurde mit kleinen Holzfiguren dargestellt: immer acht Paare hintereinander, und das achte Paar – das mit der Ausländerin – stand unter einer Glasglocke. Deshalb nannte man die Männer, die eine Ausländerin zur Frau hatten, «Glasglocken-Schweizer». Zugegeben, das war diffamierend. Aber es war nicht eigentlich fremdenfeindlich. Es drückte einfach die Ablehnung aus, die man diesen Fremden gegenüber empfand, die einen an den Rand drücken wollten und die Eigenart des Schweizerischen verwässerten.

Charles Inwyler *1919 Von der Landesausstellung war ich begeistert. Ich fand sie fantastisch: den Schifflibach, die Maschinenausstellung, die modernen Bauten. Das war ein grosses Erlebnis. Die Ideologie der geistigen Landesverteidigung nahm ich als selbstverständlich hin.

Erst später begann ich, gewisse Sachen zu hinterfragen. Aber ich begreife gut, dass eine ganze Generation den Landigeist ein ganzes Leben lang bewahrt hat. Viele Leute aus meinem Jahrgang wurden in ihren entscheidenden Entwicklungsjahren davon geprägt, sodass das ihre Leitlinie blieb, ihr ganzes Leben lang, bis in die heutige Zeit. Die meisten Leute sind Gewohnheitstiere. Wenn sie sich einmal ein Weltbild zurechtgelegt haben, bleiben sie dabei. Das begreife ich gut. Denken tut weh.

Leni Altweg *1924

Die Landesausstellung durfte ich natürlich auch besuchen. Da gab es den Höhenweg, das Landidörfli, es war eine richtige Welle des Patriotismus. An der Landi konnte man ein Sportabzeichen gewinnen. Ich durfte allerdings nicht an den Wettkämpfen teilnehmen, da meine Eltern mir lange Zeit verboten, Sport zu treiben. Sie fanden, dabei werde der Körper zu sehr in den Vordergrund gerückt. Es gab dann allerdings ein spezielles Sportabzeichen für Mädchen, das man erhielt, wenn man in einer bestimmten Zeit ein Bett machen konnte oder Ähnliches. Ich interessierte mich ernsthaft dafür, habe es dann aber nicht gemacht.

Dieses Abzeichen war vermutlich unter dem deutschen Einfluss entstanden, denn dort wurde dieses Bild der Frauen propagiert, die zu Hause sind, für den Nachwuchs sorgen und das Land mit ihrer bodenständigen Wesensart retten. Davon war ich damals sehr angetan. Wir waren sowieso von der Stimmung der deutschen Jugend angesteckt worden: Wir sangen gerne die deutschen Wandervogellieder, und die Soldaten wurden auch bei uns wie Helden behandelt: unsere Vaterlandsverteidiger!

Wenn wir Mädchen während des Krieges mit dem Zug von Wädenswil nach Zürich fuhren, standen wir auf, wenn Soldaten den Zug betraten und überliessen ihnen unsere Plätze. Obschon wir bereits an der Schwelle zum Erwachsenwerden standen und die Soldaten kaum älter waren als wir. Und wir strickten kilometerweise Socken für die Soldaten. Wir durften sogar während des Schulunterrichts Soldatensocken stricken. Man wollte mithelfen, das Vaterland zu retten. Ich selber fühlte mich gar nicht so stark persönlich bedroht. Aber die Heldenverehrung machte ich trotzdem mit.

Madeleine Müller *1923

Als ich in Zürich zur Handelsschule ging, war gerade die Landi. Ich hatte ein Dauerabo und lief abends nach der Schule immer durch das Ausstellungsgelände bis zum Bahnhof Enge, wo ich den Zug nahm. Besonders der Höhenweg und das Denkmal «Wehrbereitschaft» gefielen mir und prägten mich stark. Ich bin durch die Landi auf jeden Fall patriotischer geworden, sie war damals sehr wichtig für mich. Und nach dem Kriegsausbruch wurde man sowieso immer patriotischer. Als Hitler 1940 in Holland und Belgien einmarschierte, bekamen hier alle grosse Angst, es gehe uns bald ebenso. Wir diskutierten oft mit unseren Lehrern darüber. Das waren jeweils Sternstunden, wenn wir in der Schule über Politik diskutieren durften! Wir hatten dann manchmal gar keinen richtigen Unterricht mehr, sondern eben Lebenskunde, Zeitkunde, denn der Krieg beschäftigte auch die Lehrer, nicht nur uns.

Liselotte Meyer-Fröhlich *1922

Bei uns zu Hause wurde nie politisiert. Wir hatten die «Tat» abonniert, aber meine Eltern fanden, ich bräuchte die nicht zu lesen; Zeitungen seien etwas für Erwachsene. Auch in der Schule wurde nie über Politik gesprochen. Im Geschichtsunterricht kamen wir nie viel weiter als bis zu Napoleon. Ich ging auf die Höhere Töchterschule, vielleicht ist das ein Grund dafür, weshalb wir so abgeschirmt wurden: Weil man fand, Mädchen hätten politisch sowieso nichts zu sagen. 1939 kam die Landi. Die weckte eigentlich erst die Begeisterung für die Schweiz. Wir gingen immer wieder dort hin, wir fanden das fantastisch: das Dörfli, den Höhenweg, den Schifflibach. Da spürte man: Jetzt sind wir ein Staat, der auf sich Acht geben muss, ein Staat, in dem man sich gern haben muss. Es gab auch eine kleine Abteilung über die Frauen. Dort wurde gezeigt, wie die Frauen immer noch diskriminiert waren. Sie besaßen ja damals noch kein Stimmrecht, und auch im Eherecht waren sie benachteiligt.

Ich erinnere mich, dass man erst seit der Landi eine Wut auf Hitler hatte. Mit Deutschen hatte ich keinen Kontakt, aber wenn man jemanden deutsch sprechen hörte, hätte man ausspucken können. Einmal, als ich in Zürich Tram fuhr, redete da ein Deutscher in seiner Sprache, und es entstand eine richtig hassgefüllte Stimmung um ihn herum. Das spürte man direkt.

Ulrich Götz *1914

Ich hatte eine riesige Wut auf Hitler. Ich sagte mir: Der Cheib, der ist schuld an allem! Und ich richtete mich entsprechend ein: In meinem Häuschen in Wittnau hatte ich im Keller eine Bastion mit kleinen Fenstern, Sandsäcken und einem Karton Munition. Alles war bereit: Karabiner, Pistole. Ich sagte mir: Wenn ich eines Morgens aufstehe und feststelle, dass die Deutschen hier herumlaufen, dann wehre ich mich bis zum Letzten! Die Familie fällt denen nicht in die Hände!

Ich war ein prima Schütze, auf 300 Meter hätte ich jeden runtergeholt. Ich sagte meiner Frau: «Damit musst du rechnen. Wir werden alle erschossen, aber ich wehre mich bis zum Schluss. Ich bin Schweizer, ich bleibe Schweizer, und ich will nichts anderes werden.»

Margrit Brügger *1920

Als der Krieg ausbrach, wurde man einfach patriotisch. In der «Schweizer Illustrierten» erschien eine Doppelseite, auf der alle militärischen Gradabzeichen abgebildet waren. Vorher hatte ich doch nicht gewusst, was ein Korporal oder ein Leutnant war! Das hatte mich überhaupt nicht interessiert. Und da waren nun alle Truppengattungen abgebildet. Wir lernten

alles auswendig. Das begeisterte uns derart, dass wir das jetzt kannten! Als ich später während des Krieges meinen Mann kennen lernte, fragte ich ihn, was er eigentlich sei im Militär. Er sagte: «Soldat.» Dann fand ich aber heraus, dass er in Wirklichkeit Leutnant war. Ich bin fast rückwärts gelaufen vor lauter Stolz! Das fand ich super, dass ich einen Leutnant gefischt hatte. Ich schwatzte ihm dann eines der Sternchen ab, die die Leutnante damals trugen, und nähte es auf meinen Mantel. Verrückt, nicht?

Eigentlich wollte ich auch in den FHD, denn eine Freundin von mir war dabei. Aber die reagierten überhaupt nicht auf meine Anfrage. Ich war zu Tode enttäuscht. Obwohl das vermutlich recht langweilig¹ gewesen wäre. Meine Freundin musste nur am Telefon hocken, und Uniformen hatten die FHD damals auch noch keine.

Madeleine Müller *1923

Wir begeisterten uns sehr für die Soldaten und schauten sie immer gut an. Vor allem die Abzeichen interessierten uns. Sie hatten Achselpatten: grüne für die Infanterie, rote für die Artillerie, gelbe für die Velofahrer und schwarze für den Stab. Die kannten wir alle ganz genau, auch die Spezialzeichen, zum Beispiel die Minenwerfer. Wenn dann einmal einer kam, dessen Zeichen wir nicht kannten, dann diskutierte man in der Schule heftig darüber: «Du, jetzt habe ich so einen gesehen ... weisst du, was das ist?» Das war ein wichtiges Spiel für uns. Wenn man zum Beispiel einen Oberst sah, galt das besonders viel, denn die waren selten bei uns, die fuhren mehr Richtung Bern als nach Thalwil.

Die Soldaten sahen in ihren Uniformen zum Teil gut und rassig aus. Obwohl heutige Soldaten wahrscheinlich sagen würden: «Eine so schäbige Uniform würde ich nicht anziehen!» Aber damals ... Eigentlich war es uns auch egal. Hauptsache war, dass einer Dienst leistete. Alle, die das nicht taten, bezeichneten wir als «Staatskrüppel». Das waren Unbrauchbare.

Am liebsten wären wir alle auch an die Front oder in die Schützengräben gegangen, doch unsere Lehrer sagten: «Ihr müsst jetzt zuerst die Ausbildung fertig machen. Das ist viel wichtiger!» Wir strickten dann in jeder Pause Socken. Das war unsere Reaktion, so konnten wir wenigstens etwas für die Soldaten tun. Sobald die Pausenglocke läutete, zog man die Socken hervor und begann zu stricken. Die ganze Klasse. Das kam damals plötzlich in Mode. Die Socken wurden irgendwo gesammelt und in die Weihnachtspakete für die Soldaten getan. Ob die überhaupt schätzten, dass wir so viele gute Wünsche und Zeit in diese Socken investiert hatten?

Annemarie Spahr *1922 1939 besuchte ich die Handelsschule in Winterthur. Als der Krieg ausbrach, kam einmal General Guisan zu uns in die Schule. Das war der Auslöser für eine riesige, spontane Begeisterung für den General und ganz allgemein für die Schweiz. Im Anschluss an diesen Besuch begannen wir, von der Handelsschule aus zum Blutspenden zu gehen. Wir waren damals sehr patriotisch, und man versuchte überall, etwas zu tun. Zum Beispiel während der Zugfahrt Socken für die Soldaten stricken oder eben Blut spenden. Ich meldete mich auch zum Post-Suchdienst des Internationalen Roten Kreuzes. Da bekam man schachtelweise Briefe, die man entziffern und weiterleiten musste.

Liselotte Meyer-Fröhlich *1922 Ich war mehrmals im Landdienst, und ich wollte auch in den FHD. «Jede FHD macht einen Mann frei für den Militärdienst an der Grenze», das war unsere Devise. Wir hinterfragten das damals sehr wenig. Es wurde auch nicht darüber gesprochen, wie viele wirtschaftliche Zugeständnisse man den Deutschen machen musste, damit man verschont blieb. Dass die Schweiz Waffen nach Deutschland lieferte, wusste man damals nicht; darüber ist heute viel mehr bekannt. Ich wusste auch nicht, dass damals viele Juden in die Schweiz flüchteten. Und dass Juden an der Schweizer Grenze zurückgewiesen wurden, wurde ebenfalls nicht thematisiert. Es hiess: «Wer nicht schweigen kann, schadet der Heimat.» Daran hielten wir uns.

Wir genossen einfach das Leben, so gut wir konnten. Zwar leistete ich Landdienst und Militärdienst, aber in der Freizeit unternahm ich mit einer Freundin Velotouren durch die ganze Schweiz, wir hatten unsere Bälle im «Dolder» oder in den Zunfthäusern «zur Meise» und «zur Saffran». Wir genossen das Leben, genau wie die jungen Leute heutzutage – vielleicht sogar noch mehr: Heute gehen die jungen Leute in der Freizeit arbeiten, damit sie ins Ausland reisen können. Wir konnten das ja nicht. Das machte uns allerdings auch wütend. Ich wäre gern ins Ausland studieren gegangen, nach Paris oder London, aber das war nicht möglich. Ich musste in Genf studieren. Wir haben das Unsere geleistet, wir machten, was wir konnten, aber wir gingen nicht in Sack und Asche. Heute bin ich erstaunt, wie gut wir es hatten, während rund um uns herum so viel Schlimmes passierte. Diese Ereignisse erschütterten uns schon, aber was hätten wir tun sollen? Dasitzen und heulen? Das taten wir nicht.

Walter Harry Lang *1921 1943 beschloss ich, mit zwei Kollegen mitzuhelfen, dass die Schweiz ihre Freiheit behalten kann und verschont bleibt. Wir wollten Gegensteuer zu den Nazis geben und gründeten einen Club, den wir «Helvetia-

Britannia-Gallia», kurz «Helbriga» nannten. Als Abzeichen steckte sich jeder einen Union Jack hinter das Revers der Jacke, und wir trafen uns jede Woche im Restaurant «Simpion» in Zürich im ersten Stock. Wir korrespondierten mit dem englischen Konsulat in Zürich. Die schickten uns Informationsmaterial über den Zustand der englischen Armee und den Kriegsverlauf. Aus einer riesigen Pavatex-Platte schnitt ich Gesamteuropa aus, zeichnete sämtliche Länder ein und hängte das bei mir zu Hause an die Wand. Darauf steckte ich den Frontverlauf im Osten nach. Ich nahm alles auf: Vorrücken, Rückzug. So verfolgte ich den ganzen Krieg mit.

Wir waren meist zwischen zwölf und zwanzig Personen, Studenten und Lehrlinge. Wir hatten einen eigenen Stempel mit unserem Namen und einem Löwen darauf. Das war unser Zeichen. Einer von uns malte das auf eine riesige Tafel. Die stellten wir an unseren Versammlungen auf und daneben die England- und die Frankreich-Fahne. An diesen Sitzungen besprachen wir den Frontverlauf und was zugunsten der Alliierten passiert war. Denn es hatte nicht jeder Zeit, sich selber zu informieren, deshalb arbeiteten wir das miteinander auf. Natürlich mussten wir auch etwas konsumieren. Die gaben uns den Saal ja nicht, damit wir nur da hockten. Das ging manchmal stundenlang, bis nachts um elf.

Einmal ging ich mit den zwei Kollegen, mit denen ich die «Helbriga» gegründet hatte, nachts um eins zur Nationalbank. Es war verdunkelt und deshalb stockfinster. Da malten wir ein riesiges «V» an das Gebäude, für *victory*. Das war ein richtiger Lausbubenstreich. Hauptsächlich war die Gruppe aber zum Vergnügen. Man becherte ein bisschen miteinander oder unternahm Velotouren. Wie man halt ist in diesem Alter. Und wir gingen ins Kino. Wir schauten uns immer die Filme der Warner Brothers an. Die machten unserer Ansicht nach die besten Filme und hatten die besten Schauspieler. Da gab es auch so Sozialfilme. Einer zum Beispiel handelte von Buben aus den Slums, ein anderer von einem Lastwagenführer, volksnahe Filme, nicht wie die von Metro-Goldwyn-Meyer. Deutsche Filme wollten wir schon gar nicht ansehen, nur englische Filme, mit Untertiteln. Wir waren auch demenstprechend gekleidet. Wenn wir ausgingen, sah man uns nie im Arbeiterlook, sondern wir waren Gentlemen. Meistens mit Hut und Handschuhen in der einen Hand.

Nach Stalingrad fanden wir: «Du, ich glaube, das ist jetzt dann gelaufen. Diese Niederlage verkraften die Deutschen nicht.» Das Politische war uns nun nicht mehr so wichtig. Trotzdem hatte ich nach anderthalb Jahren plötzlich die Polizei bei mir zu Hause, Kantonspolizist Baumberger. Der fragte mich aus,

was ich mit dieser Gruppe mache. Er hatte mich beobachtet, denn er wohnte gleich vis-à-vis, an der Dietzingerstrasse. Ich sollte aufpassen, warnte er mich, das sei gefährlich, das sei politisch. Ich sagte: «Das ist nicht politisch. Wir sind einfach für England und Frankreich, für alle, die gegen die Nazis kämpfen.» Da sagte er: «Wissen Sie, ich bin auch dieser Meinung, aber ich muss Sie warnen.» Von da an mussten wir ein bisschen kürzer treten und trafen uns nicht mehr so oft. Wir fuhren dann jeweils nach Winterthur und trafen dort eine glatte Clique, die dasselbe wollten wie wir. «Albani-Gruppe» nannten sie sich.

Rudolf Moser *1912 Das Ensemble des Zürcher Schauspielhauses war damals hervorragend, denn es traten viele deutsche Schauspieler auf, die vor den Nazis in die Schweiz geflüchtet waren. Besonders beeindruckend waren die Stücke, in denen es um Machtmissbrauch und Unterdrückung ging. Davon gibt es ja einige, zum Beispiel von Shakespeare, Schiller oder die ganzen klassischen Dramen. Bei diesen Themen spürte man, dass die Schauspieler persönlich involviert waren, und das bewirkte, dass sie zu Höchstform aufliefen. Auch das Publikum fühlte sich angesprochen. Es war eine innere Bestätigung zu sehen, wie sich ein Einzelner oder eine Gruppe gegen einen Tyrannen behauptet. Ich erlebte das einmal bei einer Teil-Aufführung. Heinrich Gretler spielte den Teil. Ich weiss nicht mehr, wer Gessler spielte, aber Gessler, das war für uns Hitler. Und sein Gefolge waren die Nazis, und die Eidgenossen, das waren wir. Das Publikum hat den Rütlichwur mitgesprochen! Dann war es ein paar Sekunden mucksmäuschenstill, und dann setzte tosender Applaus ein. Man identifizierte sich richtig mit dem Geschehen auf der Bühne.

Hans Beeler *1926 Damals bildete man sich bei uns in der Urschweiz noch etwas ein auf die alte Eidgenossenschaft! Die Heldensagen, Teil und Winkelried, das galt noch etwas. In der Schule wurde man patriotisch instruiert, und Geschichte war eines der wichtigsten Fächer. Man war stolz darauf, Inner-schweizer zu sein. Der Schulausflug aufs Rütli gehörte natürlich auch dazu. Sonst kam man praktisch nie aus der eigenen Gemeinde heraus.

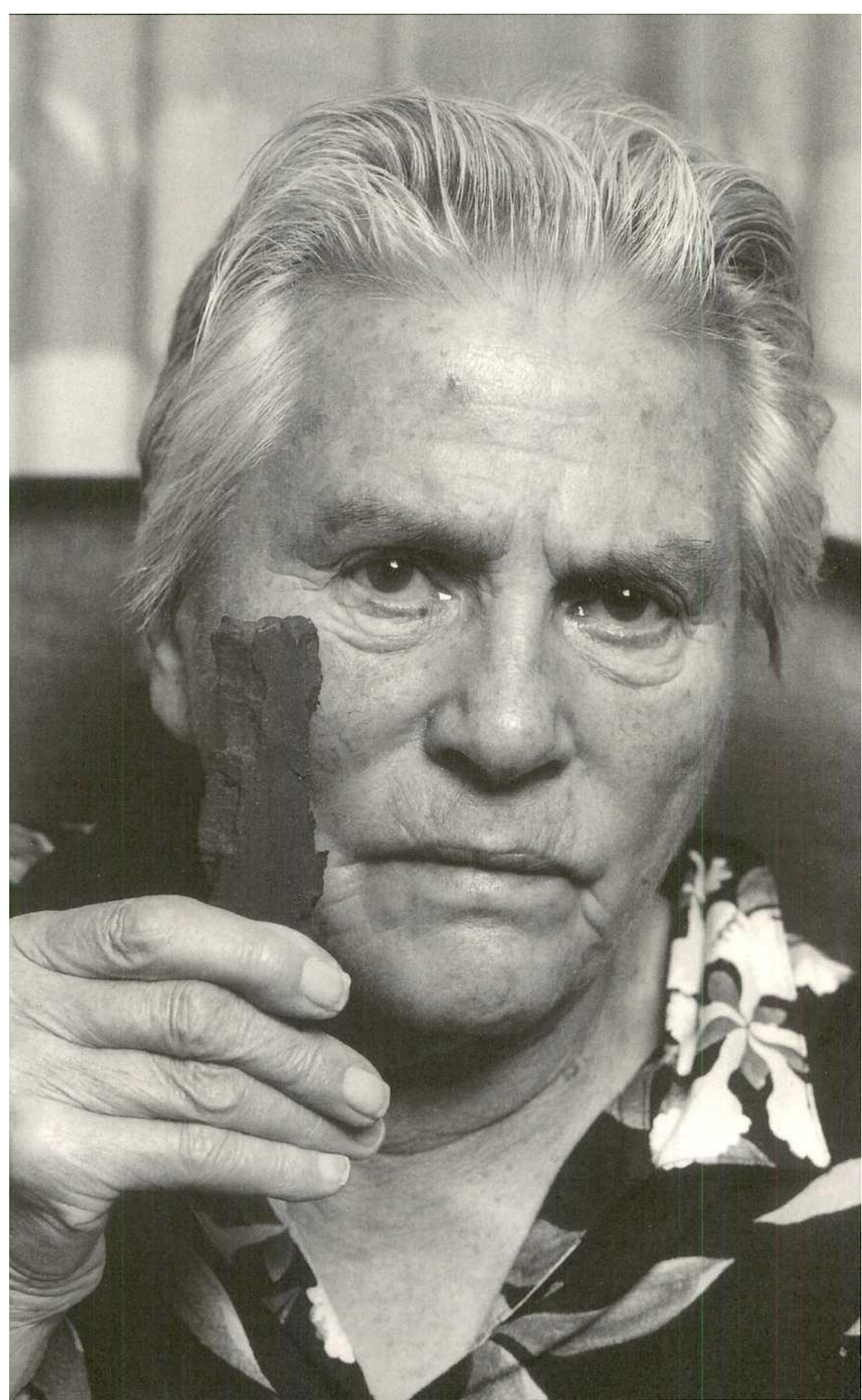
Elisabeth Fischer-Roy *1910 Über die Kriegslage an der Ostfront informierte ich mich via Radio. Ich war schliesslich Lehrerin für Deutsch und Geschichte und versuchte, die Dinge historisch einzuordnen. Meine Kindheit hatte ich im heutigen Polen verbracht, hatte also den Ersten Weltkrieg hautnah miterlebt. Es war deshalb sehr merkwürdig, hier in der Schweiz den Zweiten Weltkrieg nur

so aus der Ferne mitzuverfolgen. Damals hielt ich mich immer wieder an Goethe. Ich fand, die Tatsache, dass die Schweiz vom Krieg verschont blieb, liege an ihrer einzigartigen Lage. Goethe schrieb nämlich in seinen «Briefen aus der Schweiz» etwas sehr Schönes über das Kreuz der vier Flüsse Rhein, Donau, Tessin und Rhone: Der Rhein fliesst nach Norden, die Donau nach Osten, der Tessin nach Süden und die Rhone nach Westen. Zusammen ergibt das ein Kreuz – das Schweizerkreuz. Dieses Schweizerkreuz ist von der Natur vorgegeben. Ich hatte deshalb immer das Gefühl, es sei die Aufgabe der Schweiz, Europa miteinander zu verbinden, genauso wie es diese Flüsse taten, ohne sich selber dabei aufzugeben. Auf der Europakarte sieht man ja, dass die kleine Schweiz sozusagen das Herz Europas darstellt. Und dieses Herz musste gesund bleiben. Wenn dieses Herz kaputtginge, würde auch Europa sterben.

Charles Inwyler *1919 Damals gab es fast keine Öffentlichkeit. Das wurde mir erst später bewusst, damals stellte ich keinen Mangel fest. Ich hatte den Eindruck, man wisse so einigermassen Bescheid. Nachträglich stellte ich fest, dass man tatsächlich sehr wenig gewusst hatte. Man hatte wie unter einer Käseglocke gelebt. Über den Rückzug der Armee ins Reduit, den Verkauf von Raubkunst in Luzern, die Hintergründe der Bombardierung der Maschinenfabrik in Oerlikon war man kaum informiert. Es ist bei der heutigen Vertrautheit mit Informationen sehr schwierig, sich die damalige Situation vorzustellen. Im Aktivdienst bekam man kaum eine Tageszeitung zu Gesicht. Ich selber hatte nicht das Geld, eine zu abonnieren, und wenn in der Soldatenstube einmal eine herumlag, war es ein altes Familienblättchen. Die Radionachrichten waren dürrig. Zudem waren alle Medien der Zensur unterworfen. Das realisierte ich auch erst später. Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich die Radiokommentare von Jean-Rodolphe von Salis, die während des ganzen Krieges gesendet wurden, nur selten hörte. Heute wundert mich das sehr; ich wusste ja, dass es ihn gab. Aber als ich wieder im Zivilleben war und eine Arbeit hatte, war mir mein Alltag verdammt wichtig; ich war voll beschäftigt. Ich verfolgte das grosse Weltgeschehen, aber sonst war ich recht naiv. Ich dachte, die Behörden machen das schon recht. Ein bisschen überspitzt gesagt: Ich war ein braver Untertan.

Es gab damals in der Schweizer Bevölkerung drei Schichten mit jeweils unterschiedlichem Informationsstand: eine relativ dünne Oberschicht von massgeblichen Leuten in den Firmen und in der Politik, die sehr viel wussten, aber das entweder verdrängten oder einfach kaltschnäuzig in Kauf nahmen und der Öffentlichkeit verschwiegen. Dann gab es eine breitere Mittelschicht, die

indirekt einiges erfuhr oder durch ihre Tätigkeit etwas zur Kenntnis nehmen musste. Diese Leute machten gute Miene zum bösen Spiel, um mit ihrem Tagesablauf wie gewohnt weiterfahren zu können. Die dritte Schicht bestand aus dem schweizerischen Spiessbürgertum, das sehr staatsgläubig war – ich war lange Zeit auch so! Diese Leute schwammen im Strom der geistigen Landesverteidigung mit wie auf dem Schifflibach an der Landi. Die wollten es sich möglichst gut gehen lassen. Sie hätten sehr grosse Anstrengungen unternehmen müssen, um sich mit den harten Fakten vertraut zu machen, um herauszufinden, was wirklich lief.



*«Ohne Kartoffeln und Gemüse
wären wir nie
durchs Leben gekommen»*

Anny Stöckli-Roos,
geboren 1917, Service-
Angestellte, Hausfrau
und Mutter von sechs
Kindern in Kaiseraugst

Man hielt es für selbstverständlich, dass die Männer in den Dienst mussten. Es ging ja allen so. Man wusste, jetzt muss er halt in Gottes Namen wieder gehen; das war einfach Männerpflicht, Soldatenpflicht. So war das Leben, man fügte sich. Heute würde man vielleicht opponieren,

aber damals schaute man das als Pflicht an: So wie es befohlen worden war, machte man es. Mein Mann hatte es immer gut im Militär. Sie hatten zu essen und Sold; er war zufrieden. Wenn sie eine Festung bauten, mussten sie schon arbeiten, aber die Polen und Italiener zu bewachen, war keine grosse Anstrengung. Sie mussten einfach da sein und schauen, dass alles recht zu- und herging.

Ich fand es manchmal schon seltsam, dass die Männer pro Monat fast gleich viel Sold hatten, wie wir vom Staat für die ganze Familie bekamen. Die Männer bekamen sechzig Franken im Monat, wir 85. Mit zwei, drei Kindern reichte das doch nirgends hin! Den Sold behielt mein Mann für sich. Gar nichts habe ich bekommen von ihm, im Gegenteil: Zweimal musste ich ihm zwanzig Franken schicken, weil er kein Geld mehr hatte. Ich wusste auch lange nicht, dass er zwei Franken Taggeld hatte, sondern dachte immer, es sei nur ein Franken. Dreissig Franken ist nicht viel, wenn er zu rauchen haben muss und alles, dachte ich. Dabei hatte er sechzig Franken! Das fand ich nicht richtig. Aber ich konnte nichts machen. Ich redete damals mit niemandem darüber, die anderen Frauen wussten nicht, wie es bei mir ging, und ich wusste nichts von ihnen. Ich habe viel in mich hineingeschluckt.

Aufgewachsen bin ich auf der Rigi. Mein Vater arbeitete als Bahnwärter. Wir wohnten in der Bahnstation, und der Wartsaal war unsere Stube. Im Winter wohnten wir in Vitznau, denn die Rigi-Bahn engagierte meinen Vater nur wäh-

Anny Stöckli-Roos mit einem Splitter der Bombe, die die Amerikaner irrtümlich bei Augst abwarfen.

rend fünf bis sieben Monaten im Jahr. Dann arbeitete er als Handlanger an der Strasse, für siebzig Rappen in der Stunde. Wir brachten ihm jeweils das Mittagessen. Bei Wind und Wetter musste er gehen. Aber manchmal konnten sie auch nicht arbeiten, dann gab es keinen Lohn. Arbeitslosenversicherung gab es damals noch nicht.

Mein Bruder war zwei Jahre jünger als ich. Wir gingen oft Blumen suchen und brachten sie nach Hause. Mutter verkaufte sie dann an die Touristen: Wunderschöne, grosse Sträusse mit Edelweiss, Enzian, Alpenrosen, das Bouquet für einen Franken. Edelweiss verkauften wir auch einzeln. Wir brauchten das Geld. Es gab Zeiten, da standen Mutter und ich morgens um halb fünf auf und gingen Blumen sammeln. Anders hätte es nicht gereicht. Wir füllten die Rucksäcke mit Alpenrosen, gingen wieder nach Hause, ich frühstückte, und dann mussten wir Kinder zur Schule. Die war im Rigi-Klösterli unten. Für Kinder war das eine weite Strecke, deshalb konnten wir zum Mittagessen nicht nach Hause. Bei einer Frau bekamen wir eine Tasse Milch und ein Butterbrot. Das kostete fünfzig Rappen. Manchmal gabs sogar ein Spiegelei. Da waren wir natürlich froh drum.

Im Winter ging ich in Vitznau zur Schule. Dort gab es keine Sekundarschule. Ich wollte aber weiter lernen. Deshalb ging ich 1931 nach Thonon-les-Bains in ein Institut, das von Klosterfrauen geführt wurde. Zuerst war ich Volontärin und musste für Kost und Logis arbeiten. Das war eine harte Zeit! Dafür konnte ich Französisch lernen. Wir waren etwa zwanzig Volontärinnen und gleich viele Schülerinnen. Die mussten 200 Franken pro Vierteljahr zahlen, und das war zu viel für meine Eltern. Als ich ankam, hiess es, ich dürfe noch zehn Tage lang Deutsch sprechen, dann nicht mehr. Wenn man nachher Deutsch sprach, musste man zwei Franken zahlen. Oder man bekam zur Strafe den Brief nicht, den die Mutter einem geschickt hatte. So plagten sie uns. Ich hatte furchtbar Heimweh. Die Schwestern drängten mich, ins Kloster einzutreten, aber ich wollte nicht und sagte: «Ich kann mich nicht von Vater und Mutter trennen.» Sie sagten, ich solle dafür beten, dass ich es könne, aber ich weigerte mich.

Morgens um fünf mussten wir Volontärinnen aufstehen und das Haus putzen. Um acht gab es Frühstück: Brot, vielleicht ein wenig Konfitüre und Wasserkakao, von Milch keine Spur. Dann mussten wir wieder putzen gehen. Oft gab es zum Mittagessen Spinat, der fast ungeniessbar war. Da nahmen wir ein Papier auf den Schoss und löffelten ihn dort hinab, wenn die Schwestern nicht schauten. Nachher warfen wir ihn ins WC. Einen Nachmittag pro Woche hatten

wir Handarbeit, die anderen Tage gingen wir eine oder zwei Stunden in die Schule, und dann konnte man noch die Aufgaben machen. Am Abend hatten die Schülerinnen frei, aber wir mussten abwaschen. Vom vielen Putzen hatte ich Hände, schlimmer als ein Bauernknecht! Alles offen. Nach zehn Monaten wurde ich schliesslich krank und durfte von da an statt Volontärin Schülerin sein. So machte ich die Handelsschule: Habe Steno gelernt, Maschinenschreiben, Buchhaltung, alles, was es gab. Ich habe dort viel gelernt, das muss ich schon sagen.

Als ich mit fünfzehn wieder nach Hause kam, hätte ich gerne eine Stelle in einem Büro gehabt, aber es war schwierig, eine zu finden. Fast hätte ich in einer Fabrik eine Stelle als Sekretärin gekriegt, aber dann mussten wir Platz machen, weil sich noch andere um diese Stellen bewarben: Zahnärzte und Zöllner. Das waren Familienväter. Da mussten wir Mädchen natürlich zurücktreten. Im letzten Moment gaben sie mir Bescheid, sie wollten mich doch nicht. Ich hatte nie, nie ins Hotelgewerbe gewollt. Das war einfach eine Zwischenlösung. Man sagte mir damals: «Was willst du machen? Du musst doch Geld verdienen! Etwas musst du haben.» Ich konnte doch nicht meinen Eltern auf der Tasche liegen. Deshalb begann ich 1934 die Hotelfachschule in Luzern. Das war keine grosse Rendite: Etwa achtzig Franken verdiente ich im Monat, aber vielleicht wäre im Büro auch nicht mehr übriggeblieben, denn da hätte ich ja ein Zimmer mieten und das Essen bezahlen müssen. Im Hotel hatte ich Kost und Logis.

Zuerst war ich Saallehrtochter im «Grandhotel Rigi-Kaltbad», dann ging ich nach England in ein Internat, um Englisch zu lernen. Das war eine ganz wunderbare Zeit. Viel besser als nachher im Hotel «Europe», wo ich es nicht gut hatte. Das beste Essen der ganzen Woche gab es dort am Freitagabend: Aus dem Wasser gezogene Makkaroni und ungezuckertes Rhabarbermus. Und im Milchkaffee schwammen Rüstabfälle. Da stürmten wir die Küche. Es nutzte uns aber nichts; wie eine Furie ging die Köchin auf uns los.

Als Nächstes wurde ich Buffettochter in Luzern, und im Sommer 1936 Restaurationstochter auf der Furka-Passhöhe. Das war schön. Das war der einzige Ort, wo wir gutes Essen bekamen. Restaurationstochter, so sagte man damals. Heute sagt man nur noch Serviertochter. Es hatte einen Saal mit zwei Saaltöchtern und einem Oberkellner. Ich war im Restaurant für mich allein. Polizeistunde kannten wir nicht, am Abend kam ja niemand dort hinauf. Äusser manchmal die Herren Offiziere von der Festung. Tranken ein Fläschchen Wein und blieben bis zwei Uhr morgens. Ich konnte sie nicht hinauswerfen. Da

musste ich wegen fünfzig Rappen aufbleiben. Um halb sechs musste ich dann wieder aufstehen und das Restaurant putzen, damit wir wieder sauber hatten, wenn die Gäste kamen.

1938 arbeitete ich auf dem Jungfrauojoch. Dort war ich nur sechs Wochen. Wenn schlechtes Wetter war, mussten wir putzen, und verdient haben wir gar nichts. Da schlich ich mich mit einer Kollegin zusammen davon und ging nach Hause. Heute könnte man sich das nicht mehr leisten, einfach wegzulaufen. Aber ich habe das gemacht.

1939 arbeitete ich im Hotel «Solbad» in Schweizerhalle. Wir hatten am Rhein eine grosse Gartenwirtschaft. Das Hotel gehörte einem deutschen Ehepaar Wacker. Das waren sehr nette Leute. Herr Wacker war schweizfreundlich eingestellt, aber nicht einer, der politisiert hätte oder so. Am Abend hörte ich manchmal, wie zum Hintereingang Leute hereinkamen und ganz leise die Treppe hochgingen. Sie schliefen im oberen Stock, immer nur eine Nacht. Ich musste sie dort oben nie bedienen und bekam sie auch nie zu Gesicht, bis auf ein einziges Mal: Ich stand gerade draussen, als eine Frau mit zwei kleinen Buben herunterkam. Die beiden trugen braune Knickerbockerhosen und Dächlikapen, und die Frau erzählte mir, sie seien Juden und hätten aus Deutschland fliehen müssen. Die SS habe ihnen mit Messern die Polstergruppe zerschnitten und in der Wohnung alles kaputtgemacht. Da seien sie bei Nacht und Nebel geflohen und hätten nur das Dienstmädchen zurückgelassen, mit dem sie abgemacht hatten, dass sie alles behalten dürfe äusser den Kleidern und der Wäsche, die sie ihnen nachschicken sollte. Sie hatten nur zwei kleine Kofferchen bei sich, das waren wohl ihre ganzen Habseligkeiten. Die Frau sagte, sie würden nun nach Amerika fahren. Später wurden sie von einem Auto abgeholt.

Einmal ging ich an einem freien Nachmittag an den Rhein hinab. Da sah ich ein Boot, das nicht im Bootshaus drin, sondern nur aufs Ufer hinaufgezogen war, und in der Nacht zuvor waren wieder Juden bei uns im Hotel gewesen. Da hatte ich natürlich schnell eins und eins zusammengezählt: Der Chef trug immer eine weisse Kutte, nur manchmal zog er eine schwarze an und verschwand am Abend. Dann fuhr er wohl über den Rhein und holte die Leute. Ich weiss es nicht sicher, aber ich kann mir nicht vorstellen, wie sie sonst zu uns gekommen sein könnten. Ausserdem hatten wir einen Gast, einen Schweizer aus Muttenz, der sass immer am Stammtisch, immer mit Sicht auf das Boot. Wenn der da war, wurde mein Chef ganz nervös und zitterte richtiggehend. Einmal fragte ich ihn, was los sei. Er sagte, er traue diesem Gast überhaupt nicht. Ich überlegte dann immer hin und her, ob ich die Polizei anrufen sollte. Aber ich

hatte ja keinen wirklichen Grund dazu, der hatte mir ja nichts zuleide getan. Später stellte sich dann heraus, dass er für das Deutsche Reich spioniert hatte, und er wurde verhaftet.

Meinen Mann lernte ich bei der Arbeit kennen. Er war Maurer und kam zusammen mit einem Kollegen aus dem Männerchor ins Restaurant. Am 26. August 1939 heirateten wir und gingen auf die Hochzeitsreise nach Zürich, an die Landi. Am 28. August standen wir im Zürcher Bahnhof auf dem Perron, als ein Zeitungsverkäufer ausrief, es gebe Krieg. Ich glaubte nicht an den Krieg. Ich hoffte immer, war positiv eingestellt und sagte: «Nein, das gibt es nicht. Krieg gibt es nie.» Wir kauften eine Zeitung, und da hiess es: Am nächsten Morgen einrücken.

Wir hatten damals noch 45 Franken im Portemonnaie. Davon nahm mein Mann zwanzig Franken, mit dem Rest musste ich dann kutschieren. Wenigstens hatten wir keine Schulden, die Aussteuer und alle Möbel waren schon bezahlt. Aber der Zins für die Wohnung in Kaiseraugst kostete fünfzig Franken, und bis am 1. Januar 1940 bekamen wir vom Staat keinen Rappen. Die gaben uns keine Entschädigung dafür, dass die Männer im Dienst waren. Da hatten es die Ausländer gut, die Italiener und alle, die nicht militärpflichtig waren: Die konnten arbeiten gehen. Unsere Männer hatten nur den Sold, und wir Frauen gar nichts.

Ab 1940 bekam ich dann pro Monat 8 5 Franken vom Staat. Aber zum Mietzins kamen die Krankenkasse, Gas und Elektrisch: insgesamt 34 Franken. Da wäre mir gerade noch ein Franken geblieben. Was machte ich? Ich bezahlte den Zins nicht, denn wir wohnten im Haus des Schwiegervaters. Ich war gerade mit dem ersten Kind in Erwartung, und da putzte ich halt den Schwiegereltern das Haus und machte die Wäsche. Die Männer waren alle im Dienst, und so hatte ich immer einen Haufen Hemden zum Waschen, Bügeln und Flickern. Ich hatte nur eine handbetriebene Nähmaschine. Wiefeln konnte man darauf nicht, so wie man es heute mit der Maschine kann. Als das Kind auf die Welt kam, erhielt ich dreissig Franken zusätzlich, aber nur wenn mein Mann im Dienst war. Nun brauchte ich einen Kinderwagen. Man sagte mir, ich solle doch der Soldatenhilfe schreiben. Das tat ich, und sie schickten mir 120 Franken.

Mein Mann musste 1939 sofort ins Militär, nach Maisprach. Dort mussten sie im Wald draussen Festungen bauen. Dann war er in Sulz oder in Frick, dann in Aarau oder dort irgendwo, internierte Polen bewachen. Das waren geschickte Leute, diese Polen! Sie waren sehr begabt im Schnitzen. Später musste mein Mann einmal nach Mürren. Dort waren die italienischen Offiziere in den

Hotels interniert. Die hatten es wunderbar! Zu Essen und Frauen, mehr als genug, von Zürich und weiss der Gugger woher, und von den Schweizer Frauen bekamen die Italiener ganz viele Päckli. Toll gewesen. Dort hatte es mein Mann eigentlich schön. Bis am 30. Juli 1940 war er fast ununterbrochen im Dienst, dann konnte er eine Weile zu Hause bleiben. Später kam er zum bewaffneten Hilfsdienst, weil er einen Unfall gehabt hatte: Er war auf dem Arbeitsweg mit dem Velo gestürzt und hatte sich das Knie zerschlagen.

Mit den Rationierungsmarken hätten wir schon genug kaufen können, um unseren Bedarf zu decken, wenn wir genug Geld gehabt hätten. Nur für die Reichen waren es zu wenig Marken. Ich konnte die Märkli nie alle einlösen. Fleischmarken hatte ich immer übrig, Hülsenfrüchtemarken auch. Hülsenfrüchte und Hirse mochte ich nicht so gerne, und meine Kinder auch nicht. Das mögen wir heute noch nicht. Für Schokolade hatte ich kein Geld, aber ich hatte nicht die Gnade, die Schokolademarken verkaufen zu können. Ich kannte niemanden, dem ich sie hätte verkaufen können.

Für die Kinder gab es Zulagekarten, da gab es mehr Milch, mehr Brot, mehr Zucker, um Konfitüre einzumachen, mehr Kraftnahrung. Da konnte man manchmal Dawamalt kaufen, das mochten die Kinder gerne. Die Kinder! Die Familie war gewachsen: Ich habe von 1940 bis 1947 sechs Kinder bekommen, und da legte ich mir zwei grosse Gärten zu. Einen bei der Rheinfelder Brücke oben. Da musste ich eine halbe Stunde zu Fuss gehen, ein Kind im Wagen drin, zwei darauf, eines lief nebenher, und ich hatte alle Werkzeuge auf dem Buckel. Eigentlich hatte ich mir nicht so viele Kinder gewünscht. Da waren viele Urlauberli dabei. Zufälle, könnte man auch sagen. Aber ich möchte nicht, dass es eines weniger wäre. Der andere Garten lag ausserhalb von Kaiseraugst, in der Äusseren Rebe. Ich nutzte jedes Plätzchen aus. Damals lebten wir nur von Gemüse, für Fleisch hatten wir kein Geld. Und Eier gab es nur eines pro Monat und Person. Wenn wir Glück hatten, bekamen wir noch Eigelbpulver. Da begann ich, dem Bauern nebenan den Gemüseabfall für die Schweine zu geben. Ich schickte die Kinder, und die brachten dann manchmal ein Ei mit nach Hause. Dann waren sie wahnsinnig stolz! Die Bauersfrau gab ihnen oft auch Butterbrote mit Zucker. Die Kinder wollten immer zu zweit gehen, damit sie in den Genuss dieser Dinge kamen.

Ich konnte nie schwarz Eier oder Fleisch kaufen. Erst lange nach dem Krieg habe ich erfahren, dass es Leute gab, die auf dem Schwarzmarkt einkauften. Einmal brauchte eines der Kinder ein Mäntelchen, und ich hatte kein Geld

dafür. Da abonnierte ich für einen Monat eine Zeitung und las die Annoncen. Einer schrieb tatsächlich ein Mäntelchen aus, für zehn Franken plus Marken für drei Kilo Brot. Die konnte ich freimachen und bekam es so billiger. Ich holte es in Basel ab, ein wunderschönes Mäntelchen! Fast neu.

Damit ich genug Eingemachtes hatte, sammelte ich bei den Bauern unter den Bäumen die herabgefallenen Kirschen. Manchmal fielen dann auch noch welche herab. Die Kinder sassen unter einem der Bäume und warteten, bis ich wiederkam. Am Abend, wenn sie im Bett waren, verlas ich die Früchte. Die schönen sterilisierte ich, aus den anderen machte ich Konfitüre. So arbeitete ich bis um zwölf, halb eins, und am Morgen um halb sechs begann alles wieder von vorne: die Kinder aufnehmen, Frühstück machen, dann ging es wieder unter die Bäume. Mit den Äpfeln und den Zwetschgen war es genau gleich. Ich kochte eine Menge Apfelmus. Es gab Winter, wo ich bis zu 150 Gläser Sterilisiertes hatte, und einmal hatte ich 105 Gläser Konfitüre. Man gab einfach weniger Zucker dazu und kochte sie länger, damit sie nicht schimmelte. Bohnen machte man damals in Salz ein, in so Sauerkrautstanden. Ich weiss nicht mehr, wie das Verhältnis war, aber man brauchte einen Haufen Salz, und dann musste man einen Deckel und ein Tuch drauf tun, so konnte man das überwintern. Oder man zog einen Faden durch die Bohnen und hängte sie zum Trocknen auf.

Im Sommer, wenn Erntezeit war, gingen wir die Ähren auflesen, die nach der Ernte liegen geblieben waren. Man band sich eine Schürze um, sodass sie auf der Seite offen blieb, und dann wurde aufgelesen und aufgelesen und aufgelesen. Und das waren viele Frauen! Da musste man sich auf die Socken machen, damit man auch zu etwas kam. Die Ähren gab man einem Bauern zum Mahlen, das gab dann vielleicht fünf Kilo Mehl. Manchmal waren es auch sieben oder sogar zwölf, und in einem Jahr hatte ich fast 52 Kilo Mehl, wenn ich mich nicht täusche. Ein riesiger Haufen Mehl. Das war ein göttlicher Segen. Da konnte ich Kuchen und Wähen machen, und Chnöpfli und Omeletten.

1943 oder 1944 gab es keine Kartoffeln mehr, weder im Laden noch sonst wo. Die Ernte hatte komplett versagt. Und ich hatte so viele hungrige Mäuler zu versorgen! Da ging ich mit den beiden ältesten Kindern von Bauer zu Bauer und fragte nach Kartoffeln. Alle sagten: «Wir haben keine Kartoffeln.» Erst die Frau vom Walter Gottfried sagte: «Frau Stöckli, Sie müssen doch Kartoffeln haben für Ihre Kinder! Aber ich habe nur Schweinekartoffeln, so kleine Chege-liwar.» Da sagte ich: «Frau Walter, das ist mir egal. Kartoffeln sind Kartoffeln.» Ich konnte sie ja kochen, ich konnte sie schälen und Rösti machen, ich konnte sie ganz braten, ich konnte einen Haufen Sachen machen. Ich hatte zwanzig Kilo

Kartoffeln und musste nicht einmal etwas dafür bezahlen! Das vergesse ich nie mehr. Kartoffeln waren etwas Kostbares. Ohne Kartoffeln und Gemüse wären wir nie durchs Leben gekommen. Teigwaren machten wir auch manchmal, aber man hatte lieber etwas anderes, Rüben und Kartoffeln und so.

Einmal kam der Zöllner von vis-à-vis und sagte zu mir: «Frau Stöckli, schauen Sie mal diese Banane an! Die konnte ich in Basel für einen Franken kaufen.» Hatte eben nur ein Kind. Wenn ich jedem Kind eine Banane hätte kaufen wollen, hätte ich ja fast einen ganzen Tageslohn hinwerfen müssen! Bei uns gab es keine Bananen. Als ich in Erwartung war, hatte ich aber einmal Lust auf einen Pfirsich und sagte mir: «Jetzt *muss* ich einen Pfirsich haben!» Ich hatte zwar kaum Geld dafür, aber ich ging in einen Laden, da hatten sie einen Pfirsich. Einen angefaulten. Ich wusste, den *muss* ich haben. Er kostete mich zwanzig Rappen. Auf dem Heimweg ass ich ihn; da wurde mir schlecht, und ich musste erbrechen. Das war der einzige Pfirsich, den ich während des ganzen Krieges ass.

Hinter dem Haus, gegen den Rhein, hatten wir einen Kaninchenstall. So konnten wir manchmal einen Kaninchenbraten machen. Vom Stall aus sah man den Fährhafen auf der deutschen Seite. Dort standen sie immer und schossen herüber, einfach aus Blödsinn. Ich pirschte deshalb oft von unserem Haus zum anderen Haus hinüber und dann diesem entlang, damit ich nicht in ihr Schussfeld geriet, wenn ich die Kaninchen füttern ging. Die Kinder konnte ich damals auch nicht nach draussen lassen. Wir intervenierten schliesslich beim Zöllner, und da besserte es sich. Ich redete auch sonst manchmal mit dem Zöllner, aber nie über den Krieg. Er erzählte nichts, aber wir haben auch nie etwas gefragt.

1944 flogen wochenlang Bomber über Kaiseraugst. Man hörte das Motorenbrummen und sah die Lichtlein im Himmel oben. Sie flogen bis Rheinfelden, dort löschten sie die Lichter und flogen ins Deutsche hinein. Einmal meinten die Amerikaner, wir seien deutsches Gebiet, und warfen zwei Bomben ab. Ich war gerade am Bohnenrüsten, zusammen mit dem kleinen Primus, der damals noch nicht ganz zweijährig war. Als die Bomben herabfielen, rieselte das auf dem Dach oben, als ob jemand einen Sack Kieselsteine ausgeleert hätte. Als Primus das hörte, gab er Fersengeld, rannte ins Haus hinein und stellte sich vor die Kellertüre. Kein Mensch hatte ihm etwas gesagt! Das war einfach sein Instinkt. Ich nahm Irma aus dem Stubenwagen und lief mit den beiden in den Keller hinab. Zwei der Kinder waren im Kindergarten und machten einen Spaziergang, und ich wusste nicht, ob sie je wieder nach Hause kommen würden oder nicht. Ich wusste damals ja nicht, was passiert war! Erst im Verlauf des Abends

vernahm man, dass sie die Eisenbahnbrücke hatten sprengen wollen, dass die Bomben aber nur in die Uferböschung hineingegangen waren. Den Kindern war nichts geschehen. Gott sei Dank!

Wenn wir ins Feld hinaufgingen, sahen wir manchmal auch Luftkämpfe; einmal war ein Kampf direkt über uns. Ich rannte mit den Kindern unter einen grossen Baum, und wir warfen uns zu Boden. Da lagen wir alle auf dem Bauch, und die Flieger kämpften über uns. Einer stürzte ab, auf deutsches Gebiet. Ich weiss nicht mehr, ob es ein Deutscher war oder ein Schweizer. Ich glaube, ein Deutscher. Und an meinem 27. Geburtstag, am 27. November 1944, hörten wir wieder, wie plötzlich Bomben fielen: Sssss! Das tönte! Furchtbar! Das war eine Helligkeit am Himmel oben, und der Boden zitterte uns unter den Füßen, sogar noch ennet dem Rhein. Das war wie ein Erdbeben. Da bombardierten sie Freiburg im Breisgau.

Damals hatten wir die «Schweizer Illustrierte» abonniert, in der immer Landkarten zum Krieg drin waren. Während des deutschen Russlandfeldzuges schaute ich darauf nach, wie sie vorrückten. Das war alles eingezeichnet. Diese Schlachten! Stalingrad war eine Katastrophe! Das war schlimm, wie die einander nicdermetzelten. Wie sie da bombardierten und die Städte zusammenschlugen!

In der Zeit des Reduit hatten wir Angst. Wir wohnten ja direkt an der Grenze. Ich dachte: Wir sind ausgeliefert. Jetzt kommen sie in Rheinfeldern oder beim Kraftwerk unten über die Brücke. Da bekamen wir schon Angst vor Hitler. Ich finde es nicht richtig, dass sie uns im Stich gelassen und sich einfach ins Gotthardgebiet zurückgezogen haben, denn wir hatten ja auch das Recht auf Verteidigung! Die Deutschen konnten über uns herumfliegen, wie sie wollten, machten Luftkämpfe über uns. Genau wie die Amerikaner, monatelang jeden Abend tausend Flieger. Sie kamen abends um acht, pünktlich wie eine Uhr. Dann ging das bis neun, dann verzogen sie sich wieder. Aber die richtigen Leute hat es ja doch nicht getroffen. Es hat die armen Teufel getroffen, die Bevölkerung. Die, die es verdient gehabt hätten, sind nicht drangekommen. Oder etwa nicht?

Mit den Kindern redeten wir nie über den Krieg. Die realisierten das alles gar nicht so richtig, glaube ich. Als die Bomben kamen, redete man schon, aber eher mit dem Mann oder den Nachbarn. Mit den Kinder diskutierte man das nicht. Ich glaube, man wollte das von ihnen fern halten. Ich kann es mir nicht anders vorstellen.

Im Winter 1945 war der Rhein zugefroren. Da kamen deutsche Kinder über das Eis und gingen von Haus zu Haus und bettelten um Kleider und Brot. Sie

sagten: «Habt ihr uns nicht irgendetwas zu essen?» Wenn sie etwas bekommen hatten, liefen sie mit den Schlittschuhen über den Rhein, brachten es nach Hause und kamen wieder. Wenn man konnte, gab man ihnen etwas. Viel war es nicht; ich hatte ja selber nichts.

Im Deutschen drüben, gerade vis-à-vis von uns, in der Nähe von Wil war ein Kinderheim für geistig behinderte Kinder. Eines Tages vernahmen wir, dass die alle in einen Eisenbahnwagen geladen und in einem Tunnel vergast worden seien. Das ging herum wie ein Lauffeuer: «Du, diese Kinder sind nirgends mehr!» Und es hiess auch, der Lokomotivführer habe keine Ahnung gehabt, dass sie vergast werden. Als er zum Tunnel herausgekommen sei, habe er graue Haare gehabt. Ob das wahr ist, weiss ich nicht, aber es wurde damals erzählt, er sei katzgrau geworden vor lauter Zorn und Verdruss, dass er das hatte machen müssen. Hitler war brutal. Der schlachtete einfach, was ihm in den Weg kam und was er nicht wollte.

Ein Onkel von mir war 1911 aus der Schweiz nach Frankreich ausgewandert und hatte seine Kinder nie beim Schweizer Konsulat angemeldet. So waren sie Franzosen geworden, und zwei der Söhne mussten schliesslich in den Dienst. Den einen nahmen die Deutschen gefangen, und er kam ins Konzentrationslager Dachau. Der andere gelangte im Jura über die Schweizer Grenze und ging nach Grenchen. Dort war er drei Tage bei einem Metzger und schrieb mir einen Brief und erklärte seine Not. Als ich mich aber mit ihm in Verbindung setzen wollte, war er schon wieder weg: Die Schweizer hatten den eigenen Landsmann aus dem Land hinausgeschickt! Schickten ihn hinaus und draussen in die Arme der SS, und die erschossen ihn. Alle, die über die Grenze kamen, haben sie einfach abgeklöpft.

Mein anderer Cousin war bis 1945 im Konzentrationslager Dachau. Dann erhielt sein Vater einen Anruf, er könne ihn bei Nancy abholen. Er ging dorthin, aber der Sohn erkannte den Vater fast nicht mehr, und der Vater erkannte den Sohn überhaupt nicht mehr: Er wog noch 45 Kilo. Hat es überlebt, aber nie viel erzählt. Nur dass sie Kohlsuppe gegessen hätten mit Menschenhänden drin. Sie hätten sich auf diese Finger gestürzt, als ob das ein wunderbares Stück Fleisch gewesen wäre, damit sie etwas zu Nagen hatten. Menschenhände! Und wenn die Amerikaner nicht gekommen wären, wäre es keine drei Wochen mehr gegangen, dann hätte er auch nicht mehr gelebt. Ich weiss nicht, warum er ins KZ gekommen war. Er sagte, er möge nichts davon erzählen. Wir haben ihn oft gesehen, aber er hat nie etwas erzählt. Nur von diesen Fingern hat er erzählt.

Am 8. Mai 1945 war der Krieg zu Ende. Das war ein wunderbares Gefühl: Jetzt ist Frieden. Jetzt kommen keine Bomben und nichts mehr hinab. Das war eine herrliche Zeit, als man dachte: Jetzt ist endgültig alles vorbei, und jetzt hört dann die Rationierung auf. Hoffte, dass es mehr Geld gebe, um unbeschränkt Fleisch zu kaufen oder Eier. Es wurde aber lange nicht besser, bis 1948 nicht. Die Rationierung ging ja noch weiter und löste sich nur ganz langsam auf. Und an Geld mangelte es halt immer noch, und die Kinder wurden auch grösser und brauchten Schuhe und Kleider.

Als mein Mann aus dem Dienst kam, hatten wir für sechs Kinder und zwei Erwachsene 390 Fränkli Lohn im Monat. Das reichte nirgends hin! Da sagte ich: «Jetzt gehen wir weg von hier, in die Innerschweiz.» Der Meister meines Mannes kam zu mir und sagte: «Wenn ihr dableibt, gebe ich euch sechzig Rappen mehr Lohn.» Ich antwortete aber: «Wir sind fast verhungert, weil Sie uns so wenig gegeben haben. Jetzt wollen wir es nicht mehr, jetzt gehen wir.» So zogen wir nach Luzern. Dort konnte ich wieder im Service arbeiten gehen. Abends um acht Uhr begann meine Schicht. Musste halt die Kinder früh ins Bett bringen. Wir redeten nicht über den Krieg. Ich war damals viel alleine, ging nicht von einer Frau zur anderen und schwatzte herum. Ich hatte keine Zeit, ich musste arbeiten: Ich hatte Kinder zu Hause, da musste ich stricken und flicken und waschen. Und bei der Arbeit hatte man auch keine Zeit, über den Krieg zu diskutieren, das wäre eine zu grosse Belastung gewesen. Dieser Krieg war so schlimm gewesen, dass man nicht darüber reden mochte.



Bauersfrau in Lützelflüh, 1942. Foto Marie Ottomann-Rothacher.

Frauenrollen und Frauenrealitäten

Sollten die wegen der Wirtschaftskrise knapper werdenden Arbeitsstellen für Männer reserviert werden und Frauen aus Berufen, in denen sie Männer konkurrenzten, ausgeschlossen werden? In den Dreissigerjahren wurde ernsthaft über solche Strategien diskutiert, und unter dem Schlagwort «Doppelverdienerin» wurde vor allem den Ehefrauen nahegelegt, eine allfällige Berufstätigkeit zugunsten von arbeitslosen Familienvätern aufzugeben. Zum Teil wurde dies auch politisch durchgesetzt. Nach der Mobilmachung 1939 war die Arbeitskraft der Frauen jedoch bald auch wieder ausserhalb des Haushalts gefragt: Erstens mussten die durch den Militärdienst abwesenden Männer an ihren Arbeitsstellen ersetzt werden, zweitens war den Frauen bei der Durchführung der Rationierung und Anbauschlacht eine wichtige Rolle zugeordnet, und schliesslich wurden sie auch einbezogen, um die Armee zu unterstützen: Frauen führten Soldatenstuben, besorgten unverheirateten Wehrmännern die Wäsche, strickten Socken als Weihnachtsgeschenke für die Soldaten oder leisteten im FHD freiwilligen, unbewaffneten Militärdienst. Daneben wurde auch ein grosser Teil der privaten Hilfe zugunsten von Flüchtlingen und Ferienkindern aus den Kriegsgebieten von Frauen geleistet. Der Krieg war also durchaus nicht bloss Männersache. Trotzdem: Als im Dezember 1945 in den eidgenössischen Räten wieder einmal darüber diskutiert wurde, ob sich die Schweizer Frauen mit ihren Leistungen während des Krieges die vollumfängliche Staatsbürgerschaft und damit auch das Stimmrecht verdient hätten, kam man zum Schluss, dass sich zumindest auf der politischen Ebene im Vergleich zur Vorkriegszeit zwischen den Geschlechtern nichts ändern sollte.

Edith Kammer *1932 Mein Vater war gelernter Schmied, fand auf seinem Beruf aber keine Arbeit. Deshalb arbeitete er als Handlanger auf dem Bau, für 45 Rappen pro Stunde. Das reichte hinten und vorne nicht. Deshalb ging meine Mutter tagelöhnern. Sie begann morgens um acht und arbeitete bis abends um fünf: Waschen, putzen oder Feldarbeit. Pro Tag bekam sie einen Fünfliber und verdiente damit mehr als Papa. Wenn Mutter auf dem Feld arbeitete, durften wir mit zu den Bauern. Wir mussten natürlich auch arbeiten: Kartoffeln und

Äpfel einsammeln oder die Seile, mit denen die Garben gebunden wurden, auslegen. Wir Kinder bekamen bei den Bauern zu essen und manchmal eine Tasche voller Äpfel oder Kartoffeln. Das war viel wert, denn so konnten wir zu Hause sparen.

Eines Tages kam Vater schon am Vormittag nach Hause. Das war eine Aufregung! Wir hörten nur «Mobilmachung» und «Krieg» und wussten nicht, was das bedeutete. Meine Mutter half ihm, den Tornister zu packen, und als gepackt war, gingen wir alle miteinander zum Bahnhof. Dort waren viele Leute versammelt: Männer in Uniform, mit Gewehr und Tornister und der ganzen Familie. Das war ein Gegränne und eine Aufregung! Erst als Papa uns auf die Arme nahm, realisierten wir, dass wir ihn wahrscheinlich für lange Zeit nicht mehr sehen würden. Auf dem Heimweg erklärte uns Mutter, was Krieg ist und dass die Schweiz jetzt einen General habe, der das ganze Militär befehligt; er heisse Guisan.

Fast aus jeder Familie des Dorfes musste ein Mann oder sogar mehrere einrücken. Der Krieg begann im Herbst, und die grosse Ernte stand an. Nun fehlten die Arbeitskräfte und zum grössten Teil auch noch die Pferde, die ebenfalls in den Dienst mussten. Während der ersten Monate kam Vater nie nach Hause. Er war am Doubs im Jura stationiert. Ich erinnere mich daran, wie wir den ersten Brief von ihm erhielten. Er schrieb uns, wo er sei und wie es ihm gehe, und fragte, wie es uns gehe. Er war sehr besorgt, denn man wusste nicht, wie der Krieg ausgehen würde. Es dauerte sehr lange, bis er zum ersten Mal Urlaub bekam und nach Hause kommen konnte. Und natürlich fiel sein Lohn aus, als er im Dienst war. Wir hatten nur noch, was Mutter als Tagelöhnerin verdiente. Von da an bekam meine Mutter allerdings mehr Lohn. Die Arbeitgeber stritten sich fast um sie: «Frau Schneider, ich gebe Ihnen sechs Franken, wenn Sie bei uns arbeiten kommen!» Sie fand jeden Tag irgendwo eine Arbeit.

Rosa Binder *1905 Als der Krieg ausbrach, musste ich wieder arbeiten gehen. Vorher hatte das Einkommen des Mannes knapp ausgereicht, um die Familie zu ernähren, aber nun musste der Mann immer in den Dienst. Da kam halt kein Lohn mehr, und ich musste arbeiten gehen, um die Kinder durchzubringen. Ich arbeitete bei den Bauern und als Putzfrau bei den höheren Angestellten der Sodafabrik. Wenn ich den ganzen Tag putzte, kam ich auf etwa fünfzehn Franken. Bei den Bauern erhielt ich einen Stundenlohn von einem Franken. Die mittlere Tochter nahm ich zur Arbeit mit; der Sohn war bereits in der Schule. Zu Beginn des Krieges wurde ich Abwartin des Schulhauses von Rekingen. Dort verdiente

ich ungefähr 200 Franken im Monat; das war nicht sehr viel. Alles in allem verdiente ich vielleicht 300 bis 400 Franken im Monat. Mein Mann bekam Sold, aber er brachte nichts davon nach Hause. Er brauchte das Geld selber, denn er rauchte und trank. Wenn sie in den Bunkern hockten, hatten sie halt gar viel freie Zeit. Dann jassten sie und und tranken dazu.

Margrit Brügger *1920 Zu Beginn des Krieges arbeitete ich als Sekretärin bei der Eisen AG in Bern. Die importierte Eisenstäbe, denn die Schweiz hat ja kein eigenes Eisen. Diese Stäbe wurden bei uns von Arbeitern an Maschinen gekrümmt, so wie man sie dann in Brücken, Häusern, Tankstellen oder einem Bunker als Armierungseisen einbetonierte. Die Lieferanten holten dieses Material bei uns ab, und ich musste aufgrund der Lieferscheine die Monatsrechnungen schreiben. Als der Krieg ausbrach, war der ganze Betrieb lahm gelegt, weil die Männer alle in den Dienst mussten. Nur die Lehrlinge waren noch da und die Frauen. Manchmal kam der Chef kurz aus dem Militärdienst zurück, in seiner Oberleutnant-Uniform. Er erledigte schnell ein paar Sachen, diktierte einem ein bisschen etwas, und dann ging er wieder.

Weil das, was wir produzierten, als kriegswichtiges Material galt, hatten wir viel zu tun. Ich musste deshalb sogar einmal nach Zürich in die Mutterfirma reisen, um dort eine so genannte Pflichtlagerliste zu führen, dabei wusste ich überhaupt nicht, was das war! Es ging im Grunde darum, dass vom Militär vorgegeschrieben worden war, wie viel Eisen wir vorrätig haben mussten. Mir war einfach gesagt worden, ich solle in Zürich ins Lagerbüro gehen, der Lagerchef sei im Dienst. Als ich dort ankam, waren noch etwa drei, vier Arbeiter da. Die hatten Urlaub bekommen, weil ihre Arbeit wichtig war für den Krieg. Dann kam plötzlich ein Lastwagen voller Soldaten. Sie brachten eine lange Bestellliste und sagten, das müssten sie jetzt haben. Ich sagte ihnen: «Geht selber ins Lager und nehmt, was ihr braucht. Ich habe keine Ahnung!» Sie luden ihren Lastwagen voll, ich weiss heute noch nicht, womit genau. Ich schrieb irgendwie einen Lieferschein, und wahrscheinlich hat das schlussendlich der Bund bezahlt, das EMD. Aber derart geschwommen bin ich noch nie in meiner Arbeit wie damals! Dieser Lagerchef war einfach in den Dienst verschwunden, und niemand hatte mir erklärt, wie man diese Arbeit macht. Später bekam er dann Urlaub. Vermutlich hatte der oberste Chef reklamiert, so gehe das nicht.

Marta Jurt *1922 Ich machte damals gerade meine Lehre als Verkäuferin beim Allgemeinen Konsumverein in Luzern. Das erste halbe Jahr war ich in der Kon-

summkerei. Dort mussten wir den Ankebällcli, die maschinell geformt und verpackt wurden, den letzten Schliff geben und Laborarbeit machen, damit die Milch immer sauber war. Damals war es ja so: Die Waren aus der Molkerei wurden den Leuten nach Hause geliefert. Es gab in Luzern etwa sieben Molkereien, und die Kunden konnten auswählen, von welcher sie kaufen wollten. Die Milcher, die die Ware austrugen, hatten deshalb in der ganzen Stadt Kundschaft. Nach seiner Tour kam der Milcher mit der Liste der Bestellungen für den nächsten Tag bei uns vorbei, und wir legten ihm die Sachen bereit.

Als die Männer in den Dienst gingen, mussten die Frauen die Arbeit der Männer übernehmen: Wir in der Molkerei mussten die schweren Kannen selber herumtragen. Das war sehr anstrengend. Und das Austragen der Waren besorgten nun die Ehefrauen der Milcher. Keine davon wusste, wie man richtig mit den Pferden umgeht! Es war ein Glück, dass die Pferde die Touren kannten und von selber dort stehen blieben, wo jemand auf Milch wartete. Schliesslich kam ein pensionierter Molkerei-Angestellter wieder bei uns arbeiten. Er konnte den Frauen zeigen, wie das ging. Die meisten Frauen konnten dann recht bald mit den Pferden umgehen. Nur ein Pferd war weiterhin störrisch.

Gertrud Viale *1932 Als ich zehn war, hatte ich eine grauenvolle Gelbsucht. Die hatte damals halb Romanshorn. Ich ging noch zur Schule, obwohl ich schon knütschgelb und wahnsinnig müde war. Da sagte der Lehrer: «Du hast ja Gelbsucht! Du musst nach Hause!» Zu Hause hatten es auch alle: Das Dienstmädchen, die Serviertochter vom Café, alle lagen im Bett. Und meine Mutter war alleine in der Bäckerei und mit der ganzen Arbeit, denn Vater war im Dienst. Ich konnte nicht ins Bett, denn ich musste ihr helfen, obwohl es mir nicht gut ging. Aber man nahm das halt nicht wahr. Man konnte auch nicht, denn es war eine schwierige Zeit. Meine Mutter hat sich einfach darauf verlassen, dass ich mithelfe und für die kleinen Geschwister schaue. Denn es wäre sonst niemand anderes mehr da gewesen, wenn ich auch noch ausgefallen wäre. Man musste sich immer zusammenehmen; das lief wie ein roter Faden durch meine Kindheit. Meine ältere Schwester hat es sich leichter gemacht: Die verschwand jeweils einfach, wenn sie etwas hätte helfen müssen. Heute denke ich oft: Die hat eigentlich Recht gehabt. Ich war immer viel zu pflichtbewusst.

Marta Jurt *1922 Ich war damals bei den Pfadfindern. Während des Krieges wurden wir verpflichtet, wenn nötig in der Militärsanitätsanstalt Dienst zu tun. Man hatte dafür die grossen Hotels beschlagnahmt, für die verwundeten Solda-

ten. Wir Pfadfinderinnen waren dafür auf Pikett, aber ich selber musste nie gehen. Man musste einfach bereit sein. Unsere Gruppe organisierte damals stattdessen einen Kinderhort. Wenn die Männer im Dienst waren, mussten die Frauen erledigen, was sonst der Mann machte, und hatten keine Zeit mehr, sich um die Kinder zu kümmern. Eine aus unserem Trupp hatte ein Häuschen, und dort hüteten wir diese Kinder und machten Spiele mit ihnen. Dieser Hort war dann noch recht lang in Betrieb.

Elisabeth Pletscher *1908

Als ich als FHD in die Militärsanitätsanstalt auf dem Beatenberg kam, war das ein lustiger Anfang! Ich war es ja gewohnt, ein Labor zu führen, aber dort lernte ich zum ersten Mal einen männlichen Laboranten kennen! Das war ein Soldat, der als Hilfslaborant gearbeitet hatte, und deshalb hatte man ihn dort eingeteilt. Ausserdem waren noch zwei welsche Laborantinnen da und eine Deutschschweizerin. Das Labor befand sich in einer Baracke, die meiner Ansicht nach idiotisch eingerichtet war: Wenn man reinkam, lagen lauter Pritschen am Boden, acht hintereinander, man fiel beinahe darüber. Ich sagte: «Zuallererst einmal müssen diese Pritschen raus! Die sind im Weg.» Die anderen antworteten: «Nein, die müssen hier bleiben, die brauchen wir jeden Tag.» – «Wofür braucht ihr denn im Labor Pritschen? Da legt sich doch niemand hin!» – «Doch, doch, Sie werden dann schon sehen!», sagten sie.

Bisher hatte ich ja in einer Frauenklinik gearbeitet, also nur mit weiblichen Patienten. Auf dem Beatenberg erlebte ich nun, was man mit männlichen Patienten für Komplikationen hat. Diejenigen, die für einen Bluttest oder eine andere Untersuchung abkommandiert worden waren, erhielten von ihrem Arzt einen Zettel. Mit einem Sanitätssoldaten mussten sie dann bei uns antraben und in Reih und Glied stehen, einen Ärmel nach hinten gekrempelt, damit man Blut abnehmen konnte. Schon der Erste kam ganz bleich daher, und als wir ihm Blut entnahmen, kippte er um, und der Laborsoldat legte ihn auf eine dieser Pritschen. Seine Ohnmacht bewirkte, dass zwei, drei anderen auch schon ganz übel wurde. Bei Mädchen passiert das nicht so schnell. Männer kriegen das viel schneller. Sie haben ein bisschen Angst und wollen es nicht zeigen. Das verändert den Blutdruck, und dann wird ihnen halt übel. Und weil sie so militärisch dastehen mussten, fielen sie eben um. Dafür hatten wir also diese Pritschen.

Ich sorgte dafür, dass die Pritschen weggamen und sagte: «Ihr seid schön blöd! Denen wird doch übel, weil sie sehen, dass den anderen schlecht wird. Ihr müsst immer nur einen aufs Mal nehmen, und die anderen sollen vor der Türe ganz normal warten und nicht in Reih und Glied stehen.» Doch dann kam der

Kommandant: «Was haben wir denn da für eine Sauordnung? Das ist doch keine Reihe!» Ich erklärte: «Hören Sie, wir sind in der halben Zeit fertig, wenn keiner umfällt.» Er entgegnete: «Wer befiehlt hier?» Ich wehrte ab: «Sie, natürlich.» – «Also befehle ich, dass in Reih und Glied gestanden wird!» Da wagte ich zu sagen: «Aber das ist ganz sicher nicht gut, Herr Doktor.» – «Sie haben mir nicht Herr Doktor zu sagen, Sie haben mir Herr Hauptmann zu sagen!» Logisch, wir waren ja im Militär. Aber weil wir FHD viel zu wenig Kurse gehabt hatten, um diese Formen alle zu lernen, nahm man es uns nicht allzu übel, wenn wir die korrekten Anreden nicht wussten. Item, ich bewies ihm schliesslich, dass wir die Arbeit auf meine Weise in der halben Zeit erledigen konnten. Von da an wurde keinem mehr übel, denn sie konnten bis kurz vor der Blutentnahme miteinander reden und dachten nicht daran. Dann machte man die Türe auf und hiess sie auf einen Stuhl sitzen, anstatt sie stehen zu lassen. So ging das spielend. Das war keinem dieser Männer in den Sinn gekommen! Da brauchte es eben eine Frau, die ein bisschen normale Ansichten hat.

In Grindelwald hingegen hatten wir einen ganz unbelehrbaren Kommandanten. Es war Winter, und wir mussten so blöde Schuhe mit Schnürsenkeln tragen, und die Schnürsenkel waren immer voll Schnee und vereist, denn der Kommandant hatte befohlen, man müsse die Schuhe vor das Zimmer stellen und die Schnürsenkel immer drin lassen. So etwas Dummes! Zu Hause hätte man gesagt: «Du musst doch die Schnürsenkel herausnehmen, damit sie trocknen können, sonst trocknet der Schuh nicht.» Aber das war so ein unpraktischer Mann! Da hatte ich als Frau das Gefühl, man müsse mal etwas sagen, wenn der das nicht sah. Also sagte ich beim Hauptverlesen: «Herr Hauptmann, ich möchte etwas sagen!», und schlug vor, er solle doch erlauben, die Schnürsenkel jeweils rauszunehmen, bis die Schuhe trocken seien. Er entgegnete, Befehl sei Befehl, und er befehle, dass man sie reintue, da habe niemand etwas anderes zu sagen.

Da dachte ich: Jetzt müssen wir halt einfach. Als ich dann entlassen wurde, sagte ich mir: Er bleibt ja weiterhin, und ich war nur vorübergehend da. Nun probiere ich es nochmals, aber auf Französisch, vielleicht nützt das mehr. Denn er war bilingue. Nach der offiziellen Abmeldung ging ich zur Türe raus, klopfte, ging gleich wieder rein und sagte: «*Mon capitain, j'aimerais vous encore parler, vous dire adieu.*» Im Dienst sage man nicht «*adieu*», entgegnete er. «*Oui, mon capitain.*» Ich sei schon abgemeldet, ich sei «*en civil maintenant*» und wolle ihm sagen, er solle doch ein bisschen offener sein. Aber er entgegnete bloss, solange ich in Grindelwald sei, gelte militärisches Gesetz. Da dachte ich:

Du bisch en Löli! Statt dass er froh war, dass ihm jemand einen gescheiten Gedanken sagte!

Marta Jurt *1922 Eine Freundin von mir hatte damals grosse Geldprobleme: Sie hatte ein Töchterchen, und ihr Mann war im Dienst. Er brauchte alles Geld, das er erhielt, selber auf und brachte nie etwas nach Hause. Damals war ja neben dem Sold der Erwerbersersatz eingeführt worden. Der war eigentlich für die Familie gedacht, aber dieses Geld wurde den Männern ausbezahlt. Die einen brachten es dann nach Hause, die anderen halt nicht. Meine Freundin musste schwer krampfen, damit sie durchkamen, und das war mit ein Grund, weshalb sie sich später scheiden liess. Ich habe ihren Mann gut gekannt: Er hatte viel Charme und war ein sehr lieber Mann, der anderen gerne eine Freude machte. Einmal kam er zum Beispiel zu mir in den Laden und sagte, er hätte gerne ein Linzertörtchen fürs Mammi, für seine Frau. Auf Pump. Am Schluss musste sie es selber bezahlen kommen. Und einmal schenkte er ihr zu Weihnachten eine Nähmaschine, die auch nicht bezahlt war. So könnte ich natürlich auch grosse Geschenke machen! Er war kein Böser, aber halt ein Larifari. Ich kenne noch mehr solche Männer, wo die Frau immer sagen muss: «Wir haben kein Geld mehr!» Mit der Zeit ging das einfach nicht mehr. Meine Freundin musste krampfen und krampfen und ihn auch noch durchbringen. Da hatte sie irgendwann genug und fand: «So will ich mein Leben nicht verbringen!», und liess sich scheiden. Nun musste er, der vorher nie eine feste Stelle angenommen hatte, richtig arbeiten gehen. Vorher hatte er sich einfach auf sie verlassen. Charmanter Kerl. Aber eben: Davon hat man nicht gegessen! Mit so einem Mann ist man natürlich schon putzt und gstrählet!

Ich habe nicht geheiratet, obwohl ich ein Kind erwartete, denn mir hätte dasselbe Schicksal geblüht wie meiner Freundin. Ein netter Kerl, aber ich hätte für ihn auch noch arbeiten gehen müssen, und das wollte ich nicht. Lieber nur für zwei arbeiten müssen als für drei. Als Alleinerziehende hatte man es damals schwer: Als Frau bekam man keinen Rappen Lohn zusätzlich, wenn man für ein Kind sorgen musste. Und in meiner Familie war ich natürlich der Schandfleck. «Man geht doch nicht mit einem Mann ins Bett, wenn man nicht verheiratet ist!», hiess es. Damals gingen die meisten Frauen keusch in die Ehe. Heute wird oft gesagt, das stimme gar nicht, aber es ist wahr. Bei den Männern sagte man: «Die müssen sich ein bisschen austoben.» Aber die meisten Männer wollten trotzdem eine Frau, die noch nie mit einem anderen zusammen gewesen war. Wenn man also einen rechten Mann wollte, musste man einfach warten, bis

man verheiratet war. Ich fand, ich möchte eigentlich nicht unbedingt heiraten, aber Jungfrau bleiben wollte ich auch nicht.

Mein Sohn kam 1949 zur Welt. Während der Schwangerschaft war ich in ein so genanntes Mütterheim gekommen. Meine Eltern schickten mir zwar die Post nach, aber sie selber schrieben nie, nicht einmal einen Gruss. Andere bekamen am Sonntag Besuch, ich nie. Als ich geboren hatte, kam jemand vom Büro des Heims und fragte: «Marta, wen können wir benachrichtigen?» Ich antwortete: «Niemanden.» Sie sagte: «Sie dürfen nicht so sein! Sie haben doch Ihre Eltern!» Ich sagte ihr, wenn sie wolle, könne sie ihnen ja Bescheid sagen; ich würde es nicht tun. Mutter kam mich dann doch noch besuchen, aus lauter Neugierde, wie dieses Kind jetzt aussah. Aber Unterstützung bekam ich von meinen Eltern keine. Auch als ich meinen Sohn taufen liess, kam kein Mensch. Das war das Schlimmste an der ganzen Geschichte.

Ich arbeitete dann in einem Kinderheim und später bei Bauern, wo ich das Kind mitnehmen konnte. Die Bäuerin meinte: «Wenn ich Sie wäre, würde ich mich mit den Eltern des Mannes in Verbindung setzen!» Letzten Endes tat ich das und bekam postwendend Antwort. Sie hätten mich überall gesucht. Sie kannten mich ja und ermöglichten mir, wieder etwas Fuss zu fassen. Sie nahmen den Kleinen, damit ich wieder arbeiten gehen konnte. Als mein Vater starb, ging ich wieder zu Mutter nach Hause. Zusammen mit ihr und meiner Schwester, die gerade in der Lehre war, nahm ich eine Wohnung. So konnte ich das Kind wieder bei mir haben. Aber drei Frauen miteinander, das ging nicht gut. Alle erzogen an diesem Kind herum, und wenn ich abends als Letzte von der Arbeit kam, hiess es, mein Sohn habe wieder dieses oder jenes angestellt. Schliesslich suchte ich mir eine eigene Wohnung.

Liselotte Meyer-Fröhlich *1922

In unseren Kreisen redete man nicht über Sexualität. Wir waren damals sehr moralisch. Im Gymnasium lasen wir beispielsweise einmal Goethe. Die Deutschlehrerin schwärmte für Goethe, und erzählte uns auch von seinen Liebschaften: Er sei Vater geworden, bevor er verheiratet war. Damit war Goethe für unsere Klasse erledigt! Einer, der eine Frau schwängerte, mit der er nicht verheiratet war, war für uns kein Mensch mehr; von dem wollten wir nichts mehr wissen. Und weil wir so moralisch waren, sprachen wir eben kaum über Sex. Aufgeklärt wurde ich zu Hause. Allerdings ganz langsam. Vieles lernte ich auch aus Büchern. Am Schluss wusste ich es einfach. Das war auch nötig. Als junge Frau kommt man irgendwann in ein Stadium, wo man wissen muss, wie das funktioniert. Denn man hatte natürlich

Angst, ungewollt schwanger zu werden. Zur Verhütung gab es nur die Knauss-Ogino-Methode, bei der man versuchte, nur an den Tagen Geschlechtsverkehr zu haben, an denen die Frau nicht empfängnisbereit ist. Meine Kinder sind alles Knauss-Ogino-Kinder. Diese Methode funktionierte halt nicht so zuverlässig. Über ungewollte Schwangerschaften sprach man in unseren Kreisen ebenfalls nicht – ich stamme ja aus den gediegeneren Kreisen von Zürich. Unter Arbeiterfrauen war das natürlich ein Riesenthema. Aber dort verkehrte ich nicht. Wir waren halt einfach noch brav. Man ging nicht mit einem Mann ins Bett, bevor man verheiratet war oder zumindest verlobt. Ich habe das auch nie gemacht. Ein ungewolltes Kind wäre eine Schande gewesen! Das war eine Angst und eine Gefahr! Das wollte man in unseren Kreisen nicht auf sich nehmen. Wenn ich ungewollt schwanger geworden wäre, hätte das sicher die Abschiebung aus diesen Kreisen bedeutet. Man wäre schon ein wenig aus dieser Gesellschaft herausgefallen.

Annemarie Spahr *1922

Damals wurde von einer jungen Frau eigentlich schon erwartet, dass sie heiratet. Dass eine von sich aus nicht heiraten wollte, war sehr selten. Man bekam schon als junges Mädchen von der Gotte oder dem Götti auf den Geburtstag oder auf Weihnachten immer Löffel geschenkt, damit man bei der Heirat ein Besteck für die Aussteuer zusammen hatte. Oder man begann, Gläser oder Servietten oder Leintücher für die Aussteuer bereitzulegen. Dass beide Ehepartner berufstätig waren, kannte man damals eigentlich nicht, äusser wo es unbedingt nötig war, um die Familie zu ernähren. Eine Zeit lang dachte ich damals auch, ich wolle heiraten. Aber das war eine kurze Phase. Ich wollte einfach ein interessantes Leben haben und etwas erleben. Deshalb meldete ich mich noch während des Krieges für die Mission an die Ostfront, aus reiner Abenteuerlust. Ich wurde dann aber nicht genommen, weil ich zu jung war. Auf jeden Fall wollte ich ins Ausland. Sonst gab es in der Familie eigentlich niemanden, der so abenteuerlustig war.

Liselotte Meyer-Fröhlich *1922

Ich habe mich 1945 verlobt und 1947 geheiratet. Berufstätig war ich nie. Ich konnte gerade noch meine Dissertation in Jurisprudenz abschliessen, dann bekam ich das erste Kind. In unseren Kreisen war nicht vorgesehen, dass die Frauen arbeiteten. Damals fand man noch, ein Mann müsse seine Familie selber ernähren können. Ich hätte es meinem Mann nie zuleide getan, dass ich arbeiten gegangen wäre, denn dann hätte man ja denken können, er sei nicht in der Lage, uns zu ernähren. Das hat natürlich auch mit der

Gesellschaftsschicht zu tun, aus der wir stammten. Wir waren alle Akademiker. Mein Mann war in einer Zunft und bei den Singstudenten. Wir waren zwar nicht steinreich, aber wir gehörten schon zu den besseren Kreisen von Zürich.

Als ich meine Abschlussprüfung an der Universität machte, hiess es, ich dürfe keine bessere Note machen als mein Mann. Er hatte ebenfalls Rechtswissenschaften studiert, und wir waren damals bereits verlobt. Es hiess, das sei so: Die Frau bekomme nie eine bessere Abschlussnote als ihr Mann. Ich weiss nicht, ob das stimmt. Bei uns war es jedenfalls so. Es gab immer wieder solche kleinen Nadelstiche. Das machte mich wütend. Heute habe ich es nicht mehr nötig, darüber wütend zu sein. Das ist schon so lange her.

Ursula Geiger *1919 Damals hatten die Väter das Sagen. Wenn zum Beispiel mein Vater sagte: «Ich will kein Radio!», mussten wir uns alle fügen, und Mutter sagte nicht: «Doch, wir kaufen jetzt ein Radio.» Ich erlebte auch die Schattenseiten dieser Haltung und fand: Geht es diesen Männern eigentlich noch, den Frauen dauernd vorzuschreiben, wie eine Familie zu funktionieren hat?

Marta Jurt *1922 Das Geld war damals immer furchtbar knapp; man war überall so schlecht bezahlt. Für achtzig Rappen Stundenlohn arbeitete ich in Zürich in einer Fabrik! Wir mussten stempeln. Wenn man auch nur eine Minute zu spät war, gab es einen roten Stempel, und sie zogen einem eine ganze Stunde ab, wegen einer Minute! Als wir das merkten, blieben wir gleich die ganze erste Stunde weg, wenn wir zu spät kamen, setzten uns auf eine Bank in der Sonne und stempelten zwei Minuten vor acht Uhr ein. Weil wir diese Stunde ja sowieso nicht bezahlt bekamen. Alle vierzehn Tage war Zahltag. In der ersten Woche nach dem Zahltag konnte man noch einigermaßen leben. In der zweiten Woche kaufte ich jeweils ein Pfund Brot und ein Kilo Äpfel und teilte es ein: Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, bis am Freitag. So und so viele halbe Äpfel und so viele Scheiben Brot. Das musste einfach reichen. Warum ich nicht als Verkäuferin gearbeitet habe, obwohl ich die Lehre hatte? Ja, das war eben schwierig. Es war gar nicht so leicht, eine Stelle zu bekommen.

In der Fabrik produzierten wir Elektroschaltungen, das war recht abwechslungsreich. Manchmal musste man für einen Auftrag nur zwanzig- oder dreissigmal dieselbe Schaltplatte machen. Dafür bekam man jeweils einen Plan, auf dem stand, wie die Platte aussehen musste, und eine Liste, welche Teile man dazu brauchte. Damit ging man ins Lager, holte, was man brauchte, und setzte es auf Holzbrettern nach dem Plan zusammen. Wir waren in meiner Abteilung

etwa fünfzehn Personen und hatten einen recht netten Vorarbeiter, einen jungen Mann. Einmal musste ich an einer Bohrmaschine arbeiten. Der Vorarbeiter zeigte mir den genauen Arbeitsablauf und meinte: «Wenn Sie das raushaben, schaffen Sie ungefähr achtzig Stück pro Stunde.» Ich machte das eine Weile so. Dann fand ich, es ginge auch einfacher, änderte den Arbeitsablauf etwas und schaffte bald 120 pro Stunde. Plötzlich merkte ich, dass jemand hinter mir stand. Es war der Vorarbeiter. «Was machen Sie denn da?», fragte er. Ich erklärte: «So geht das viel besser!» Er hatte eine Riesenfreude und ging den Meister holen: «Schauen Sie mal, wie sie das macht!» Doch der wurde wütend: «Da geht unsereiner an die ETH und macht ein Studium, und dann kommt so ein Mädchen und will alles besser wissen!» Ich musste weg von der Bohrmaschine und durfte sie nicht mehr benutzen. Aber die Arbeiterinnen, die nachher dort arbeiteten, mussten es auf meine Weise machen. Bloss zugeben, dass es so besser ging, das konnte er nicht! Das hat mich sehr gewurmt.

Eigentlich den Bogen gab es mir aber, als sie in unserer Abteilung einen Jungen einstellten. Ich war damals anfang zwanzig, und der war achtzehn. Machte genau die gleiche Arbeit wie wir und bekam einen Franken zwanzig pro Stunde. Bloss, weil er ein Junge war. Oder ein «Mann», wenn man so will. Das fand ich ungerecht. Dass dieser Schnösel fünfzig Prozent mehr verdiente. Ich begann mich nach einer anderen Stelle umzusehen, und als ich den anderen erzählte, ich würde kündigen, sagten einige: «Das mache ich auch!» Ich ging am Samstag als Erste zum Meister und sagte, ich wolle gehen, denn ich fände das ungerecht. Da sagte er: «Also gut, ich gebe Ihnen zwanzig Rappen mehr.» Ich entgegnete: «Nein, das ist mir zu wenig. Ausserdem habe ich schon etwas anderes.» An diesem Samstag kündigten fünf weitere aus meiner Abteilung, inklusive des Vorarbeiters. Im Lauf des Tages ging eine nach der anderen beim Meister vorbei. Das war dann natürlich schon bitter für ihn. Ich ging ins Hotel-fach, als Garderobiere ins Hotel «Rathaus» an der Marktgasse.

Liselotte Meyer-Fröhlich *1922

Das Frauenstimmrecht war für uns Mädchen damals ein wichtiges Thema. Wir wollten endlich die gleichen politischen Rechte wie die Männer. Es gab zwar viele Mädchen, die es nicht störte, dass sie nicht gleichberechtigt waren, aber wir waren drei, vier in unserer Gymnasialklasse, die sehr energisch für das Frauenstimmrecht eintraten. Die Tatsache, dass wir nichts zu sagen hatten, machte mich wütend. Mich störte auch, dass wir nur in den Frauenhilfsdienst gehen und nicht richtigen Militärdienst leisten konnten. Der FHD war nur ein Hilfsdienst, er wurde von vielen als unwichtig angesehen.

Die Männer, die im Militärdienst persönlichen Kontakt mit uns (FHl) hatten, schätzten uns zum Teil sehr. Aber die anderen sagten über uns: «Die suchen doch alle nur einen Mann!» Ich musste mir oft Bemerkungen anhören wie: «Du gehst in den FHD? Suchst du einen Offizier?» Das kam immer als Erstes: Wenn ich als Frau in den FHD gehe, dann suche ich einen Mann, aber wenn ein Soldat ins Militär geht, dann ist das selbstverständlich. Auch als ich studierte, hiess es: «Suchst du einen Akademiker?» Das waren die Diskriminierungen, die wir erlebten. Das Frauenbild war: Die Frau gehört an den Herd, die Frau soll Mutter sein.

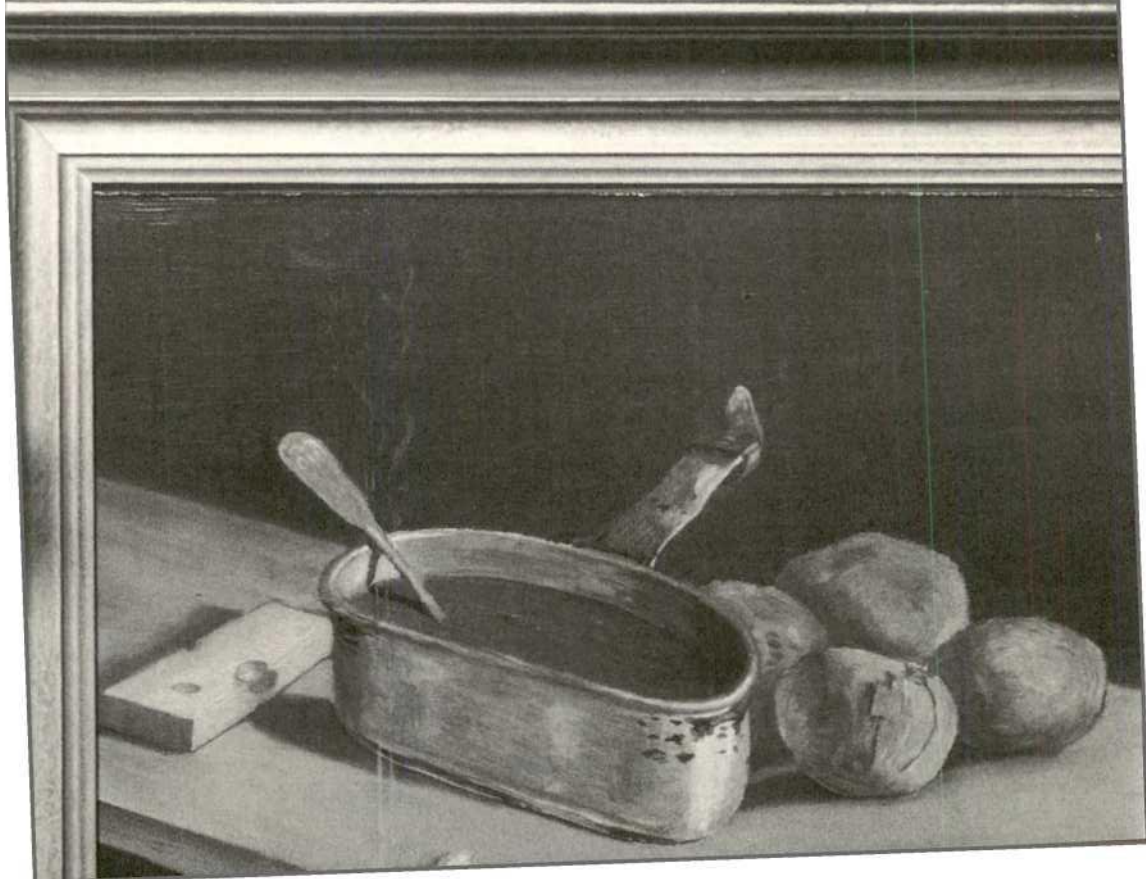
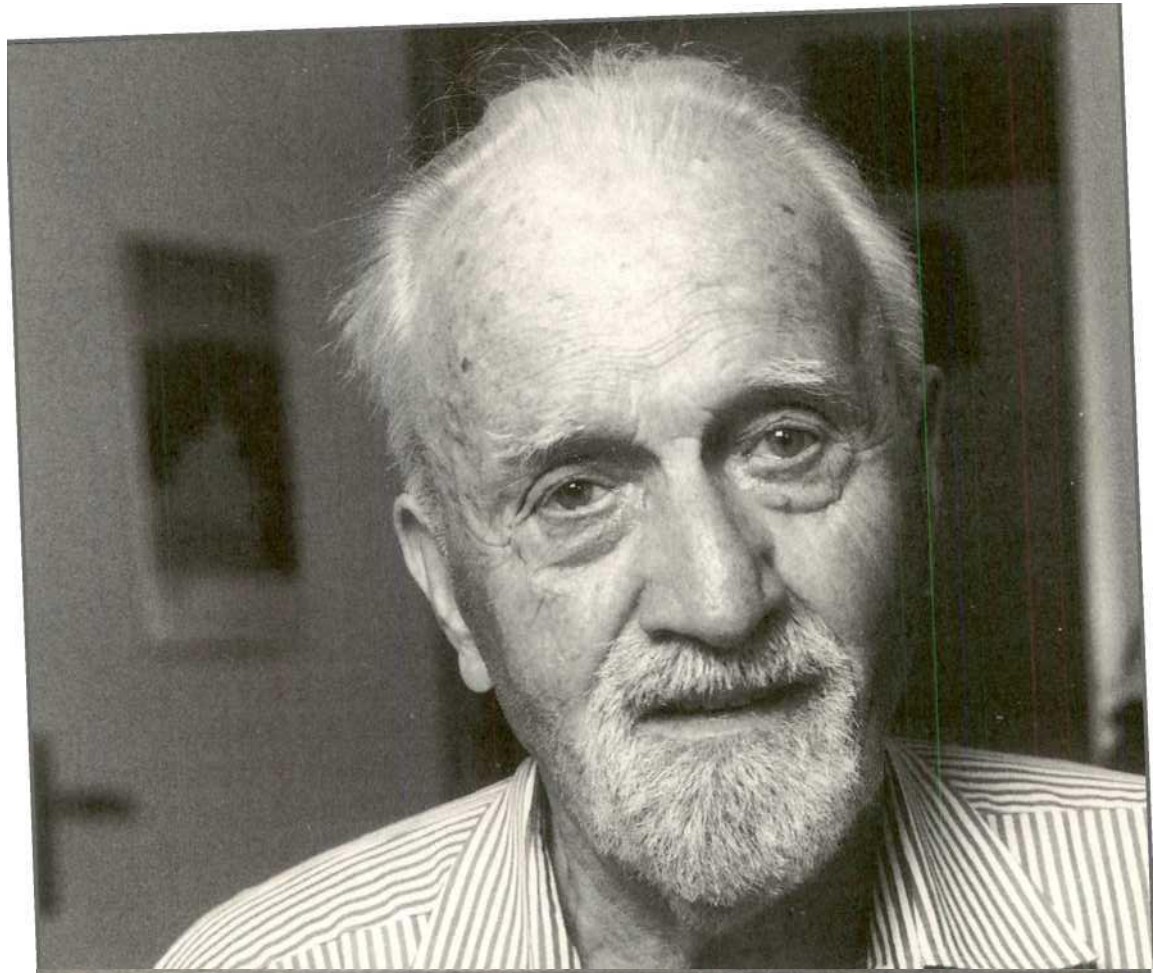
Karl Furrer *1918 Über das Frauenstimmrecht diskutierten wir damals auch. Sicher, wir waren dafür, aber wir sahen auch die negativen Seiten. Damals waren die Frauen noch nicht emanzipiert, sie hatten eine viel schlechtere Ausbildung als heute, und man wusste: Die geben ihren Stimmzettel doch bloss ihrem Mann zum Ausfüllen. Man hatte damals kein grosses Vertrauen in das Urteilsvermögen der Frauen. Aber wie gesagt: Wir waren im Prinzip für das Frauenstimmrecht. Vielleicht war damals einfach die Zeit noch nicht reif dafür.

Gertrud Häusermann *1921 Nach dem Krieg gab es natürlich einige Frauen, die gerne das Frauenstimmrecht gehabt hätten. Ich hatte Freunde in Genf, die bei den Kommunisten waren und für das Frauenstimmrecht kämpften. Ich selber war nicht so scharf drauf. Ich war es gewohnt, dass der Vater stimmen ging. Für ihn war das Abstimmen noch eine wichtige Sache. Wenn man heute abstimmen geht und unterwegs den Zettel verliert, dann lacht man doch höchstens und sagt: «Jetzt wirft halt ein anderer den Zettel für mich ein.»

Ursula Geiger *1919 Ob sich das traditionelle Frauenbild durch den Krieg verändert hat? Ein wenig schon. Aber nicht sehr stark. Als ich nach dem Krieg als Pfarrfrau den Frauenverein in Dänikon übernehmen musste, gab es mir beinahe etwas, so konservativ war die Einstellung. Man durfte überhaupt nichts Politisches an diese Leute herantragen, sonst hiess es sofort: «Nein, halt! Wir sind nur für unser Dorf zuständig und wollen schauen, dass es hier recht zu- und hergeht!» Überall im Baselbiet, wo ich Pfarrfrau war und auch andere Pfarrfrauen kennen gelernt habe, war das so: Jedes Dorf schaute schön für sich, und man erwartete von den Frauenvereinen nichts anderes, als dass sie Weihnachtsskekse backten, für die Sonntagsschüler schauten und etwas Geld für alte Leute sammelten, die ein Gebiss brauchten und es sich nicht selber leisten

konnten. Bloss nicht über das Dorf hinausschauen! Als ich einmal an einem Pfarrfrauenkränzchen das Buch «Frauen im Laufgitter» von Iris von Roten verteidigte, waren alle ganz entsetzt. Sie fanden es daneben, dass man so ein Buch überhaupt las: Das sei doch so oder so ein Schmarren. Ich kam mir ziemlich blöd vor.

Elisabeth Pletscher *1908 In den höheren Chargen im Frauenspital hatte es vor dem Krieg praktisch keine Frauen gegeben. Wir hatten damals ein, zwei Assistenzärztinnen und manchmal auch keine. Erst während des Krieges, als alle in den Dienst mussten, musste eine Oberassistentin, die schon lange da arbeitete, von heute auf morgen den Oberarzt vertreten und blieb während des ganzen Krieges Oberärztin. Sie machte alle Operationen und alles. Als die Männer zurückkamen, wurde sie wieder abgesetzt. Das war damals noch so. Aber es bewirkte doch immerhin, dass sie sehen mussten, dass auch eine Frau das konnte.



«Wir haben im Aktivdienst nicht nur Gsoldätelet»

Robert Bächtold,
geboren 1916, Aktiv-
dienstler, Schriftsetzer
und Gewerkschafter

Schon als kleines Kind sah ich vom Stubenfenster aus den Horizont, und es hiess: «Dort ist die Grenze.» Der Begriff Grenze wurde zum magischen Wort. Ich fragte mich: «Was ist das wohl? Ein Graben? Oder eine Mauer?» Das Wissen, an der Grenze zu leben, prägte meine Jugend. Man redete immer davon, man sah die Grenzwächter von ihren Patrouillengängen ins Dorf zurückkehren. Damals mussten wir Kinder im Wald Tannzapfen und Holz sammeln. Als wir einmal so im Wald waren und eifrig auflasen, stand ich plötzlich neben einem Grenzstein. Ich konnte es kaum fassen: «Jetzt bist du an der Grenze!» Mutig trat ich auf die andere Seite der imaginären Grenzlinie. Die Luft roch gleich. Es war still. Dieselben Bäume, alles genau gleich wie bei uns. Ich war enttäuscht. Ich dachte: «Jetzt sammelst du die Tannzapfen hier auch zusammen und schmuggelst sie über die Grenze!»

Damals konnte man vielerorts unkontrolliert die Grenze passieren. Am Sonntag spazierte man über die Wutach, um im deutschen Nachbardorf ein Bier zu trinken. In Stühlingen gab es sogar ein «Lichtspieltheater». Das war ein Saal, in dem während der Filmvorführung zugleich gewirtet wurde. Wir Buben durften auf dem Fenstersims sitzen und uns für zwanzig Rappen den Film ansehen. Vor dem Eingang standen SA-Männer in Uniform, und als Vorspann zum Film tönnte zackige Musik aus den Lautsprechern oder Lieder wie «Deutsch ist die Saar» und «Deutschland, Deutschland über alles». Wir Buben waren begeistert. Wie sie da marschierten! Und die Musik: Der «Fehrbelliner Reitermarsch» und «Alte Kameraden», das packte mich irgendwie. Wir Jungen hatten Sympathie für die Deutschen. Schliesslich hörten wir auch immer von den Alten, die Deutschen seien nach dem Ersten Weltkrieg zu streng bestraft worden. Da hegte man Rachegefühle und hoffte, dass die Deutschen bald einmal Revanche nehmen

Robert Bächtold mit einem Bild, das ihm ein Dienstkamerad geschenkt hat.

würden. Ausserdem herrschte eine Riesenangst vor Russland und dem Kommunismus, und es imponierte einem sehr, als Hitler sagte, das seien seine Erzfeinde. Um den Kommunisten eins auszuwischen, wäre halt jedes Mittel recht gewesen.

Wir hatten seit eh und je enge Beziehungen zu den Menschen ennet der Grenze: Deutsche Kinder kamen zu uns in die Realschule, wir fuhren zum Baden an den Titisee, und einmal organisierten wir sogar ein «Fussball-Länderspiel» Schleithelm gegen Stühlingen, gleich neben der Grenzwachtkaserne. Fast jeden Sonntag war irgendwo im Badischen ein Turnfest, von dem unsere Turner abends mit Kranz oder Lorbeerzweig heimkehrten. Männerchöre und Musikvereine von hüben und drüben feierten ihre Feste zusammen, und auch Heiraten über die Grenze war nicht verboten. Das alles fand mit dem Aufkommen der Nazis ein jähes Ende. Am Zoll gab es plötzlich einen Schlagbaum, und man brauchte einen Ausweis zum Passieren der Grenze. Die unbewachten Grenzübergänge wurden verbarrikadiert, Stege über den Grenzfluss unpassierbar gemacht. Das verursachte Schwierigkeiten: Manche besaßen Land ennet der Grenze. Das konnten sie nun nicht mehr bewirtschaften. Irgendwer auf der anderen Seite nutze es dann halt bis nach dem Krieg. Es kamen auch keine deutschen Kinder mehr zu uns zur Schule.

Es war die Zeit der grossen Erntedank- und Gaufeste der Nazis. Als einmal so ein Gaufest in Freiburg angesagt war, fuhren wir per Velo dorthin, um das Spektakel hautnah zu erleben. Das war ein Bild für uns! Tausende von Musikanten, straff organisiert und mit Standarten. Als wir heimfuhren, sagte einer: «Das gibt Krieg.» Wir hatten Angst. Allgemein hiess es: Wir dürfen die Deutschen nicht reizen, wir müssen vorsichtig sein. Die Devise lautete: «Wer nicht schweigen kann, schadet der Heimat!», und man durfte nicht mehr sagen und schreiben, was man dachte.

Die Propagandareden von Hitler und Goebbels am Radio fanden grosse Beachtung. Wir Buben krochen fast in die Radios hinein! Trotz dem Dichtmachen der Grenze gelangten immer wieder Informationen aus der Bevölkerung von hüben nach drüben, aber niemand wusste so recht, was wahr war und was bloss Propaganda. Als Hitler mit dem Autobahnbau begann und Mussolini den Mailänder Bahnhof errichten liess, imponierte das vielen. «Die sorgen für Arbeit», hiess es. Gewisse Sympathien gab es schon. Von der politischen Situation in Deutschland bekamen wir im Grenzgebiet mehr mit als die Inner-schweizer. Allmählich kam Angst auf. Meine Mutter und der Grossvater äusserten sich mehrmals besorgt: «Wenn nun ein Krieg ausbricht, sind wir

Schaffhauser ennet dem Rhein auf verlorenem Posten. Uns schützt kein schweizerisches Militär!»

In dieser politisch unruhigen Zeit besuchte ich die Kantonsschule in Schaffhausen. Bei einem der Lehrer führten wir heftige Debatten zum Zeitgeschehen. Er war ein Liberaler und führte zusammen mit Walther Bringolf den Widerstand gegen die nazistischen Ideen, die sich damals auch in der Schweiz bei den so genannten Frontisten breit machten. Wir hatten einige Söhne von Frontisten in der Klasse, und das gab heftige Diskussionen. Auch sonst nahm man Partei, und es wurde auf den Strassen für und gegen die neuen Ideen demonstriert. Auf der Breite in Schaffhausen führten die Fröntier ihre Gaufeste durch. Alles straff organisiert nach dem Muster der Nazis. Gauführer war der Architekt Rolf Henne. An den Hauswänden gab es Schmierereien: Hakenkreuze und faschistische Slogans. Einer, dem das missfiel, hängte an seine Scheune eine Tafel mit der Aufschrift: «Was kann von solchen Schmierfinken Gutes kommen?» Jeden Morgen hängte er diese Tafel auf, um sie am Abend wieder abzunehmen.

Als dann der Krieg ausbrach, wurde es schnell ruhiger um die Nazi-Sympathisanten. Nun wusste man, wie der Hase lief. Informationen über das Dritte Reich gelangten trotz Grenzsperrre in die Schweiz, und nun hockten die früheren Frontisten aufs Maul. Sie waren froh, wenn man sie nicht mehr auf dieses Kapitel ansprach. Ich finde auch, man sollte heute nicht mehr deswegen auf ihnen herumhacken. Ich kannte damals auch einige dieser Leute, und es gab auch gemässigtere, die sich etwas überlegten. Es liefen nicht alle dauernd so ruck, zuck, zack, zack in den Gamaschen herum. Ausserdem war die deutsche Propaganda enorm! Was hätte man glauben sollen? Es war eine schwierige Zeit, und ich mache niemandem einen Vorwurf. Diese Leute haben auch dazugelernt. Ich möchte nicht, dass sie denken müssen, man stelle sie nun an den Pranger. In Stein am Rhein gibt es Leute, die haben immer noch Angst und bekommen rote Köpfe, wenn man von damals erzählt. Ich könnte jetzt Namen aufzählen ... Aber sie haben es auch gut gemeint!

1935 starb mein Vater, und ohne seinen Lohn reichte das Geld nicht mehr, um einen der vier Buben nach Schaffhausen an die Kantonsschule zu schicken. Es gab weder AHV noch Witwenrente, noch irgendwelche Stipendien. Ich musste mir eine Lehrstelle suchen. Wir hatten im Dorf eine Buchdruckerei, und ein Sohn der Buchdruckerfamilie war ein Schulfreund von mir. Deshalb half ich da ab und zu bei gewissen Arbeiten aus, wenn Not am Mann war. Zum Beispiel Broschüren Zusammentragen oder heften. Ich fand daher, Typografie sei eine

interessante Sache, und dachte mir: Mit einer Lehre als Schriftsetzer hat man viele Möglichkeiten. Ich war für eine Lehre zwar schon ein wenig alt, aber in Zürich suchte eine Druckerei einen Stift, der auch Korrektur lesen konnte. Weil ich mich als sprachbegabt ausweisen konnte, bekam ich die Lehrstelle. Das Setzen lernte ich in der Gewerbeschule. In der Bude musste ich vor allem Korrektur lesen.

Als ich mich zur Rekrutierung stellen musste, wäre ich am liebsten als Füsilier zum Schaffhauser Bataillon 61 eingeteilt worden, denn da hatten schon mein Grossvater, der Vater und der älteste Bruder den Dienst absolviert, alle in der gleichen Kompanie. Leider wurden aber im Kanton Zürich die Ausserkantonalen erst im Dezember aufgeboden, und da waren alle guten Posten bereits vergeben. Der Aushebungsoffizier fragte mich, ob ich mit einem Pferd umgehen könne. Weil ich nichts dagegen hatte, drückte er mir den Stempel «Geniesäumer» ins Dienstbüchlein. Ich hatte damals keine Ahnung, was das für eine Truppengattung war, und musste es mir dann erst einmal erklären lassen. Geniesäumer waren Trainsoldaten, die hauptsächlich bei den Gebirgstruppen zum Transport von allerlei technischem Material eingesetzt wurden.

1936 musste ich in Andermatt in die RS einrücken. Ich würde gerne den heutigen Rekruten einmal zeigen, wie es damals in einer Kaserne aussah und wie wir hausen mussten! Unsere Betten waren Eisengestelle. Mitten im Raum ein hölzerner Tisch, links und rechts zwei Holzbänke, sonst nichts. Keine Bilder an den Wänden, keine Kästen, wo man seine Utensilien hätte aufbewahren können. Eigentlich recht trostlos. Aber wir empfanden es nicht so! Wir wussten, dass wir nicht im Hotel waren. Das Interessanteste für mich waren die Menschen. Da traf man Leute, die man wohl sonst nie im Leben getroffen hätte. Leute aus dem Goms, dem Haslital, dem Prättigau. Einer aus dem Greyerzerland war Sauhirt in einem Kloster und fuhr zum ersten Mal in seinem Leben Eisenbahn, als er in die RS einrückte! Die ersten Tage waren für Einzelne hart. Über mir schlief einer, ein Riese. Der weinte die ganze Nacht und rief nach der Mutter, ein solcher Schock war das für ihn, von zu Hause weg zu sein. Und man musste ja auch nähen, Knöpfe annähen und solche Sachen. Die zerbrachen mit ihren klobigen Händen doch die Nadeln! Die ersten Tage war ich dauernd damit beschäftigt, diesen Kameraden zu helfen, Nadeln einzufädeln und Adressen für die Wäschesäcklein zu schreiben. Aber goldige Typen hatte es darunter! Einige habe ich bis heute nicht vergessen: Holzfäller, Bauern, Sennen.

Ich war damals sehr gegen das Militär. Als Typograf hätte ich lieber ein anderes Umfeld gehabt. Als ich meinen Lebenslauf schreiben und meine Meinung

zu einer eventuellen Unteroffiziersschule angeben musste, schrieb ich «Nein» mit drei Ausrufezeichen dahinter. Deswegen musste ich zum Schulkommandanten, der mir dann die Leviten las. Ich hätte nie gedacht, dass ich in die Unteroffiziersschule muss. Aber die hatten wahrscheinlich Mangel an Korporalen, und ich bekam das Aufgebot. An einem Freitag bekam ich Bescheid, ich müsse am Montag in Thun einrücken. Da dachte ich: So kurzfristig geht das doch nicht! Ich reklamierte beim Platzkommandanten in Zürich, doch der riet mir: «Gehen Sie jetzt einfach einmal, und wenn Sie dann dort sind, bringen Sie Ihre Sache vor.» Als ich beim Einrücken auf dem Bahnhof alte Kameraden aus der RS traf, sagte ich zu ihnen: «Ich bleibe nicht lange.» Da meinten die: «He, komm doch, jetzt bist du schon da, mach doch mit uns weiter!» Da schmolz mein eisiges Nein zusehends, und ich biss in den sauren Apfel.

Wieder in Zürich, begann ich mich politisch bei den Jungsozialisten zu engagieren. Wir trafen uns im Volkshaus. Dort debattierten wir bis spät nachts oder hörten Vorträge von eingeladenen Referenten. Zum Beispiel solche, die in Spanien im Widerstand waren, oder einmal kam Kreisky, der spätere österreichische Bundeskanzler. Wenn ich heute an den Wänden jeweils Graffiti sehe, muss ich immer lachen und mich erinnern, wie ich früher selber mit dem Leimkübel im «Kreis Cheib» unterwegs war und mit Kollegen zusammen Flugblätter an die Wände klebte, immer auf der Hut vor der Polizei. Auf den Flugblättern waren Aufrufe, man solle sich den Internationalen Brigaden im Spanienkrieg anschliessen. 1938 wollte ich auch in den Spanienkrieg und fuhr mit zwei Schriftsetzerkollegen nach Genf. Dort hatten die Brigaden ein Büro. Der Transport nach Spanien hätte allerdings ein paar Franken gekostet, und man musste ihn selber bezahlen. Ich hatte kein Geld, und dann sagte mir diese Sache doch nicht so zu. Die anderen beiden liessen sich anheuern und reisten nach Spanien. Einer davon kam in Asturien um. Der andere kehrte zurück und musste auf dem Zugerberg eine lange Strafe absitzen. Der war total frustriert und kaum mehr ansprechbar.

Nach der Lehre arbeitete ich als Maschinensetzer beim «Tages-Anzeiger». Eines Tages wurde ich aufs Druckereibüro zitiert. Dort erwarteten mich zwei Herren von der Bundespolizei: «Wir bereiten landesweit die Brot rationierung vor. Ihre Druckerei muss Broschüren mit den nötigen Anweisungen drucken, aber das muss streng geheim bleiben.» Meine Setzmaschine stand in einem separaten, abschliessbaren Abteil, und das hatten sie für günstig befunden. Hoch und heilig musste ich versprechen, niemandem etwas zu sagen. Als guter Patriot

hielt ich mich daran. Während ich mit dieser Broschüre beschäftigt war, durfte sich niemand in meiner Nähe aufhalten, und abends schloss das Bürofräulein das Manuskript in den Tresor ein. Die fertig gedruckten Broschüren sollten im Keller der Post beim Helvetiaplatz aufbewahrt werden, bis zum Tag X, an dem die Brotrationierung befohlen werden sollte. Leider passierte beim Transport dorthin ein penibles Missgeschick: Beim Abladen fiel ein Ballot vom Auto auf den Boden und zerplatzte dabei, und schon lagen die Broschüren alle da, direkt neben den Passanten. Die halfen natürlich auflesen, und da war der Zapfen ab. Ein paar Stunden später wurde die sofortige Brotrationierung offiziell am Radio bekannt gemacht.

Als die Generalmobilmachung proklamiert wurde, hätte ich gerade Hochzeit halten sollen. Mitten in die Vorbereitungen kam via Radio die Meldung: Sofort einrücken! Da hockten wir dann im Zug, und überall waren aufgeregte Leute. Einigen, die einrückten, passte die Uniform nicht mehr, einer hatte die Hose mit einer Schnur befestigt, und ein anderer war halb in Zivil. Es dauerte ein paar Tage, bis die Kompanie beieinander war. Zum Teil kamen die Leute auf abenteuerlichen Wegen in die Schweiz. Einer der Offiziere studierte in Berlin, ein anderer hatte in Marseille im Hafen gearbeitet. Und dann dieser Rummel im Zeughaus in Bellinzona, wo ich einrücken musste! Weil es warm war, hatte jeder das Gewehr irgendwohin gestellt und den Tschopen weggehängt, und mit nackten Oberkörpern begannen sie aufzuladen, was sie brauchten. Man hatte von allen möglichen Firmen Autos requiriert, und damit wurde das Material zu den Mobilmachungsorten der Truppen gefahren. Für uns war das Monte Carasso bei Bellinzona. Dort lud man die Sachen ab: Zelte, Hosen, Gewehre, Tragriemen, alles. Wir waren als technische Kompanie eine grosse Kompanie, etwa 340 Mann, und hatten enorm viel technisches Material. Ein unvergessliches Bild bot sich auf der Allmend, wo etwa 2'000 Pferde aus dem ganzen Kanton auf ihre Verteilung warteten. Wir bekamen etwa 140 Pferde zugeteilt für unsere technischen Materialwagen und als Saumpferde.

Wir schlossen damals Wetten ab, wann wir wieder nach Hause könnten. Ich tippte auf Weihnachten und erntete mit meiner pessimistischen Prognose Spott und Hohn. Damals ahnte keiner, dass es fünf Jahre gehen würde, bis der Zweite Weltkrieg endlich zu Ende war. Dass ich Ende September für meine Hochzeit Urlaub bekam, verdankte ich zum Teil einer Portion «Vitamin B». Eigentlich gab es für niemanden Urlaub, und ich musste nach Bellinzona vor den Divisio-när. Der gab mir endlich zwei Tage Urlaub. Es war auch Vorschrift, dass ich in

Uniform Hochzeit halten musste. Dabei hatte ich einen Anzug, auf den ich mich gefreut hatte.

Manche Leute meinen, wir seien im Aktivdienst bloss irgendwo mit einem Gewehr herumgesehen. Wir haben aber produktive Arbeit geleistet! Damals musste man für die Artillerie an der Südfront ganz schnell Telefonleitungen bauen. Wir stellten hunderte von Telefonstangen auf und fällten dafür Bäume. Im ersten Winter bauten wir an der italienischen Grenze im Val Traversagna im Misox eine Leitung. Auf 2200 Metern Höhe hausten wir in einer Alphütte. Wir legten Tannenreisig auf den Boden und Zeltblachen darüber, und darauf schlieffen wir. Einmal waren wir durch einen Lawinenniedergang vom Tal abgeschnitten. Da erwischte mich die Grippe. Der Sanitäter telefonierte ins Tal: «Was soll ich mit dem Mann machen?» – «Machen Sie ihm einen Woldeckenwickel!», hiess es. Da packten sie mich in Decken ein, kochten Glühwein mit Nelken und flössten mir den ein. Ich schwitzte in diesen Decken, die waren am nächsten Morgen bachnass! Aber das Fieber war weg. Im Dezember 1939 waren wir immer noch dort oben. Damals fand eine eidgenössische Abstimmung über ein Pensionskassengesetz statt, und da kam extra eine Equipe mit der Wahlurne auf einem Räf von Detachement zu Detachement. Die kamen auch zu uns hinauf. Wir bekamen unser Abstimmungsmaterial und konnten abstimmen, dann stiegen sie wieder ins Tal.

Für viele Alpenossenschaften, die in ihren Hütten noch kein Telefon hatten, bauten wir auf halbprivater Basis die Anschlüsse ans Netz. Auch in der Magadinoebene verlegten wir viele Kilometer Kabel, drei Meter unter den Boden, weil es Festungsgebiet war! Der Telefonverkehr über den Gotthard wuchs damals kontinuierlich, und 1941 konnte das alte Kabel dies nicht mehr bewältigen. Die PTT beschlossen deshalb, einen besseren Strang in den Boden zu verlegen. Wegen Arbeitsüberlastung des PTT-Personals wurden zwei Gebirgstelegrafenen-Kompanien beauftragt, die neue Linie zu bauen, unter anderem wir. Zuerst erstellten wir den Graben. Wo die Erdschicht nur dünn war, musste gesprengt werden. Am Bahnhof Airolo luden wir dann die grossen Bobinen aus. Darauf waren 230 Meter lange, dicke Stränge, geteert und weiss gekalkt. Die wurden abgerollt. Dann musste man sich unter das Kabel stellen und mit dieser Schlange den Berg hinauf und das Kabel in den Graben legen oder in Rohre an die Felswände. Das war ein Krampf! Da trug der hinterletzte Mann ein Übergewand, auch die Offiziere. Aber wir konnten nachher sagen: Wir waren nützlich. Wir haben nicht nur gsoldätlet.

Wesentlich leichter war der Leitungsbau in der sandigen Magadinoebene.

Bei Contone kreuzt die Leitung einen Bach, deshalb bauten wir Bachunterführungen. Eine heikle Arbeit, und wir waren ja keine geübten Bauprofis. Als wir das Werk vollbracht hatten, machte ich dort aus Zementresten eine Plakette, auf der steht, welche Kompanie das gemacht hatte. Man kann es heute noch lesen. Auch an anderen Orten im Tessin befinden sich solche von uns damals angebrachten Zeichen. Allerdings: Die Kinder wollen nicht mehr hinschauen. Wenn wir zusammen ins Tessin fahren, witzeln sie: «Jetzt müssen wir dem Vater einen Sack über den Kopf stülpen, sonst kommen wir nie bis ins Tessin. Hier muss man wieder schauen, und da muss man wieder schauen!» Ich habe dort unten Erinnerungen am Laufmeter.

Meine Einstellung zum Militär änderte sich während des Krieges. Jedermann wusste, dass die Landesverteidigung nötig war, auch die Sozialdemokraten. Ich war aktives Mitglied der Typographia. Das war die Avantgarde der Gewerkschaften, und da merkte man es auch an den Versammlungen: Es gab nur noch ein paar wenige ganz Sture, die gegen das Militär waren. Die Mehrheit waren Realisten und sagten: «Wir tun unsere Pflicht.» Das hatte sich schnell geändert, und man wehrte sich auch nicht mehr gegen die Militärkredite.

Monte Carasso, wo wir stationiert waren, war ein winziges, altes Dörfchen. Die Gassen waren nur dort gepflästert, wo die Wagen fuhren, und wenn es regnete, flössen dort ganze Bäche. Heute ist es da wunderschön: Alles Ferienhäuser von Deutschschweizern. Wir Säumer waren bei den Bauern einquartiert, wo unsere Pferde eingestellt waren. Wir integrierten uns schnell in diese Familien, das war eine richtige Symbiose. Assen zusammen in der Küche, als ob man ein Bruder wäre. Die Männer waren ja auch im Dienst, und die Arbeit musste dennoch getan werden. Die Tessiner Frauen trugen den Mist mit Chräzen in ihre Ackerchen und Rebberge hinauf. Da halfen wir ihnen natürlich mit den Pferden. Oder mähten die Wiesen. Dafür besorgten uns die Frauen die Wäsche und sorgten dafür, dass unsere Uniformen stets à jour waren. Das ging wunderbar. Es gab auch welche, die heirateten. Der Küchenchef zum Beispiel heiratete eine Verkäuferin aus dem Konsum, wo er immer einkaufen ging.

Einmal, beim Mittagessen, sagte ein Kollege zu einem der Säumer: «Du trägst ja gar keinen Ehering mehr!» Der erschrak: «Jetzt ist mir der beim Pferdegeschirruputzen vom Finger gerutscht!» Wir suchten draussen beim Brunnen, fanden aber nichts. Da er das Abwasser auf den Miststock geleert hatte, durchsiebten wir den halben Mist: Umsonst. 25 Jahre später, als ich das erste Kameradentreffen organisierte, bekam ich unverhofft Post aus dem Tessin. Eine Frau

hatte auf dem Kartoffelfeld einen Ehering gefunden und sich daran erinnert, dass da vor Jahren einmal eine grosse Aufregung gewesen war. Ich hatte dann vorgehabt, dass diese Tessiner Frau in ihrer Tracht am Unterhaltungsprogramm auftritt und dem Soldaten seinen Ring wieder überreicht. Es klappte aber leider nicht, denn er musste ins Spital, und ich habe ihm den Ring geschickt.

Es passierten auch weniger gute Geschichten. Wir mussten aufpassen, dass wir bei unserer Mithilfe alle Einheimischen gleich behandelten. Unser Hufschmied hatte auf seiner Feldschmiede ein altes Hufeisen für den Maulesel eines Bauern zurechtgemacht. Weil ein anderer beim Schmied vorher mit dem selben Anliegen abgeblitzt war, rächte er sich, indem er den Schmied verzeigte. Der kam 45 Tage in Haft, wegen Verschleuderung von Armeematerial! Auch ich befand mich in dieser Gefahr. Die Bauern durften zur Erledigung schwerer Arbeiten bei uns für einen Tag Säumer und Pferde anfordern. Mein Amt war es, die Kontingente zu verteilen. Das war schwierig, denn für einen eventuellen Alarm musste ständig ein gewisses Kontingent auf Pikett sein. Da konnte ich oft nicht alle Gesuche berücksichtigen. Manche versuchten, mich zu bestechen. Wenn ich durch das Dorf ging, wurde ich immer wieder zu einem Kafi Grappa eingeladen, oder man schenkte mir Trauben oder Marroni. Es war auch schwierig zu bestimmen, wer von den Säumern dafür abkommandiert werden sollte. Sie machten das sehr gerne, denn das war eine Abwechslung vom Militärischen, und sie bekamen gut zu essen und vor allem zu trinken!

Sich über das Tagesgeschehen zu informieren, war im Militärdienst schwierig. Die Tessiner hatten kaum Radios, und auch Zeitungen gab es damals noch nicht so viele. Ich mietete deshalb in Bellinzona einen Radioapparat. Alle bezahlten etwas daran, und der stand dann in der Küche bei der Tessiner Familie, wo wir wohnten. Der Kadi informierte beim Hauptverlesen auch ab und zu über den Kriegsverlauf. Einmal war eine grosse Hektik, und alle Offiziere waren anwesend. Als das Übliche kundgetan war, befahl der Kadi: «*Attenti, fix!*», und meldete mit vibrierender Stimme: «Ab heute befindet sich auch Italien im Krieg. Jetzt sind wir von den Achsenmächten eingeschlossen!» Wir waren alle sehr betroffen, und in diesem Moment begannen plötzlich die Kirchenglocken zu läuten. Es war ein gespenstischer Augenblick, und wir ahnten, dass der Friede wieder ein Stück weiter in die Ferne gerückt war.

Die Sache mit dem Urlaub ging nicht immer ohne Reibereien vonstatten. Wegen der Anbauschlacht bekamen die Bauern mehr Urlaub. Da waren sie nun natürlich die Herren! Und wenn sie aus dem Urlaub kamen, streckten sie als

Erstes gleich wieder ein Gesuch von der Ackerbaustelle hin: Dieser Mann muss nach Hause, den braucht man, und schon waren sie wieder weg. Das hatte zur Folge, dass die anderen nicht zu ihrem regulären Urlaub kamen, denn es musste ja immer ein gewisses Kontingent da sein. Einzig die Arbeitslosen blieben gerne. Die Bauern brachten dafür manchmal einen Schinken oder eine Zaine voll Kirschen von zu Hause mit.

Wegen der Rationierung erinnerte sich die städtische Bevölkerung damals plötzlich an ihre Verwandten auf dem Land. Übers Wochenende versuchte jeder, etwas an Lebensmitteln zu ergattern. Das war eigentlich verboten, und es waren deswegen Fahnder unterwegs, die die «Rucksacktouristen» kontrollierten. Meine Mutter betrieb in Schleithelm noch etwas Landwirtschaft. Als ich einmal an einem Sonntag Urlaub hatte und nach Hause kam, waren alle Fensterläden geschlossen. Es gab auch niemand Antwort, als ich rief. Ich dachte: Jetzt habe ich doch extra telefoniert, ich käme! Die müssen doch zu Hause sein! Nach einer Weile sah ich, wie sich die Jalousien bewegten und jemand hinausspähte. Es war meine Mutter. Sie sagte: «Wir werden überrannt von Verwandten und von Leuten, die mit uns verwandt sein wollen und etwas von uns wollen.» Als ich in die Stube kam, konnte man sich nirgends hinsetzen: Überall lagen selbst gemachte Nudeln zum Trocknen auf Leintüchern, und damit das niemand sah, hatte sich die Mutter zur Nudelfabrikation eingeschlossen.

Ein besonderes Kapitel waren die Internierten. Als Frankreich im Mai 1940 kapitulierte, kamen im Jura französische Regimenter über die Grenze, unter anderem auch Kolonialtruppen. Sie wurden hier interniert. Im Tessin beispielsweise hatten wir ein Kontingent von Männern aus Indochina. Das Lager war im alten Schulhaus. Weil es kalt war, legten wir besonders viel Stroh auf die Steinböden. Was aber machten sie? Sie warfen das Stroh in den Hof hinunter, hockten mit einer Wolldecke über den Schultern im Schneidersitz in den Zimmern der Wand entlang auf den Boden und schliefen so! Auch mit dem Essen war es schwierig. Die kamen ja aus einer ganz anderen Kultur, und man wusste nicht recht, wie man sie verpflegen sollte. Man meinte mit gutem Willen, man mache es recht, und dann leerten sie es aus. Tagsüber schlichen sie still und leise im Dorf herum. Die Türen waren nirgends verschlossen, und so stand manchmal unversehens ein Indochinese in der Stube und schaute sich um. Es waren ganz kleine Leutchen. Wir sagten immer: Das sind ja noch Kinder! Dabei hatten sie zu Hause in Indochina wohl eine Familie. Die meisten konnten Französisch, und so konnte man sich immerhin ein wenig unterhalten. Man konnte sie aller-

dings nicht beschäftigen, sie sassen einfach herum. Zum Zeitvertreib schnitzten sie aus Haselstecken wunderbaren Spazierstöcke, mit Ornamenten und Schlangen. Für ein paar Franken bekam man einen, und sie konnten sich Schnaps kaufen. Da bekamen die Einheimischen Angst vor ihnen und begannen, die Türen abzuschliessen.

Internierte Polen gab es auch. Die hatten ihre Lager in Losone und Tesserete und waren bei uns Schweizer Soldaten nicht gerade beliebt. Wenn sie abends im Ausgang waren, mieden wir die Wirtschaften, wo sie sich aufhielten. Wenn die in einem Grotto waren, hörte man den Lärm von weitem! Sie machten Musik und tanzten gerne. Es gab hie und da Stunk mit ihnen, und die Wache oder die Heerespolizei musste eingreifen. Diese Polen waren eine intellektuelle Gesellschaft. Sie waren beliebt bei der Bevölkerung, und es gab Soldaten, die sahen sie als Rivalen an. Sie waren schön angezogen, sauber und Hahn im Korb bei den Tessiner Mädchen. Und unsere Soldaten mussten sie dann bewachen. Eigenartigerweise genossen diese Polen bei unseren Schweizer Frauen viel Sympathie und bekamen viele Liebesgabenpakete, besonders mit Wäsche. Damit betrieben sie dann einen schwunghaften Handel, während manche unserer Soldaten kaum genug Unterwäsche hatten.

Am Passo di San Jorio befand sich eine Kaserne der schweizerischen Grenzwehr. Dorthin mussten wir im Winter einmal Wolldecken bringen, weil es so kalt war. Wir kannten den Weg nicht, es lag hoher Schnee und war neblig, und auf einmal hörten wir Stimmen. Ich dachte: Jetzt sind wir dann gleich da. Aber wo waren wir? Nur einige hundert Meter von der italienischen Kaserne entfernt! Da tauchten italienische Soldaten auf, und dann kam ein Major. Man muss sich das vorstellen: Wir paar Schweizer da ... Das war Grenzverletzung! Wir erklärten dem Major unsere Lage. Einer meiner Säumer war Raucher, und ich sah, wie der Major die ganze Zeit auf sein Rauchzeug schielte. Als wir ihm dann ein Päckli Stumpen gaben, wurde er auf einmal ganz gesprächig! Er liess uns wieder gehen und erklärte uns sogar noch den Weg. Der hätte uns auch internieren können! Ein Junger hätte das vielleicht gemacht. Aber wir durften wieder gehen. Als wir das später unseren Grenzern erzählten, staunten die nicht schlecht.

Als Italien zusammenbrach, war zu erwarten, dass der Flüchtlingsstrom in die Schweiz zunehmen würde. Die Grenzwehr musste deshalb verstärkt werden: Mit jedem Grenzer gingen nun zwei Soldaten auf Patrouille. Es gab damals überhaupt keine Diskussion, ob das Militär das darf oder nicht. Im Bedrettotall kamen über den Passo di San Giacomo Flüchtlinge: Zivilpersonen, Partisanen

und Militär. Wir sammelten sie ein und brachten sie zum Bahnhof, von wo sie nach Bellinzona und Lugano gefahren wurden. Ich habe gesehen, was die für Schuhe trugen: zum Teil nur noch Lumpen. Und mussten damit über Schnee und Eis! In Carena trafen wir einmal einen Partisanen, der wollte nicht mitkommen, sondern nach Italien zurück. Wir sagten uns: «Es ist ja nur einer! Soll er halt wieder dorthin gehen, wo er hergekommen ist.» Und in einer Alphütte bei All'Acqua im Bedrettotal fanden wir eine Familie mit zwei Kindern im Primarschulalter. Sie kamen aus einem italienischen Seitental und wollten zu Bekannten in Airolo, hatten also nicht weit laufen müssen. Das war der schwerste Fall, den ich erlebt habe. Kameraden haben mir andere Sachen erzählt: Von Leute, die sie beinahe hinuntertragen mussten, weil sie nicht mehr gehen konnten. Da hatte man Mitleid, gab ihnen zu essen und anderes Schuhwerk, andere Kleider. Man liess sie erst einmal schlafen und schob sie nicht sofort im Bahnwagen ab. Man verstand ja, warum sie kommen wollten! Man wusste, dass sie viel mitgemacht hatten. Und man kannte ja auch Juden: In Zürich hatte ich einen Nachbarn, der immer bangte, er werde vergast, wenn die Nazis die Schweiz erobern würden.

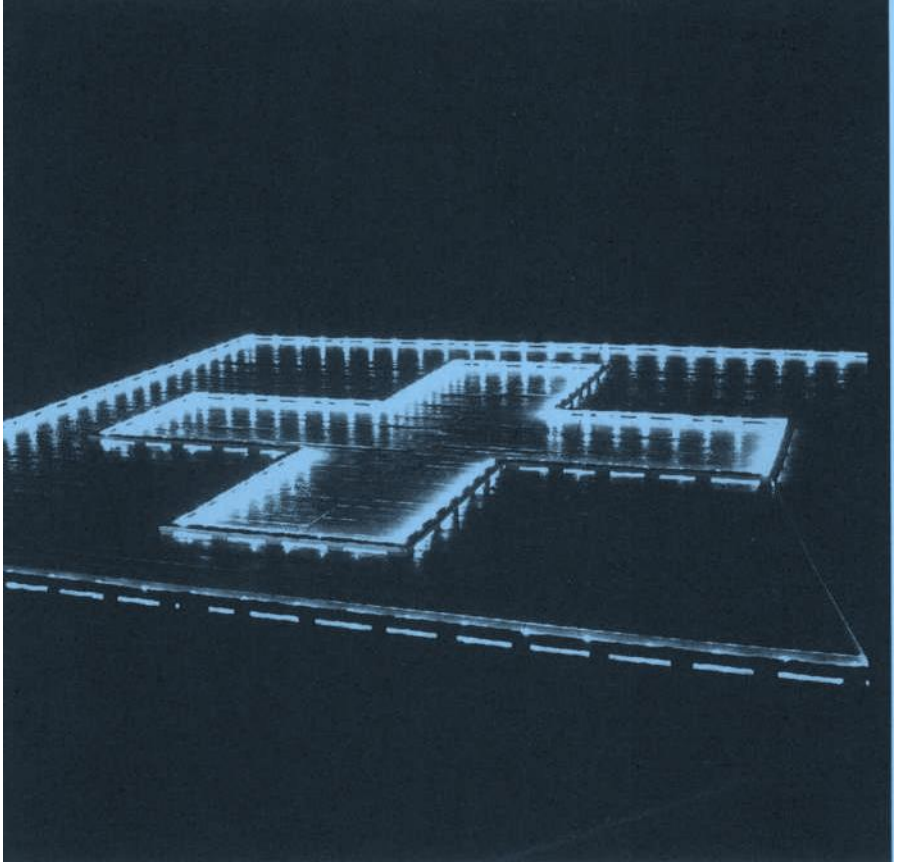
Ab 1943 arbeitete ich wieder in der Druckerei in Zürich. Wir druckten damals für die Armee einen Katalog mit allen Bestandteilen der Militärflugzeuge. Das war viel Arbeit, und derjenige, der damit begonnen hatte, musste einrücken, bevor der Katalog fertig war. Bis man im Bild war, was der andere bisher gemacht hatte! Und wenn die Formen nicht stimmten, weil der andere lieberlich gearbeitet hatte, bekam man Arger. Als ich gerade einmal in der Maschine drinlag, kam der Chef und fragte: «Ist das denn noch nicht fertig?», und begann mir zu sagen, wie man es machen solle. Da reichte es mir, und ich sagte: «Machen Sie doch weiter, wenn Sie es besser wissen!» Nach diesem Streit suchte ich eine neue Stelle und zog nach Heiden ins Appenzellerland. Dort wohnten wir in einem Haus, das fast am höchsten Punkt des Ortes stand. Im obersten Stock war mein Büro, wo ich zeichnete und schrieb. Von dort sah man wunderbar nach Friedrichshafen und Bregenz hinüber. 1944 beobachtete ich, wie sie Friedrichshafen bombardierten. Das war wie an einem Seenachtsfest. Wenn ich heute Feuerwerk sehe, muss ich immer sagen: Das sieht aus wie damals.

Bei Kriegsende drückte mir mein neuer Chef einen Haufen Extrablätter in die Hand und sagte: «Es ist Frieden. Laufen Sie nach Walzenhausen und Wolfhalden, und schlagen Sie dieses Extrablatt an den Telefonstangen an!» Ein anderer musste Richtung St. Gallen, und Eggersriet, und in der Kirche hielten sie

einen Sondergottesdienst. Dann kamen die Flüchtlinge. Jeden Sonntag hatte man Kinder zum Mittagessen da, und man begann, Kleider zu sammeln. Eine Zeit lang fuhr man fast jeden Samstag ins Österreichische oder ins Deutsche, um Kleider zu bringen. Da sah und hörte man allerhand. Die Zöllner waren Franzosen. Als wir einmal mit Liebesgaben nach Friedrichshafen gingen, kontrollierte bei Lochau ein Marokkaner meinen Pass. Er hielt ihn verkehrt. Tat nur so, als ob er etwas lesen würde. Der war doch Analphabet! Die Franzosen waren nicht gerade beliebt. Wie die Hunnen hausten sie. Zum Beispiel drang einer mit seiner Maschinenpistole in einen Hühnerhof ein und schoss alles tot, was krecht und fleucht. Und nachher verspeisten sie alles. Sie gingen nicht zimperlich um mit den Deutschen. Die machten einiges mit, bis sich die Verhältnisse wieder normalisiert hatten.

Wir hatten damals einen Flüchtlingsbuben aus Riga bei uns. Nach einem halben Jahr musste ich ihn nach Konstanz zurückbringen, wo ihn eine Rotkreuzschwester in Empfang nehmen sollte. Dummerweise hatte ich meinen Pass zu Hause vergessen und war deshalb auf das Wohlwollen der Zöllner angewiesen. Ich erzählte ihnen meine Geschichte, und sie liessen mich anstandslos auf die andere Seite. Während ich drüben war, wechselte die Zollequipe, und als ich zurückwollte, standen fremde Zöllner da, die von nichts wussten: «Da können Sie uns lange erzählen! Zurück mit Ihnen, wo Sie hergekommen sind!» Sie wiesen mich in ein Zimmer zu ein paar deutschen Soldaten, die sie im Tägerwiler Moos unten geschnappt hatten. Junge Burschen, noch in der Wehrmachtsuniform. Die mussten mit erhobenen Armen an der Wand stehen, und wenn sie die Arme fallen liessen, gaben die Franzosen ihnen Fusstritte. Da dachte ich: Hier musst du weg! Plötzlich gab es draussen einen Auflauf. Eine Menge Zöllner erschien, sie entfernten die Ketten, und ein Auto kam. Da bin ich zur Türe hinaus, übersprang einige Abschränkungen und rannte Richtung Bahnhof Kreuzlingen und gelangte schliesslich nach Rorschach zurück. Ich dachte die ganze Zeit, sie wären hinter mir her. Es kam aber niemand.

Es gibt immer weniger Leute, die diese Zeit noch erlebt haben und davon erzählen können. Und trotz aller Erzählungen bleiben Lücken. Man kann die Atmosphäre von damals kaum mehr in Worte fassen. Ich habe mir schon so viel Mühe gegeben und auch Sachen geschrieben, aber immer bleibt irgendwo eine Lücke. Wenn ich Kameraden von damals treffe, beginnt man zu erzählen. Aber es bleibt immer etwas, von dem man sagen kann: Das ist an uns vorbeigegangen. Besonders an uns an der Grenze draussen. Wir waren so isoliert. Auch punkto



Markierung der Landesgrenze, 1940. Foto Hans Staub.

Tage der Ungewissheit im Frühling 1940

Der Frühling 1940 war für die Schweiz eine Zeit grösster Bedrohung. Am 10. Mai 1940 löste Hitler den Westfeldzug aus, die deutsche Wehrmacht überfiel Holland und Belgien. In der Schweiz wurde die zweite Generalmobilmachung angeordnet. Bei der Bevölkerung machte sich Angst, teilweise auch Panik breit. Viele flohen von der Schweizer Nordgrenze in die Westschweiz, die Innerschweiz oder ins Berner Oberland. Die Schweiz wurde jedoch nicht angegriffen. Statt die Schweiz zu durchqueren, fiel die deutsche Wehrmacht von Norden her in Frankreich ein: Am 15. Mai durchbrachen deutsche Einheiten bei Sedan in Nordfrankreich den Abwehrwall der Franzosen, die so genannte Maginotlinie, die als uneinnehmbar gegolten hatte, und am 14. Juni marschierten sie in Paris ein. Am 22. Juni wurde der deutsch-französische Waffenstillstand unterzeichnet, der Frankreich in ein besetztes und ein unbesetztes Gebiet, das so genannte Vichy-Frankreich, aufteilte.

Nach der Niederlage Frankreichs machte sich in der Schweiz grosse Verunsicherung breit. Wie würde es weitergehen? Würde sich auch die Schweiz dem Druck Nazi-Deutschlands beugen müssen? Die Reaktionen waren ambivalent: Einerseits war die Bereitschaft zum Widerstand gegen Nazi-Deutschland nach wie vor gross, andererseits gab es Sympathien für die siegreichen Deutschen, und gewisse Kreise waren bereit, sich anzupassen. In dieser Situation sorgte die berühmte Rede von Bundesrat Marcel Pilet-Golaz vom 25. Juni 1940 für weitere Konfusion: Pilet-Golaz plädierte für die Anpassung an die neuen Machtverhältnisse in Europa.

Max Wickart *1920

Im Mai 1940 waren wir immer noch im Dienst. Wir waren in Rorschach stationiert. Plötzlich gab es Alarm. Der Hauptmann verlas einen Befehl: Es komme zu einer zweiten Generalmobilmachung. Alle Soldaten müssten wieder einrücken, und wir vom Grenzschutz müssten die Mobilmachung sichern. Ausserdem habe die schweizerische Spionageabwehr gemeldet, die Deutschen seien im Anmarsch und würden morgen früh um vier Uhr mit dem Angriff auf die Schweiz beginnen.

In Rorschach stand ein Bunker am See, ganz in der Nähe des Hauptbahn-

hofs. Er war mit einem schweren Maschinengewehr bestückt. Unser Offizier führte mich mit drei Kameraden in diesen Bunker. Wir hatten nur wenig Verpflegung dabei, dafür viel Munition. Im Bunker unten liess uns der Offizier Achtungstellung annehmen und sagte: «Haltet euch tapfer, Kameraden, wir sehen uns nicht mehr!»

Dann ging er, und wir sassen da. Einem von uns, er war Coiffeur und eher ein sensibler Typ, liefen die Tränen runter: «Müssen wir jetzt hier drin verrecken?», fragte er. Wir wussten schon seit dem Einrücken im Herbst 1939, dass es eines Tages so weit kommen könnte. Der Coiffeur sagte dann zu mir: «Schau, du bist noch jung, aber ich habe Frau und Kind zu Hause!» Ich war damals erst 19 und damit der Jüngste unserer Gruppe. Die anderen waren etwas älter als ich, so 23, 24 Jahre alt.

Einer meiner Kameraden fragte mich: «Wenn sie jetzt kommen, hast du Angst, wenn du am Maschinengewehr stehst?» – «Nein! Kaputt gehen wir so oder so. Ich will das Maschinengewehr bedienen!» Ich hatte in diesem Moment überhaupt keine Angst. Das kommt mir im Nachhinein selber seltsam vor. Aber damals waren der Hass auf die Deutschen und der Abwehrwille so stark, dass Gefühle wie Unsicherheit oder Angst überhaupt nicht an die Oberfläche kamen. Was wir damals Gott sei Dank nicht wussten: Wir hätten mit Flammenwerfern rechnen müssen, mit denen sie uns aus unseren Bunkern geholt hätten.

Wir sassen also die ganze Nacht im Bunker. Das Maschinengewehr war bereit, aber noch gesichert. Um vier Uhr morgens fragte mich mein Kamerad wieder: «Willst du das Maschinengewehr wirklich bedienen, oder sollen wir das übernehmen?» – «Ich will!» – «Dann musst du es jetzt entschleunigen.» So sassen wir da und warteten. Wir waren überzeugt, jeden Moment geht es los. Langsam wurde es heller. Aber alles blieb ruhig.

Gegen Mittag klopfte es an der Türe. Draussen stand ein Offizier und sagte, der Türk sei vorbei. Es sei zwar immer noch Alarmbereitschaft, aber wir könnten zurück ins Kantonement, um uns zu verpflegen und etwas zu schlafen. Wir machen den Bunker zu und dachten: Vielleicht haben sie den Angriff um 24 Stunden verschoben. Wir wussten: Am Tag kommen sie nie. Sie griffen immer im Morgengrauen an. Denn sie wussten, dass der Gegner die ganze Nacht wach war und morgens um vier Uhr langsam schläfrig wurde. Dann war der ideale Zeitpunkt zum Angriff.

Karl Furrer *1918

Am meisten Angst hatten wir am 10. Mai 1940, bei der zweiten Mobilmachung. Es hiess, die Deutschen marschierten an der Grenze

auf. Das stimmte auch, die Deutschen marschierten tatsächlich auf, aber es waren nur Reserveeinheiten, die gar nicht kriegstüchtig gewesen wären. Doch das realisierte man damals nicht. Es hiess, in den nächsten zwölf Stunden gehe es los. Wir lagen drei Tage lang mit durchgeladenem Karabiner in unseren Stellungen. Nachts blieben wir angezogen, damit wir einsatzbereit gewesen wären. Man wusste nie: Kommt der Alarm, kommt er nicht? Es baute sich eine gewaltige Spannung auf. Wir wussten: Wenn der Angriff erfolgt, geht es ans Sterben. Ich erinnere mich noch gut: Am dritten Tag, an dem wir in Alarmbereitschaft waren, sassen wir in Andelfingen auf der Treppe vor einem Hauseingang. In dieser angespannten Stimmung nahm ein Kollege seine Handorgel hervor und spielte ein paar Melodien. Das beruhigte uns. Irgendwie versüssten uns diese Töne den Gedanken an den Tod. Das hört sich vielleicht blöd an, aber ich kann es nicht anders ausdrücken. Ich habe es genau so erlebt. Nach drei Tagen kam dann der erlösende Befehl: Zurück in die Unterkunft und endlich wieder einmal richtig durchschlafen. Dann ging das Leben weiter.

Hans Wymann *1917

Ich wollte damals Sekundarlehrer werden und das Sommersemester an der Uni absolvieren. Im Mai 1940, bei der zweiten Mobilmachung, musste ich sofort die Uni verlassen und einrücken. Damals war es wirklich brenzlich, das merkte man sofort. Ich sah damals, wie eine ganze Division aus der Westschweiz in den Aargauer Jura verschoben wurde. Wenn man sah, wie diese Eisenbahnzüge einer nach dem anderen anrollten und wie dann die Soldaten kolonnenweise den Bözberg hinaufmarschierten, wurde einem klar: Jetzt wird es heiss.

Damals mussten wir mit dem Leben abrechnen. Die Deutschen feuerten auf der anderen Rheinseite Leuchtraketen ab. Heute weiss man, dass das nur Täuschungsmanöver waren, aber wir nahmen es für bare Münze und sagten uns: Jetzt chlöpfts! Wir bezogen unsere Stellungen auf dem Geissberg und begannen uns einzubuddeln. Auf den Jurahöhen gab es nichts zu trinken. Wir schlepten deshalb weiss Gott wie viele Wasserflaschen mit hinauf. Wir trugen Tarnanzüge, in denen man die Soldaten nicht mehr von den Offizieren unterscheiden konnte, denn wir hatten gehört, dass die Deutschen bei einem Angriff zuerst auf die Offiziere schiessen würden.

Ob ich Angst hatte? Mir war klar: Wir wehren uns. Für jeden Schweizer, der umgebracht wird, müssen drei Deutsche dran glauben! Es gab keine Defätisten, die gesagt hätten: Ich habe Angst vor dem Sterben! Das stand überhaupt nie zur Diskussion.

Rosa Binder *1905 Es war manchmal schon ein Aufruhr, als man dachte, die Deutschen kämen und machten uns kaputt. Das war, bevor Hitler Russland angriff. Ich hatte eigentlich keine Angst. Ich weiss nicht, warum, aber ich nahm das Leben eigentlich noch ring. Es gab schon Leute, die grausame Angst hatten, aber ich fühlte mich beschützt von der Armee. Bei uns an der Grenze in Rekingen war das Militär immer präsent. Es machte viel aus, dass wir immer Militär hier hatten. Die Soldaten beschützten uns, man hatte Vertrauen in sie. Sie waren informiert. Wenn man glaubte, es passiere etwas, mussten sie in die Bunker. Wenn die Deutschen uns angegriffen hätten, wären die Soldaten mit uns geflüchtet. Sie hätten uns von der Grenze weg ins Landesinnere gebracht. Das glaubte ich damals.

Ernst Kamm *1908 Wir wussten: Gegen einen Angriff können wir uns nur kurze Zeit verteidigen, die Übermacht der Deutschen war einfach zu gross. Wenn bei uns 10000 Soldaten umkommen, haben wir bald niemanden mehr, aber der Schwabe hat dann immer noch eine Million Soldaten in der Hinterhand, die er einsetzen kann.

Wir hofften, dass uns die geografische Lage etwas helfen könnte. Wir sagten uns: Wenn sie uns am Gotthard angreifen, dann werfen wir Steine auf sie runter wie bei der Schlacht von Morgarten. Aber das hätte auch nicht lange genützt. Irgendwann wären keine Steine mehr da gewesen, und dann hätten wir kapitulieren müssen. Wir hätten sicher Widerstand geleistet, aber auf Dauer hätten wir uns nicht halten können.

Moritz Abrach *1913 Wir hatten Angst vor einem Angriff Hitlers. Ich sehe da eine Szene vor mir: Unser Regiment 27 war für die Verteidigungslinie von Urdorf nach Dielsdorf zuständig, das ganze Limmattal. Am 10. Mai 1940, bei der zweiten Generalmobilmachung, waren wir in Oerlikon. Ich hörte Schüsse und dachte: Die Deutschen sind da! Darauf nahm ich den Karabiner fester in die Hand. Neben mir stand ein Korporal, ein lieber Kerl: Er war Lehrer irgendwo in der Nähe von Zürich. Seine Reaktion erschütterte mich. Er fragte: «Kann ich weiterhin Schule geben, wenn die Deutschen kommen?» Das war das erste Mal, dass ich einen gewissen Defätismus spürte.

Im Regimentsbüro hörte ich Telefongespräche von hohen Offizieren, die ihren Familien Anweisungen gaben, ins Welschland zu gehen. In Urdorf sahen wir Autokolonnen mit Leuten, die ins Welschland fuhren. Der Defätismus war in der Schweizer Armee damals sehr gross. Das deprimierte mich schon etwas.

Gertrud Häusermann *1921 Wir mussten für alle Bewohner des Dorfes so genannte «Grabsteine» herstellen. Das waren Namensschilder, die man um den Hals trug, damit sie einen hätten identifizieren können, wenn man bei einem Angriff ums Leben gekommen wäre. Die ganze Nacht lang beschrifteten wir diese «Grabsteine». Wir waren sehr verunsichert. Damals war es wirklich brenzlich. Viele Leute gerieten in Panik und flüchteten in die Innerschweiz. Es hiess, die Offiziere seien alle mit ihren Familien in die Berge geflohen. Das war das Hässlichste, was ich während des ganzen Krieg hörte. Da fühlte man sich natürlich im Stich gelassen.

Sigurd Schottlaender *1928 Im Mai 1940 ging in Basel das Gerücht um, die Deutschen griffen an, Kleinbasel sei bereits besetzt. Das führte zu einer grossen Panik. Viele packten ihre Koffer und flüchteten in die Innerschweiz. Wir gehörten auch dazu. Mein Vater sagte: «Als Juden sind wir besonders gefährdet. Wir müssen sehen, dass wir von hier wegkommen!» So fuhren wir mit dem Zug in die Innerschweiz. Für mich bedeutete das vierzehn Tage mehr oder weniger unfreiwillige Ferien am Vierwaldstättersee. Mir gefiel das eigentlich sehr. Ich sah das als eine Art Abenteuer an, was bei einem halbwüchsigen Jungen wahrscheinlich ganz normal ist. Die Erwachsenen machten sich viel mehr Sorgen. Wir Jungen waren überzeugt: Hitler verliert den Krieg, der kann gar nicht gewinnen. Wir waren sehr siegesgewiss. Die Älteren hingegen waren viel verunsicherter.

Marianne Gromb *1920 In Basel herrschte damals eine sehr nervöse, aufgeregte Stimmung. Man hatte Angst, dass die Nazis kommen, und sass praktisch auf gepackten Koffern. Am 10. Mai 1940 flohen alle Juden aus Basel ins Welsche.

Ich arbeitete damals als Kindermädchen bei einer jüdischen Familie in Baden. Der Vater setzte mich und die beiden Buben ins Auto, und wir flohen nach Montreux. Der Vater kehrte dann sofort wieder zurück. Er besass eine Textilfabrik in Baden und sagte: «Wenn ich nicht zum Rechten schaue, wird mir dort alles ausgeräumt.» Ich und die Kinder wohnten in einer Einzimmerwohnung in Montreux und assen in der Talmudhochschule. Als wir nach zehn Tagen sahen, dass die Deutschen doch nicht kamen, kehrten wir wieder zurück.

Wir hatten damals so viele Sorgen: die Arbeitslosigkeit, die Rationierung, die Fröntier, die Luftalarme. Es war eine harte Zeit, nicht nur für die Juden. Bei den Juden dachte man manchmal daran, die Schweiz zu verlassen, aber man

konnte ja nicht! Man war eingesperrt. Es gab bloss noch einzelne Schiffe, die nach Israel, England oder Amerika fuhren. Einzelne Juden gingen diesen Weg. Sie fuhren von Spanien aus nach Israel. Man zitterte immer, ob sie ankommen würden. Das Mittelmeer war ja seit dem Abessinienkrieg vermint.

Martha Jäggi *1909 Die jüdischen Angestellten in unserer Firma waren sehr verängstigt. Ich sagte immer: «Die Engländer siegen, Hitler siegt nicht.» Aber das war halt bloss ein Trost. Man musste ihnen ja etwas sagen.

Bei der zweiten Mobilmachung im Mai 1940 flohen wir mit der ganzen Direktion nach Lausanne und blieben ein Vierteljahr lang dort. Damals war alles unterwegs, mit Matratzen auf den Autos und was weiss ich. Alle flohen, ins Oberland oder ins Welsche. Man glaubte, in Lausanne sei man sicherer als in Basel, wenn Hitler die Schweiz angriff. In Basel fühlte man sich völlig ausgestellt. Man wusste, dass Basel im Ernstfall nicht verteidigt würde. Das war schon arg. Für mich war diese Zeit besonders schlimm, weil meine Angehörigen in Basel geblieben waren. Wohin hätten sie auch gehen sollen? Wir hatten nur in der Ostschweiz noch Verwandte, aber dort war man genauso exponiert.

Karl Furrer *1918 Damals kam es zu grossen Rückzugsbewegungen bei der Zivilbevölkerung. Wir waren mit dem Militär in Andelfingen stationiert. Plötzlich hörten wir Kuhglocken, was sonst mitten am Tag nie vorkam. Es waren Bauern, die ihr Vieh ins Landesinnere trieben. Dann kamen Autos und Fuhrwerke, voll beladen mit Hausrat. Die Zivilbevölkerung an der Grenze hatte Angst vor einem Angriff und wollte evakuiert werden, aber dieser Befehl kam nicht. Deshalb flohen sie selbständig. Das gab uns zu denken: Sie fahren ab, und wir bleiben alleine zurück. Für wen stehen wir jetzt überhaupt noch an der Grenze?

Liselotte Meyer-Fröhlich *1922 Ich ging damals in Zürich aufs Gymnasium. Im Mai 1940 musste unsere Schule schliessen. Einerseits, weil die jungen Lehrer eingezogen wurden, andererseits, weil viele Schülerinnen mit ihren Eltern ins Hinterland flüchteten. Meine Freundin beispielsweise, die Tochter eines Professors, floh ins Berner Oberland. Die Schule organisierte dann einen Landdienst, die Mädchen unserer Klasse kamen ins Berner Oberland. Nach vierzehn Tagen begann in Zürich der Unterricht wieder. Zuerst versammelte uns die Schulleitung im Singsaal. Sie sagten uns, wir sollten diejenigen, die geflüchtet waren, nach ihrer Rückkehr nicht auslachen, sie könnten ja nichts dafür. Aber

man hatte schon mitbekommen, dass die flüchtenden Zivilpersonen die Strassen verstopft hatten, sodass die Soldaten, die hätten einrücken sollen, nicht mehr durchgekommen waren. Unsere Stimmung war: Die sollten sich schämen. Meine Freundin erzählte mir, ihr Vater habe aus dem Dienst angerufen: Es sei jetzt ganz, ganz brenzlich, und seine Frau solle sofort mit dem Auto ins Berner Oberland.

Ich hatte damals keine Angst. Ich hatte das Gefühl, es kommt nur darauf an, dass wir uns wehren. Man war überzeugt, dass die Soldaten an der Grenze uns beschützen würden. Das war vielleicht etwas naiv. Man überlegte kaum, was passieren würde, wenn die Deutschen wirklich kämen. Mein Vater baute damals im Kanton Glarus ein Ferienhaus. Zufällig wurde es im Sommer 1940 fertig. Ich fuhr dann oft mit dem Velo ins Glarnerland in die Ferien. Dort wurde ich ausgelacht: «Die Zürcher kommen zu uns in die Berge. Jetzt sind wir plötzlich gut genug für sie.» Ich schämte mich so! Ich wollte ja nicht flüchten, ich fuhr nur in die Ferien!

Walter Edelmann *1923 Im Frühling 1940 war ich in Engelberg im Gymnasium. Ich erinnere mich, dass wir an der Fronleichnamsprozession grosse Zuschauerreihen aus Basel hatten. Halb Basel war nach Engelberg geflüchtet. In den Gängen des Klosters hatten wir riesige Kisten mit Material des Landesmuseums, das hier in Sicherheit gebracht worden war. Man dachte, die Deutschen könnten jederzeit kommen.

Hans Beeler *1926 Bei uns in der Innerschweiz hatte man eigentlich keine Angst vor dem Krieg. Man hatte das Gefühl, man sei weit weg vom Geschütz. Als Jugendlicher überlegte man eigentlich nicht, was alles passieren könnte. Die Nachrichten aus dem Ausland verfolgte ich nicht gross. Wir legten uns zwar während des Krieges ein Radio zu, aber Vater stellte immer ab, wenn eine Rede Hitlers kam.

Viele Leute zogen während des Krieges in die Innerschweiz. Auch bei uns tauchten plötzlich Menschen auf, die nicht nach Schwyz gehörten. Sie stammten aus Orten, die näher an der Grenze lagen und deshalb bedroht waren. Es gab auch Auslandschweizer, die zurückkehrten, oder Personen aus dem Mittelland, die hier bei Verwandten unterkamen.

Eva Auf der Maur *1919 Mein Mann musste als Unteroffizier schon zwei Tage vor der Mobilmachung einrücken, in Sursee. Ich half ihm, den Kaput ein-

zurollen und die Sachen zu packen. Angst hatte ich nicht. Nicht einmal, als 1940 all die voll gepackten Autos aus der Ostschweiz und von Basel her in die Inner-schweiz kamen. Da hatte man eine Wut, eine himmeltraurige Wut auf diese Schisshasen, die so davonliefen! Diejenigen, die es sich leisten konnten, liefen davon, und die anderen Leute hätten an der Grenze bleiben und kaputtgehen dürfen. Aber es ging nicht lange, dann verschwanden sie wieder, weil die Gefahr vorbei war. Da gingen sie wieder zurück in ihre grossen Häuser.

Sorgen machte ich mir nur um meine Kinder wegen des Antisemitismus. Ich bekam immer wieder anonyme Briefe, in denen man mich und die Kinder als «Brut» beschimpfte, weil ich als Tochter eines deutschen Juden einen Schweizer geheiratet hatte. Aber dass die deutsche Armee in die Schweiz kommen würde, davor fürchtete ich mich nicht. Man lebte einfach das tägliche Leben, und das war manchmal schwierig. Es war ja alles rationiert, und das Einkäufen und Kochen war kompliziert. Aber man lachte trotzdem viel, ging in Ausstellungen und ins Kino. Das Leben ging weiter.

Gertrud Viale *1932 Wenn Vater im Dienst war, musste Mutter unsere Bäckerei in Romanshorn alleine führen. Ich kann mich erinnern, dass wir damals nicht viel Geduld von ihr erwarten durften. Sie war immer sehr gestresst. Hinzu kam, dass wir so nahe an der Grenze lebten. Im Mai 1940 wurde es ein paar Mal sehr, sehr brenzlig. Da stand dann das Köfferchen schon bereit. Uns Kindern wurde gesagt: «Wenn heute Nacht etwas passiert, müsst ihr sofort zu den Verwandten ins Bernbiet und dort bleiben, bis wir euch wieder holen können.» Das beeindruckte uns sehr, aber wir wären lieber bei den Eltern geblieben, gerade wenn es gefährlich wurde. Wir erlebten diese Situation drei oder vier Mal, was Mutter natürlich sehr nervös machte. Das war sicher sehr schwierig für sie.

Im Mai 1940 war Vaters Truppe hier in der Region. Er musste auf dem katholischen Kirchturm oben Wache halten, um die Grenze zu kontrollieren. Ich kann mich erinnern, wie wir ihm einmal einen Korb mit Essen brachten, den sie an einem Seil auf den Turm hinaufzogen, denn die Militärküche hatte die Männer dort oben offenbar völlig vergessen. Das fanden wir sehr spannend. Es hiess, wir dürften auch einmal auf den Turm, aber es kam nie dazu. Vater erzählte uns, was er vom Turm aus am deutschen Seeufer beobachtet hatte: eine Massierung von Schiffen. Vorher lagen vier dort, jetzt plötzlich fünfzehn. Die Deutschen hatten sie schwarz gespritzt, damit man sie nicht sehen konnte, wenn sie in der Nacht kommen würden. Das war schon sehr beängstigend.

In der Schule hiess es natürlich: Der Soldat beschützt die Schweiz. Für die Lehrer war das völlig klar; sie waren fast alle Offiziere. Sie sagten: «Ihr könnt beruhigt sein. Solange das Militär an der Grenze steht, kann nichts passieren. Wir beschützen euch.» Wir glaubten das auch. Obwohl ich von Vater einmal etwas Beunruhigendes hörte. Als er ein halbes Jahr lang am Bodensee Wache schob, sagte er zu Mutter: «Das ist ja lächerlich, alle 200 Meter steht ein Soldat. Wenn die Deutschen kommen, was machen wir dann?» Da fanden wir auch: «Das ist ja unmöglich. Wir werden einfach überrannt!»

Wir waren sehr verunsichert. Später erlebten wir, wie die deutsche Fliegerabwehr bis weit über die Seemitte hinausschoss. Das wäre offiziell nicht erlaubt gewesen, aber sie machten es trotzdem. Wir mussten uns in den Keller flüchten und fanden nachher Bombensplitter im Garten.

Hans Peter Dreier *1921 Im Mai 1940 gab es viele, die flüchteten. Ich habe selber gesehen, wie in Gränichen die Autos mit den Basler Nummern durchfuhren. Das waren Basler, die in der Innerschweiz ein Ferienhaus oder eine Ferienwohnung besaßen und dorthin fuhren. Als ich das sah, musste ich innerlich fast ein wenig lächeln. Ich dachte: Man geht doch nicht einfach weg! Wir können uns doch behaupten!

Es gab sicher Schweizer, die Angst hatten, aber ich hatte keine. Kürzlich habe ich irgendwo gelesen, dass im Mai 1940 die Schweizer Soldaten an der Grenze draussen geweint hätten. Das ist sicher wieder eine kommunistische Mär, um die Armee herabzumindern. Ein Schweizer Soldat weint nicht vor Angst! Das ist Lölizüg! Vollständig ausgeschlossen!

Ursula Geiger *1919 Ich hörte von den Soldaten in der Soldatenstube, wo ich arbeitete, und auch von meinem Freund immer wieder, dass alle Angst hatten und dass man bei einem Angriff mit einem Sieg der Deutschen rechnete. Aber daran geglaubt habe ich eigentlich nicht. Ich hörte auf meinen Vater, der sagte: «Du musst keine Angst haben, es kommt schon gut.» Wir sassen jeweils am runden Familientisch, und er beruhigte alle. «General Guisan macht das gut, und die Soldaten sind in der Festung. Du musst keine Angst haben.»

Hildegard Janser *1920 Als ich im Mai 1940 im Bahnhofbuffet Chur als Serviertochter arbeitete, sagte einer der Soldaten, die zu Gast da waren: «Wenn die Deutschen jetzt kommen, dann fliesst der Rhein rot!» Er meinte, dass sie so viele Deutsche erschossen würden, dass der Fluss vom Blut rot werde.

Als Serviertochter war ich für viele eine Art Soldatenmutter. Ich munterte manchen Soldaten wieder auf. Es waren ja nicht immer alle guter Laune, vor allem die Bauern nicht, wenn sie zu Hause alles liegen und stehen lassen und ihre Frauen alleine den Hof führen mussten. Die Frauen der Bauern mussten wahnsinnig viel arbeiten. Manchmal wurde eine krank, und die Männer bekamen nicht immer Urlaub. Ich sagte dann: «Nimm's nicht so tragisch. Alles geht einmal vorüber.» Oder ich gab ihnen etwas gratis. Ich munterte jeden auf, für die Schweiz einzustehen: «Wir haben ein schönes Land, das müsst ihr einfach verteidigen!» Kein einziger der vielen tausend Soldaten, die ich in all diesen Kriegsjahren hatte, sagte: «Das können wir nicht, wir geben auf.» Es herrschte ein wahnsinniger Verteidigungswille. Wir Serviertöchter sagten: «Wenn Hitler kommt, gehen wir in die Berge hinauf.» Wir kannten dort eine Höhle, wo wir uns verstecken wollten.

Emil Ruppmann *1916 Deutschland eilte zu Beginn des Krieges ja von Sieg zu Sieg. Damals herrschte grosse Angst, dass auch wir drankommen würden. Es gab viele Gerüchte über Vorgänge im Bundesrat, über die Verwandtschaftsbeziehungen unserer Elite mit den Deutschen. Die Situation war sehr labil. Es gab damals einen Spruch der Deutschen, der hiess: «Die Schweiz, das kleine Stachelschwein, nehmen wir beim Rückweg ein.» Wir konnten nur hoffen, dass wir dank den Konzessionen, die unsere Landesregierung gegenüber den Deutschen machte, überleben würden.

Ernst Benninger *1924 Ich sehe mich heute noch, wie ich im Büro stand, als die französische Armee besiegt wurde. Wie niedergeschlagen wir alle waren! Was für ein Schock das war, wie einem das wehtat. Wir waren eine Zeit lang wie gelähmt. Wenn ich aber heute in einem Beitrag eines Historikers lese, der Widerstandswille sei damals verflogen, dann sehe ich das nicht so. Die schwierigen Tage waren die Tage um den 10. Mai 1940. Ich machte an diesem Tag zusammen mit einem Kollegen einen Ausflug mit dem Velo in die Innerschweiz. Wir fanden kaum den Weg, weil die Wegweiser abmontiert worden waren. Man hatte ausserordentliche Angst. Im Nachhinein stellte sich heraus, dass die deutsche Armee nur simuliert hatte und bei Waldshut ununterbrochen mit Militärzügen voller uralter Soldaten hin und her gefahren war. Wir glaubten damals aber, ein Angriff stehe bevor, und hatten Angst. Ich empfand eine sehr schwere seelische Bedrückung. Die Fröntier ihrerseits frohlockten natürlich. Sie waren eine Minderheit, aber sehr lautstark.

Unter dem Einfluss von frontistisch eingestellten Schweizern verlas der Bundesrat am 25. Juni 1940 am Radio eine Rede, Bundesrat Pilet-Golaz auf Französisch, Bundesrat Etter auf Deutsch. Das war ein Tiefschlag, wie ich ihn in meinem Leben nie mehr erfahren habe. Ein paar Tage zuvor hatte der Bundesrat noch vom Kampf bis zum Letzten gesprochen. Dann mussten wir plötzlich am Radio hören, die Staaten um uns herum, Frankreich, Deutschland und Italien, wollten den Frieden. Das neue Europa sei da, und wir täten gut daran, uns darin einzurichten, meinte der Bundesrat. Vorbei mit Verteidigung bis zum Letzten, vorbei mit Widerstand. Das war schrecklich. Es tat einem in der Seele weh, von der eigenen Regierung eine solche Rede zu hören. Bundesrat Etter hatte allerdings bei seiner patriotischen Rede zur Eröffnung der Landesausstellung schon anpasserische Aussagen gemacht. Für mich war Etter an der Grenze zum Anpasser, Bundesrat von Steiger war eindeutig deutschfreundlich.

Max Wickart *1920 Damals kam ein Vertreter der Sektion Heer und Haus zu uns ins Militär. Heer und Haus war die Informationsabteilung der Armee. Dieser Mann hätte uns psychologisch betreuen sollen. Unser Hauptmann stellte ihn vor und sagte, er werde uns einen Bericht von Bundesrat Pilet-Golaz verlesen, der am Radio gesendet worden sei. Für uns war klar: Pilet-Golaz war ein Nazi. Als dieser Funktionär von Heer und Haus das Wort ergreifen wollte, standen wir auf und verliessen aus Protest den Raum, zum grossen Erstaunen unseres Hauptmannes. Wir Soldaten vertrauten nur noch einer Person: General Guisan. Wir hatten das Gefühl, wenn wir uns auf jemanden verlassen können, dann ist es unser General, der wird nicht kapitulieren. Der Bundesrat, der passt sich den Deutschen an.

Ruja Erb *1915 Ich ging auf den Bundesplatz und hörte dort die Rede von Bundesrat Pilet-Golaz. Sie wurde am Radio auf Deutsch von Bundesrat Etter verlesen und über Lautsprecher ausgestrahlt. Die Bundesräte waren nicht persönlich anwesend. Wir standen auf dem Bundesplatz, und im Publikum wurde kaum gesprochen. Es war eine stumme Gesellschaft, die fast wie hypnotisiert zuhörte. Ich möchte nicht irgendetwas projizieren, aber man bekam das Gefühl: Eine gewisse Lierung, Assoziierung mit diesen Nazis ist vorhanden. Man spürte keine Aufregung aus diesen Ansprachen heraus, sie haben das wie rezipiert. Irgendein Angstgefühl konnte da gar nicht aufkommen. Es klang, als ob schon alles vorbereitet wäre und es keinen Sinn gemacht hätte, Widerstand zu

leisten. Ich sehe mich noch genau, wie ich da stand, immer den Kopf schütteln musste und dachte: Was ist da eigentlich im Tun?

Nachher verschanzte sich die militärische Führung im Gotthardgebiet. Wir dachten: Und jetzt? Wo ist denn der männliche Widerstand? Und wir wussten nie: Wo steht eigentlich unser General? Man hatte immer das Gefühl: Wenn man auf jemanden vertrauen kann, dann ist es der General. Aber eindeutig geäußert hat er sich auch nicht. Er war, sagen wir mal: neutral. Ich kann nicht sagen, dass wir eine Angstpsychose bekommen hätten. Ich erinnere mich nur, dass wir plötzlich unser Haus abschlossen.

Marthe Gosteli *1917 Als die Maginotline fiel, machte sich grosse Angst breit. Wir fragten uns: Was passiert mit unserer Familie, wenn die Deutschen nun auch die Schweiz einnehmen? Wir lebten zwar in Worblaufen bei Bern und nicht an der Grenze, aber es war bekannt, dass wir öffentlich gegen die Nazis Stellung bezogen hatten. Von meinem Vater, der für die Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei im Berner Grossrat sass, war das sowieso bekannt. Und es gab damals viele Spitzel, auch unter den Schweizern, die für die Nazis spionierten. Das war sehr gut organisiert. Man wusste auch, wer Nazi-Sympathisant war. Soviel ich weiss, waren sie sogar auf Listen verzeichnet, damit man gewusst hätte, wen man hätte verhaften müssen, wenn die Deutschen die Schweiz angegriffen hätten.

Ich fragte mich damals oft, was ich wohl täte, wenn mir dasselbe passieren würde wie jenen deutschen Staatsangehörigen, die zur Opposition gehörten und verhaftet und nach ihren politischen Ansichten befragt worden waren. Zu Hause redete man nicht viel darüber, aber man machte sich so seine Gedanken. Man hörte, dass viele Leute in Deutschland einfach liquidiert worden waren. Wenn sie noch Zeit hatten, dann flüchteten sie. Meine Eltern hatten vor dem Krieg auch einmal jemanden aufgenommen, die Frau eine deutschen Theaterdirektors, der Jude war. Sie war mit ihrem kleinen Sohn geflüchtet und reiste später nach Amerika weiter. Sie war wochenlang bei uns.

Als die Maginotlinie fiel, dachte man, dass Hitler nun als Nächstes die Schweiz angreifen würde. Da flüchteten viele Familien aus der Ostschweiz von der Grenze weg ins Landesinnere. Die Leute mieteten irgendwo im Berner Oberland ein Zimmer oder eine Wohnung, und als es brenzlich wurde, flüchteten sie. Sie gingen sozusagen ins Reduit. Die beste Freundin meiner Schwester kam deswegen auch einmal eine Weile zu uns. Sie war mit einem Industriellen verheiratet und lebte in Wallisellen. Ihr Mann war im Militär Flieger und sehr

oft im Dienst. Eines Tages rief er sie zu Hause an und sagte: «Meta, es wird brenzlig! Du musst ausziehen!» Da kam sie von einem Tag auf den andern mit ihrem ersten Kind und ihrem Dienstmädchen zu uns. Das machten viele Leute so. Die Angst ging halt um.

Ich arbeitete damals als Sekretärin im Armeestab auf der Abteilung Presse und Funkspruch bei der Filmzensur. Ich war als Zivilistin dort, war aber umgeben von Soldaten und Offizieren. Dort erlebte ich, was Angst bei Menschen anrichten kann. Als die Maginotlinie gefallen war, begannen manche Soldaten plötzlich zu sagen, wahrscheinlich müssten wir uns halt doch anpassen. Die hatten richtig die Angst im Nacken! Eine Zeit lang war man tatsächlich in der Minderheit, wenn man so wie ich noch glaubte, dass die Engländer und die Franzosen schliesslich siegen würden.

Bei mir im Büro war noch ein Hilfsdienstler, und wir zwei glaubten immer felsenfest daran, dass die Engländer siegen würden. Wir kannten beide England gut; ich war eine Weile als Au pair dort gewesen. Deshalb sagte ich den anderen immer wieder: «Hört zu, ihr kennt die Engländer nicht! Ihr werdet sehen, die halten durch!»

Da lachten sie mich aus und steckten zum Spott die Fähnchen auf der Europakarte um, wo ich den Kriegsverlauf nachzuzeichnen versuchte. Ich regte mich immer sehr darüber auf, und das freute sie. Es war nicht so, dass sich nun sofort alle bei den Nazis angebiedert hätten, aber die Leute wurden vorsichtiger mit dem, was sie sagten. Es war ja nicht unbekannt, was die Nazis mit der Opposition gemacht hatten.

Max Bosshard *1920

Wenn es am Radio hiess: «Heute Abend spricht der Führer», haben wahrscheinlich sämtliche Schweizer Soldaten, die im Urlaub waren, sich bereitgemacht zum Einrücken. Wenn Hitler gschnurret hat, wusste man nie, ob er uns auch noch überfällt. Und Goebbels höre ich heute noch, wie er hinausprälagte: «Das jüdisch-bolschewistische Nest Schweiz werden wir ausgeräuchern!» Das hat er ins Mikrofon gebrüllt, und man hat nie gewusst, kommen sie oder kommen sie nicht. Hitler war so unberechenbar, man wusste nie, ob uns der Spinner überfällt. Man musste damit rechnen, dass dieser verrückte Hagel in einem Wutanfall die Schweiz attackiert. Er hatte Polen überfallen, Frankreich angegriffen, marschierte im Balkan ein, dann besetzte er Dänemark und Norwegen. Ich glaube, heute würde man so einen bei uns ins Burghölzli bringen oder einsperren. Aber damals war er in Deutschland am Ruder mit seiner ganzen Clique.

Franz Schmidbauer *1923

Während des Krieges herrschte dauernd eine dumpfe Angst. Man konnte sie nie richtig fassen, aber sie drückte immer. Bis heute kommt mir dieses Gefühl manchmal wieder hoch, zum Beispiel, wenn ich im Fernsehen einen Film sehe, in dem man das Gebrumme der Flieger hört. Dann beginnt es. Irgendwie hockt das so tief, dass man es nicht mehr wegwirgt. Umgekehrt geht es mir, wenn ich den Schlager «Lili Marleen» höre. Dann kommt ein Schimmer von Hoffnung auf, wie damals, als das Lied jeden Tag vom Soldatensender Belgrad gesendet wurde. Das wirkt heute noch nach.

AUFERUF

Jüngling!
Du bist der Staatsbürger und Soldat von
und trägst daher schon jetzt eine grosse
Verantwortung für die Zukunft Deines Landes.
Dein erstes Lebensziel soll sein:

Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper.
Das Leistungsheft weist Dir den Weg zu
diesem Ziel. Mit Hingabe erfülle daher allzeit
freiwillig und freudig die von Dir erwarteten
Leistungen.

Gemeinschaft macht stark. Darum arbeite
zusammen mit Deinen Kameraden. Achte den
älteren und hilf dem jüngeren Kameraden.

In der Hilfsbereitschaft des Stärkeren
dem Schwächeren gegenüber findest Du Gelegen-
heit, echten schweizerischen Gemeinschafts-
geist zu pflegen.

Arbeite mit Begeisterung für Deine Zu-
kunft und für die Zukunft eines freien Vater-
landes.

1942

Der Chef
Militärdepartementes:
Kobelt

«Aber, gopfriedstutz,
unsere Mutter!
Was wird aus der?»

Hans Köfer,
geboren 1927, Ministrant
und Bezirksschüler in
Mellingen, später kauf-
männischer Angestellter

Als im September 1939 der Krieg ausbrach, war ich zwölf. Für mich war dieser Kriegsausbruch ein richtiges Drama, während meine Geschwister das einfach so zur Kenntnis nahmen. Man muss sich das vorstellen: Der Vater geht in den Dienst, in Mellingen rücken Truppen ein, es be-

steht die Gefahr, dass die Deutschen uns angreifen – und meine Geschwister nehmen das einfach so zur Kenntnis. Sie empfanden das nicht in der gleichen dramatischen Form wie ich. Der Vater zog seine Uniform an, gab den Schwestern einen Kuss – bei uns war Küssen eine Seltenheit –, er küsste und umarmte die Mutter. Uns Buben drückte er fest die Hand und sagte: «Jetzt helft ihr der Mutter! Ich muss einrücken, es ist Krieg.» Dabei hatte er Tränen in den Augen.

Mein Vater leistete seinen Militärdienst im Zeughaus Mellingen, also nur wenige hundert Meter von zu Hause entfernt. Er durfte aber nicht daheim übernachten, sondern musste im Zeughaus bleiben. So sahen wir ihn oft wochenlang nicht, obwohl er so nahe stationiert war. Manchmal kam er aber ganz spät in der Nacht nach Hause und telefonierte mit seinen Kollegen von der Abwehr. Wenn ich ihn hörte, stahl ich mich aus dem Bett und schlich die Treppe hinunter. Manchmal quietschte eine Stufe, dann hörte er mich und rief: «Hans, geh ins Bett! Du hast da nicht zuzuhören!» Aber manchmal hörte ich halt trotzdem zu. Und so habe ich vieles mitbekommen.

Mein Vater engagierte sich in einer Abwehrorganisation, die gegen die Fünfte Kolonne kämpfte. Die Fünfte Kolonne, das waren Schweizer und Deutsche, die versuchten, die Schweiz zu unterwandern. Mit anderen Worten: Nazis, die den Anschluss ans Deutsche Reich wollten. Mein Vater war ein Antideutscher. Für ihn waren die Deutschen einfach Sauschwaben. Als er sah, wie sich Hitler an die Macht manipulierte, schimpfte er wie ein Rohrspatz.

Hans Köfer mit dem Aufruf von 1942 zum militärischen Vorunterricht.

Manchmal sass er mit meinem Onkel zusammen. Dann diskutierten sie stundenlang über Hitler und liessen keinen guten Faden an ihm.

Diese Abwehrorganisation war ein lockerer Zusammenschluss von Leuten, die sagten: «Wir wollen freie Schweizer bleiben. Wir wollen nicht ins Deutsche Reich einverleibt werden.» Die Organisation hatte keinen bestimmten Namen. Man sagte einfach «Abwehr». Sie bestand etwa ab 1935, 1936. Ganz intensiv wurde es ab 1938, als die Österreicher sich Deutschland anschlossen und Hitler in Wien seine grosse Rede hielt.

In der Fünften Kolonne gab es leider auch einige Schweizer, die in der Wirtschaft oder in der Politik wichtige Funktionen innehatten. Es gab auch einen Bundesrat, der mit den Nazis sympathisierte: Pilet-Golaz. Bei uns im Kanton Aargau wusste man sehr genau, wer zur Fünften Kolonne gehörte. Am Schluss kannte sogar ich die Namen, weil ich meinem Vater immer heimlich beim Telefonieren zuhörte. Er führte nur wenige Akten, weil er Angst hatte, dass sie bei einem Einmarsch der Deutschen gefunden werden könnten. Aber ich fand dann doch die Aufzeichnungen mit den Namen von den Mellingern und den Badenern, die in der Fünften Kolonne waren. In Dättwil gab es zwei, in Othmarsingen gab es welche, in Brunegg auch.

Der Chef der hiesigen Fünften Kolonne war ein hohes Tier in Baden. Der wäre Gauleiter geworden, wenn die Deutschen gekommen wären. Und sein Freund war als Leiter des geplanten Konzentrationslagers in Tegerfelden vorgesehen. Mein Vater wusste davon. Ihm war auch klar, dass es ihm bei einem Einmarsch der Deutschen an den Kragen ginge. Er stand auf der schwarzen Liste der Fünften Kolonne. Ich selber stand später übrigens auch darauf. Wir wären also beide standrechtlich erschossen worden, wenn die Deutschen gekommen wären. Ein besonderes Drama war Eugen Bircher. Der war damals Oberarzt im Spital Aarau und ausserdem Kommandant der Fünften Division. Mein Vater wusste, dass Bircher deutschfreundlich war, und konnte nie verstehen, wie jemand Divisionär werden konnte, der eigentlich mit der anderen Seite sympathisierte. Als Bircher das Kommando der Fünften Division übernahm, fürchtete man, er würde schlappmachen, wenn die Deutschen kämen.

Am meisten Angst vor einem deutschen Angriff hatte man im Mai 1940. Die Deutschen hatten damals Polen und Dänemark überrollt und waren bis nach Norwegen vorgestossen. Man sagte sich dann: An den Franzosen werden sich die Deutschen die Zähne ausbeissen. Der französische Schutzwall, die Maginotlinie, wird halten. Man befürchtete deshalb, die Deutschen würden über das

Fricktal in die Schweiz einbrechen, um die Maginotlinie von Süden her zu umgehen. Die Deutschen führten den Angriff aber dann über Belgien und Holland und umgingen die Maginotlinie im Norden.

Ich war damals sehr beeindruckt, als ich sah, wie sich unsere Soldaten in Bereitstellung begaben. Denen war es ernst. Die hätten gekämpft bis zum letzten Mann. Damals hörte man immer wieder die Parole: Für jeden Schweizer zwei Deutsche! Es hätte einen harten Kampf gegeben. Aber wir wussten alle, wir würden den Deutschen nicht standhalten können.

Ich überlegte mir deshalb: Wenn der Angriff kommt, müssen wir fliehen. Ende 1939 wurde der so genannte Evakuierungsplan bekannt gegeben. Es hiess: «Die ganze Gegend bis und mit Limmatstellung muss evakuiert werden, die Schweizer Armee muss frei operieren können.» Jeder Familie wurde mitgeteilt, wohin sie sich im Falle eines Falles zurückziehen musste. Die Bevölkerung von Mellingen beispielsweise hätte nach Sarnen gehen müssen. Im Mai 1940 schien eine solche Evakuierung jederzeit möglich. Ich rechnete mir aus, dass der Befehl vermutlich zu spät kommen würde. Wahrscheinlich würde erst evakuiert, wenn die Deutschen einmarschierten. Und wie sollten wir dann noch wegkommen, wenn die Deutschen alle Rückwege bombardierten? Ich wusste von den Feldzügen gegen Polen und gegen Frankreich, dass die Deutschen das tun würden. Mir wurde klar: Wir haben keine Chance. Ja aber, gopfriedstutz, unsere Mutter! Was wird aus der? Ich baute deshalb mit meinen Brüdern einen zweirädrigen Veloanhänger. Wir machten ihn gerade so gross, dass die Mutter hätte hineinsitzen können. Ich sollte ihn an mein Velo binden, und auf dem Gepäckträger wollte ich meine jüngere Schwester mitnehmen. Aber als ich mir das noch einmal durch den Kopf gehen liess, realisierte ich: Das bringt doch nichts! Wir werden zu Tode gebombt, wenn wir auf den Hauptstrassen fahren. Ich muss einen anderen Weg suchen! Ich fuhr also mit dem Velo das Reusstal hinauf, um einen Fluchtweg zu finden, auf dem bei einer Evakuierung nicht so viel Verkehr sein würde. Denn es wäre ja alles geflüchtet, und unsere Armee hätte sich auch noch verschoben. Alle Strassen wären verstopft gewesen, und die Deutschen hätten ihre Bomben abgeworfen. Ich fand schliesslich eine Möglichkeit, über Feldwege nach Luzern zu kommen und von dort aus weiter nach Hergiswil. Als ich dort ankam, merkte ich, dass der Tunnel, der nach Ob- und Nidwalden führt, einen Engpass darstellte. Also musste ich oben durch. Ich fand einen Weg über Horw, am Fuss des Pilatus entlang. Schliesslich erreichte ich Alpnachstad. Dort verpflegte ich mich mit Dörrfrüchten, die ich mitgenommen hatte. Plötzlich kam eine Frau und fragte, was ich hier mache. Ich sagte: «Ich habe einen

Weg ausgekundschaftet, für den Fall, dass wir evakuieren müssen.» Daraufhin lud sie mich zu sich nach Hause ein. Sie gab mir zu essen und zu trinken und wünschte mir bei meiner Abfahrt eine gute Heimkehr.

Die Evakuierung fand dann nicht statt. Ein paar reichere Familien flohen aber trotzdem in die Innerschweiz. Das war ein grosses Ärgernis. Bei uns im Städtchen waren es fünf Familien, die weggingen. Es gab aber auch zwei, drei reichere Familien, die blieben. Die sagten: «Wir harren mit euch aus, da gibt es keine Diskussion.» In der Zeitung konnte man lesen, dass sich auch aus Zürich die reichen Leute abgesetzt hatten. Das ärgerte einen. Doch die Folge war, dass das gemeine Volk umso mehr zusammenstand. Das war wie eine Trotzreaktion: Jetzt erst recht! Wir bleiben da und wir kämpfen!

Zu Beginn des Krieges waren weit über tausend Soldaten in Mellingen einquartiert. Sie bauten in der Baldegg oben Bunker, das waren richtige Schwerarbeiter. Nicht einmal an Weihnachten durften sie nach Hause. Sie waren neun Monate hier. Da ergab sich natürlich mancher Kontakt zur Bevölkerung. Der Zufall wollte es, dass bei uns vor allem Innerschweizer einquartiert waren, fromme Katholiken. An der ersten Soldatenweihnacht 1939 platzte unsere Kirche fast aus den Nähten vor lauter Soldaten. Die sangen mit grösster Inbrunst «Stille Nacht», das ergab einen sehr engen Kontakt.

Später wurden auch bei uns Polen interniert, die nach der Niederlage Frankreichs in die Schweiz geflohen waren. Diese polnischen Internierten wurden im Strassenbau eingesetzt, und sie rodeten Wälder, damit man mehr Fläche für die Anbauschlacht hatte. Sie waren sehr umgängliche und nette Leute und trugen immer Uniform. Lange bekamen sie keinen Ausgang und mussten in den Lagern bleiben. Aber nach einigen Monaten erlaubte man ihnen den Ausgang bis nach Mellingen. Am Sonntagnachmittag sah man die Polen dann jeweils im Städtchen umherspazieren. Zum Teil sprachen sie etwas Französisch. So ergab sich ein nettes Verhältnis. Vor allem die Frauen schätzten die Polen sehr. Die Polen hatten ja rassige Uniformen. Das waren viel die schöneren Soldaten als unsere. Es gab dann auch ein paar Polenkinder, und man zeigte mit dem Finger auf diese Frauen und sagte: «Das ist eine Polenhure! » Das war nicht schön. Zum Teil waren das ganz junge Mädchen. Es gab aber auch ein paar vierzigjährige, verheiratete Frauen, die ein Verhältnis mit einem Polen hatten, während der Mann im Militär war. Eine zum Beispiel war verheiratet und hatte bereits zwei Kinder. Die bekam noch ein Kind – von einem Polen. Zuerst dachte man, das sei auch von ihrem Ehemann. Der stellte dann aber fest, dass das gar nicht möglich war, weil er zum Zeitpunkt der Zeugung im Militär gewesen war. Damals hatte

sicher mancher Ehemann Angst, dass ihm so etwas passieren könnte. Nicht nur wegen der Polen. Es hatte ja auch überall Schweizer Soldaten, die gern den Frauen hinterherblickten.

Mein Elternhaus lag direkt neben der Kirche. Eines Tages hiess es: «Du musst Ministrant werden!» Ich wollte eigentlich nicht, aber es hiess: «Du musst!» So wurde ich schon in der ersten Klasse Ministrant. Die meisten machten das drei, vier Jahre. Dann bekamen sie entweder mit dem Pfarrer oder mit dem Kaplan Streit und marschierten ab. Ich hatte nie solche Auseinandersetzungen. Ich hätte zwar auch gerne einmal gesagt: «Nein, Herr Pfarrer!» Aber ich traute mich nicht. Ich dachte, als Katholik, der im Dienst Gottes steht, darf ich das nicht. So blieb ich bis zu meinem sechzehnten Lebensjahr Ministrant. Die erste Messe war morgens um sechs und die zweite um sieben; der Kaplan und der Pfarrer hielten täglich je eine eigene Messe ab. Wir waren sechs Ministranten und hatten einen Ablösungsplan. Normalerweise wäre ich alle drei Wochen eine Woche lang drangekommen, aber die anderen Ministranten erschienen oft nicht. Dann schimpfte der Pfarrer verärgert, und meine Tante, die die Frau des Kirchensigrists war, rannte zu uns hinüber und rief nach meiner Mutter: «Vreneli, wir haben keinen Ministranten, schick den Hans!» So stand ich fast jeden Tag in der Kirche.

Ich war sechzehn Stunden im Tag engagiert, denn ich musste ja auch noch der Mutter helfen und einmal pro Woche in den Dörfern rund um Mellingen Zeitschriften austragen. Deshalb konnte ich die Schulaufgaben nicht mehr machen. Dazu reichte die Zeit einfach nicht mehr. Ich war am Anfang ein glänzender Bezirksschüler gewesen, aber dann brach der Krieg aus, und ich musste andere Prioritäten setzen. Weil ich meine Aufgaben nicht mehr erledigte, wollten mich die Lehrer aus der Bezirksschule werfen. Das gab natürlich ein Drama bei uns zu Hause. Mein Vater redete mit dem Pfarrer, und der sagte: «Das muss ich mit Pfarrer Maag besprechen.» Das war der reformierte Pfarrer, der sass in der Schulpflege, und sein Wort hatte Gewicht. Die beiden brachten es fertig, dass ich eine Prüfung machen durfte. Ich bestand sie und durfte in der Bezirksschule bleiben. Ich wusste aber: Wenn ich wieder nichts tue, fliege ich trotzdem von der Schule. So stand ich jeden Morgen um vier Uhr auf und schrieb bis um sechs an meinen Schulaufgaben. Um sechs musste ich in der Kirche ministrieren, und um sieben fing die Schule an. Im Nachhinein weiss ich nicht, wie ich das durchgehalten hatte. Das Wort «müde» existierte für mich damals einfach nicht. Ich habe gearbeitet und gearbeitet.

Die Religion hatte damals eine sehr grosse Bedeutung. Alles, was katholisch war und es zeitlich einrichten konnte, ging am Abend in den Rosenkranz, um zu beten. Die Kirche war zur einen Hälfte mit Frauen gefüllt, zur anderen Hälfte mit Soldaten. Damals wurde mit Leidenschaft gebetet, mit einem grossen Glauben: Beten bringt etwas! Beten ist vielleicht das Einzige, was den Krieg noch verhindert. Bruder Klaus war eine ganz wichtige Figur. Man betete zu ihm: «Bruder Klaus, geh vor den Herrgott und beschütze unser Land!» In Baselland gab es einmal eine Erscheinung. Man sah eine Hand am Himmel, und man kam zum Schluss: Das ist Bruder Klaus, der seine schützende Hand über die Schweiz hält. Diese Erscheinung fand im Frühling 1940 statt. Man glaubte, dass wegen dieser Erscheinung die Deutschen die Schweiz nicht angegriffen haben. Interessant ist, dass kein Einziger, der dieses Ereignis bezeugte, Katholik war. Das waren alles Protestanten. Deshalb glaubte man es erst recht. Man sagte: Das ist kein Theater. Da hat man wirklich etwas gesehen. Da ist ein Wunder passiert.

Man pilgerte damals häufig nach Sachsein und nach Flüeli-Ranft zu Bruder Klaus. Ich kann mich an eine Wallfahrt erinnern, da war der Zug graglet voll. Und alle beteten. Man hörte von der ersten bis zur letzten Stunde nur Gebete. Man bat die Muttergottes und Bruder Klaus, sie sollten vor Gottes Thron treten und für unser Land bitten. Diese Gebete waren nicht nur Mache, das war echter, tiefer Glaube.

Was die katholischen Pfarrer über die Juden erzählten? Man spürte schon: Das Jüdische wurde negativ empfunden. In der Schule lernten wir: Die Juden haben Jesus Christus gekreuzigt. Das hörten wir immer wieder.

Mein Vater sah das anders. Er hatte als Kind mehrmals ein paar Monate bei seinem Paten in Lengnau gelebt und war dort auch zur Schule gegangen. So kam er natürlich auch mit Judenbuben in Kontakt. Lengnau war ja lange einer der wenigen Orte in der Schweiz gewesen, wo die Juden überhaupt leben durften. Diese jüdischen Kameraden – der Guggenheim, der Bollag, der Wyler und wie sie alle hiessen –, das waren für ihn ganz normale Schulkollegen. Deshalb hatte er zum Judentum eine andere Beziehung als viele andere Schweizer. Die Juden waren damals nämlich nicht beliebt. Man muss aber auch wissen, warum. Die Juden durften auf Geheiss der Zünfte lange keinen Handwerksberuf erlernen. Deshalb wurden sie Viehhändler oder Textilhändler oder waren sonstwie im Handelsbereich tätig. Das löste nicht nur Freude aus, weil die Nichtjuden immer das Gefühl hatten, sie würden betrogen. Ich höre noch meine Gross-

mutter sagen: «Jetzt hat der Bollag wieder den Vater beschissen! Er hat ihm ein Kalb zum halben Preis abgejudet.» Das sprach sich herum, und so entstand ein gewisser Antisemitismus. Mein Vater sah das anders. Er sagte: «Die können ja gar nicht anders.» Der Viehhändler Bollag war ein Schulkollege von ihm, und er mochte den.

Während des Krieges versuchten sehr viele Juden, in die Schweiz zu kommen. Ich bekam das in einem konkreten Fall selber mit, wobei mir klar war, dass das kein Einzelfall war. Als mein Vater noch in Lengnau wohnte, hatte er einen Nachbarn, der Guggenheim hiess. Dieser Guggenheim war Jude. Er hatte einen Sohn, der in den Zwanzigerjahren nach Deutschland ausgewandert war. Plötzlich erhielt man die Meldung, er wolle mit seiner Familie in die Schweiz zurück flüchten. Er hatte zwei Mal in der Ostschweiz versucht, über die Grenze zu kommen, einmal bei Bregenz und einmal bei St. Margrethen, aber er wurde beide Male von den Schweizer Grenzbeamten abgewiesen. Mein Pate war in Schaffhausen eine angesehene Person, und er hatte auch Beziehungen. Mein Vater rief ihn an und sagte: «Du, der Sämi» – das war der Guggenheim – «hat versucht, in die Schweiz zu kommen, und er ist nicht durchgekommen. Wir müssen versuchen, ihn über den Randen hereinzubringen. Dort ist alles bewaldet, und die Kontrolle ist nicht so intensiv. Das müsste gehen.» So versuchte mein Pate, den Guggenheim und seine Familie in die Schweiz zu bringen. Das schlug aber mehrmals fehl. Es war gar nicht so einfach, sie an den Deutschen und den Schweizer Grenzwächtern vorbeizubringen. Schliesslich schafften es die Guggenheims, durch den Wald über die Grenze zu kommen. Mein Pate wartete auf der Schweizer Seite auf sie. Ausgerechnet in dem Moment, als sie Schweizer Boden betraten, kam eine Patrouille Schweizer Soldaten und stellte sie. Doch da passierte ein kleines Wunder. Mein Pate erzählte immer wieder von diesem Erlebnis: «Das war toll! Die Soldaten hätten die Guggenheims eigentlich zurückschicken müssen. Aber sie schauten diese Familie an, und der eine sagte zum anderen: ‚Du, komm, mach doch kein Theater, lass sie herein! Schau doch mal, die zwei Kinderb» Und so kamen die Guggenheims unter Begleitung dieser Schweizer Soldaten nach Schaffhausen.

Mein Vater erfuhr bereits Ende 1942 von den Vernichtungslagern. Das wusste ich aufgrund der Telefonate, die ich jeweils mithörte. Ich höre heute noch, wie er sich aufregte und ins Telefon rief: «Diese Sauschwaben! Diese Halunken! Diese Mörder!» Es war zwar schon bekannt geworden, dass die Deutschen französische und holländische Juden in Güterwagen verluden und in die Konzentrationslager brachten. Man glaubte aber, die Juden müssten sich dort

einfach zu Tode arbeiten oder man liesse sie derart Hunger leiden, dass sie stürben. Dass die Deutschen sie vergasteten, wusste die breite Öffentlichkeit noch nicht. Aber mein Vater war offenbar schon 1942 darüber im Bilde.

Über die Flüchtlingspolitik regte er sich stark auf. Und meine Mutter noch mehr. Überhaupt konnten die meisten Frauen in Mellingen die harte Haltung gegenüber den Flüchtlingen nicht verstehen. Es hiess immer wieder: Wir haben ja noch zu essen!

Damals war die Anbauschlacht bereits in vollem Gange. Wir beteiligten uns sehr intensiv daran. Wir hatten einen wunderbaren Blumenrasen, der umgepflügt wurde. Es gab nirgendwo – vor keiner Villa, auf keinem Sportplatz, vor keinem Schulhaus – mehr ein Stück Rasen. Der musste überall für den Anbau von Getreide, Kartoffeln und Gemüse umgepflügt werden. Die Früchte dörnte man, das Gemüse wurde eingewintert. Wir mussten keinen Hunger leiden, aber es war eine sehr einseitige Ernährung. Wenn ich da andere hörte – wir hatten auch reichere Kinder in der Klasse –, was die alles zu Essen hatten! Für die ärmeren Leute waren die rationierten Lebensmittel nämlich aus Kostengründen nicht immer zugänglich. Deshalb verkauften sie ihre Rationierungsmarken an die Wohlhabenderen – obwohl das eigentlich verboten war. Von deren Kindern hörte ich dann jeweils, wie «fürstlich» sie wieder gespeist hätten. Ich wurde ganz neidisch, wenn ich ihnen zuhörte.

Während des Krieges hatten wir einen Kartoffelacker. Wir ernährten uns das ganze Jahr über von Kartoffeln und konnten auch unseren Verwandten noch etwas abgeben. Die Feldarbeit war sehr hart. Wir hatten kein Geld, um einen Pflug zu mieten, also stachen wir drei Buben das ganze Feld von Hand um. Der Vater war ja häufig im Dienst. In den Herbstferien 1943 gruben wir vier Wochen lang diesen Acker um, nachdem wir die Kartoffeln geerntet hatten. Zum Teil bei heftigem Regen. Und das war ein riesiger Acker!

Diese Zeit war ein unglaublicher Krampf. Von morgens früh bis abends spät war man an der Arbeit. Aber man stand es durch! Natürlich gingen wir manchmal bei sieben Grad unter null ins Bett, weil wir das Haus nicht heizen konnten. Die Mutter gab uns dann jeweils Bettflaschen und warme Kirschensteinsäcklein mit ins Bett. Während des Krieges lebten wir also sehr mager. Aber da wir uns das seit unserer frühen Jugend so gewöhnt waren, schmerzte es nicht besonders. Hauptsache, wir hatten noch etwas im Löffel.

Dass die Schweiz am Schluss noch helfen musste, Waffen für die Deutschen zu schmieden, hielt ich schon damals für eine Schweinerei. Man wusste, dass

viele unserer Fabriken für die Deutschen arbeiteten. Es war bekannt, dass bei Bührlé in Oerlikon zünftig produziert wurde und dass bei der Argovia in Melligen Zünder für die Wehrmacht geschliffen wurden. Als ich das hörte, dachte ich: Das darf doch nicht wahr sein! Mein Vater verstand es auch nicht. Aber man sagte sich: Wenn wir das nicht machen, dann erhalten wir die Waren nicht mehr, die wir zum Überleben brauchen. Die Schweiz war eingeschlossen und deshalb komplett von den Deutschen abhängig.

Man glaubte lange nicht, dass die Deutschen den Krieg verlieren könnten. Aber dann kam Stalingrad, und die Deutschen mussten sich zurückziehen. Man hörte, die russische Armee werde unter Mithilfe der Amerikaner mit Panzern und Flugzeugen aufgemöbelt, und da war für mich klar: Jetzt geht es schief für die Deutschen. Als die Deutschen dann auch noch bei dieser Riesenschlacht in der Ukraine zwei oder drei Panzerarmeen verloren, war ich überzeugt: Jetzt haben sie keine Chance mehr.

In der Schweiz gab es aber Leute, die bis zum Ende des Krieges hinter den Deutschen standen. Sie sagten: «So schnell gibt Hitler nicht auf», und blieben weiter in der Fünften Kolonne. Andere versuchten, sich anzupassen. Sie gaben einem zu verstehen, dass sie nicht mehr zu den Deutschen hielten. Aber man traute ihnen nicht. Auch wenn einer in aller Öffentlichkeit sagte, er sei jetzt nicht mehr für die Deutschen, gab man ihm zu verstehen: «Das glauben wir dir nicht! Du bist ein Sauschwabe!»

Was man mit denen bei einem deutschen Einmarsch gemacht hätte? Ich erfuhr es, als ich mit sechzehn in die Ortswehr eintrat. Wir hatten dort einen Kommandanten, der viel für mich übrig hatte und mich zum Gruppenführer ernannte. 1943 befürchtete man erneut, dass ein Einmarsch geplant sei. In Melligen waren damals keine Truppen mehr stationiert, die waren alle im Reduit. Also hiess es: Wenn die Deutschen kommen, muss die Ortswehr die Mitglieder der Fünften Kolonne verhaften. Das musste aber geheim bleiben. Deshalb sagte unser Kommandant zu mir: «Hör zu, Hans, auf dieser Liste stehen fünf Namen. Du kennst diese Personen. Bei einem Angriff musst du mit deiner Gruppe bei dreien von ihnen an der Tür klingeln und sie verhaften. Die anderen beiden übernehme ich mit meiner Gruppe.» Ich fragte: «Und was ist, wenn sie sich wehren?» Er antwortete: «Dann schiesst ihr schneller.»

Ich denke, etwa ab 1942 hätten wir die Landesverräter im Griff gehabt. Und wir hätten die auch drangenommen! Es war immer die Frage: Knallen wir sie einfach ab, oder sperren wir sie ein? Ich glaube, wir hätten dreingeschlagen, und die wären drangekommen. Wir wussten ja, wer dazugehört. Der Bircher wäre

drangekommen. Ein Buchdrucker in Baden wäre auch drangekommen, den hätte ich sogar selber übernommen

Gegen Ende des Krieges gab es nochmals eine Situation, wo man nicht wusste, wie es weitergeht. Ein Teil der deutschen Armee hatte inzwischen kapituliert, und als die französische Armee den Rhein heraufkam, befürchtete man, die Engländer und die Amerikaner könnten die Deutschen über den Rhein zu uns hineindrücken. Man fragte sich: Was passiert dann? Erst als die Amerikaner die erste Rheinbrücke bei Köln überquert hatten, kam die Erlösung. Da war klar: Jetzt kann man die Amerikaner nicht mehr aufhalten. Man hoffte, dass die Amerikaner möglichst schnell nach Osten vorrückten, um die Russen aufzuhalten, denn vor dem Bolschewismus hatte man natürlich Angst. Als sich die russische Armee Berlin näherte, wurden besorgte Stimmen laut: Wenn die dort nicht anhalten, sind sie bald an der Schweizer Grenze! Es kam dann aber nicht so weit, und im Mai 1945 war der Krieg zu Ende.

Das Kriegsende war eine grosse Erlösung. Ich war damals bereits in der kaufmännischen Lehre in einem Kleidergeschäft in Baden. Die Stadt Baden entschied, dass es am 8. Mai zur Feier des Kriegsendes ein Fest geben sollte und dass deshalb alle Läden und Schulen geschlossen werden sollten. Wir sassen damals gerade in der Schule, als das bekannt gegeben wurde. Daraufhin zogen wir singend und johlend durch die Strassen und feierten. Dann kehrte aber rasch wieder Ruhe ein.



Militärmusik für Internierte im Lager Hemishofen, 1945. Foto Hans Peter Klausner.

Polen, Franzosen und Russen als Militärinternierte in der Schweiz

Neben zivilen Flüchtlingen suchten während des Zweiten Weltkriegs auch ausländische Soldaten Schutz in der Schweiz. Im Verlaufe des Krieges kamen 104'000 Militärflüchtlinge ins Land. Die erste grosse Massenaufnahme war der Grenzübertritt des 45. französischen Armeekorps im Juni 1940: 42'600 Soldaten wurden aufgenommen; neben 29'000 Franzosen eine Division von 12'000 Polen, ein Regiment Spahis (nordafrikanische Kavalleristen) und einige hundert Belgier und Briten. Weitere Massenaufnahmen gab es im Herbst 1943 nach der Kapitulation Italiens, als italienische Soldaten in die Schweiz flüchteten, sowie in den letzten Kriegsmonaten.

Während die Franzosen des 45. Armeekorps bereits im Januar 1941 wieder nach Frankreich zurückkehrten, blieben die Polen und die Angehörigen anderer Staaten in der Regel bis zum Kriegsende in der Schweiz. Die Soldaten wurden meist in Lagern interniert und durften nicht arbeiten. Das änderte sich im Januar 1941 mit einem Erlass des Armeekommandos, der den Arbeitseinsatz von Internierten regelte. Diese wurden darauf im Rahmen der Anbauschlacht in der Landwirtschaft, aber auch im Strassenbau, der Industrie oder als Waldarbeiter eingesetzt. Einige hundert Polen erhielten die Erlaubnis, an den Universitäten zu studieren. Besonders die polnischen Internierten genossen bei der Schweizer Bevölkerung grosse Sympathien, einerseits wegen ihres galanten Auftretens, andererseits, weil sie sich nach der militärischen Niederlage ihres Heimatlandes freiwillig der französischen Armee angeschlossen hatten.

Max Bosshard *1920 Die Polen lebten im Interniertenlager Pfäffikon ZH in Baracken und wurden pro forma durch ältere Soldaten bewacht. Die Bewachung war natürlich lächerlich, denn um das Lager hatte es keinen Stacheldraht, und sie konnten rein und raus, wie sie wollten. Worüber man eigentlich nicht reden durfte: Fast jeden Morgen beim Appell fehlten Leute. Die Polen flüchteten aus dem Lager ins unbesetzte Frankreich und von dort nach England. In Grossbritannien traten sie in die polnische Exilarmee ein, die dort aufgestellt worden war. Sie daran zu hindern, wäre illusorisch gewesen. Wenn sie bei den Bauern arbeiteten, konnten sie jederzeit abtuben.

Ich leistete in Pfäffikon freiwilligen Militärdienst. Meine Aufgabe war, die polnischen Internierten den Bauern als Arbeitskräfte zu vermitteln und bei den Bauern den Lohn einzuziehen, damit die Polen ihren Anteil bekamen. Mit der Pistole am Bauch fuhr ich zu den Bauern und fragte, wie es mit den Polen gehe, und kassierte ein. Die Pistole hatte ich, damit ich nicht überfallen wurde, wenn ich mit dem Geld unterwegs war.

Alois Tschopp *1921 Ich kam 1942 als Bewachtungssoldat ins Interniertenlager Losone. Dort waren Polen interniert, die in der Maggiaebene arbeiteten. Damals war das Land in der Ebene sumpfig. Die Polen erstellten Entwässerungskanäle und Strassen. Sie waren in Baracken untergebracht. Wir waren fünfzehn bis zwanzig Soldaten und mussten dafür sorgen, dass Ordnung herrschte. Beim Eingang hatten wir ein Wachhaus, wo wir logierten, Munition und Gewehre sowie unseren Esssaal. Man nannte das «Polenwache». Aber ich kann nicht behaupten, wir hätten die Polen bewacht – sie schauten selber für sich. Das Lager waren offen, es hatte keinen Stacheldraht. Wenn etwas nicht in Ordnung war, mussten wir es dem polnischen Oberst melden.

Die Polen hatten Disziplin wie wir, beispielsweise mussten sie um zehn Uhr abends in ihren Unterkünften sein. Manchmal kamen einige erst um zwei oder drei Uhr morgens nach Hause, weil sie nach Locarno tanzen gegangen waren. Wir meldeten das ihrem Oberst. Dieser – wir nannten ihn «General» – teilte das in der betreffenden Baracke mit. Er sagte: «Wir haben von den Schweizer Soldaten die Nachricht bekommen, dass heute Nacht einige von euch erst um zwei Uhr morgens heimgekehrt sind, statt wie vorgeschrieben um zehn Uhr. Wenn sich niemand meldet, ist die ganze Baracke für eine Woche konsigniert.» Das bedeutete, sie durften nicht mehr in den Ausgang.

Der Ausgang war unterschiedlich lang, am Wochenende dauerte der Ausgang bis um zwölf, ein oder zwei Uhr morgens. Wer bei uns im Lager war, durfte bis an die Maggia-Brücke in den Ausgang. Samstag- und Sonntagabend durften sie nach Locarno. Genau wie wir. Wir durften auch ein- oder zweimal pro Woche nach Locarno.

Annemarie Spahr *1922 1940 und 1941 hatten wir bei uns zu Hause in Turbenthal Internierte. Zuerst waren es zwei französische Offiziere, die assen bei uns eine Mahlzeit pro Tag. Sie waren im Grunde ziemlich schlecht gehalten punkto Essen, weil die Schweiz halt auch nicht so furchtbar viel hatte. Meine Mutter schleppte sie mit unseren Lebensmittelmarken durch. Diese Sache

wurde damals sehr streng gehandhabt. Die Internierten durften nicht aus dem Dorf. Am Ausgang des Dorfes stand jeweils eine Wache der Ortswehr. Wenn sie hinauswollten, brauchten sie eine schriftliche Erlaubnis.

Max Gygax *1916 Die Russen kamen gegen Ende des Krieges in die Schweiz. In Süddeutschland gab es viele Arbeitslager, in denen Kriegsgefangene beschäftigt wurden. Ab 1944 ging alles drunter und drüber. Es gab viele Luftangriffe, bei denen auch einzelne Lager bombardiert wurden. Dort funktionierte die Bewachung nicht mehr richtig, weil ein Teil der Wachmannschaften abgezogen worden war, um in Ostpreussen zu kämpfen oder am Endkampf um Berlin teilzunehmen.

Viele Russen nutzten diese chaotische Situation, um zu flüchten. Sie kamen einzeln oder gruppenweise über die Schweizer Grenze. Hier wurden sie in Lager gesteckt. Im Lager in Langenthal wohnten sie in Baracken und konnten in den Wäldern rund ums Lager Holz sammeln. Tagsüber mussten sie im Steinbruch arbeiten. Dort wurden sie miserabel gepflegt. Noch schlimmer als der Hunger war der Weg zur Arbeit. Sie mussten vom Lager aus eine halbe Stunde gehen, bis sie beim Steinbruch waren. Da standen dann jeweils die Kinder aus dem Dorf am Wegrand und spuckten ihnen nach. Die Kriegsgefangenen erzählten mir, dass ihnen diese Behandlung am meisten zu schaffen gemacht habe, mehr als alle Entbehrungen.

Es gab aber auch lustige Sachen: In einem Lager erhielten die Russen als Verpflegung dieselben Portionen wie die Schweizer Soldaten, also gleich viel Brot, Konfitüre, Butter und Fleisch. Das wurde von einem Schweizer Küchenchef zubereitet. Es ging keine zwei Tage, dann reklamierten die Russen, was denn das für ein Saufrass sei, das ässen sie nicht. Es stellte sich heraus, dass die sich nicht gewohnt waren, diese Sachen getrennt zu essen. Sie warfen dann alles zusammen in einen einzigen Topf: den Kaffee, den Tee, die Konfitüre. Diese Mischung kochten und assen sie. So war es ihnen offenbar am liebsten: alles durcheinander, nichts einzeln.

Ernst Kamm *1908 In der Nähe von Glarus gab es ein Russenlager. Dort waren Kriegsgefangene untergebracht, die aus Deutschland geflohen waren. Zwei der Russen gingen jeden Morgen nach Netstal hinunter und halfen den Leuten dort bei der Gartenarbeit oder beim Holzhacken. Anstatt mit Geld liesen sie sich lieber mit Schnaps bezahlen. Am Abend kamen sie dann besoffen zurück ins Lager. Dort gab es eine Kantine. Eines Abends, als gerade das Nacht-

essen serviert wurde, musste einer der Schweizer, der dort für den Festungsbau stationiert war, auf die Toilette. Die anderen sagten: «Geh nicht raus! Draussen sind zwei besoffene Russen!» Er ging trotzdem. Als die Russen ihn sahen, rissen sie einen Holzpfehl aus dem Boden und schlugen ihn tot.

Ich war damals bei der Heerespolizei. Am nächsten Morgen fuhr ich zusammen mit zwei anderen Heerespolizisten in dieses Lager, um die beiden zu verhaften. Sie wurden dann dem Territorialgericht vorgeführt. Das war kurz vor Ende des Krieges. Nach Kriegsende wurden die Internierten wieder in ihre Heimatländer zurückgeschickt. Die beiden Russen wurden auch abgeschoben. Sie wurden für ihre Tat gar nicht verurteilt.

Annemarie Spahr *1922 Im FHD war ich bei der Fürsorge eingeteilt und betreute Internierte und Flüchtlinge. Die Rekrutenschule war im Axenfels oben und dauerte drei Wochen. Dann legten wir im Anblick des gegenüber liegenden Rütlis den Eid ab. Das war an und für sich schon ein Evenement. Zwei Tage später wurde ich einem Flüchtlingslager am Uetliberg zugeteilt. Weil ich aus der Handelsschule Italienisch konnte, kam ich in ein Lager mit Italienern aus dem Aostatal. Sie waren in die Schweiz gekommen, weil sie von den Deutschen abgedrängt worden waren. Kämpfe hatten sie nicht erlebt. Es waren nur Männer, die von den Deutschen eingezogen und vielleicht als Zwangsarbeiter mitgenommen worden wären. Ihre Familien waren in Italien geblieben. Wir schauten, dass sie ein bisschen arbeiten konnten. Sie flickten beispielsweise Kleider für andere Lager, wuschen und schneiderten. Wir hatten nie Krach und Dispute mit den Internierten, so wie ich sie heute mit den Asylbewerbern habe, die ich betreue. Sie stellten nie in Frage, was wir ihnen befahlen. Aus diesem Lager flüchtete auch keiner.

Auf zwei Dinge kam es an: Erstens, dass man nicht zu viele Leute in einem Lager unterbrachte. Sonst brodelte es immer. Zweitens kam es auf den Lagerkommandanten und den Stab an. Es gab in den Lagern auch keine Radios, wo man politische Nachrichten hören konnte, denn das hätte Probleme geben können.

Gertrud Viale *1932 Ab 1943 musste mein Vater im Militärdienst Interniertenlager bewachen. Das waren Italiener, und er erzählte uns immer, was das für tolle, fantastische Leute seien. Das gefiel uns. Mein Vater konnte gut Französisch und sie auch. Die Italiener hatten einen gewissen Bildungsstand, und er konnte sich sehr gut mit ihnen unterhalten. Er fand, das sei eine ganz lustige

Gesellschaft. Einem dieser Internierten, der ihm viel erzählte, ging es allerdings sehr schlecht. Er war Lehrer und kam aus einem Dorf in der Nähe von Neapel und weinte furchtbar, weil er Heimweh hatte.

Mein Vater stellte in Bern ein Gesuch, damit dieser Mann als Angestellter zu uns in die Bäckerei kommen durfte. Er wurde dann sozusagen unser Hauslehrer und brachte uns Italienisch bei. Ausserdem half er, Rationierungsmarken zu kleben. Arbeiten konnte man das nicht nennen. Man musste ihm einfach einen Lohn bezahlen, damit er als Angestellter galt. Er blieb bei uns, bis der Krieg zu Ende war. Nach dem Krieg schrieb er uns noch lange und sagte, er wolle uns einmal besuchen kommen und uns seine Signora vorstellen. 1957 besuchte ich ihn in Italien.

Alois Tschopp *1921 Der einzige Unterschied zwischen uns und den Polen war: Wir waren da, um sie zu bewachen, sie waren da, um zu arbeiten. Und sie wurden bezahlt für ihre Arbeit. Die Arbeiten wurden von Bauunternehmen aufgegeben, die sie im Unterakkord an die Polen Weitergaben. Am Freitagabend wurde abgerechnet, die Polen bekamen ihren Lohn, genau wie Schweizer Arbeiter. Sie verdienten bis zu zwanzig Franken pro Tag, während wir zwei Franken Sold erhielten.

Die Polen frühstückten im Lager und gingen dann wie gewöhnliche Arbeiter auf die Baustelle. Neben der Arbeit hatten sie ihr Militärregime. Mittags kamen sie zurück, assen in der Kantine, gingen wieder zur Arbeit und kamen um vier oder halb fünf wieder ins Lager. Dann putzten sie Kleider und Schuhe, und abends hatten sie Abtreten wie die Schweizer Soldaten. Militärische Übungen machten sie keine, aber sie hatten militärische Disziplin. Solange sie Arbeit hatten und rauskonnten, war die Moral gut.

Oscar Frei *1918 Wegen des Militärdienstes war es sehr schwer, eine Stelle zu finden. Deshalb meldete ich mich für eine Überbrückungsarbeit. Zufällig wurde der Kommandant des Interniertenlagers Oberburg bei Burgdorf krank, worauf ich dort 1941 als Kommandant eingesetzt wurde. In Oberburg waren etwa 180 junge Polen untergebracht, die schon eine Vorbildung als Gymnasiasten hatten. Sie sollten später in einem Gymnasiallager zusammengefasst werden, mit polnischen Professoren.

Ich hatte nur einen Fourier und eine Ordonnanz. Das gab ein furchtbares Durcheinander. Ich musste Feldweibel spielen. Es ging drunter und drüber, die Polen hatten keine Disziplin, das musste ich ihnen beibringen. Ein Universi-

tätsprofessor half mir dabei etwas. Er war grenzenlos dankbar, dass wir die jungen Leute in einem Lager zusammenfassten.

Was ich nie vergessen habe: Nachts nach dem Lichterlöschen sangen sie melancholische Lieder. Ich bekomme heute noch Hühnerhaut, wenn ich daran denke.

Ursula Geiger *1919 Ich war während des Krieges als Soldatenmutter in etwa acht verschiedenen Soldatenstuben. Ich bin immer wieder versetzt worden. Wahrscheinlich hatten sie das Gefühl, ich eigne mich, denn ich hatte es gut mit den Soldaten. Aber es war auch eine einsame Zeit, mit diesen Italienern auf der Alp. Da war ich dann wirklich die einzige Frau und wäre froh gewesen, wenn ich mit irgendjemanden hätte Schweizerdeutsch sprechen können. Die Schweizer Soldaten, die die internierten Italiener kontrollieren mussten, waren gegen die Italiener. Und ich war für die Italiener.

Das gab eine wahnsinnige Spannung. Wenn ich nur ein bisschen mit diesen Italienern schäkerte, dachten sich die Schweizer grosse Geschichten aus, was da alles sein könnte. Auf dieser Alp schwärmte einmal ein italienischer Offizier für mich. Ich ging mit ihm in den Wald spazieren. Wir setzten uns hin, und er strich mir über den Arm. Da sagte ich: «He, das kannst du nicht machen! Überall in den Büschen liegen Soldaten.» Nachher hiess es dann, ich sei mit ihm ins Bett. Riesige Geschichten wurden erzählt, die gar nicht stimmten. Mit dem Italiener einen Spaziergang machen, das bedeutete schon mit dem Italiener ins Bett gehen.

Ich schrieb darauf dem Volksdienst, sie sollten zwei ältere Soldatenmütter auf die Alp schicken und nicht ein junges Mädchen, das ins Gerede kam.

Marta Jurt *1922 Ich war einmal übers Wochenende bei Verwandten in Rickenbach zu Besuch. Dort hatte es internierte Polen und Franzosen. Sie wurden verschiedenen Bauern zugeteilt, denen sie bei der Arbeit helfen konnten. Am Sonntagabend war Tanz. Man ging hin, und die Franzosen kamen auch. Man tanzte mit ihnen, und sie erzählten von sich.

Sie waren froh, dass mal jemand Französisch konnte, denn in Rickenbach konnte äusser dem Gemeindeschreiber niemand Französisch. Sie hatten natürlich Heimweh und erzählten, wie sie Frau und Kinder hatten zurücklassen müssen und wie sie von den Deutschen bombardiert worden waren. Man nahm einfach ein bisschen Anteil. Sie hatten es nicht lustig. Aber sie waren sehr, sehr nett. Später erzählte mir jemand, einer von ihnen habe sich im Tenn aufgehängt, weil er es nicht mehr ausgehalten hatte.

Oscar Frei *1918 Die Bevölkerung war den Polen gegenüber verständnisvoll, zum Teil zu verständnisvoll, vor allem hübschen Offizieren gegenüber. Da gab es sehr viele Techtelmechtel mit Schweizer Frauen.

Gertrud Häusermann *1921 Die Frauen in Gebenstorf hatten die Polen sehr gern, sie fanden sie sehr charmant. Wenn die Polen abends spazieren gingen, nickten sie einem zu und sagten: «*Bonjour.*» Man traf sich häufig am Sonntag. Damals konnte man ja nirgends mehr hingehen, es war alles abgesperrt. Überall wurden Bunker gebaut, da wurde man sofort zurückgeschickt. Also machte man am Sonntag halt einen Rundgang durchs Dorf und dann noch weiter Richtung Petersberg, wo das Polenlager war. Dort waren die Polen auch auf ihrem Sonntagsspaziergang. Sie waren immer zu zweit, es kam fast nie vor, das ein Pole allein unterwegs war. Sie versuchten, mit uns Französisch zu sprechen. Das war sehr interessant. Sie erzählten uns, woher sie kamen und wie sie in die Schweiz gelangt waren.

Die Polen hatten Politesse, das freute die Frauen. Wenn eine Frau ihnen einen Gefallen tat, bedankten sie sich mit einem Handkuss. Sie berührten mit dem Mund zwar nie ganz die Hand der Frau, aber sie waren sehr nah dran. Das tat den Frauen in der Seele wohl. Die Schweizer Männer sahen das gar nicht gerne. Denn die Frauen waren wochenlang allein mit den Kindern und den Polen zu Hause. Wenn die Männer hörten, wie nett die Polen zu den Frauen waren, wurden sie eifersüchtig. Sie hatten Angst, dass die Polen ihnen die Frauen wegnähmen. Diese Angst war begründet. Man sagte zwar immer: «Nein, nein, da ist nichts!», aber es war eben doch etwas. Es gab Mädchen, die mit Polen richtige Beziehungen hatten. Viele haben später geheiratet und Kinder bekommen.

Marta Jurt *1922 Die Polen waren sehr nett. Sie hatten Comment und waren anständig. Wir Schweizerinnen genossen das, denn unsere Schweizer waren eher rau und taktlos. Von den Polen wurden wir ein bisschen verwöhnt. Das fanden wir schon schön.

Lucie Schaad-Denner *1918 Die polnischen Offiziere, mit denen ich zu tun hatte, waren alle tiptopp. Sie waren sehr galant, sehr gebildet. Bei den Polen war es eine bestimmte Klasse von Leuten, die Offiziere wurden. Das waren keine gewöhnlichen Leute, das waren richtige Herren. Sie waren sehr galant zu den Frauen. Sie sagten immer, sie begriffen nicht, warum sich die Schweizer

Frauen von ihren Männern so viel gefallen liessen. In Polen sei die Frau die Königin im Haus. Sie könne befehlen, und die Männer täten alles für sie. In der Schweiz sei das anders. Hier müsste die Frau den Mann bedienen, ihm die Schuhe putzen und solche Sachen. Sie waren schockiert, als sie das sahen. So etwas gebe es in Polen nicht.

Max Bosshard *1920 Im ganzen Zürcher Oberland vermittelte ich Polen an die Bauern. Sie waren sehr gesucht und gingen gerne zu den Bauern. Was Probleme angeht, kann ich sagen: nicht die Laus.

Die einzige Schwierigkeit war der Kontakt mit der Zivilbevölkerung, der verboten war. Da ging es in erster Linie um den Kontakt mit dem weiblichen Geschlecht. Die Polen schliefen oft bei den Bauern. Diese hatten keine Freude, wenn sie in der Innerschweiz im Dienst waren, und zu Hause lag ein Pole bei der Frau im Bett.

Für mich war das lästig, weil die Einstellungen ganz verschieden waren. Einmal kam ein Bauer wutentbrannt zu mir ins Büro. Seine Frau hatte etwas mit einem Polen. Die Heerespolizei war dahintergekommen, und der Pole musste vom Hof. Der Bauer beschwerte sich darüber, dass wir ihm den Polen weggenommen hatten. Was uns eigentlich einfiel, tobte er: Jetzt krepriere seine Frau fast vor Arbeit. Da sagte ich, es sei halt leider so gewesen, er wissen es ja. Worauf er sagte: «Es ist mir Wurst, wenn der Pole mit der Frau im Bett liegt, während ich im Dienst bin.» Ihm sei wichtig, dass die Frau von der Schufferei auf dem Berghof nicht zum Krüppel werde.

Die Polen waren meistens gut erzogen und mit den Frauen ein bisschen weniger hölzern als wir Schweizer. Die Untersucherei wegen des unerlaubten Kontakts mit der Zivilbevölkerung regte mich immer auf. Wir sabotierten das, wo wir konnten. Wenn ich beispielsweise von der Bevölkerung hörte, dass die Heerespolizei da gewesen war, weil einer der Polen etwas mit einer Frau oder einem Mädchen im Dorf hatte, sagte ich zu ihm: «Du, das ist nicht gut, ich verlege dich an einen anderen Ort.» Wenn die Heerespolizei wiederkam, war der Pole schon an einem anderen Ort. Gegen Ende des Krieges gingen die Polen mit diesen Frauen enge Beziehungen ein und hatten manchmal sogar Kinder.

Ernst Kamm *1908 Mit den Polen machten wir auch schwere Zeiten durch. Damals fingen nämlich diese Sexgeschichten an. Vor allem Frauen aus finanziell guten Verhältnissen führten mit diesen Polen ein richtiges Sexleben. Sie sagten sich: Auch der schlechteste Pole ist besser als der beste Schweizer! Einmal

musste ich als Heerespolizist in Glarus einen Polen einvernehmen, der ein Schweizer Mädchen geschwängert hatte. Dieser Pole sagte dann, er würde das Mädchen gerne heiraten, sie hätten sich gern. Da konnte man dann nichts dagegen machen. Im Zürcher Oberland gab es viele Frauen, die für die Polen schwärmten. Sie hatten mit den Polen Verhältnisse, was dazu führte, dass sich die Männer bei der Polizei beklagten.

Gertrud Viale *1932 Bei uns in Romanshorn hatte es auch Internierte, Polen, und später kamen noch Franzosen und Engländer. Sie arbeiteten im Strassenbau oder bei den Bauern. Man munkelte damals, dass die Schweizer Frauen zu diesen Internierten nett seien. Einmal hatte eine Schulkameradin, die neben mir in der Bank sass, wahnsinnig viele Läuse. Sie tanzten förmlich auf der Schulbank herum. Ich bekam sie auch, brachte sie nach Hause, und dann hatten alle meine Geschwister Läuse. Sogar der Lehrer hatte sie, und man wusste nicht, woher sie kamen. Die Schwester meiner Bankkameradin war die Freundin eines polnischen Internierten. Da hiess es: «Das sind Polen-Läuse. In den Baracken, wo die Internierten leben, ist es nicht sauber. Die haben Läuse.» Meine Mutter gab sich dann die grösste Mühe, diese Läuse wieder loszuwerden. Dreimal mussten wir im Estrich oben Petrolpackungen auf den Kopf tun; denn Läuse konnte man in einer Bäckerei natürlich nicht brauchen. In der Schule kam die Laustante. Man sagte, das sei alles von diesem einen Polen hergekommen. Heute glaube ich das nicht mehr.

Die Schwester meiner Schulkameradin, die mit diesem Polen fraternisierte, bekam ein Kind von ihm, und ich glaube, sie haben später sogar geheiratet, und sie ist mit ihm ausgeweicht.

Lucie Schaad-Denner *1918 Wir Frauen vom FHD durften mit den Internierten nicht zu viel Kontakt haben. Das waren Männer, die jahrelang eingeschlossen gewesen waren. Die hatten natürlich Sehnsucht nach einer Frau. Deshalb sagte man uns FHD, wir sollten nicht zu viel Kontakt mit ihnen haben, sonst gebe es Vergewaltigungen. Über solche Sachen redete man damals aber nicht so offen. Man sagte einfach, die FHD sollten sich nicht mit den Internierten abgeben. Vergewaltigungen kamen schon vor. Es gab aber auch viele Frauen, die mit sexuellem Kontakt einverstanden waren. Viele Frauen waren richtig scharf auf die fremden Soldaten. Damals waren Uniformen sowieso etwas, was den Frauen gefiel. Und fremde Uniformen und fremde Männer fanden sie besonders anziehend.

Ich weiss von einem Fall im Emmental: Dort lernte ein polnischer Internierter ein Mädchen kennen und ging mit ihr ins Heu. Unterhalten konnten sie sich nicht. Er konnte nur Polnisch, sie nur Schweizerdeutsch. Das Mädchen wurde schwanger. Sie hatte eine Zwillingsschwester. Die war plötzlich auch in Erwartung. Und zwar vom gleichen Polen. Der Pole wusste nicht, dass er mit zwei Zwillingsschwestern ein Verhältnis hatte. Er dachte, es sei dieselbe! Er konnte mit ihnen ja nicht sprechen und fand es nur komisch, dass seine Freundin sich manchmal so umständlich anstellte, denn das letzte Mal hatte sie doch gewollt!

Die beiden Mädchen wurden dann innerhalb von zwei Wochen Mütter. Es gab eine grosse Diskussion, welche der beiden er heiraten müsse, ganz abgesehen davon, dass er noch beweisen musste, dass er nicht schon in Polen verheiratet war.

Gertrud Viale *1932 Wir Mädchen gingen oft zuschauen, wenn die Internierten arbeiteten, und fanden, sie seien eigentlich nett. Zu Hause durfte man das natürlich nie sagen, denn das war tabu. Man durfte mit diesen Polen nicht näher in Berührung kommen. Bei den Franzosen und den Engländern war es ein bisschen weniger schlimm, aber die Polen galten irgendwie nicht als gleichwertig. Es gab offizielle Weisungen, dass man nicht mit den Internierten fraternisieren durfte. Man tat es trotzdem. Und war auch nett zu ihnen. Man steckte ihnen Sachen zu, die sie nicht hatten, zum Beispiel Zigaretten.

Annemarie Spahr *1922 Nähere Bekanntschaften mit den Internierten waren nicht möglich, denn Fraternisieren war verboten. Im schlimmsten Fall bedeutete das den Ausschluss aus dem FHD. Oder man wurde zitiert, und es hiess: «Sie haben private Gespräche mit dem und dem gehabt. Das geht nicht!» So streng waren die Bräuche.

Aber die Internierten realisierten, dass wir ihnen den Aufenthalt so angenehm wie möglich machen wollten. Da war zum Beispiel einer, ein ganz kleiner, der hinkte und schielte mit beiden Augen. Er war Schneider. Wir FHD hatten damals unmögliche Uniformen, etwa einen Männer-Kaput, der einfach unmöglich war. Da meinte dieser Schneider, er könne mich nicht ansehen in diesem Mantel. Ich solle ihm den doch mal geben, dann mache er ihn tiptopp, wie neu. Ich antwortete, er dürfe nicht, es sei verboten. Schliesslich gab ich doch nach. Er schneiderte eine schöne Taille. Weiter passierte nichts, aber er hatte Freude.

Alois Tschopp *1921 Ich war insgesamt etwa sechs Monate in Losone. Weihnachten 1942 bereiteten uns die Polen eine Überraschung: Sie luden uns zum Nachtessen ein. Sie hatten einen eigenen Schweinestall, mit den Küchenabfällen mästeten sie Schweine. Zu Weihnachten schlachteten sie die Schweine, es gab eine richtige Metzgerei, und sie luden uns Schweizer Soldaten ein. Zuerst wollten wir nicht gehen. Wir waren nicht begeistert. Wir sagten uns: Das sind Internierte, wir sind Soldaten, wir sind eigentlich da, um sie zu bewachen, und dürfen nicht zu sehr fraternisieren. Da sagte einer der Polen: «Ihr müsst kommen. Bei uns in Polen ist es eine Beleidigung, wenn jemand nicht kommt, der eingeladen ist.» Da sagten wir: «Wir wollen euch nicht beleidigen, wir kommen.» Wir gingen, haben mit ihnen fraternisiert und gegessen. Während des Nachtessens schenkten sie jedem von uns ein Bild, das einer von ihnen gemacht hatte. Jedes Bild trug den Namen des Beschenkten und eine Widmung. Das war für uns eine schöne Überraschung.

Max Bosshard *1920 Wir sahen die Polen als eventuelle Kriegskameraden, denn wenn Hitler uns überfallen hätte, hätten wir die Polen bewaffnet. Das wären gute Kämpfer gewesen. Sie wussten, was ihnen geblüht hätte, wenn Hitler gekommen wäre. Deshalb war die Stimmung in der Bevölkerung propolnisch. Gegenüber den Nazis gab es einen gewissen Hass. Die Leute wussten, was in Polen passiert war, wie Hitler da gewütet hatte. Was dort ablief, war grauenhaft.

Alois Tschopp *1921 Ich hatte sehr gute Beziehungen zu den Polen. Wir betrachteten sie als Kameraden. Für uns waren das nicht Internierte, sondern Soldaten wie wir. Nur waren sie miserabler dran als wir; sie konnten nicht nach Hause. Ihre Angehörigen waren entweder in Polen oder in Frankreich. Sie hatten keinen Kontakt mehr, nur hie und da brieflich. Wir gingen mit ihnen aus oder tranken in der Baracke ein Glas Rotwein. Die Polen hatten immer guten Cognac. Sie konnten sich mehr leisten als wir. Die meisten arbeiteten und bekamen einen Lohn für diese Arbeit.

Bis vor ein paar Jahren hatte ich sehr gute Freundschaften mit Polen, dann ist der letzte von ihnen leider gestorben: Pawlowski. Ihn lernte ich 1943 kennen. Später trafen wir uns immer wieder. Das letzte Mal habe ich ihn vor ein paar Jahren in Losone besucht. Er hatte ein Mädchen aus Losone geheiratet und hatte mit ihr zwei Söhne, der eine ist im Tessin Architekt, der andere Ingenieur. Einige Polen heirateten in Losone und blieben nach dem Krieg dort.

Max Bosshard *1920 Am Ende des Krieges wusste die Schweiz – das ärgerte mich sehr – nichts Besseres, als die Polen wegzuschicken. Polen, die hier eine Familie und Kinder hatten. Die meisten Polen gingen nach Australien. Wir haben die Polen fortgejagt nach Australien! Gopfriedstutz noch mal, wie die Eltern geheult haben, als die Tochter und die Enkelkinder nach Australien mussten! Ich konnte das nicht begreifen. Einige kehrten wieder nach Polen zurück. Wie es denen ergangen ist, weiss ich nicht. Später wurde ich dann umso ärgerlicher, als man eine Menge Fremdarbeiter in die Schweiz holte, als billige Arbeitskräfte. Da störte man sich nicht mehr daran, dass Ausländer reinkamen. Aber die Polen, die Schweizerinnen geheiratet hatten, hat man aus der Schweiz hinausgejagt. Das verstehe ich heute noch nicht.

Gertrud Häusermann *1921 Viele Polen blieben nach dem Krieg in der Schweiz. Sie integrierten sich hier und wurden auch von den Familien ihrer Frauen gut aufgenommen. Aber es gab auch solche, die nach dem Krieg wieder nach Hause wollten. Und manchmal gingen die Frauen dann mit. Von der Bezirksschule kannte ich ein Mädchen, das mit einem Polen verheiratet war. Sie war sehr gescheit, sprach sehr gut Französisch und war gut in der Musik. Ihr Mann kehrte nach dem Krieg nach Polen zurück. Sie blieb zuerst hier, folgte ihm dann aber nach. Das Leben in Polen war sehr schwierig für sie, aber sie harrte aus. Das ist eben die Polenliebe. Die Polen hatten ein tiefes Empfinden und ein grosses Verantwortungsgefühl. Das machte unseren Frauen eben einen grossen Eindruck. Sie fanden bei ihnen etwas, was sie von den Schweizer Männern so nicht kannten.

Oscar Frei *1918 Als ich später bei Ciba-Geigy arbeitete, bin ich auf Ingenieure und Chemiker gestossen, die damals in diesem Gymnasiallager in Oberburg bei Burgdorf gewesen waren, in der Schweiz die Matura gemacht und dann an der ETH studiert hatten. Es freute mich ausserordentlich. Soviel ich weiss, ist ein Teil der Polen nach dem Krieg in der Schweiz geblieben.

Heinrich Walder *1920 Nach dem Krieg wurden die Internierten repatriiert. Das Rote Kreuz organisierte Repatriierungszüge, mit Wagen der Schweizer Eisenbahn. Der Transport begann in St. Margrethen. Dort hatte es ein grosses Barackenlager, wo die Internierten zusammengezogen wurden, die man nach Polen, Russland und in die Tschechoslowakei bringen musste. Ich bekam den Auftrag, als Wachkommandant das Heerespolizeidctachment zu führen, das

diese Züge begleitete. Wir waren 21 Heercspolizisten nebst ungefähr 20 Sanitätern und FHD, die diese Leute betreuen mussten. Der erste Zug fuhr im Oktober 1945, also schon kurz nach Kriegsende. Damals war in Deutschland alles zerstört. Auf manchen Bahnhöfen, an denen wir vorbeikamen, hatte es nur noch ein Geleise, zum Beispiel in Landshut. Wir fuhren über die wenigen Strecken, die noch bestanden. Unsere Aufgabe war aufzupassen, dass keiner der Internierten den Zug verliess und dass keine anderen Leute einstiegen. Wenn wir irgendwo anhielten, musste das ganze Detachement hinaus und den Zug bewachen. Da kamen ganze Scharen, die auch auf diesen Zug wollten. Leute, die auf der Flucht waren und nichts mehr hatten. So kurz nach dem Krieg war in Deutschland ein wahnsinniges Durcheinander.

Dort regierten nun die verschiedenen Besatzungsmächte: die Amerikaner, Engländer, Russen, Franzosen. In der Ortschaft Hof, die an der Demarkationslinie zwischen den Amerikanern und den Russen lag, konnten wir aus irgendeinem politischen Grund nicht weiter und mussten lange warten. Da wurde sogar auf uns geschossen! Ein amerikanischer Sergeant kam und warnte uns: «Achtung! Die Russen wollen euch überfallen und ihre Leute befreien!» Von den etwa 600 Leuten im Zug waren rund 200 Russen. Ich versetzte sofort mein Detachement in Alarmbereitschaft und befahl meinen Männern, sich um den ganzen Zug zu verteilen, damit niemand hinausspringen konnte. Die Russen waren nur einen Kilometer vom Bahnhof entfernt. Die Amerikaner sagten, sie würden versuchen, sie irgendwie zurückzuhalten. Gott sei Dank gelang es ihnen, die Russen von einem Überfall auf unseren Zug abzuhalten. Unsere Aufgabe war es ja, die Internierten in Deutschland nicht hinauszulassen, sondern sie nach Polen zu bringen.

Die Internierten waren vom Roten Kreuz ausgerüstet worden. Sie hatten Wäsche bekommen, Lebensmittel, und zum Teil hatten sie sich in der Schweiz auch selber noch Dinge gekauft, Andenken, die sie nach Hause bringen wollten. Manche hatten vier oder fünf Uhren dabei. Schliesslich kamen wir im ersten polnischen Dorf nach der tschechischen Grenze an. Dort hatte es ein grosses Barackenlager, etwa 200 Meter vom Bahnhof entfernt. Wir mussten die Leute an eine russische Delegation übergeben. Als der Russenmajor kam, sah man schon von weitem, dass er besoffen war, und die anderen Russen waren ebenfalls betrunken. Grobiane waren das! Sie wollten den ehemaligen Internierten die Uhren und andere Sachen wegnehmen. Die wollten sich das aber nicht gefallen lassen, und einige wollten weglaufen. Auf jeden Fall wurde plötzlich geschossen. In der kurzen Zeit, in der wir dort waren, erschossen die

Russen vier oder fünf der Internierten. Wir konnten nichts machen. Wir waren zwar bewaffnet und per Funk mit Bern in Kontakt, aber wir konnten nichts machen.

Die Internierten, die wir ablieferten, kamen dann noch lange ins Lager, bevor sie nach Hause durften. Dort wurden sie politisch geschult, damit sie die kommunistischen Ideen übernahmen. Denn sie waren ja seit 1941 in der Schweiz gewesen, einem demokratischen Land, wo eine ganz andere Politik herrschte. Und jetzt kamen sie nach Polen, das kommunistisch war.

Ich begleitete zwei solche Transporte, im Oktober und im Dezember 1945. Am Heiligabend 1945 kamen wir zurück nach St. Margrethen. Verfroren und verlaust. Wir mussten uns zuerst komplett desinfizieren lassen.

Max Gygax *1916 Gegen Ende des Krieges nahm die Schweiz wieder diplomatische Beziehungen mit Russland auf. Bis 1944 gab es weder eine diplomatische Vertretung der Schweiz in Russland noch umgekehrt. Da Russland zu den Siegermächten gehörte, musste man sich dem Land wohl oder übel annähern. Man kam damals auf die Idee, den russischen Kriegsgefangenen, von denen man glaubte, sie hätten einen gewissen Einfluss – also vor allem den Offizieren –, die Schweiz zu zeigen.

Es war reiner Zufall, dass ich für diese Aufgabe ausgewählt wurde, ich war damals gerade für die Bewachung eines der Lager zuständig. Weil ich nicht Russisch konnte und die Russen nur ein paar Brocken Deutsch sprachen, wurde mir ein Übersetzer zugeteilt, ein Russe, der nach der Oktoberrevolution in die Schweiz gekommen war. Zusammen führten wir während zehn Tagen zwei russische Kriegsgefangene, Sidjotschuk und Michailow, in der Umgebung von Langenthal herum. Sidjotschuk war Kommandant einer Artilleriedivision gewesen, er kam aus Sibirien, ein sehr netter Mann. Die beiden waren unerhört interessiert an der Schweiz, glaubten aber zuerst nichts von dem, was sie zu sehen bekamen. Sidjotschuk zum Beispiel stand einmal mit uns beiden einen ganzen Vormittag lang auf dem Bahnhof Langenthal und kontrollierte, ob die Züge, die auf dem Fahrplan angegeben waren, auch wirklich alle kamen. Er glaubte, es seien Potemkin'sche Züge. Er hielt es für unmöglich, dass so viele Züge so genau nach Fahrplan fahren können. Bei ihm in Sibirien gab es vielleicht einen Zug pro Tag – wenn es gut ging.

Wir besuchten auch die Porzellanfabrik in Langenthal. Sidjotschuk wollte wissen, wie die Lebensverhältnisse der Arbeiter seien. Wir sagten, es gehe ihnen nicht schlecht, es gebe in dieser Fabrik sogar Arbeiter, die ein eigenes Haus hät-

ten. Da lachte er und sagte, wir sollten ihm keinen solchen Schwindel erzählen. Als wir die Fabrik betraten, sagten wir, er könne ein paar Arbeiter fragen, ob sie ein eigenes Häuschen hätten. Also zeigte Sidjotschuk auf einen, und siehe da, gleich der erste Arbeiter hatte ein eigenes Haus – das war natürlich ein Zufall. Daraufhin meinte der Direktor der Fabrik, der danebenstand, er gebe diesem Arbeiter frei, damit er uns das Haus zeigen könne. Denn Sidjotschuk glaubte natürlich nicht, dass dieser wirklich ein eigenes Häuschen hatte. Also nahm der Arbeiter uns mit zu sich nach Hause: Treppe hoch, Türe auf – es war nicht abgeschlossen. Dann führte er uns im ganzen Haus herum und tischte zum Schluss sogar noch eine Flasche Wein auf. Sidjotschuk konnte nur noch den Kopf schütteln.

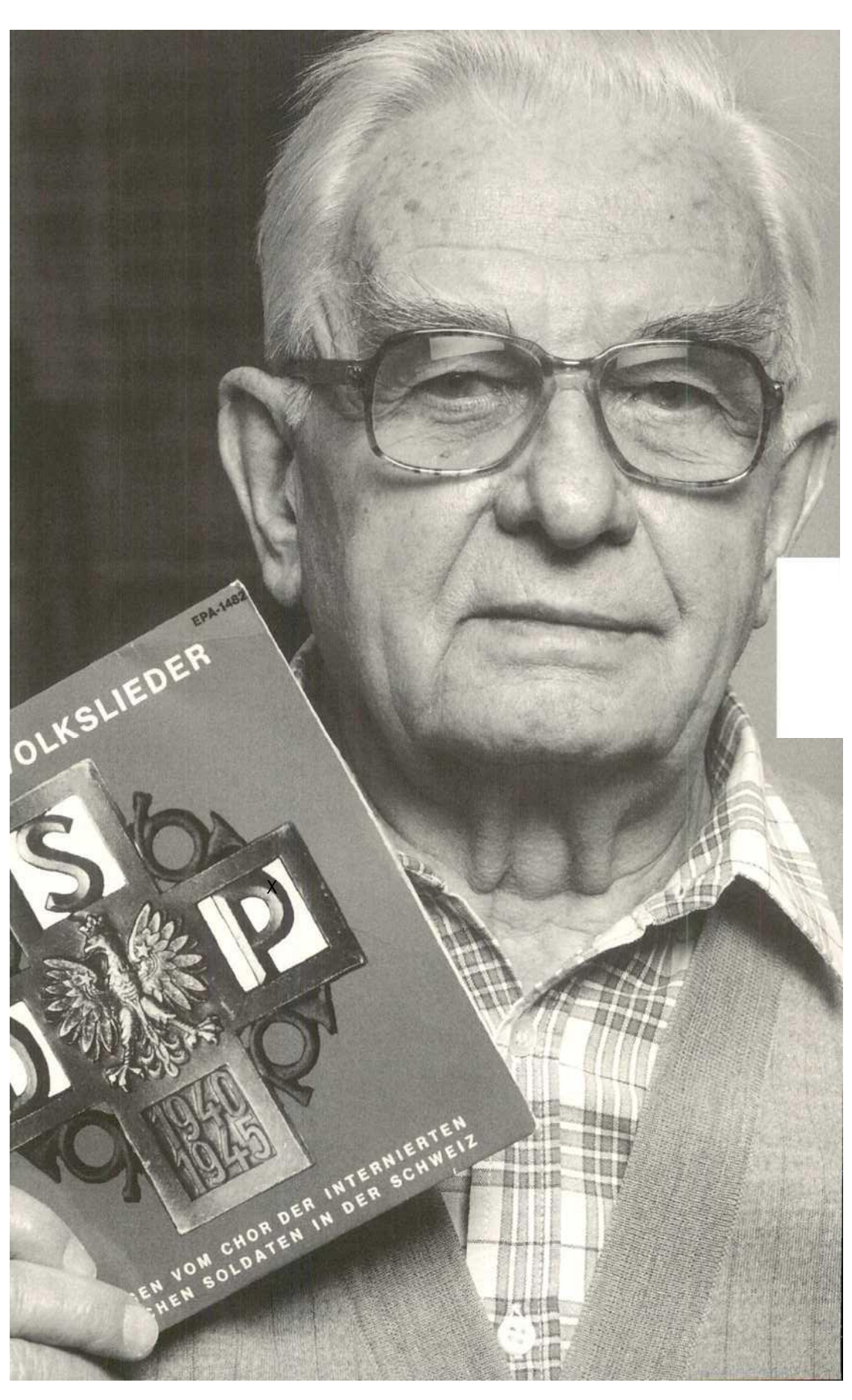
Ein anderes Mal fuhren wir mit ihnen auf einen Bauernhof. Der Bauer war bei den Dragonern und hatte wie jeder Soldat einen Karabiner und 120 Schuss Taschenmunition zu Hause. Er zeigte den Russen das Gewehr und die Munition. Die konnten gar nicht fassen, dass jeder Schweizer, der Dienst leistete, zu Hause ein Gewehr stehen hatte und 120 scharfe Patronen: Das gibt es doch nicht! Das ist doch nicht möglich!

Und jetzt kommt das Allerbeste. Einmal standen wir vor dem Restaurant «Kreuz» in Langenthal. Das war im Mai 1945. Damals hatten die Helveter, eine Studentenverbindung, in Langenthal ihr Stiftungsfest. Das war eine grosse Sache. Die Helveter kamen im Vollzug und mit ihren Fahnen. Ihr Umzug führte genau am «Kreuz» vorbei. Voraus zwei Helveter und dahinter unser Bundesrat Stampfli. Als der Umzug vorbei war, gingen wir in die Wirtschaft. Ich und der Übersetzer bestellten Wein, die Russen Schnaps. Plötzlich ging die Tür auf und Bundesrat Stampfli trat ein. Alleine! Er setzte sich in eine Ecke und bestellte sich ein grosses Bier. Da sagten wir: «Das ist unser Volkswirtschaftsminister.» Die Russen meinten, es könne nicht sein, dass Stampfli ohne Leibwächter in einer Wirtschaft sitze. Bei ihnen wäre das unmöglich gewesen.

Es ist schwierig zu sagen, ob sich bei den beiden Russen durch diese Führung ihr Bild der Schweiz veränderte. Sie bekamen sicher einiges mit und mussten am Schluss auch glauben, was sie sahen. Wie nachhaltig das war, das ist eine andere Frage.

Nach dem Krieg hiess es, die Russen hätten alle Offiziere erschiessen lassen, die in deutscher Kriegsgefangenschaft gewesen waren und zurückkamen. Von denen hätten sie nichts mehr wissen wollen. Sie hätten das Gefühl gehabt, die seien vom Westen indoktriniert worden und hätten gesehen, dass bei uns der

Arbeiter auf einem ganz anderen Niveau lebt als bei ihnen. Deshalb könne man denen nicht mehr trauen. Ich weiss nicht, ob das wahr ist. Stalin wäre es zuzutrauen gewesen, dass er sie deswegen erschossen liess, der hat ja noch ganz andere Sachen gemacht. Auf jeden Fall hat man von diesen russischen Kriegsgefangenen nachher nie mehr irgendetwas gehört.



EPA-1482

VOLKSLIEDER



LIEDER VOM CHOR DER INTERNIERTEN
SCHWEIZER SOLDATEN IN DER SCHWEIZ

«Ich wollte nach Frankreich gehen, um zu kämpfen»

Zbigniew Plaskowski,

geboren 1921 in Warschau,
Soldat in Polen und Frankreich,
Militärinternierter
und ETH-Student, später
Professor an der ETH

Am 16. Januar 1940 verliess ich Warschau zusammen mit einem Schulfreund. Wie viele junge Polen damals wollten wir nach Frankreich, um uns dort der sich neu bildenden polnischen Armee anzuschliessen. Unser erstes Etappenziel war Krakau, wo wir bei einer Zelle des polnischen Untergrunds übernachten sollten.

Wir reisten mit dem Zug. Von einem regulärem Bahnverkehr konnte damals, dreieinhalb Monate nach der Kapitulation Polens, keine Rede mehr sein. Man konnte von Glück reden, wenn man in irgendeinem Viehwagen mitreisen konnte. Personenwagen waren den Deutschen vorbehalten.

Unterwegs stoppten die Deutschen den Zug, und wir mussten aussteigen. Die Deutschen wollten die Papiere und das Gepäck der Reisenden überprüfen. Wir hatten aber Waffen, Munition und Dokumente für die Untergrundzelle in Krakau bei uns! Was sollten wir tun? Wenn die Deutschen die Sachen bei uns fänden, würden wir erschossen! Die Kontrolle fand in einem Wartsaal statt, in dem ein grosser Kachelofen stand. Wir versteckten den Rucksack mit dem Material hinter diesem Ofen, gingen durch die Kontrolle und holten anschliessend die Sachen wieder hervor. An diesem Tag stand uns ein Schutzengel bei!

Wir übernachteten in Krakau und reisten am nächsten Tag zu einer Ortschaft namens Nowy Targ weiter. Dort fuhren wir mit einem Pferdeschlitten vom Bahnhof in die Ortschaft. Wir mussten streckenweise neben dem Schlitten herrennen, damit wir nicht erfroren. Man durfte auch nicht zu stark einatmen, sonst brannte es einem die Nasenflügel weg. In Nowy Targ hätten wir uns bei einem Pfarrer melden sollen. Es schlug eben sieben Uhr. Sieben Uhr war damals die Deadline. Wer danach ohne deutschen Passierschein angetroffen wurde, wurde erschossen. Das war nicht nur eine Drohung: Ich habe dergleichen in

Zbigniew Plaskowski mit einer Schallplatte mit polnischen Volksliedern, gesungen vom Studentenchor der internierten polnischen Soldaten in Winterthur.

Warschau beobachtet. Es schlägt also sieben Uhr, und wir rennen vor die Pfarrei und klingeln. Da ruft jemand: «Geht weg, der Pfarrer steht unter deutscher Beobachtung!» Und jetzt? Wir waren in einem fremden Ort ohne Unterkunft. Wir fragten den Kutscher, ob er uns aufnehmen würde, aber er sagte: «Seid ihr verrückt, euch sieht man von weitem an, dass ihr nach Frankreich wollt, ich kann nichts riskieren, ich habe eine Frau und drei Kinder zu Hause!» Was sollten wir tun? Man schickte uns in ein Hotel. Zum Glück war noch keine Patrouille auf der Strasse, sonst wären wir nicht mehr am Leben. Im Hotel nahm man uns die Ausweise ab und gab uns ein Zimmer, das süsslich nach Wanzen stank. Wir schlossen die Tür ab, stellten den Wandschrank vor die Türe und vor den Wandschrank noch den Tisch. Wir selbst setzten uns auf die Stühle und liessen die Balkontüre einen Spaltbreit offen, damit wir im Notfall schneller hätten fliehen können.

Am nächsten Tag kam wieder ein Schlitten, und wir fuhren weiter nach Szczawnica, einem Kurort in der Tatra. Dort mussten wir uns gegenüber unseren Verbindungsleuten ausweisen und sie sich uns gegenüber auch. Man musste sichergehen, dass nicht eine unserer beiden Gruppen aus Doppelagenten bestand. Für unsere Gruppe wurde ein Bergführer organisiert – wir waren etwa vierzehn Mann –, der uns über die Berge in die Slowakei bringen sollte. In den Bergen war die Temperatur minus vierzig Grad. Nachdem wir die Berge überwunden hatten, stiess ich auf einer ebenen Schneefläche plötzlich mit dem Fuss an etwas Hartes. Es war die Spitze eines Kamins! Ein ganzes Haus war bis zum Kamin unter dem Schnee begraben.

Auf der slowakischen Seite bestiegen wir einen Zug. Beim ersten Halt betraten ein paar Herren in Zivil den Zug. Es waren slowakische Zivilpolizisten der so genannten Hlinka-Garde. Sie verhafteten uns und brachten uns auf den Posten. Dort erhielten wir erst einmal eine warme Gerstensuppe. Dann nahmen sie uns die Papiere weg und sagten: «Jetzt müssen wir euch den Deutschen übergeben.» – «Was? Ihr Slowaken, Brüder, ihr wollt uns Polen den Schwaben übergeben?» – «Ja, sonst riskieren wir zu viel.»

Wir gaben ihnen unsere Uhren, Füllfeder und so weiter. Meine Mutter hatte mir ein Bracelet aus Dukatengold mitgegeben. Das hatte dicke Einzelglieder. Sie sagte: «Wenn du in Schwierigkeiten kommst, kannst du die Einzelglieder abnehmen und verkaufen.» Ich musste das ganze Bracelet hergeben. Die Polizisten hatten eine Nase dafür, sie pressten uns aus bis zum letzten Tropfen. Dann verpflegten sie uns, liessen uns übernachten, und am nächsten Morgen wurden wir wieder in den Zug gesetzt. Etwa fünfzehn Kilometer vor der ungarischen

Grenze stiegen wir aus. Die Polizisten hatten uns etwas ungarisches Geld gegeben und gesagt: «Dort wo es hell ist, ist Ungarn. Wir haben in der Nacht Verdunkelung, in Ungarn brennen die Lichter. Aber ihr müsst aufpassen, es gibt nur eine einzige Strasse mit zwei bis drei Meter hohen Schneewänden links und rechts. Das Häuschen, das ihr da ein paar hundert Meter weiter vorne seht, ist ein deutscher SS-Wachposten. Danach kommt die Grenze zu Ungarn.» Wir teilten uns auf, immer in Zweiergruppen. Plötzlich sahen wir, wie das Paar, das vielleicht siebzig Meter vor uns ging, von den Deutschen angehalten und in dieses Wachhäuschen gebracht wurde. Wir liefen so schnell wie möglich vorbei, bevor sie wieder herauskamen.

Schliesslich kamen ich und mein Begleiter zu irgendeiner Bahnstation in Ungarn. Wir stiegen in den ersten Zug, der an diesem Morgen fuhr. Etwas später stiegen drei Herren ein, die aussahen wie aus einer Operette: schöne Stiefel, Federhüte, krumme Säbel, lange Handschuhe. Sie salutierten vor uns, packten uns am Ellbogen und holten uns aus dem Zug. Sie brachten uns auf den Posten. Dort wurden wir gepflegt. Wir sagten, wir wollten nach Budapest auf die polnische Gesandtschaft. Doch die Ungarn steckten uns wegen illegalem Grenzübertritt für zehn Tage ins Kreisgefängnis von Miskolc. In der Zelle herrschten unvorstellbare Bedingungen. Sie war nicht einmal so breit wie ein normales Zimmer. Darin waren zwanzig Mann untergebracht, das Fenster war offen – bei diesen Temperaturen – und ein Kübel in der Ecke diente als WC für alle.

Nach zehn Tagen wurden wir in ein Übergangslager gebracht und anschliessend in der Nähe des Plattensees bei einem Bauern platziert. Von dort aus gelangten wir zu Fuss zu unserem Verbindungsmann in Siöfok. Er besorgte uns Billette nach Budapest. Dort gingen wir in die polnische Gesandtschaft, wo man uns wieder überprüfte und uns einen Pass ausstellte. Dann fuhren wir mit dem Zug nach Jugoslawien, von dort nach Italien und schliesslich nach Mondäne in Frankreich. Unser Verbindungsmann erwartete uns dort bereits auf dem Perron. Das war am 22. März 1940. Ich war mehr als zwei Monate unterwegs gewesen, wobei ich einen grossen Teil der Zeit im Gefängnis und bei diesem Bauern in Ungarn verbracht hatte. Die eigentliche Reise hatte nur ein paar Tage gedauert.

Geboren bin ich am 28. Juni 1921 in Warschau. Ich bin ein Einzelkind. Mein Vater war Buchprüfer. Die Mutter arbeitete im Pelzladen meines Onkels und meiner Tante, dem grössten Pelzladen von Warschau.

Ich besuchte das Stephan-Batory-Gymnasium in Warschau, das führende Gymnasium Polens. Seit dem siebten Lebensjahr spielte ich Geige. Mit dreizehn nahm ich Unterricht am Konservatorium. Ich war vom Geigenspiel richtig besessen. Wenn ich von der Schule nach Hause kam, schmiss ich die Schultasche in die Ecke, schloss mich in mein Zimmer ein und fiedelte. Darunter litten meine Schulleistungen. Die Lehrerin lud deshalb meinen Vater vor und sagte, sie sei sehr besorgt darüber, wie meine Leistungen nachgelassen hätten. Darauf beschloss Vater: «Jetzt ist fertig mit dem Konservatorium. Du kannst deine Kunst wieder aufnehmen, wenn du mit der Schule fertig bist.» Das war das Ende meines Geigenspiels.

Die Situation in Deutschland verfolgte ich bereits als Jugendlicher. Schon deshalb, weil Ostpreussen und Danzig Kernpunkte der deutschen Propaganda waren. Ausserdem erlebte man die massive Propaganda Hitlers täglich mit. Ich konnte zwar damals noch kein Deutsch, aber Sachen wie «Lebensraum für das deutsche Volk», die von Hitler immer postuliert wurden, verstand man mit der Zeit. Die Angst vor einem deutschen Angriff war deshalb ständig präsent. Wir wussten auch, dass Stalin Polen ebenfalls einkassieren wollte.

In meiner Klasse waren auch ein paar jüdische Schüler. In Warschau gab es eine sehr grosse jüdische Gemeinde, die Juden blieben aber weitgehend unter sich. Gut kannte ich die Pelzfärber, die bei meinem Onkel arbeiteten. Sie hatten praktisch ein Monopol, weil kein Christ das Metier lernen konnte. Die jüdischen Pelzfärber waren eine Gesellschaft für sich, die die Christen ausschloss. Wenn sie trotzdem einen Christen einstellten, hiess es bald: «Ich kann den Mann nicht brauchen, er hat mir den schönsten Silberfuchs verpfuscht. Ich gehe Pleite, wenn ich ihn behalte.» Und dann wurde er fortgeschickt.

Die Juden arbeiteten bei meinem Onkel in der Werkstatt. Als Warschau von den Deutschen besetzt wurde, versteckten sie sich die erste Zeit in der Werkstatt meines Onkels. Eines Tages kam ein deutscher Hauptmann vorbei, der im Zivilleben Pelze aus Leipzig importierte. Er sagte zu meinem Onkel: «Sie haben das grosse Glück, Heinrich Oskar Scholl zu heissen und ein Volksdeutscher zu sein.» Mein Onkel antwortete: «Ich heisse Henryk Oskar Scholl, bin Pole, und meine Söhne haben gegen Deutschland gekämpft.» Ein paar Tage später mussten die Juden verschwinden, weil man wusste, jetzt gibt es Repressalien.

Im Mai 1939 hatte ich die Matura gemacht. Am 1. September 1939, dem Tag des deutschen Angriffs auf Polen, war ich an der Technischen Hochschule Warschau, um eine Prüfung zu machen. Plötzlich flogen die Scheiben raus. In der Nähe der Hochschule lag der Militärflugplatz von Warschau. Der wurde von

den Deutschen bombardiert. Die Prüfung wurde natürlich abgebrochen. Die ganze Vorbereitung war vergebens gewesen.

Zwei Tage später meldete ich mich als Freiwilliger für die Verteidigung von Warschau. Ich war zuerst Verbindungsläufer zwischen dem Stab und der Frontlinie. Weil ich Englisch konnte, wurde ich in der Telefonzentrale von Warschau für den Nachtdienst eingesetzt.

Wir machten uns damals noch grosse Illusionen. Vor allem die junge Generation, die Älteren nicht. Der Vater meines besten Freundes sagte kurz vor Ausbruch des Krieges: «Es gibt keine Hoffnung. Gegenüber den Deutschen sind wir ohnmächtig. Es kommt nur drauf an, wie lange wir uns halten und wie gross die Verluste werden.» Ich schaute ihn fast als Vaterlandsverräter an. Wer so etwas sagt, ist kein Patriot, dachte ich. Doch er hat Recht behalten. Wir Jungen glaubten, wir könnten uns so lange wehren, bis uns England und Frankreich zu Hilfe kommen. Aber die haben trotz des Ribbentrop-Molotow-Paktes gewartet, bis sie ein halbes Jahr später selbst angegriffen wurden. Sie liessen die Polen im Stich. Am 17. September 1939 marschierten dann auch noch die Sowjets in Polen ein. Das war das Ende. Wir konnten nur noch wütend und ohnmächtig zusehen, wie unser Land besetzt wurde. Bald wurden jedoch Untergrundorganisationen gegründet.

In der Nacht der Kapitulation war ich im Pelzladen meines Onkels in Warschau. Unser eigenes Haus war zerbombt, wir hatten keine Wohnung mehr. Das war eine grauenhafte Nacht, eine Nacht des Verbrechens. Die polnischen Behörden funktionierten nicht mehr, und die Deutschen hatten die Macht noch nicht übernommen. Auf der Strasse gab es Raub, Mord und Totschlag.

Mit diesen Erlebnissen reifte der Entschluss, nach Frankreich zu gehen, um zu kämpfen. Wenn man erlebt, wie Krankenschwestern, Patienten und Ärzte erschossen werden, wenn Leute auf der Strasse zusammengetrieben und in Arbeitslager transportiert werden, wenn man Tote sieht und die bestialische Misshandlung der Menschen und wenn man sieht, was sie mit den Juden getan haben: Ich habs gesehen, es war grausam. Die Deutschen trieben die Juden am Ufer der Weichsel zusammen. Sie mussten ihre Taschen leeren und wurden ins eiskalte Wasser gestossen. Als sie wieder herauskommen wollten, traten ihnen die deutschen Soldaten mit den Absätzen auf die Hände. Ich sagte mir: Nichts wie weg hier!

Nach unserer Ankunft in Frankreich wurden wir in die Truppe eingeteilt und ausgebildet. Befehligt haben uns polnische Offiziere. Es gab zwar französische

Verbindungsoffiziere, aber alles andere war polnisch. Es war also effektiv eine polnische Armee, die Teil eines französischen Korps war. Nach der Ausbildung marschierten wir Richtung Metz. Immer nachts. Das war grauenhaft. Wir kamen durch entvölkerte Dörfer. Kein Hund, keine Katze, keine Kuh, kein Pferd, kein Mensch. Es war schlimmer als auf einem Friedhof. Die Leute waren alle evakuiert worden.

Schliesslich erreichten wir unsere Stellungen bei Metz, wo eine Lücke in der Maginotlinie bestand. Dann begann der Kampf. Da gäbe es viel zu erzählen. Kurz und bündig: Zuerst beschossen uns die Deutschen mit ihrer Artillerie, dann schickten sie Panzerwagen und Infanterie nach vorne. Bei uns hiess es: «Konterattacke!» Als ich mich hochreisse, merkte ich gerade noch, wie mir der Kegel das Bein hinabläuft bis zu den Knien. Ich weiss nicht, wie das passierte, es passierte einfach, nicht nur mir, sondern auch andern. Drei oder vier unserer Kameraden wurden wahnsinnig. Die Deutschen sägten mit ihren Maschinengewehren die Äste der Bäume ab, unter denen wir lagen, so heftig war das Feuer, es war wahnsinnig. Das Schlimmste, was ich je erlebt habe: Maschinengewehr-Sperrfeuer mit Leuchtmunition. Das ist schlimmer als eine Brandbombe. Das sticht direkt in die Augen.

Bald schon begannen die Rückzugsgefechte. Auf die Franzosen war kein Verlass. Bei denen spürte man keinen grossen Kampfwillen. Gegen Ende der Kämpfe wollten sie uns entwaffnen und den Deutschen übergeben. Wir sollten in ein Gefangenenerlager gebracht werden. Dort würden wir zu essen erhalten, sagte man uns. Daraufhin entwaffnete ich einen französischen Hauptmann. Ich nahm ihm die Ordonnanzpistole und den Feldstecher ab und sagte, wenn er fliehen wolle, dann solle er. «*Mais nous restons ici, nous combattons!*» Er liess mir die Pistole und den Feldstecher und ging.

Dann kam von der polnischen Exilregierung in London der Befehl zur Auflösung unserer Division. Wir hatten grosse Verluste und besaßen kaum noch Waffen und Munition. Wir sollten uns in kleinen Gruppen nach Südfrankreich durchschlagen, das nicht besetzt war, oder schlimmstenfalls in die Schweiz. Von Lothringen nach Südfrankreich zu gelangen, war illusorisch. Vor allem, weil das Gebiet dazwischen bereits von den Deutschen besetzt war. Also blieb die Schweiz. Wir waren zuletzt 28 Mann in unserer Kompanie, und wir wollten uns durch den deutschen Belagerungsring schlagen. Wir hatten einen Militärwagen, auf dem wir ein Maschinengewehr installierten. Auf dem Kotflügel lagen Kameraden mit Handgranaten. So fuhren wir gegen die Deutschen los. Die Franzosen versuchten, uns aufzuhalten. Ich stand am Maschinengewehr und schoss

zur Warnung in die Luft. Dann senkte ich den Lauf, die Franzosen warfen sich platt auf den Boden. Darauf versuchten wir, durch die deutsche Sperre zu brechen, aber sie hatten eine Antitankkanone. Sie schossen uns vor die Nase, da mussten wir umkehren. Darauf ging es zu Fuss weiter. Unser Kompaniekommandant war so gescheit, dass er vorher von den Franzosen Frontgeld verlangt hatte. Wir hatten also französisches Geld. Einmal kamen wir in ein Dorf, das am Rande eines Waldes lag. Wir fragten die Leute: «*Les boches, ils sont là?*» – «*Les allemands? Oui, et ils sont très gentil*», kam als Antwort zurück. Die Franzosen wollten uns nichts zu essen geben. Sie sagten, wir sollten ins Gefangenenlager gehen, dort erhielten wir zu essen. Ich nahm eine Handgranate in die Hand und forderte sie auf, uns Essen zu bringen. Wir nahmen die Lebensmittel, legten das Geld auf den Tisch und gingen zurück in den Wald.

So kamen wir durch das besetzte Frankreich schliesslich an die Schweizer Grenze. Man hatte uns gewarnt: «Passt auf, die Deutschen haben Hunde, die euch aufspüren können.» Ausserdem hatten die Schweizer zwei Tage zuvor eine Gruppe von Polen den Deutschen übergeben. Die Deutschen mähten sie auf der Strasse mit dem Maschinengewehr nieder. Die Schweizer konnten Zuschauern

Wir kamen durch einen Wald bis an die Grenze. Wir warteten, bis es dunkel wurde. Dann überquerten wir die Strasse, die dem Waldrand entlang führte, und rannten über ein Kartoffelfeld. Dann kamen wir in ein anderes Wäldchen mit einem Schweizer Grenzpfahl und dachten: «Jetzt sind wir in der Schweiz!» Das war irgendwo nordöstlich von Porrentruy. Dort, wo die Grenze im Zickzack verläuft. Wir kamen auf eine Waldlichtung, auf der ein Haus stand, in dem Licht brannte. Wir sagten uns: Die Deutschen würden verdunkeln, das muss die Schweiz sein. Einer von uns, er war Hauptmann, sagte: «Wartet hier, ich gehe nachschaun.» Er schaute durchs Fenster und rief: «Schwaben!» Im nächsten Moment rannten Soldaten zur Türe raus und schossen mit Maschinenpistolen.

Wir wurden getrennt, da der Hauptmann in eine andere Richtung rannte als wir. Wir rannten an einem Obstgarten vorbei, in dem Militärcamions standen. Da sagte ich zum Kollegen: «Ich will wissen, was das für Wagen sind.» Er wollte nicht mitkommen und sagte: «Bist du verrückt?» Für mich war absolut unverständlich, wie man einen Camionpark mitten im Krieg unbewacht lassen konnte. Beim ersten Wagen entzündete ich ein Streichholz. Auf der Nummer war ein Hakenkreuz: OKW! Oberkommando der Wehrmacht. Es waren Deutsche. Wir liefen nach Südwesten, Richtung Porrentruy. Nach einiger Zeit bemerkte ich, dass die Wegsteine am Strassenrand anders aussahen als vorher.

Ortstafeln und Wegweiser waren alle entfernt worden, damit sich ein Angreifer nicht an ihnen orientieren konnte. Dann sagte ich: «Hörst du? Kuhglocken, das könnte die Schweiz sein.» Es war Anfang Juli, die deutsche Offensive war beendet, Frankreich war besetzt. Das Erste, was die Deutschen taten, war, alles Metall zu konfiszieren, dazu gehörten auch die Kuhglocken. Sie waren aus Messing und deshalb sehr begehrt.

Wir kamen dann auf eine Autostrasse und schliesslich in ein Dorf. Es war etwa vier Uhr morgens, und kein Mensch war unterwegs. Ich sagte: «Ich will wissen, wo wir sind. Es muss irgendwo eine Gemeindeverwaltung geben oder eine Pfarrei, wo es Anschläge hat.» Aber beim Gemeindehaus war nichts, nur leere Bretter. Plötzlich sah ich ein Werbeplakat für Rösslistumpen. Ich kannte natürlich die Rösslistumpen nicht, aber auf dem Plakat waren zwei Schweizer Wehrmänner abgebildet. Der eine Wehrmann trug die damals moderne Uniform, feldgraugrün – die hätte ebenso gut eine deutsche sein können, sie sah fast gleich aus –, aber der Zweite war ein Eidgenosse in blauer Uniform mit einem Käppi und einer Armbinde. Rote Armbinde, weisses Kreuz. «Siehst du das weisse Kreuz? Das ist die Schweiz, jetzt können wir uns hinlegen und schlafen.» Wir legten uns hin und schliefen. Als das Dorf sich zu regen begann, standen wir auf und gingen nach Porrentruy.

Polizisten oder Grenzbeamten sind wir auf dem ganzen Weg nicht begegnet, es gab nur Bauern und landwirtschaftlichen Verkehr. Die ersten uniformierten Menschen, die wir antrafen, waren Luftschutzsoldaten in Porrentruy. Wir stellten uns vor und sagten: «*Nous sommes des soldats polonais.*» Sie brachten uns auf den Polizeiposten. Dort fragten sie uns, ob wir Geld und Waffen hätten. Wir gaben unsere französischen Francs heraus. Sie wurden umgewechselt – wie ich nachher erfahren habe, mit ziemlich saftigen Prozentsätzen, die die Polizisten für sich behielten. Dann brachte man uns auf das Schloss in Porrentruy. Dort hatte es ein Lager für Nachzügler wie uns. Wir wurden entlaust und medizinisch untersucht.

Das Renommee der Schweiz in Polen war ausserordentlich gut. Nicht nur wegen des Käses und der Schokolade, sondern wegen der geschichtlichen Beziehungen. Die Schweiz wurde in Polen idealisiert als ein Paradies des Friedens und der Ehrlichkeit, als ein Mekka der Freiheitskämpfer und als das wunderschönste Land, das es gibt auf Erden.

In der Realität präsentierte sich dieses Mekka dann natürlich etwas anders. Der erste Schrecken war die Warnung an der Grenze, dass die Schweizer polni-

sche Soldaten wieder an die Deutschen ausgeliefert hätten. Es gab Dinge, die mich schockierten. Zusammengefasst: Es menschet. Aber es gab auch Sachen, für die man nicht genug danken kann. Bereits im Oktober 1940 wurden die ersten Hochschul- und Gymnasiallager für polnische Internierte eröffnet. Und dies obwohl der Schweiz die Einnahmen aus dem Tourismus und dem Export fehlten und man auf Gedeih und Verderb von Hitler und seinen Vasallen abhängig war. Das war eine beachtenswerte Leistung.

Ich kam ins Emmental. Dort waren die Interniertenlager der zweiten polnischen Division. Die Organisation der Lager wurde von den Schweizern und den Polen gemeinsam übernommen. Für die innere Organisation, also für die Aufrechterhaltung der Militärdisziplin und die Einteilung im Lager, waren die polnischen Offiziere zuständig. Dagegen wurde alles, was die äussere Organisation anbelangte – Bezug der Unterkunft, Versorgung der Küche, Bewachung der Lager –, von den Schweizern erledigt.

Damals durften wir noch nicht arbeiten. Weil wir nichts zu tun zu hatten, gingen wir den Bauern helfen. Ich arbeitete damals das erste Mal auf dem Feld. Zum Znüni und zum Zvieri gab es Apfelmilch und Käse. Das tat uns gut, denn wir waren komplett ausgehungert. Als ich in Porrentruy zum ersten Mal etwas zu essen erhalten hatte, hatte ich Magenkrämpfe bekommen.

Aus dem Bernbiet kamen wir ins Arbeitslager Gudo im Tessin. Das war im März 1941. Gudo liegt zwischen Bellinzona und Locarno im damaligen Sumpfgebiet der Magadinoebene. In diesem Lager hatte es nur polnisches Militär. Wir mussten die Sümpfe trockenlegen. Das war eine sehr schwere Arbeit. Wir mussten Schubkarren voll Lehm fahren. Das riss einem fast die Achsel aus. Die Wachmannschaften, die zugleich unsere Vorarbeiter waren, bestanden aus Schweizer Soldaten. Am schlimmsten waren die Innerschweizer. Die Schwyzer und Urner haben uns wirklich schikaniert. In den Augen dieser Herrschaften arbeiteten wir zu wenig. Man muss natürlich berücksichtigen, dass wir erstens keine trainierten Schwerarbeiter waren und dass zweitens diese Lehmbuddelerei wirklich sehr hart war, vor allem bei der grossen Hitze im Sommer.

Am Samstagnachmittag gab es jeweils Appell. Dann ging der eine Teil der Wachmannschaft in die Baracke – eine Betonbaracke mitten im Sumpf, man konnte mit der Hand über die Wand fahren und sich dann das Gesicht benetzen. Die Schweizer durchsuchten die Baracke nach Zivilkleidern und anderem, was verboten war. Der Rest der Wachmannschaft inspizierte uns. Dann hiess es: «Du links, du links, du links. Das waren diejenigen, die angeblich zu wenig gearbeitet hatten. Sie wurden ins Straflager versetzt. Dort herrschte Ausgehver-

bot, Rauchverbot, und es gab keinen Sold. Ein Teil wurde sogar ins Gefängnis von Bellinzona versetzt. Wir protestierten dagegen, weil wir fanden, es sei zu starker Tobak, wegen angeblicher Arbeitsfaulheit mit gewöhnlichen Verbrechern in einen Topf geworfen zu werden. Deshalb, und auch wegen der schlechten Arbeitsbedingungen, rebellierten wir. Wir setzten uns auf den Sims der Baracke und riefen den Wachen zu: «So schiesst doch!» Die standen zitternd da, und wir riefen: «Schiesst doch, gopfriedstutz!»

Einmal wurde auf einen von uns geschossen. In den Lagern war die Zone eingeschränkt, in der man sich bewegen durfte. An einem Sonntag ging einer von unseren Burschen den Berg hinauf, weil er Locarno von weitem anschauen wollte, denn es war uns nicht erlaubt, nach Locarno zu gehen. Er hat dabei die Ausgangszone nicht überschritten, wohlgemerkt. An der Grenze dieser Zone stand immer ein Wachmann mit Stahlhelm und dem Gewehr in der Hand. Der rief: «Halt!» Der andere hatte es nicht gehört oder es nicht hören wollen, jedenfalls lief er weiter bergauf. Da schoss der Wachmann und traf ihn ins Knie. Das gab natürlich Krach.

Später wurden wir auf verschiedene kleinere Lager verteilt. Ich kam nach Vico-Morcote, das war ein kleines Dörfchen oberhalb des Luganersees. Dort mussten wir eine Strasse bauen. Das Kantonement lag im Pfarreihaus. Um sechs Uhr war Tagwache, dann gab es Frühstück. Für die Sprengung der Felsen erhielten wir Sprengpatronen. Bis es einmal hiess, dass irgendeiner in Morcote, offenbar ein SS-Bonze, reklamiert hätte, weil er befürchtete, die verdammten Polen würden ihm seine Villa in die Luft sprengen. Da nahm man uns die Sprengpatronen wieder weg, und wir mussten alles von Hand machen.

Eigentlich hätte ich mit meiner polnischen Maturität bereits 1940 in eines der Hochschullager eintreten dürfen. Das schoben die polnischen Verantwortlichen jedoch auf die Seite. Sie wollten mich ins Gymnasiialager nach Burgdorf schicken. Ich sagte: «Seid ihr vom Affen gebissen? Ich habe in Warschau am Batory die Matura gemacht, und ihr wollt mich in den Hühnerstall schicken, kommt gar nicht in Frage!» So musste ich ein Jahr im Arbeitslager bleiben, bevor ich an die Aufnahmeprüfung für das Hochschullager in Winterthur gehen durfte. Ich dachte, ich würde die Aufnahmeprüfung nie und nimmer bestehen, war ich doch im April 1939 zum letzten Mal in der Schule gewesen. In der Zwischenzeit hatte ich Krieg erlebt, Flucht und Internierung. Wider Erwarten bestand ich jedoch die Aufnahmeprüfung und konnte ein Maschineningenieurstudium beginnen.

Ich muss sagen, es war Vorsehung. Wäre ich ein Jahr vorher nach Winterthur gekommen, hätte ich meine heutige Frau nicht kennen gelernt. Wir Studenten wohnten in Winterthur in Privatquartieren. Allerdings wurden wir ziemlich scharf kontrolliert, damit wir die Zimmerstunden einhielten. In diesem Privatquartier traf ich meine Frau. Dank ihr lernte ich auch Schweizerdeutsch. Als wir uns kennen lernten, sagte sie: «Sie müssen zuerst Hochdeutsch lernen. Aber es schadet gar nichts, wenn Sie die Landessprache auch verstehen. Von jetzt an spreche ich mit Ihnen Schweizerdeutsch.» Und so blieb es.

Zuerst hatten wir Unterricht in Winterthur, zum Teil bei polnischen Dozenten. Es kamen aber auch Schweizer Dozenten, Professoren und Assistenten von der ETH, um uns zu unterrichten. Wir mussten dann verschiedene Zwischenprüfungen ablegen. Wenn einer nicht bestand, kam er sofort zurück ins Arbeitslager. Zum Teil zu Recht, es gab Hochstapler und Schlitzohren, die meinten, in der Stadt zu studieren, sei besser, als im Arbeitslager zu schuften, obwohl sie gar nicht für ein Hochschulstudium befähigt waren. In der ersten Phase des Lagers wurde fast die Hälfte der Eingetretenen wieder rausgeschmissen.

Die ersten Jahre durften wir wegen des deutschen Drucks nicht nach Zürich. Etwa zu der Zeit, als die Deutschen die Niederlage von Stalingrad erlitten, änderte sich das. Von da an konnten wir nach Zürich fahren, um an der Uni oder an der ETH zu studieren, aber nur unter Bewachung. Wir stiegen in Winterthur in den letzten Wagen des Zuges nach Zürich, der für uns reserviert war. Zwei Wachmänner begleiteten uns. In Zürich hätten sich die armen Tröpfe dann verteilen oder zehnteilen müssen. Die einen von uns studierten Chemie, die anderen Physik, die dritten Maschinenbau, die vierten Landwirtschaft. Wieder andere studierten an der Universität Medizin oder etwas anderes. Was wollten die beiden Wachleute tun? Sie mussten «*Ciao, ciao, bambini*» sagen und uns alleine ziehen lassen.

Die Semesterferien verbrachten wir in Arbeitslagern. Wir wurden immer vor Semesterende geholt und meistens sieben bis zehn Tage nach Semesteranfang wieder zurückgebracht. Einmal zum Beispiel waren wir im Safiental in Graubünden. Dort bauten wir in den Sommerferien eine Strasse. Sie ist eine der vielen Polenwege in der Schweiz.

Ich möchte noch eine Sache erzählen, die heute kein Geheimnis mehr ist: Im Winterthurer Hochschullager hatten wir eine sehr strenge Militärausbildung. Es war zwar international verboten, Gefangene und Internierte militärisch zu schulen. Aber 1942 traf General Guisan mit General Prugar-Ketling,

dem Oberbefehlshaber der 2. polnischen Division, zusammen. Sie sprachen darüber, dass im Falle eines Angriffs den Schweizern 13'000 Polen – hoch motivierte und fronterfahrene Soldaten – gegen die Deutschen zur Seite stehen würden. Das wurde natürlich geheim gehalten. Aufgrund dieses Geheimabkommens führten dann die polnischen Internierten Militärübungen durch. Hier in Winterthur gab es auch Manöver.

Ich hatte damals einen grossen Krach mit dem polnischen Lagerkommandanten. Eines Morgens sagte ich ihm: «Herr Major, melde gehorsamst, dass ich nicht mehr zu den Manöverübungen gehen kann.» – «Weshalb, Aspirant?» – «Ich haben in zehn Tagen die zweite Vordiplomprüfung an der ETH, und gesundheitlich bin ich so angegriffen, dass ich kaum mehr reden kann. Wenn ich jetzt in den Schneematsch hinausgehe, können Sie mich in die Krankenstube spedieren und nicht an die Prüfung. Und die Prüfung für das zweite Vordiplom an der ETH ist inhaltlich schwieriger und für das Studium wichtiger als die Schlussdiplomprüfung.» – «Das kommt gar nicht in Frage. Sie sind in erster Linie Soldat und erst nachher Student!» Da sagte ich: «Ja, Herr Major, ich weiss ganz genau, was ich verliere, wenn ich bei nicht bestandener Prüfung aus dem Lager relegiert werde! Dann verliere ich nicht nur die ganze Militärschulung, sondern auch die berufliche Schulung. Ich gehe nicht an die Übung, Sie können mich einsperren!» Ich salutierte und ging. Sie sperrten mich nicht ein, obwohl ich nicht an der Übung teilnahm.

Im Hochschullager hatten wir ein ziemlich intensives Kulturleben. Wir hatten einen Studentenchor. Mit diesem Chor gaben wir zig Konzerte in der ganzen Schweiz. Wir nahmen sogar zwei Schallplatten mit polnischen Volksliedern auf. Einmal traten wir auch mit dem Stadtorchester Winterthur auf, das bei diesem Auftritt von Paul Kletzky geleitet wurde. Kletzky war ein polnischer Jude. Er war eine Weltberühmtheit.

1945 hätte ich mein Schlussdiplom an der ETH machen sollen. Aber da war der Krieg bereits beendet, die Internierung war zu Ende, es gab kein Geld mehr für uns. Ich meldete mich zum Diplom an und musste zurücktreten, weil niemand für das Studium bezahlen wollte. Die diplomatische Vertretung der Volksrepublik Polen sagte, sie zahle, aber nur unter der Bedingung, dass die Herren sich schriftlich verpflichten, nach Abschluss der Studien sofort nach Polen zurückzukehren. In Polen waren damals bereits die Kommunisten an der Macht, und ich wollte nicht zurück in ein kommunistisches Polen. So konnte ich das Studium nicht beenden. Schliesslich entschlossen sich die Polen in Amerika, die

polnischen Studenten in der Schweiz zu unterstützen. Mit dem Geld aus Amerika konnte ich im Frühling 1946 das Diplom an der ETH machen – in Maschineningenieurwesen mit Spezialisierung Flugwesen.

1946 begann ich als Assistent an der ETH zu arbeiten. Damals war ich immer noch interniert, zuerst militär- und nachher zivilinterniert. Es gab Zeiten, da musste ich mich alle drei Wochen auf der Kantonspolizei melden, damit man sicher war, dass ich noch da war. 1948 heiratete ich, im März 1949 kam unser ältester Bub zur Welt.

Eines schönen Tages, das war im Oktober 1949, erhielt ich einen Brief. Es war Freitagabend, ich kam gerade von einem Vortrag aus Zürich. Ich sass am Tisch und ass Rühreier. Ich erzähle das deshalb, weil meine Frau und meine Schwiegermutter mich fragten: «Was ist das für ein Brief?» Ich sagte: «Papierschmarren aus Bern.» – «Mach ihn doch auf!» – «Macht ihr ihn auf, ich muss meine Eier essen, sonst werden sie kalt.» Also haben sie ihn aufgemacht. Der Brief war vom Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement, Abteilung Fremdenpolizei. Ohne Anrede, ohne Grüsse, sehr sympathisch: «Da Sie für die Ausreise nach Australien angemeldet worden sind, haben Sie sich zu stellen im Sammellager Wangen an der Aare mit ausgefüllten Formularen. Reisegutscheine liegen bei. Sollten Sie sich wider Erwarten der günstigen Gelegenheit zur weiteren Auswanderung entziehen, wird Ihnen mit sofortiger Wirkung die Arbeitsbewilligung entzogen.» Bumps, Unterschrift, Stempel, ohne Grüezi, ohne Adieu, ohne irgendwas. Meine Frau wurde bleich: «Wir müssen nach Australien!» Ich fragte: «Willst du nach Australien?» – «Nein!» – «Ich auch nicht. Wir bleiben hier.» – «Aber dann kannst du nicht mehr arbeiten.» Darauf sagte ich: «Jetzt esse ich zuerst meinen Znacht fertig, so lange er noch einigermassen warm ist, dann schreibe ich diesen Herren.»

Ich schrieb zurück: «Sehr geehrte Herren,» – natürlich mit Anrede – «da ich mich für die Ausreise nach Australien nie angemeldet habe, muss es sich bei der Versendung Ihres eingeschriebenen Eilschreibens um einen administrativen Irrtum handeln. Ich bitte Sie, dies zur Kenntnis nehmen zu wollen, und grüsse Sie mit vorzüglicher Hochachtung, Unterschrift. Reisegutscheine und Formulare, da nicht benötigt, retour.»

Ausserdem schrieb ich: «Da ich mein Vaterland schon verloren habe, ist es nicht nötig, dass meine Frau ihr Vaterland wegen mir verliert. Zudem leben wir mit der Schwiegermutter, Wittfrau, die dadurch auch betroffen wird, in einer Hausgemeinschaft.»

Am nächsten Tag, damals haben wir am Samstag noch gearbeitet, ging ich

zu meinem Chef, Professor Ackeret, und zeigte ihm den Brief. Er sagte: «Sind Sie verrückt, haben Sie sich für Australien angemeldet?» Ich sagte: «Nein, nie.» – «Das steht aber drin.» – «Es steht nicht, dass ich mich angemeldet habe, sondern dass ich von der Fremdenpolizei eingeschrieben wurde, ich habe das nicht selber gemacht.»

Am darauffolgenden Dienstag erhielt ich einen Anruf: «Ist Plaskowitzki da?» Ich sagte: «Ja, am Telefon, hier ist Plaskowski.» – «Hier ist Meier» – oder Müller oder so etwas – «Kaspar-Escher-Haus.» Er sprach immer Schriftdeutsch, ich versuchte es mit meinem gebrochenen Schweizerdeutsch. «Es geht um die Ausreise nach Australien.» – «Die können Sie ins Chämi schreiben.» – «Eben, darum geht es ja, dass Sie nicht gehen sollen.»

Mein Chef hatte eigenhändig einen Brief an die kantonale Verwaltung in Zürich geschrieben, in dem er der Schweizer Fremdenpolizei empfahl, sich darum zu bemühen, dass ich in der Schweiz bleiben könne, wegen diesen und diesen Eigenschaften. Er setzte sich voll und ganz für mich ein. Zur gleichen Zeit wurden polnische Kollegen, die mit mir zusammen diplomiert hatten, nach Australien geschickt. Mein Brautführer, der Götti unseres ältesten Buben, landete auf diese Weise in Australien.

Für mich war und bleibt Polen das Vaterland. Die Schweiz aber ist mir zum Heimatland geworden. Ich wurde im Sommer 1968 vom Bundesrat zum Professor an der ETH ernannt. Die heutige Diskussion über die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg macht mich wütend. Dass sich junge Pseudohistoriker befugt fühlen, den Stab über andere zu brechen, obwohl sie überhaupt keine Ahnung haben, unter welchen Umständen die Schweiz damals leben und bestehen musste, finde ich eine Anmassung par excellence. Man kann doch nicht nur das Schlechte aufzeigen und das Gute total verschweigen!



Der neu gewählte General besucht die Landi in Zürich, September 1939. Foto Hans Staub.

Nach der Niederlage und Besetzung Frankreichs im Sommer 1940 war die Schweiz rundum von faschistischen Ländern umgeben. Eine Verteidigung der gesamten Grenze schien aufgrund der begrenzten Kräfte der Schweizer Armee nicht möglich. Deshalb beschloss die Schweizer Armeeführung unter Führung von General Henri Guisan, die Gros der Armee in die Alpen zurückzuziehen, ins so genannte Reduit. Am 25. Juli 1940 versammelte Guisan praktisch alle höheren Offiziere auf dem Rütli, um ihnen am so genannten Rütli-Rapport sein neues Verteidigungskonzept zu erläutern. Das Reduit war aber alles andere als unumstritten. Immerhin wäre so das Mittelland bei einem Angriff nur durch wenige Truppen geschützt gewesen und faktisch preisgegeben worden. So meinte denn auch Korpskommandant Friedrich Prisi im Juli 1940: «Eine Kriegsführung, die nur den Sinn hat, die Armee durch Bezug eines Refugiums in den Alpen in Sicherheit zu bringen, ist unter den heutigen Umständen direkt sinnlos.»

Nach dem Krieg wurde das Reduit zum Symbol des schweizerischen Widerstandswillens emporstilisiert. Wie aber nahm die Bevölkerung – insbesondere die Frauen, die im Mittelland zurückblieben – den Rückzug der Armee in die Alpenfestung wahr? War sie über die Tragweite des Reduit-Entscheidung im Bilde? Realisierte sie, dass sie bei einem Angriff nicht von der Armee geschützt worden wäre und dass es nicht vorgesehen war, dass die Zivilbevölkerung des Mittellandes in den Alpenraum hätte flüchten können und mit dem Bundesbeschluss vom 17. April 1942 gar ein eigentliches Evakuationsverbot bestand?

Erwin Rehmann-Melzer *1921

Das Reduit war die einzige Möglichkeit, Widerstand aufzubauen und alle Kräfte gegen eine Invasion zu mobilisieren. Wir Soldaten an der Grenze vorne wussten: Wir können die Deutschen ungefähr drei Wochen hinhalten, dann kommen die anderen weiter hinten dran. Aber ohne diese drei Wochen hätten sich die anderen überhaupt nicht mehr wehren können. Das sahen wir ein.

Es ist erstaunlich, wie gut das Reduit-Konzept akzeptiert wurde, obwohl wir im Mittelland eigentlich preisgegeben wurden. Man rebellierte nicht, indem

man sagte: Wir sind auch Schweizer, nicht nur die in der Innerschweiz! Wir hofften einfach, dass es vielleicht nicht zur Invasion der Deutschen kommen würde, wenn wir alles einsetzten, was wir hatten.

Hans Peter Dreier *1921 Man wusste, dass die Armee sich in die Alpen zurückzieht. Das war ein hervorragender Entscheid von General Guisan. Es war allen klar, dass es nur so geht. Man wusste, dass es das Beste ist, wenn wir die Alpen verteidigen. Auch die Leute im Mittelland haben das begriffen. Das haben alle Soldaten und alle Leute vollständig begriffen.

Leni Altweg *1924 Ich war überzeugt, dass auch wir Frauen uns ins Reduit zurückziehen könnten, wenn die Deutschen kämen. Wir hatten damals vor, bei einem Angriff in die Innerschweiz zu gehen. Wo genau wir hinwollten, wussten wir allerdings nicht. Wir hatten kein Ferienhäuschen in den Bergen.

Unser Gemeindepräsident hatte eins. 1940 hielt er einmal eine flammende Rede: Man müsse auf dem Posten bleiben. Ein paar Wochen danach setzte er sich in die Innerschweiz ab. Das fand man fies. Man merkte: Die Reichen können sich aus dem Staub machen, die anderen müssen bleiben. Meine Mutter hatte trotzdem das Leiterwägelchen bereitgestellt und viele Sachen hervorgeholt, die man hätte mitnehmen müssen. Wir wären vorbereitet gewesen, um zu fliehen. Wir erfuhren erst nach dem Krieg, dass es gar nicht vorgesehen war, dass sich die Zivilbevölkerung des Mittellandes in die Alpen zurückzieht.

General Guisan war damals der grosse Held. Er floss einem Vertrauen ein. Wir dachten, mit so einer Armee und mit dem befestigten Gotthard könne der Schweiz nichts passieren. Dass ausgerechnet General Guisan im Sommer 1940 einen Teil der Truppen demobilisierte und sich mit dem Rest der Armee ins Reduit zurückzog, das wurde mir erst später bewusst. Damals glaubte man eben nicht, dass der General einen solchen Verrat begehen könnte. Verrat ist vielleicht zu hart formuliert. Aber wenn einem das damals bewusst gewesen wäre, hätte man es als Verrat empfunden.

Max Siegrist *1918 Um General Guisan wurde ein Personenkult betrieben, der absolut lächerlich war. Damals hing ja praktisch in jeder Stube ein Bild des Generals an der Wand.

Ich selber hielt nichts von unserem General. Meiner Ansicht nach hatte der nicht alle Tassen im Schrank. Das fand ich zumindest, als ich im Sommer 1940 vom Rütli-Rapport hörte. Damals liess Guisan sämtliche hohen Kommandan-

ten der Schweizer Armee auf einem einzigen Dampfschiff von Luzern aufs Rütli fahren, um ihnen dort sein Reduit-Konzept zu erläutern. Auf einem einzigen Dampfschiff!

Damals fuhren die Schiffe auf dem Vierwaldstätter-See noch mit Kohle. Den schwarzen Rauch aus ihren Kaminen sah man von weitem. Und die Einwohner von Luzern wussten schon am Tag vorher, dass die ganze Schweizer Armeeführung am nächsten Tag aufs Rütli fahren würde. Wenn die Deutschen gewollt hätten, dann hätten sie dieses Schiff mit einer einzigen Bombe versenken können. Dann wäre die Schweizer Armee ohne Führung gewesen. Enthauptet!

Ein General, der solche Anordnungen trifft, ist in meinen Augen kein intelligenter General. Aber das durfte man damals natürlich nicht laut sagen. Wenn man während des Krieges gewagt hätte, den General zu kritisieren, dann wäre man gerade geköpft worden. Da hätte man eine Volkswut auf sich gezogen, das wäre grausam gewesen.

Ulrich Götz *1914 Was das Reduit betraf, hatten wir gemischte Gefühle. Wir hätten natürlich nichts kritisiert, was unser General und die oberste Führung beschlossen hatte. Aber wenn man Jahr und Tag an der Grenze ist und sich für die Abwehr eingerichtet hat und es dann auf einmal heisst, das ist alles Essig, das ist jetzt aufgehoben, dann ist das schon schwer zu verstehen. Also, im ersten Moment passte uns das nicht.

Was ist das Reduit überhaupt?, fragte man sich. Wir wurden dann orientiert, weshalb man das tat: Weil man in einer Alpenstellung gegen die deutsche Übermacht viel mehr ausrichten konnte als an der Grenze oder im Mittelland, wo man mit einem Durchbruch rechnen musste und hätte umzingelt werden können.

Was mich beschäftigte: Meine Familie war im Grenzgebiet. Ich hatte eine Frau und drei Kinder. Und ich war gopfertori im Reduit und wusste: Dort vorne wird vielleicht alles kaputtgeschlagen, die Frau, die Kinder werden geholt. Es war ja bekannt, mit welcher Rohheit die Deutschen vorgingen.

Hans Wyman *1917 Nach der Niederlage von Frankreich wurden wir in die Innerschweiz disloziert, ins Reduit. Wir machten dort Gefechtsübungen und lernten das Gelände kennen. Wir hätten unseren Gegner wunderbar ausmanövrieren können. Also nicht nur Morgarten spielen, sondern richtig ausmanövrieren.

Es gab auch Stimmen, die sagten: Was wäre denn bei einem Angriff mit unseren Familien im Mittelland? Haben wir dann noch Verbindung zu unserer Frau? Doch wir wussten: Wir können nichts anderes machen. Wenn wir gegen die Deutschen kämpfen wollen, dann müssen wir versuchen, uns in der Inner-schweiz zu behaupten. Soweit ich das sehe, haben die Frauen damals ihr Schick-sal einfach hingenommen. Die haben nicht lamentiert. Man sagte sich: Wenn es so sein muss, dann muss es eben so sein.

Liselotte Meyer-Fröhlich *1922 Was ? Schon 1940 hat der General die Armee ins Reduit zurückgezogen? Also, die Männer, die ich kannte, waren alle an der Grenze, die waren nicht im Reduit. Und im Kanton Zürich hatte es doch immer noch Soldaten! Als ich im Landdienst war, habe ich denen immer Most ge-bracht!

Wo liegt denn das Reduit eigentlich? Aha, in den Alpen und den Voralpen. Ich habe schon vom Reduit gehört, aber ich dachte, das sei später gewesen, nach 1940. Man stand doch an der Grenze! Alle diese Brücken am Rhein, die wurden doch bewacht und mit Dynamit gefüllt! Und alle diese Bunker! Man baute ja weiterhin Bunker, auch noch nach 1940. Und Tanksperrern gab es auch noch, im Linthgebiet zum Beispiel. Ich habe jedenfalls nicht realisiert, dass das Mittel-land bei einem Angriff preisgegeben worden wäre. Dass das Hauptgewicht auf der Verteidigung der Alpen lag, ist mir nicht in Erinnerung. Mir ist in Erinne-rung, dass man die Brücken am Rhein bewachte.

Margrit Brügger *1920 Das Reduit? Das fanden wir gar nicht lustig. Wir fan-den: Jetzt gehen die schön in die Berge, und uns lassen sie da. Also, wir waren damals schon ein bisschen entsetzt. Das Mittelland wurde ja preisgegeben. Mein Mann fand das auch nicht so gut. Wirklich nicht. Aber irgendwie waren damals alle so militärgläubig. Man dachte einfach, die Armee schütze uns.

Max Bosshard *1920 Der Rückzug in die Alpenfestung war die einzige Mög-lichkeit. Wir hätten das Mittelland nicht gegen Hitler verteidigen können. Man hatte ja gesehen, wie er Frankreich überfahren hatte. Mit ihren Flugzeugen und Panzern waren uns die Deutschen überlegen. Aber am Reduit hätten sich die Deutschen die Zähne ausgebissen. Ich war im Entlebuch. Wenn man vom Ge-birgskampf spricht, darf man nicht nur an die Viertausender denken, sondern auch an die kleinen Höger, die bewaldet sind. Das ist für einen unterlegenen Gegner ein wunderbares Gebiet. Wir hätten den Deutschen ziemliche Verluste

beibringen können. Aber auf die Dauer hätten sie uns im Gebirge wohl einfach ausgehungert.

Emil Ruppmann *1916 Als Deutschland zu Beginn des Krieges von Sieg zu Sieg eilte, machte sich die Angst breit, dass wir auch drankommen. Die Armee spielte da eine positive Rolle, speziell nach dem Rütli-Report, als der General den Rückzug der Armee ins Reduit bekannt gab. Ich konnte verstehen, dass sich das Mittelland gegen den Rückzug der Armee wehrte. Ich bin ja selber im Mittelland aufgewachsen, meine Angehörigen lebten in St. Gallen.

Aber irgendwo musste doch ein Kern sein, der sich behaupten konnte, bis vielleicht wieder einmal bessere Zeiten kamen. Wir glaubten, dass die Armee das Land bei einem Angriff verteidigen könnte. Wir stützten uns dabei immer auf das Beispiel von Finnland. Die konnten sich ja auch gegen die Russen behaupten. Das war für uns ein Vorbild. Wir sagten uns: Wir müssen versuchen zu kämpfen. Einen Einmarsch einfach nur hinnehmen, das gibt es nicht. Und die besten Chancen für eine Verteidigung hatte man natürlich im Gebirge.

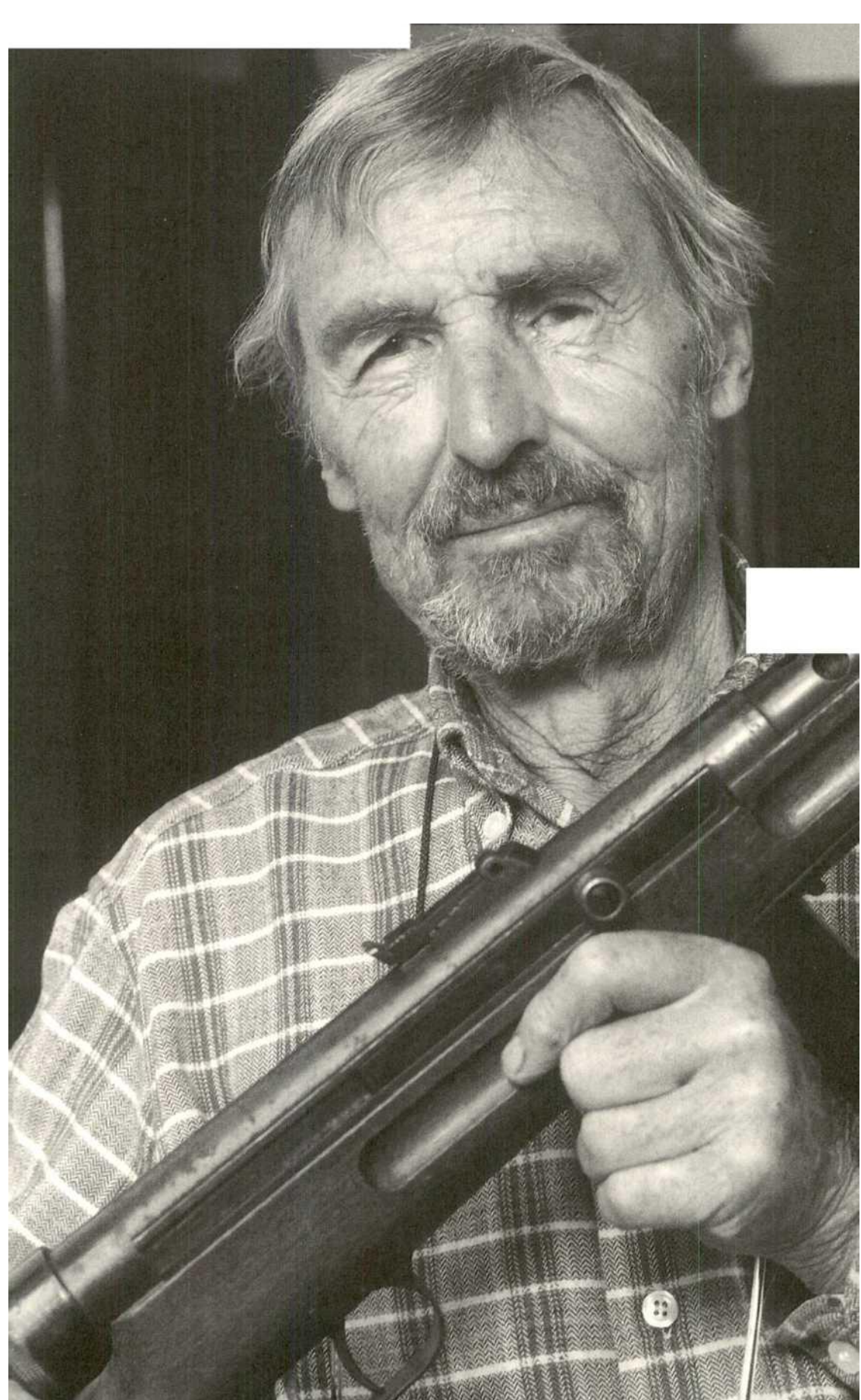
Moritz Abrach *1913 Die Armee wurde respektiert. Man wusste, dass sie harten Widerstand leisten würde. Vor allem, nachdem sie sich ins Reduit zurückgezogen hatte. Ich rechne es Guisan heute noch hoch an, dass er zeigte: Man will sich wirklich verteidigen. Die Deutschen haben Frankreich ja richtiggehend überrollt und die französischen Soldaten gejagt, so wie Hunde Hasen jagen. Aber ich bin überzeugt: Wenn die Deutschen angegriffen hätten, hätte die Schweiz sich verteidigt.

Wir Soldaten machten uns vor allem Sorgen um unsere Familien. Wir wussten, dass wir im Reduit mehr oder weniger geschützt gewesen wären. Unsere Familienmitglieder waren jedoch in Zürich. Meine Eltern hatten sicherlich Angst, aber sie führten das Geschäft weiter. Es war eine Existenzfrage. Viele Direktoren liessen damals die Leute in den Fabriken arbeiten, und selber flüchteten sie.

Gertrud Viale *1932 Am Tag, als der Krieg zu Ende war, läuteten die Kirchenglocken. Wir waren alle sehr froh, und meine Mutter wollte zur Feier des Tages etwas Gutes zu essen kochen. Bei uns im Haus waren damals noch Soldaten einquartiert, die lud sie ebenfalls ein. Einer dieser Soldaten, ein Offizier, sagte dauernd: «Ja, dieses Reduit!» Das sei halt schon eine gute Sache gewesen, um die Schweiz zu retten. Der redete von gar nichts anderem mehr. Ich konnte

mir damals unter dem Reduit überhaupt nichts vorstellen. Ich dachte die ganze Zeit daran, wie mein Vater damals, als er am Bodensee hatte Wache schieben müssen, gesagt hatte, an der Grenze stehe nur alle 200 Meter ein Soldat. Er fand: «Das ist ja lächerlich! Wenn die Deutschen kommen, was machen wir dann?» Ich fragte mich, was im Ernstfall mit uns hier an der Grenze passiert wäre, wenn doch alle Schweizer Soldaten im Reduit waren. Wären wir einfach preisgegeben worden? Meine Mutter sagte: «Darüber reden wir lieber nicht.»

Karl Furrer *1918 Das Reduit war zuerst ein Gerücht. Man glaubte es nicht recht. Aber als Angehörige der Grenztruppe, die am Rhein stationiert war, mussten wir zugeben: In dieser Gegend hätten wir gegen die Übermacht der Deutschen nicht viel ausrichten können. Ich selber war nie im Reduit, ich war immer an der Grenze. Uns sagte das Reduit nicht viel. Wir wussten nur, dass das eine Strategie war.



«Ich dachte: Jetzt musst du auf tutti gehen»

Cla Famos,

geboren 1924 in Foggia,
Süditalien, Aktivdienstler,
Gastwirt, Händler und
Schmuggler in Martina

Geboren bin ich in Foggia in Süditalien. Schon mein Grossvater war aus dem Unterengadin dort-hin ausgewandert, wie alle von hier, alle mussten auswandern. In Italien hatte mein Grossvater eine kleine *pasticceria* aufgebaut, die mein Vater mit seinem Bruder übernahm. Sie hatten Erfolg

in Süditalien, führten auch noch ein Lebensmittelgeschäft und verkauften Presshefe en gros.

Ich ertrug das italienische Klima nicht; schon drei Monate nach der Geburt lag ich im Sterben. Da sagte der Arzt zu meiner Mutter: «Bringen Sie ihn in die Berge, dort erholt er sich vielleicht, hier stirbt er.» So brachten sie mich zur Grossmutter nach Raschvella, einem kleinen Weiler im Unterengadin. Dort lebte ich ein paar Monate und erholte mich gut. Dann holten meine Eltern mich zurück nach Italien, und ich wurde wieder krank, worauf sie mich wieder ins Engadin schickten – immer rauf und runter. Unten war ich krank, oben gesund. Da realisierte man: Mich mussten sie für immer im Engadin lassen, unten in Italien wäre ich gestorben.

In Ramosch ging ich zur Schule, jeden Tag musste ich eine Stunde hin- und zurückmarschieren, das hat mir nur gut getan. Auch im Winter, bei grosser Lawinengefahr, mussten wir den Schulweg auf uns nehmen. Das war verdammt hart. Ich ging jedoch nicht jeden Tag. Mit dem Lehrer gab es eine Abmachung: Er erwartete mich jeden zweiten Tag, das war vernünftig. Im Sommer habe ich acht Jahre lang Ziegen gehütet und damit meinen Lebensunterhalt verdient.

Nach Abschluss der obligatorischen Schulzeit ging ich nach Chur an die Kantonsschule. Als ich aus der Schule kam, war schon Krieg. Die Armee brauchte dringend Soldaten. In den Zeitungen gab es Aufrufe, man könne ein Jahr früher die Rekrutenschule machen. Wir dachten: Wenn die Heimat ruft,

Cla Famos mit einer Beretta-MP, die er auf der Suche nach seinen Eltern in der Nähe von Rimini einem Partisanen abnahm.

müssen wir marschieren. Deshalb habe ich 1943 in Bellinzona die Rekrutenschule gemacht, als Füsilier, darauf die Unteroffiziersschule in Luzern, und schliesslich wurde ich zum Grenadier ausgebildet, für die Grenztruppe. Jedes Bataillon wollte einen kampfstarken Zug mit Grenadiern, den man bei Bedarf schnell hätte einsetzen können. Wir hatten die härtere Ausbildung und die besseren Waffen als die Füsiliere, dazu gehörten Flammenwerfer und finnische Maschinenpistolen – die Schweizer Maschinenpistolen taugten nichts. Wir konnten auch mit Sprengstoff umgehen, Minen legen, Brücken sprengen. Das zeigten sie den Füsiliern nie. Ihre Ausbildung war nicht gut: Sie mussten von morgens bis abends Gewehrgriffe üben und im Taktschritt marschieren. Blödsinn. Ich war stolz darauf, zum Grenadier ausgebildet zu werden. Wir waren unheimlich patriotisch und wollten für die Armee unser Möglichstes tun für den Fall, dass die Deutschen kämen.

Zum Glück kamen sie nicht – dank der guten Politik, die wir machten. Wenn die Schweizer Regierung keine gute Politik gemacht hätte, wären wir heute nicht hier. Gut war, dass wir ein bisschen mit den Deutschen zusammengearbeitet haben. Die Deutschen gaben uns Aufträge für Waffen und dieses und jenes, und wir fabrizierten sie. Sie wussten: Wenn sie die Schweiz eingenommen hätten, hätten sie hier nur verbrannte Erde angetroffen, denn wir hätten alle Brücken und Fabriken gesprengt. Die Deutschen wussten genau, wenn sie uns arbeiten liessen, dann arbeiteten wir für sie. Sie haben uns bezahlt, die Schweiz war vollbeschäftigt. Und sie haben uns den Rhein freigegeben, um Waren zu importieren. Das war eigentlich grosszügig von ihnen.

Während des Krieges wussten wir, dass wir keine Chance gehabt hätten, wenn die Deutschen die Schweiz angegriffen hätten. Aber wir wären verdammt gefährliche Partisanen gewesen, die Deutschen hätten schwer draufgezahlt. Wir haben uns für den Partisanenkrieg schon etwas vorbereitet – inoffiziell. Zum Beispiel hatten wir einen Oberleutnant, der sagte zu den Unteroffizieren: «Wenn es so weit ist, sollten wir als Partisanen weiterkämpfen.» Wir schafften Munition beiseite und Handgranaten. Einmal liessen wir auch Sprengstoff verschwinden.

Der Partisanenkrieg hätte den Deutschen viel mehr Schaden zugefügt als das Reduit, in das ich kein Vertrauen hatte. Es hätte versagt. Wenn man bedenkt, wie die Deutschen vorgingen: Wir Soldaten wären im Reduit gewesen, die Frauen und Kinder in Zürich und Basel. Die Deutschen hätten uns schon rausgeholt – mit unseren Frauen und Kindern. Ich hätte mir gesagt, bevor sie die Frauen und Kinder abknallen, gehe ich raus. Hätte meinen Karabiner hinge-

schmissen und wäre gegangen. Ich glaube, so wäre es abgelaufen. Wir diskutierten über das Reduit. Die einen Soldaten sagten: «Wir gehen ins Reduit.» Die anderen: «Wir werden Partisanen.» Ich hätte als Partisan gekämpft. In General Guisan hatte ich ein Mordsvertrauen. Das war ein toller Mann. Aber das Reduit ... Vielleicht hatte er auch Recht. Ich bin kein Militärstratege.

Ich bekam den Vorschlag, Offizier zu werden. Damals waren meine Eltern immer noch in Foggia, das von den Alliierten heftig bombardiert wurde, weil es dort Flugplätze gab, die sie vor ihrer Invasion in Süditalien ausschalten wollten. Dabei wurde auch Foggia getroffen, die Stadt wurde fast vollständig zerstört. Wir wussten: Es gibt tausende von Toten, und wir hatten keine Nachrichten von unseren Eltern.

Als ich in die Offiziersschule einrücken sollte, ging ich deshalb zum Bataillonskommandanten und sagte ihm, ich könne nicht bleiben, ich müsse nach Italien, um meine Eltern zu suchen. Wenn nötig, würde ich desertieren. Der Kommandant sagte: «Du hast einen Vogel, mit was für einem Pass willst du denn nach Italien?»

«Mit keinem», sagte ich.

«Wenn dich die Faschisten erwischen, erschiessen sie dich, weil sie dich für einen Partisanen halten. Wenn die Partisanen dich erwischen, erschiessen sie dich, weil sie dich für einen Faschisten halten, und wenn dich die Deutschen erwischen, bist du weder noch, und sie knallen dich auch ab», sagte er.

Ich ging trotzdem. Als ich in Foggia ankam, sagte mir ein ehemaliger Angestellter, meine Eltern seien am Leben und auf dem Weg in die Schweiz. Das Geschäft war total zerstört. Auf dem Rückweg hatte ich Pech: Bei Rimini hielt mich ein Soldat an. Ich wusste sofort, dass es ein Partisan war. Er fragte: «Wer bist du?» Ich sagte: «Ein Partisan.» Er sagte: «Auch ich bin ein Partisan. Aber was machst du hier alleine? Hast du keine Waffe?» – «Nein, ich muss eine Nachricht überbringen», log ich. «Wem?», wollte er wissen. «Capitano soundso», ich erfand einen Namen. «Von wem?», fragte er. «Das darf ich dir nicht sagen.» – «Weshalb nicht?» – «Ist geheim.» Darauf sagte er: «Komm mit mir.» Ich dachte: Jetzt stecke ich im Dreck. Da verprügelte ich ihn, nahm seine Beretta-Maschinenpistole und haute ab. Die Beretta habe ich heute noch.

Ich dachte: Jetzt musst du auf tutti gehen. Einem deutschen Feldweibel, der mit einem Lastwagen auf dem Weg in den Norden war, sagte ich darauf die Wahrheit: «Ich bin ein Schweizer Soldat, habe meine Eltern besucht und will zurück in die Schweiz.» – «Steig auf», sagte er. Mit den Deutschen kam ich bis

Bozen und von dort dann zurück in die Schweiz. Meine Eltern waren bereits in Ramosch. Das war ein schönes Wiedersehen.

Meine Eltern waren völlig mittellos in die Schweiz gekommen. Mein Vater hatte zuvor gut gehende Geschäfte in Italien und Vertrauen in Mussolini gehabt. Als dieser Abessinien besetzt hatte, erhielt, wer dort investierte, fünfzig Prozent Subventionen, und man konnte so viel Land haben, wie man wollte. So wollte Mussolini Abessinien aufbauen. Mein Vater hatte sein ganzes Geld in Italien und in Abessinien eingesetzt. Und alles verloren.

Als 1943 in Martina das Hotel «Post» zu kaufen war, haben sich die Brüder meines Vaters zusammengetan und das Haus für 50'000 Franken erworben. Die Hälfte des Geldes kam von der Bank. Wir hatten Schwierigkeiten, es zurückzahlen. Am Ende der Krieges waren wir fast bankrott. Das Hotel war in schlechtem Zustand, unheimlich primitiv: kein fließendes Wasser in den Zimmern, nur eine Toilette für das ganze Haus, in der Küche ein kleiner Holzherd. Wenn wir nicht im Dienst waren, kamen wir nach Martina und halfen im Betrieb mit. Während des Krieges hatten wir ziemlich viele Soldaten, die in Martina einquartiert waren, aber die hatten auch kein Geld. Mit den neunzig Rappen, die sie pro Tag bekamen, konnten sie sich kaum Bier oder Zigaretten leisten.

Im Hotel wohnten ein paar Offiziere und der Truppenarzt. Der Arzt hatte das schönste Zimmer. Hinter dem Haus hatten wir eine ziemlich grosse Baracke, da waren etwa dreissig Soldaten untergebracht – Mineure, die im Fall der Fälle die Brücke über den Inn hätten sprengen müssen, und Infanteristen. Die Baracke war eine primitive Hütte, die Soldaten schliefen mit Decken auf Stroh. Auch die Unteroffiziere mussten auf Stroh schlafen, denn für einen Franken im Tag konnten wir ihnen die Zimmer nicht vermieten. Die Offiziere bezahlten für ihr Zimmer etwa drei Franken.

1943 und 1944 gab es immer noch Juden, die versuchten, in die Schweiz zu kommen. Woher sie kamen, weiss ich nicht. Sie mussten alle zurück, die Zöllner waren hart. «Ich habe Befehle», sagten sie, «du musst wieder raus.» Das war verdammt tragisch. Frauen mit Kindern und junge Burschen und Mädchen wurden abgewiesen.

Von den Konzentrationslagern wussten wir damals nichts. Das heisst, wir haben gewusst, dass es Konzentrationslager gab. Wir dachten, die Gefangenen müssen dort hart arbeiten und würden vielleicht nicht gut behandelt. Aber von Vergasungen hatten wir nie etwas gehört. Nie.

Die Juden, die kamen, sagten: «Sie töten uns.» Wir wussten nicht: Muss man ihnen glauben, oder lügen sie uns an? Wir realisierten aber langsam, dass es nicht so schön war in den Konzentrationslagern.

Viele, die zurückmussten, hätten gerne noch telefoniert, entweder mit Verwandten oder einer Bank, oder ich weiss nicht wohin in die Schweiz. Im Zollamt durften sie aber nicht telefonieren. Die Zöllner erlaubten ihnen deshalb, bei uns zu telefonieren. Sie sagten immer: «Wenn einer abhaut, müsst ihr uns rufen.» Die Flüchtlinge telefonierten dann bei uns im Haus. Wir hatten oft Mitleid. Dann erklärte ich ihnen, wie sie über die grüne Grenze in die Schweiz kommen konnten. Beim Einnachten traf ich sie an der vereinbarten Stelle und zeigte ihnen den Weg ins Unterengadin. So habe ich etliche reingeholt. Sicher mehr als zwanzig. Wenn sie dann irgendwo im Inland, sei es in Zürich oder Chur, erwischt wurden, konnten sie wählen, wo sie die Schweiz wieder verlassen wollten. Die meisten gingen dann nach Südfrankreich und von dort nach Spanien oder Amerika.

Einmal baten Flüchtlinge auf der Brücke den Zöllner auf ihren Knien, sie reinzulassen. Er durfte nicht. Bevor die Abgewiesenen weggingen, schob eine Frau ihr Kind hin und sagte: «Rettet bitte das Kind.» Die Frau eines Zöllners und meine Mutter waren auf der Brücke, sie nahmen das Kind. Die Frau des Zöllners adoptierte es und gab ihm einen Namen. Das Mädchen ist hier zur Schule gegangen und lebt heute noch hier. Der Zöllner, der zugelassen hatte, dass die beiden Frauen das Kind aufnahmen, war kurz zuvor zum Bezirkschef befördert worden und wurde dann degradiert, weil er den Frauen erlaubt hatte, das Kind mitzunehmen.

Die Brücke über den Inn war mit Stacheldraht gesperrt. Wir schnitten ein Loch hinein, und abends kamen die deutschen Grenzsoldaten zu uns ins Restaurant, die meisten waren SS, Verletzte, die sich hier in der «Sommerfrische», wie sie sagten, für einen oder zwei Monate erholten, bevor sie wieder an die Front geschickt wurden. Unsere Zöllner wussten, dass sie nur zu uns ins Restaurant kamen und haben ein Auge zugedrückt. Die Deutschen brachten uns bei, wie man Skat spielt – wir haben nächtelang mit ihnen geskatet. Eigentlich wollten wir jassen, aber das konnten sie nicht.

1944 war ich in Giubiasco im Dienst. Eines Abends beim Hauptverlesen hiess es: «Meier, Müller, Famos ...», etwa sechs oder sieben Leute, die als Grenadiere ausgebildet waren, wurden aufgerufen. Wir mussten unseren Plunder fassen und wurden abkommandiert. Wir waren alle etwas ängstlich. Plötzlich kam ein

Camion und lud uns auf. Wir hatten keine Waffen. Auf dem Lastwagen waren schon Soldaten. Wir fragten sie, was los sei, aber sie wussten es auch nicht. Wir fuhren weiter, und auf einmal war hinter uns ein zweiter Camion. Wir fuhren die ganze Nacht, wie und wohin, ich weiss es nicht. Auf einmal hiess es: «Aussteigen.» Dann gaben sie uns Waffen, die allerbesten: jedem eine Maschinenpistole, Handgranaten, Flammenwerfer, Trotyl, das Beste vom Besten.

Ein Tessiner Major – er hiess Lucchini – hielt eine Ansprache: «Ihr seid ein Sonderkommando. Ihr untersteht nur dem General, keiner sonst hat euch etwas zu befehlen. Vielleicht bekommt ihr einen Auftrag des Generals. Er wird mir den Befehl geben, und ich gebe euch den Befehl weiter. Es könnte vorkommen, das ihr auf Schweizer Uniformen schiessen musst.» Das machte uns stutzig. Wir waren alle sprachlos. Der Major sagte: «Ich betone, ihr untersteht direkt dem General. Wenn einer von euch nicht imstande ist, auf eine Schweizer Uniform zu schiessen, wenn es sich dabei um einen Feind des Generals handelt, dann kann er austreten und verschwinden. Er muss jedoch darüber schweigen, was er hier erlebt hat.» Keiner ging. Fast eine Woche waren wir in einem Wald stationiert, ich weiss heute noch nicht genau, wo das war. Einmal kamen Kinder zu uns, die Berndeutsch sprachen. Jahre später habe ich einen Kameraden getroffen, der sagte, wir seien damals ganz in der Nähe von Bern gewesen.

Soviel ich weiss, war der General mit der Regierung nicht mehr einverstanden; Guisan und Bundesrat Minger warnten den Bundesrat, er dürfe den Deutschen nicht zu sehr entgegenkommen – die Landesregierung war ihnen zu deutschfreundlich. Und auch Elemente in der Armee waren deutschfreundlich. Guisan drohte offenbar, er werde eine Militärregierung installieren. Das war im Sommer 1944.

Unser Sonderkommando bestand aus etwa sechzig Soldaten. Nach einer Woche kamen die Camions, um uns wieder abzuholen. Major Lucchini sagte: «Jetzt geht ihr wieder zurück zur Truppe. Aber ich warne euch, ihr wisst nichts von all dem. Ihr kommt aus dem Urlaub zur Kompanie zurück. Wenn einer etwas erzählt, hat das Konsequenzen.» Wir gingen zurück zur Truppe, und amen. Weder der Leutnant noch der Kompaniekommandant fragten uns, wo wir gewesen waren. Sie wussten es.

Kurz nach dem Ende des Krieges kam ein junger ungarischer Offizier in Martina an die Grenze. Die Zöllner liessen ihn nicht rein, weil er Soldat war. Das war eigentlich nicht in Ordnung, denn die Amerikaner standen schon auf der anderen Seite der Grenze. Sie hätten ihn den Russen übergeben, und die hätten

ihn erhängt oder erschossen. Der junge Bursche kam zu uns, um zu telefonieren. Er sagte: «Gott sei Dank, jetzt kann ich telefonieren, jetzt bin ich gerettet, ich habe gute Freunde in der Schweiz.» Dann telefonierte er einem Herrn. Dieser Herr war mit dem Vater des ungarischen Offiziers gut befreundet. Er war oft nach Ungarn in den Urlaub zu seinem Freund gefahren, aber dem jungen Burschen hat er nicht geholfen. Der Ungare weinte: «Ein guter Freund, aber er kann mir nicht helfen.» – «Dann helfe ich dir», sagte ich, «geh raus, ich hole dich am Abend.» Wir versteckten ihn dann etwa zwei Wochen auf dem Estrich. Abends bin ich raufgegangen, um mit ihm zu plaudern. Habe etwas Ungarisch gelernt. Er sagte: «Für mich gibt es nur eine Chance: zur Fremdenlegion zu gehen. Die nehmen mich.»

Eines Tages brachte ein Chauffeur der Vereinigten Mühlen Schweinefutter und Mehl. Ich habe ihm die Geschichte erzählt und gefragt, ob er nicht einen jungen Burschen nach Basel bringen könne – er hat den Ungarn mitgenommen.

20 oder 25 Jahre später kommt unsere Scrvicrtochter und sagt: «Du, da ist ein Herr, der hat Champagner bestellt und fragt, ob du da seist.» Ich fragte: «Ein Champagner-Vertreter?» Draussen sass ein Herr mit einer Frau, einem jungen Burschen, fast zwanzigjährig, und einem Mädchen, etwa fünfzehn. Ich habe ihn begrüsst und gesagt: «Sind sie Vertreter? Von welchem Champagner?» Er sagte: «Nein, ich bin nicht Vertreter. Wir haben uns vor vielen Jahren kennen gelernt.»

«Wo, beim Sport?», fragte ich. Diese blauen Augen. Er hatte eigenartige blaue Augen. Schöner Bursche, schön gewachsen.

Da sagte er: «Ich habe da oben gewohnt.»

«Du bist doch wohl nicht der Ladislaus!», rief ich.

«Doch», sagte er.

Verrückt. Das war schön. Wir haben alle geweint.

Ladislaus war bei der Fremdenlegion gewesen und dann nach Österreich gegangen, wo er weiterstudiert hatte. Als er mich besuchte, arbeitete er als Hochschulprofessor. Jetzt wird er in Pension sein, er ist in meinem Alter.

Damals kam auch der ungarische Kriegsminister an die Grenze, ein ganz toller Typ. Er war hier mit seiner Frau und seinen kleinen Kindern und beantragte Asyl in der Schweiz. Acht Tage wohnten sie bei uns. Der Minister wusste mehr von der Schweizer Geschichte als ich, sogar von der Bündner Geschichte. Nach acht Tagen Verhandlungen mit Bern hiesse es: «Nein, er erhält kein Asyl. Er muss raus.»

Etwa zwei Wochen später sah ich in einer Illustrierten das Bild des Mannes

und der Frau – erhängt in Budapest. Klar, die Ungarn hatten mit den Deutschen gegen die Russen gekämpft, und wer gegen die Russen gekämpft hatte, wurde von ihnen aufgehängt. Eigentlich eine Schweinerei, wie sich die Schweiz damals verhalten hat. Wenn man in Bern genau wusste, dass er aufgehängt würde, hätten sie etwas mehr Erbarmen haben können.

Nach dem Krieg fing der Grenzverkehr wieder an – und der Schmuggel. Während des Krieges war nicht geschmuggelt worden, oder nur sehr wenig. Wir hatten Angst vor den deutschen Soldaten, sie bewachten die Grenze gut. Auch die Österreicher hatten Angst, deshalb hat die Schmuggelei erst nach dem Krieg richtig angefangen.

Raus nach Österreich lieferten wir Zigaretten, Pfeifentabak und Saccharin. Rein kam in erster Linie Speck und Schinken. Während des Krieges musste jeder Bauer genau angeben, wie viel Vieh, wie viele Ziegen und Schweine er hatte. Aber viele hatten ein Schwein im Hinterstall versteckt und dieses schwarz geschlachtet. Den Schinken verkauften sie uns, und wir schickten ihn für Horrorpreise nach Zürich. Brutale Preise. Wir haben damals für ein Kilo Schinken achtzehn Franken verlangt. Die Zürcher haben bezahlt.

Wir hatten einen Kilometer unterhalb von Martina ein kleines Schlauchboot auf dem Inn, das wir an einer Leine hin und her zogen. So schmuggelten wir. Wir luden unsere Ware ein, Saccharin und Tabak, die Österreicher ihren Plunder. Um über Angebot und Preise zu verhandeln, trafen wir uns im Tiefhof, nicht weit von der Grenze. Da kamen wir abends zusammen, diskutierten und stritten. Am Schluss konnten wir uns immer einig, und es klappte.

Kurz nach dem Krieg begann der grosse Zigarettenmuggel nach Italien. Der Schmuggel war von der Zollverwaltung genehmigt, denn der Bund wollte unsere Zigarettenfabrikanten unterstützen. Wir erhielten die Erlaubnis für den so genannten Export 2. Das heisst, wir durften die italienischen Schmuggler beliefern. Wir bereiteten jeweils die Ware vor und meldeten am Zoll, wie viele *briccolla* wir mitgeben wollten. Eine *briccolla* bestand aus zwei Karton Zigaretten. Dann kam ein Zöllner und kontrollierte die Ladung. Es waren jeweils zehn, fünfzehn *briccollas*. Wir hatten Muratti-Ariston-Zigaretten, die liefen damals wahnsinnig. Abends kamen die Schmuggler. Sie durften bei uns offiziell raus, in Italien mussten sie aber aufpassen – sie schmierten die Carabinieri, so klappte auch das.

Wir konnten die Zigaretten billiger kaufen. Ich glaube, wir bekamen eine Rückvergütung für die exportierten Zigaretten. Wie das genau ablief, weiss ich

nicht mehr. Auf jeden Fall haben wir gut verdient. Jeder schmuggelte, davon lebten wir hier. Das ging so fünf, sechs Jahre. Dann hörte es langsam auf, weil sie begannen, mit dem Schiff Zigaretten nach Italien zu schmuggeln.

Als der Krieg vorbei war, war unsere Familie fast pleite. Die Bank hatte uns gewarnt: «Wenn ihr nicht bald das Geld bringt, seid ihr weg.» Da begann ich, mit den Amerikanern, die hier an der Grenze postiert waren, Geschäfte zu machen. Wir handelten mit Pneus, denn in der Schweiz hatten wir keine. Die Amerikaner hatten in Bunkern auf dem Reschenpass ganz neue Pneus und Waffen gefunden. Ich kaufte sie ihnen ab. Viele der Pneus verkaufte ich der Postverwaltung. Im Ankauf zahlte ich um die zwanzig Franken pro Stück. Für grosse, neue Pneus bezahlte mir die Postverwaltung dann bis zu 500 Franken, für kleinere und verbrauchte löste ich zwischen vierzig und hundert Franken. Innerhalb von ein paar Monaten konnte ich so unsere Schulden zurückzahlen.

Einer der Amerikaner wollte immer Schnaps. Er hatte jedoch kein Geld, nur die gelben Army-Dollars, die er nach Amerika schicken konnte. Dort tauschte sie seine Frau dann gegen grüne Dollars ein. Mit den gelben Dollars konnten die Amerikaner Poker spielen, aber kein Laden, keine Bank akzeptierte sie. Der Amerikaner sagte: *«I have a Jeep. Do you want a Jeep?»* – «Einen Jeep?» Ich konnte nicht Auto fahren, sagte aber: *«Yes, okay. How many bottles?»* Ich kaufte den Jeep für ein paar Flaschen billigen Kartoffelschnaps. Ein paar Tage später kam der Amerikaner noch einmal mit einem Jeep. Der ging einfach ins Magazin und sagte, sein Jeep sei ins Tobel gefallen, dann bekam er einen neuen.

Den ersten Jeep verkaufte ich für hundert Franken an einen Samnauncr, den «Jeep-Heiri», der ist heute noch legendär. Er machte damit jahrelang die Post und Transporte von Martina nach Samnaun. Den anderen verkaufte ich ebenfalls für hundert Franken. Ich habe ihn für zehn Franken gekauft und für hundert verkauft. Da habe ich ein gutes Geschäft gemacht.

So lief die Sache. Eines Tages kam ein Amerikaner, der in den Bunkern am Reschenpass Parabellum-Pistolen gefunden hatte. Die waren teuer. Der Amerikaner brachte einhundert nagelneue Pistolen. Ich schickte sie dem Waffenhändler Vasella nach Chur. Er rief mich an und fragte, was ich da für Plunder schicke. Ich sagte: «Das ist kein Plunder! Das sind neue Pistolen.» Er sagte: «Der Krieg ist vorbei, jetzt kaufen die Leute Nähmaschinen und keine Pistolen mehr. Was soll ich damit machen?» – «Kauf sie mir ab.» – «Ich will sie nicht.» – «Ich gebe sie dir billig.» So ging es hin und her. Schliesslich kaufte er für 300 Franken

300 Pistolen. Die waren später pro Stück 3'000 Franken wert, das ist heute noch eine begehrte Waffe.

Mit Gold handelte ich oft. Ein grausiges Geschäft. Einmal brachten die Amerikaner einen Russen mit. Er hatte Zähne wie ein Pferd. Wenn er lachte, wusste man nicht, ist es ein Pferd, oder ist es ein Mensch. Als Zahlungsmittel brachte er Goldzähne, die sie den Toten mit dem Bajonett aus dem Kiefer gebrochen hatten. Egal, ob es ein deutscher Soldat oder ein russischer oder ein Zivilist war, die Russen öffneten zuerst mit dem Bajonett den Mund und schauten, ob er Goldzähne hatte. Goldzähne waren die Trophäen der Russen.

Der Russe brachte mir die Goldzähne, in Zeitungspapier eingewickelt. Der Russe wollte für das Gold Wodka. Ich hatte einen billigen Kartoffelschnaps. Der Russe setzte die Flasche an und trank sie in wenigen Zügen aus. Innerhalb von fünf Minuten war eine Flasche leer, und nach zehn Minuten lag der Russe unter dem Tisch. Der arme Russe. Als die Amerikaner gingen, packten sie ihn, warfen ihn hinten auf den Jeep und fuhren los. Ich dachte, bis die unten sind, ist er tot, mitten im Winter. Zwei Wochen später kam er wieder mit Goldzähnen, einem ganzen Haufen. Gold ist Gold. Ich verkaufte die Zähne an den einzigen Bijoutier in Scuol und verdiente ganz gut, und der Bijoutier verdiente vermutlich auch ganz gut. Die Zähne wurden eingeschmolzen. Ich war bestimmt nicht der Einzige, der mit Gold gehandelt hat.

Die Amerikaner brachten als Zahlungsmittel immer etwas mit. Ich habe heute noch amerikanische Armeehemden, Werkzeugkisten, Schuhe, Einzelkämpferpackungen. Diese Packungen sind sehr interessant: ein paar Zigaretten, Zündhölzer, Toilettenpapier, Kaugummi, eine Fleischkonserve, Brot und etwas Kompott. Jeder Amerikaner hatte in Strada oder Martina eine Freundin. Wir Burschen waren nichts mehr wert, jedes Mädchen wollte einen Amerikaner. Wegen des Kaugummis und der Nylonstrümpfe. Das hatten wir natürlich nicht. Die Mädchen waren glücklich, und wir waren unglücklich.

Bei Kriegsende kamen hier Tag und Nacht Menschen über die Grenze. Man kann sich das nicht vorstellen. Das war eine Tragödie. Die einen weinten, die anderen sangen, weil sie wieder in Freiheit waren. Viele der Leute kamen aus Konzentrationslagern wie Dachau. Das erzählten mir die Chauffeure. Da gab es solche, die grauenhaft aussahen, und solche, die noch ordentlich aussahen. Alle möglichen Rassen und Nationalitäten: Schwarze, Inder, Franzosen, Italiener. Sie kamen zu Fuss, mit Pferden, mit Wagen, auf Camions des Roten Kreuzes. Es war streng verboten, mit den Leuten Kontakt aufzunehmen. Wenn die Ca-

mions wegfuhr, lief der Kot von der Ladebrücke. Fürchterlich. Viele kamen mit Pferden. Sie mussten hier in Martina alles abgeben. Es hatte einen grossen Parkplatz, der war voll gestellt mit dem Plunder, den die Leute dalassen mussten. Von hier wurden die Flüchtlinge nach Scuoi und Samedan gebracht. Dort wurden sie gepflegt. Viele starben. Ich frage mich, wo die Toten, die auf den Wagen waren, hinkamen.

Einmal starb einer im Garten hinter dem Haus. Wir waren beim Essen. Die Küche hatte einen Ausgang zum Garten. In der Küche hatte es einen Tisch, auf dem Brot lag. Plötzlich geht die Türe auf, ein Mann mit einem Turban kommt rein, nimmt das Brot und geht wieder. Ich rufe: «He, du!» Meine Mutter sagte: «Lass ihn gehen. Der arme Kerl ist vielleicht krank. Ich will das Brot ohnehin nicht mehr.» Draussen tunkte er das Brot in den Brunnen. Als es nass war, setzte er sich unter den Kirschbaum und ass. Am Abend sagte unsere Magd: «Du, der Mann schläft immer noch unter dem Baum.» Ich sagte: «Lass ihn schlafen.» Sie sagte: «Es ist zu kalt, der stirbt vor Kälte.» Das war im Mai 1945. Ich sagte: «Geh in den Stall und bring ihm zwei Heublachen.» Einen Moment später kam sie rein und sagte: «Du, der Mann ist gestorben.» Ich ging raus. Tatsächlich, er war tot.

Einmal marschierte eine Nazi-Kolonnie hier durch, eine Kompanie von etwa 130 Mann. Die Soldaten hatten in Poschiavo Durchgangsrecht verlangt. Es waren die letzten Tage des Krieges. Sie mussten ihre Waffen abgeben und wurden mit der Bahn nach Scuoi gebracht. Hier in Martina wollten sie wieder über die Grenze. Sie marschierten wie Rekruten. Eine geschlagene Armee. Auf der anderen Seite warteten schon die Camions mit der Bewaffnung. Was die Deutschen in den letzten Tagen des Krieges noch für eine Organisation hatten! In einer halben Stunde waren sie wieder total bewaffnet. Wir wussten aber, dass die alliierten Panzer schon in Nauders standen. Die Schweizer Armee hatte uns geraten zu verschwinden, sobald auf der anderen Seite die Schiesserei losgehe. Fünf Minuten nach der Kolonne kamen ein alter Soldat und ein Kind, vielleicht dreizehn- oder vierzehnjährig. Sie konnten nicht mithalten. Ich war gerade dabei, eine Wiese zu rechen. Ich sah das Kind mit dem Helm und dachte: Mein Gott, das arme Kind, morgen gibt es drüben eine Schlächterei. Ich sagte zu dem Kind: «Kleiner, willst du eine warme Schokolade und ein Stück Brot?»

«Möchte ich schon, aber ich darf nicht», bekam ich zur Antwort.

«Warum nicht?»

Da sagt der alte Soldat: «Ach Kleiner, geh rein und trink was.» Wir gaben

ihm Milch mit Kakao und Brot mit Butter und Marmelade. Woher er komme, haben wir ihn gefragt.

«Vom Bodensee.»

«Und Vater und Mutter, wohnen die am Bodensee?»

«Der Vater ist gestorben.»

«Wo?»

«Im Osten, an der Front.»

«Und die Mutter ist alleine?»

«Ja.»

«Und du willst rüber nach Österreich? Morgen stirbst du auch. Die anderen sind stärker als ihr. Ihr habt den Krieg verloren.»

«Nein.»

«Doch, doch, ihr habt den Krieg verloren. Jetzt geht es nur noch heimwärts, nach Norden. Die Amerikaner sind schon da, und dich werden sie da drüben auch abknallen. Bleib doch hier bei uns. Deine Mutter weint, wenn du tot bist.»

Wir konnten den Burschen überreden, zu bleiben. Er ist vom Roten Kreuz nach Hause gebracht worden. Seinen kleinen Helm habe ich behalten.



Soldatenalltag, ca. 1941. Foto Hans Staub.

Soldatenalltag und Frauenhilfsdienst

Nach dem Ersten Weltkrieg hatte das Militär in der Schweiz stark an Ansehen verloren. Die Sozialdemokraten sahen das Militär als blosses Machtinstrument des Bürgertums. Dies war eine Nachwirkung des Militäreinsatzes gegen streikende Arbeiter anlässlich des Landesstreikes von 1918. Aber auch beim Bürgertum stand das Militär nach den Schrecken des Krieges 1914-1918 nicht mehr hoch im Kurs. Das bürgerlich dominierte Parlament reduzierte in der Folge die Militärausgaben. Unter dem Eindruck der drohenden Kriegsgefahr rüstete die Schweiz ab Mitte der Dreissigerjahre wieder stark auf und verlängerte die Dauer der Rekrutenschule. Dennoch war die Schweizer Armee zu Beginn des Krieges nur bedingt kriegstauglich, da sie ungenügend ausgerüstet und schlecht ausgebildet war.

Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges erfuhr die Armee eine vorher und nachher nie gekannte Wertschätzung. Sie wurde zur eigentlichen Schule der Nation erhoben. Nur im Militär – so die Meinung – konnte ein Jüngling zum echten Mann werden. «Das Ziel der soldatischen Erziehung ist die Entwicklung des männlichen Wesens», hiess es in einer Schrift von 1940. «Der echte Soldatengeist ist nichts als die höchste Potenz von Männlichkeit.» Dieses Ideal versuchten die Schweizer Offiziere durch harten Drill zu erreichen. Erst nach der Wahl von Henri Guisan zum General der Schweizer Armee verloren diese ans Vorbild der preussischen Armee angelehnten Methoden der Soldatenerziehung an Bedeutung.

Ab 1940 leisteten im neu geschaffenen Frauenhilfsdienst FHD auch Frauen freiwillig Militärdienst. Sie erhielten jedoch keine Uniform, sondern nur eine schlichte Einheitschürze mit Armbinde. Auch das Tragen einer Waffe war den FHD nicht erlaubt. Das Schminken war streng untersagt. Sold erhielten die FHD keinen, weshalb sich nur finanziell gut gestellte Frauen den Dienst im FHD leisten konnten.

Hans Peter Dreier *1921 Ich rückte im Sommer 1940 in die Rekrutenschule ein. Im Vorfeld hatte ich richtig trainiert, um körperlich fit zu werden. Jeden Morgen machte ich Liegestützen, weil ich etwas schwache Armmuskeln hatte. Einmal fuhr ich in die Berge und machte dort mehrere ausgedehnte Wanderun-

gen. Auf dem Berninapass traf ich einen Oberst. Ich erzählte ihm, dass ich in die Rekrutenschule müsse und mich darauf vorbereiten wolle. Ich sehe heute noch vor mir, welche Freude der an mir hatte! So war ich körperlich topfit, als ich am 7. Juli 1940 in Aarau in die Rekrutenschule einrückte.

Max Bosshard *1920 1941 musste ich in Luzern in die Rekrutenschule einrücken. Beim Einrücken war ich noch positiv eingestellt. Ich hatte vorher mit Kollegen zusammen trainiert, damit wir körperlich gut zwäg waren. Wir wollten das Kriegshandwerk lernen, um uns zu verteidigen, falls wir von Hitler überfallen würden. Dass ich den hasste wie die Pest, muss ich wahrscheinlich nicht betonen.

Die Rekrutenschule enttäuschte mich dann aber total: so ein stumpfsinniges Stakkato-Gebrüll! Ich war eigentlich nicht ins Militär gegangen, um blöd rumzuschreien. Wir übten den Gewehrgriff, exerzierten im Taktschritt und solches Zeug. Keine Spur von eigentlicher militärischer Ausbildung, wie ich sie mir vorgestellt hatte. Man las in der Zeitung, wie die Deutschen Frankreich überrollten, man hatte gesehen, wie sie Polen überrollt hatten, und wir klopfen Taktschritte und übten den Gewehrgriff. Ganz am Schluss trainierten wir dann noch ein bisschen Nahkampf.

Hans Peter Dreier *1921 Während der Rekrutenschule redete ich mir ein, dass ich in der Kaserne zu Hause sei. Ich las Bücher wie «Die Kaserne ist meine Heimat», eine deutsche Propagandaschrift, oder «Infanterie greift an» vom deutschen Generalfeldmarschall Rommel. Die Rekrutenschule war sehr streng. Aber wir hätten das nicht anders haben wollen. Wenn wir eine Übung absolvierten, wollte jeder der Schnellste sein. Das war richtig schön. In der Nacht stellte man manchmal einen, der tief schlief, mit seinem Bett auf einen Tisch hinauf, oder man drückte ihm Zahnpasta in die Nasenlöcher. Solche Sachen passieren halt, wenn junge Leute zusammen sind, da wird ein bisschen schikaniert. Die Rekrutenschule ist eine gute Schule für den jungen Mann. Da lernt er, dass er sich zusammennehmen muss und dass er körperlich fit sein muss. Damals war das Militär in Höchstform. Es musste alles zack, zack gehen. Ich fühlte mich dabei sehr wohl. Ich hatte auch nie Schwierigkeiten mit den Unteroffizieren. Es gab andere, die mussten in die Toilette hinauskröchen oder bis hinauf in den dritten Stock der Kaserne. Das waren Strafen, wenn jemand nicht spurte. Es gab auch einen Korporal, der die Soldaten jeweils in einer Pfütze «Liegen» machen liess, was bedeutete, dass sie sich in der Pfütze hinlegen mussten. Eigent-

lich wären solche Sachen verboten gewesen. Aber sie kamen vor. Als Soldat konnte man sich nicht dagegen wehren, man war den Unteroffizieren komplett ausgeliefert. Mit mir waren sie allerdings immer sehr anständig.

Karl Furrer *1918 Wie damals die Rekrutenschule war? Sie müssen sich vorstellen, dass damals in Deutschland alles militarisiert wurde. Da wollten wir Jungen in der Schweiz natürlich nicht zurückstehen. Wir sagten uns: Was die können, können wir auch! Unsere Rekrutenschule war körperlich sehr anstrengend. Es herrschte ein starker Glaube an Autoritäten: Der Pfarrer war eine Autorität, der Lehrer, der Notar, der Offizier, man war einfach autoritätsgläubig. Das prägte auch die Rekrutenschule: Es gab einfach eine Autorität, und der musste man sich fügen. Wer sich wehrte, wurde geschlaucht. Für den gab es Strafmärsche, oder man wurde zum WC-putzen oder Kasernenhofwischen abkommandiert. Aber mir machte das nichts aus. Ich sagte mir: Was die in Deutschland können, das kann ich auch. Ich kann auch hart sein.

Alois Tschopp *1921 1941 absolvierte ich in St. Maurice die Rekrutenschule. Danach kam ich wie alle Rekruten, die im Sommer 1941 die RS absolviert hatten, ins Rekrutenregiment. Dort war die Ausbildung sehr streng, wir hatten ganz strenge Offiziere. Die Armeeleitung wollte damals die Schweizer Soldaten testen, um herauszufinden, wie weit man mit ihnen gehen kann. Deshalb wurden wir geschlaucht. Man erzählte uns: Die Deutschen gehen von Bayern bis nach Russland zu Fuss, die laufen jeden Tag 25 bis 30 Kilometer. Also machten wir das auch. Sie wollten schauen, ob wir das auch konnten.

Die Armeeleitung war sehr zufrieden, als sie sah, dass auch die Schweizer Soldaten sehr widerstandsfähig waren. Aber wir mochten diesen Drill überhaupt nicht. Die Offiziere waren für uns in diesem Moment genauso schlimm wie die SS. Die Rekruten und die Unteroffiziere durften nicht mucksen. Wenn man sich beklagte, hiess es: «Du bist ein Kommunist.»

Wir waren am Ende so trainiert, dass wir das Matterhorn raufgerannt wären. Wir wurden sehr widerstandsfähig. Viele wurden jedoch krank, sie bekamen Lungenentzündungen oder sogar Tuberkulose. Von unserem Regiment starben einige an Lungenentzündung oder TB.

Emil Ruppmann *1916 In der Schweizer Armee gab es viele, die die harte Linie der Deutschen nachahmen wollten. Dieses Preussentum prägte den militärischen Alltag sehr stark. Das Menschliche ging dabei weitgehend vergessen.

Immer nur Befehle. Immer nur Achtungsstellung, von morgens bis abends. Dass wir nicht auch noch im Bett die Achtungsstellung machen mussten, ist direkt ein Wunder. Es ging wirklich unmenschlich zu und her.

Hans Wymann *1917 Ende 1940 wurde ich für die Offiziersschule aufgeboten. Dort erfuhr ich, was preussischer Drill ist. Das war eine äusserst strenge Schule mit hohen körperlichen und seelischen Anforderungen. Wir hatten harte Mutproben. Zum Beispiel mussten wir Reiten lernen. Ich hatte bis zu diesem Zeitpunkt noch nie ein Pferd angerührt. Und jetzt musste ich in der ersten Stunde bereits über Hindernisse springen. Das war nicht sehr angenehm. Unser Reitlehrer war sehr streng. Die Pferde hatten dermassen Angst vor ihm, dass sie an ihm vorbeigaloppierten. Die, die nicht sicher im Sattel sassen, fielen dann einfach hinunter. Es hatte auch Tauben in der Reithalle. Wenn die aufflatterten, konnten wir die Pferde nicht mehr halten. Dann galoppierten wir wie die Indianer im Kreis herum. Das war für jemanden, der noch nie auf einem Pferd gesessen hatte, eine ganz scharfe Mutprobe. Wir hatten auch höllische Märsche, die berühmten Hundert-Kilometer-Märsche. Und nach dem Hundert-Kilometer-Marsch mussten wir Taktschritt üben, mit gezogenem Säbel und blutigen Fersen. Wenn einer sich weigerte, wurde er heimgeschickt. Da gab es kein Pardon. Es war sehr hart, aber man überstand es. Widerstand leistete keiner, man dachte, das gehört zur Offiziersausbildung. Damit hatte es sich.

Heinrich Walder *1920 In der Ausbildung der Schweizer Armee übernahm man einiges von den Deutschen, im Verhalten und in der Disziplin. Damals gab es noch die so genannte Zugschule. Da hiess es: exerzieren, exerzieren, exerzieren. Das war natürlich für alle ein Gräuel! Wenn man nach einem Manöver, wo man sowieso schon müde war, noch Sammelübungen machen musste, Gewehrgriffe klopfen, Taktschritte machen – das hing einem zum Hals heraus. Aber dann hiess es: Das gibt die nötige Kraft, den harten Kern. Da muss man durchhalten. Manche Offiziere propagierten das sehr und sagten: «Ihr müsst nur schauen, wie die Deutschen es machen.» Damit meinten sie nicht eigentlich die brutalen Überfälle, sondern die Disziplin der deutschen Wehrmacht. Die Erfolge der deutschen Truppen beeindruckten viele unserer Vorgesetzten. Nicht die politischen Ideen, sondern rein die militärischen Erfolge, die Strategie.

Karl Furrer *1918 Die Deutschen gaben eine Zeitschrift heraus, die sehr beliebt war. Die hiess «Das Signal» und war eine illustrierte Zeitung. Sie war vol-

ler deutscher Propaganda. Dieses Heft trugen unsere Offiziere manchmal unter dem Arm, wenn sie in den Urlaub fuhren. Da beschlichen uns Soldaten natürlich gewisse Zweifel, ob sie ihre Aufgabe im Ernstfall wirklich wahrnehmen würden.

Ob wir Vertrauen in unsere Offiziere hatten? Das war ganz unterschiedlich. In unseren Hauptmann hatten wir volles Vertrauen. Der war auch sehr gerecht. Unter den jungen Offizieren gab es aber einen, bei dem man nicht genau wusste, wo man ihn hintun sollte. Für den waren die deutschen Ausbildungsmethoden das Vorbild, und die wollte er auch bei uns durchsetzen. Unter der Mannschaft wurde ganz öffentlich gesagt: «Wenn es kracht, ist er der Erste, der dran glauben muss», mit anderen Worten: Bei einem deutschen Angriff hätte man ihn umgebracht, aus Rache dafür, dass er uns immer so fertig machte.

Emil Ruppmann *1916

Mit 23 kam ich in die Offiziersschule. Ich musste ziemlich dafür kämpfen, dass ich überhaupt gehen konnte. In der Unteroffiziersschule wurden wir gefragt, wer weitermachen wolle. Da meldete ich mich auch. Doch der Schulkommandant meinte: «Das kommt gar nicht in Frage! Sie sind Coiffeur, und wir können keine Coiffeure als Offiziere brauchen. Stellen Sie sich vor, was die Soldaten denken würden, wenn sie erfahren, dass ihr Zugführer ein Coiffeur ist!» Ich gab zur Antwort: «Die würden denken, dass auch mal einer Offizier werden konnte, der nicht Akademiker ist.» Da schaute er mich gross an und brüllte: «Abtreten!» Der Schulkommandant wollte dann, dass ich mein Gesuch zurückziehe, aber ich beharrte darauf. Ich drohte ihm, dass ich mit meinem Fall zum Bundesrat Minger gehe, der war damals Vorsteher des Militärdepartementes. Schliesslich habe ich mich durchgesetzt. Ich war der erste Coiffeur, der in der Schweiz Offizier wurde. Darauf bin ich sehr stolz.

In der Offiziersschule in Walenstadt, in der Schiessschule, musste man sich zu Beginn der Reihe nach mit Name und Beruf anmelden. Die vor mir waren alles Kaufleute oder Studenten. Dann kam ich dran und sagte: «Aspirant Ruppmann, Coiffeur.» Da schaute mich der Oberst an und fragte auf Hochdeutsch: «Was haben Sie gesagt?» Man sprach damals in der Armee ja nur Hochdeutsch. Und ich wiederholte es: «Coiffeur.» Mir war klar, dass ich mich jetzt auf etwas gefasst machen musste. Die nächsten zwei Wochen musste ich jeden Morgen an die Wandtafel treten, um das zu repetieren, was wir am Vortag gemacht hatten. Ich habe nächtelang gelernt. Eines Tages sagte einer meiner Kameraden zu mir: «Ich kann das nicht mehr mit ansehen, wie man dich wegen deines Berufes

schikaniert.» Ein paar Tage später wurde ich zum Oberst befohlen. Der stand am Fenster und schaute hinaus. Ich nahm Achtungsstellung an und meldete mich: «Herr Oberst, Aspirant Ruppmann.» Der Oberst schaute weiter zum Fenster hinaus und hielt mir den Rücken zugekehrt. Plötzlich fragte er mich: «Wünschen Sie sich eine Qualifikation?» Ich stand immer noch in Achtungsstellung hinter ihm und sagte: «Ja, Herr Oberst.» Da gab er mir eine sehr gute Qualifikation. Aber er blickte mich die ganze Zeit nie an, sondern schaute immer nur nach draussen. Dann fragte er: «Haben Sie noch etwas?» – «Ja, Herr Oberst.» – «Was haben Sie noch?» – «Herr Oberst,» – ich musste mich zusammennemen – «ich wünsche eine andere Behandlung.» Ich habe noch nie einen Menschen gesehen, der so schnell rechtsumkehrt gemacht hat. Ich stand immer noch in Achtungsstellung da und zitterte am ganzen Leib. Der Oberst kam auf mich zu und stellte sich direkt vor mich. «Können Sie sich beklagen?» Ich sagte: «Ja, Herr Oberst.» Er fragte: «Wieso?» Da sagte ich: «Ich werde wegen meines Berufes anders behandelt. Ich wünsche eine normale Behandlung.» Da bekam er einen hochroten Kopf und brüllte mich wieder an, sodass ich die Spucke spürte: «Abtreten!» Ich meldete mich ab und ging hinauf zu den anderen. Die fragten: «Was ist denn los?» – «Der Alte hat mich zusammengeschnitten wegen meines Berufs.» – «Das kann doch gar nicht sein!» Ein paar Minuten später wurde ich wieder zum Oberst gerufen, und er entschuldigte sich bei mir.

Einmal kam Oberstkorpskommandant Wille, der Sohn des Generals Wille aus dem Ersten Weltkrieg, für eine Inspektion vorbei. Ich stand gerade an der Wandtafel und machte technische Zeichnungen. Wille kam herein, und ich meldete mich an: «Oberstkorpskommandant, Aspirant Ruppmann macht Zeichnungen.» – «Ruhen. Sehr gut. Was sind Sie von Beruf?» Ich antwortete: «Coiffeur, Herr Oberstkorpskommandant.» Da sagte er: «Was? Machen Sie keine Witze! Holen Sie mir Ihr Dienstbüchlein.» Ich rannte in die Kanzlei und holte mein Dienstbüchlein. Wille schaute es sich an und meinte: «Ich hätte nie gedacht, dass ein Coiffeur so etwas kann!»

Max Bosshard *1920 Damals waren die Offiziere eben alles Herrenbüblein, nicht wahr. Wenn einer keine Stütz hatte zu Hause, konnte er es vergessen, Offizier zu werden.

Hans Peter Dreier *1921 In der Rekrutenschule hatten wir in unserem Zug Leute aus allen Schichten. Einmal redeten wir darüber, wer weitermachen und

Korporal werden will. Einer sagte: «Ich möchte eigentlich auch gerne Korporal werden. Aber ich bin Sozialdemokrat, mich nehmen sie nicht.» Das war ein netter Typ. Aber er wurde tatsächlich nicht Korporal.

Arthur Bill *1916 Bei uns in der Rekrutenschule herrschte Kasernenton. Die Offiziere befahlen, und wir hatten zu gehorchen. Absoluter Gehorsam! Das war bis zu einem gewissen Grad von Deutschland inspiriert; nach den ersten Erfolgen hat die deutsche Armee in der Schweiz manchem imponiert. Aber der General stoppte dann diese Tendenz.

Einmal, als ich in der Offiziersschule war, kam der General für eine Inspektion vorbei. Der Oberst und ein Major führten ihm die Offiziersschule vor. Sie liessen die fünfzig Schüler auf acht nummerieren. Dann befahlen sie: «Nummer eins: vier Schritte vorwärts! Nummer zwei: drei Schritte rückwärts! Nummer drei: zwei Schritte seitwärts!» Anschliessend machten sie alles wieder rückgängig, bis die Gruppe nach etwa zwanzig Minuten wieder in der ursprünglichen Formation dastand. Der Oberst und der Major waren ganz stolz auf ihre Leistung und blickten erwartungsvoll zum General. Der sagte nur: «Wie die Affen!»

Der Major erzählte mir später, für ihn sei das die Wende gewesen, er habe plötzlich gemerkt: Eigentlich behandeln wir diese jungen Männer, die ja auch Gemüt und Verstand haben, wie Tiere, die man dressiert.

Moritz Abrach *1913 General Guisan war bei den Soldaten hoch angesehen. Im Gegensatz zu den Offizieren. Die Herren Offiziere unterhielten sich zu Beginn des Krieges nur noch auf Hochdeutsch. Mit dem Gesindel, also mit den Soldaten, sprachen sie Schweizerdeutsch. Das ging so bis zur vernichtenden Niederlage der Deutschen bei Stalingrad. Nach der deutschen Niederlage bei Stalingrad waren unsere Offiziere wie umgekehrte Handschuhe – sie biederten sich bei uns, den jüdischen Soldaten, an.

Oscar Frei *1918 Vor der Mobilmachung und etwa während der ersten zwei Kriegsjahre wurde in der Armee noch sehr der «deutsche Geist» gepflegt: Achtsungsstellung, Gewehrgriffe, Taktschritt und in der Offiziersschule dann Säbelgrüssen bis fast zum Umfallen. Dann kam General Guisan und schaffte das, was angeblich so wichtig war, um im Militär weiterzukommen, mit einem Federstrich ab. Das war auf einmal weg. So ist es im Leben, habe ich mir gesagt, wir müssen nichts zu wichtig nehmen.

Karl Furrer *1918 Als ich in den Aktivdienst musste, wäre ich eigentlich gerne ans Technikum studieren gegangen. Ich reichte ein Gesuch ein, in der Hoffnung, freigestellt zu werden. Man gab mir zur Antwort: «Nehmen Sie einmal Ihr Dienstbüchlein hervor. Da drin steht: ausgebildeter Feinmechaniker. Sie haben also einen Lehrabschluss, sie brauchen keinen Urlaub, um eine Ausbildung zu machen.» Damit war mein Gesuch abgelehnt. Vielen anderen ging es ähnlich. Aber es war schon hart, das zu hören.

Hans Wymann *1917 Im Militär entstand damals eine richtige Gemeinschaft. Ich besitze heute noch die Mannschaftsliste meines Infanteriezuges aus dem Jahr 1940. Da hatte es Coiffeure, Schreiner, Gärtner, Schlosser, Kaufleute, Fabrikarbeiter, Studenten, Mechaniker, Zeichner. Man war mit allen Leuten aus dem Volk zusammen. Das hat mich sehr beeindruckt. Man hat da endlich einmal gesehen: Was ist eigentlich das Volk? Diese Zusammensetzung, und dieser Kontakt mit allen Berufsgruppen, mit allen sozialen Schichten, das hat mich sehr beeindruckt, das hat mir gezeigt: wir gehören alle zusammen, wir müssen gemeinsam marschieren und uns gemeinsam wehren. Das war eine hervorragende Gemeinschaftserziehung, eine richtige staatsbürgerliche Bildung.

Hans Peter Dreier *1921 Man hatte damals einen guten Kontakt zur Zivilbevölkerung, vor allem zu den Frauen. Die nähten einem jeweils die Knöpfe wieder an die Uniform. Und zwar nur für ein Dankeschön. Volk und Armee waren damals eine Einheit. Da gab es keine solche Kritik wie heute. Da wussten alle, um was es geht. Als wir im November 1944 nach Basel kamen, rannten die Basler Frauen mit Kuchen aus ihren Häusern und begrüßten uns. Sie hatten Angst, weil sich die Deutschen oben bei St. Louis über den Rhein zurückzogen und die Amerikaner und die Franzosen nachdrängten. Damals wurde über die Stadt Basel hinweggeschossen. Die Schweiz musste sich richtig verteidigen.

Hans Wymann *1917 Die Zürcher Verkehrsbetriebe organisierten bis ins Jahr 1940 einen Müsli-Bus. Das waren Autobusse, die von Zürich zu uns in den Aargau fuhren und die Frauen und Kinder mitbrachten. Wir durften ja damals nicht nach Hause. So lernte man auch die Familien seiner Kameraden kennen.

Auch an Weihnachten 1939/40 war ich im Dienst. Jeder Soldat erhielt damals einen Brief eines Schulkindes. So merkte man: Man ist nicht allein. Die Bevölkerung denkt an die Soldaten. Die Frauen strickten für ihre Männer, es war ja ein sehr kalter Winter.

Hans Peter Dreier *1921 Während des Krieges arbeitete ich im Zeughaus in Bern. Dort trug ich immer Uniform. Am Wochenende behielt ich sie gleich an. Als Uniformierter musste man nämlich während des ganzen Krieges im Kino nur den halben Preis bezahlen. Damals zog man die Uniform nur selten aus. Wenn man als Leutnant mit seiner Uniform herumging, wurde man sehr gut aufgenommen. Man war damals jemand als Leutnant, die Leutnantuniform machte aus einem normalen Mann etwas Besonderes.

Als Leutnant fand man überall sofort Kontakt zu Frauen. Wenn man irgendwo tanzen ging, konnte man immer hübsche Frauen zum Tanz auffordern, und man wurde nie abgewiesen. Das blieb so bis 1945. Damals schloss die Schweiz mit den Amerikanern ein Abkommen, sodass die amerikanischen Soldaten in der Schweiz Ferien machen durften. Und schlagartig war der einfachste amerikanische Soldat mit seinen beigen Hosen und dem dunklen Kittel mehr wert als der hübscheste Schweizer Leutnant. Kaugummikauen wurde auch sofort Mode. Als Schweizer Soldat merkte man: Man war niemand mehr. Nachdem man sechs Jahre lang jemand gewesen war, war man plötzlich niemand mehr. Tja, so waren die Schweizer Frauen damals eben.

Margrit Brügger *1920 Die Unteroffiziere durften während des Aktivdienstes bei Familien wohnen. Sie schliefen in einem Zimmer mit einem Bett, während die Soldaten in den Schulhäusern untergebracht waren. Bei uns waren damals auch solche Unteroffiziere einquartiert. Die blieben eine Weile, dann kam der nächste. Dafür bekam man Geld vom Militär. Diese Unteroffiziere halfen uns auch bei allem Möglichen, zum Beispiel beim Holzspalten. Sie gehörten fast ein bisschen zur Familie und assen manchmal auch bei uns.

Lucie Schaad-Denner *1918 Im Frühling 1939 meldete ich mich beim Territorialkommando. Ich wollte Dienst tun. Damals gab es aber den Frauenhilfsdienst noch nicht, sondern nur den Landdicnst, und darauf hatte ich keine Lust. Deshalb gründete ich zusammen mit ein paar Lehrerinnen einen privaten Frauenhilfsstrupp.

In Zürich-Höngg durften wir eine Scheune benutzen. Dort machten wir jeweils an den Wochenenden unsere Übungen und übernachteten dort im Stroh. Manchmal gab es Nachtübungen. Da musste man ganz leise aufstehen, sich anziehen und einen Marsch durch Höngg machen. Bevor es losging, musste jede von uns ein Sprüchlein lesen und auswendig lernen, und nach dem Marsch wurde man abgefragt, ob man es noch konnte. Zum Beispiel: «Die Quaibrücke

ist gesprengt, jetzt die und die Brücke benützen.» Oder: «Sofort Meldung machen an Kommandant soundso.»

Eines Nachts – das war bereits nach Kriegsbeginn – als ich gerade Wachkommandant war, hörte ich plötzlich Männerstimmen. Ich ging zu ihnen hin und sagte: «Was tun Sie hier?» Sie antworteten: «Was tun Sie hier?» Es waren Offiziere vom Territorialkommando 6. Da sagte ich, wir seien eine Gruppe von Frauen, die sich hier für das Militär vorbereiten wollten. Die dachten, wir seien Quislinge. So nannte man damals die Verräter. Das kam vom norwegischen Präsidenten Quisling, der das Land an die Deutschen verraten hatte. Da sagte ich: «Wir sind keine Quislinge, sondern patriotische Frauen, die dem Militär helfen wollen. Wir wollen uns hier ausbilden, damit wir keine Weichlinge sind, wenn es losgeht. Sie können gleich schauen, jetzt mache ich dann Alarm, und dann können sie selber sehen, was passiert.» Dann machte ich das, und sie waren sehr beeindruckt. Sie fanden glatt, was wir da machten.

1940 wurde dann der Frauenhilfsdienst gegründet. Ich wurde für den allerersten Einführungskurs aufgeboten. Der dauerte drei Wochen. Dort lernten wir die militärischen Grade, mussten turnen und singen. Das war eine Art Rekrutenschule, aber nicht so schlimm wie bei den Männern. Wir wurden dann auch vereidigt, also richtig wie die Soldaten. Aber alles noch in Zivilkleidern. Wir hatten keine Uniformen, sondern erhielten einfach eine Binde, damit man sah, dass wir Militärangehörige waren. Manchmal hatten wir Ausgang, und dann hätten wir die Offiziere grüssen sollen, wenn wir ihnen begegneten. Aber das war lächerlich: als Zivilperson vor den Offizieren salutieren. Und den Offizieren war es auch peinlich, eine Frau in Zivilkleidern militärisch zu grüssen.

Ursula Geiger *1919 Ich hatte eine Ausbildung als Rhythmiklehrerin gemacht. Aber keine Einzige aus meiner Rhythmikklassse fand eine Stelle. Rhythmik war damals in der Schweiz noch kaum bekannt, und im Ausland fand man wegen des Krieges auch keine Stelle. So war die ganze Klasse arbeitslos. Die meisten stammten aus so genannt gutem Hause und konnten sich eine Weiterbildung leisten. Viele landeten am Konservatorium, und eine wurde auch Tänzerin, aber ich persönlich wollte raus und etwas Praktisches machen. Weil nichts anderes zu finden war, ging ich halt in den FHD, obwohl ich total gegen das Militär bin.

Liselotte Fugazza *1922 1940 meldete ich mich zum Frauenhilfsdienst, nachdem ich einen Aufruf in der Zeitung gesehen hatte. Ich absolvierte einen einwö-

chigen Einführungskurs. Das war eine Art Rekrutenschule, ähnlich wie bei den Männern, nur dass wir keine Waffen hatten. Es war damals selbstverständlich, dass die Frauen keine Waffen trugen. Wir waren 400 Frauen, die militärisch gedrillt wurden. Wir mussten um sechs Uhr aufstehen, machten Morgenturnen, wir sangen, lernten die militärischen Grade, wir mussten in Reih und Glied stehen und in Viererkolonnen marschieren. Nach diesem Einführungskurs erhielt ich das Dienstbüchlein, die FHD-Schürze und die Armbinde.

Ich war sehr patriotisch und fand auch, das sei eine einmalige Chance, von zu Hause wegzukommen. Ich war damals noch nicht einmal achtzehn und noch nie über Zürich hinausgekommen. Und jetzt fuhr ich mit diesem Billett, das nichts gekostet hatte, von Kreuzlingen, wo ich wohnte, nach Andermatt. In Göschenen stieg ich in ein altes Bähnlein um, das voller Soldaten war, alles Feldgrau. In Andermatt wurde ich empfangen und erhielt ein Zimmer in einem Privathaus zugewiesen. Ich arbeitete im Büro. Die Offiziere musterten mich zu Beginn sehr misstrauisch, denn ich war ja sehr jung, und sie waren unsicher, ob ich ihnen überhaupt eine Hilfe sein könnte. Der FHD war ja damals noch ganz neu, und es gab viele Zweifel, ob sich die Frauen gut anstellen würden. Aber nach einer Woche waren diese Zweifel überwunden, und wir FHD wurden sehr gut aufgenommen.

Annemarie Spahr *1922 Wir FHD waren damals gar nicht gut angesehen. Es wurde immer auf uns hinabgeschaut, und wir wurden nicht sehr zuvorkommend behandelt. Es hiess, Frauen, die in den FHD gingen, suchten nur einen Mann. Das war die einzige Erklärung, die man dafür hatte. Aber es war eine sehr interessante Zeit. Da lernte man richtig grüssen und melden und alles Mögliche.

Madeleine Müller *1923 Ich war schon in der Schule der Meinung, es wäre doch auch für die Frauen und Mädchen eine Pflicht, etwas zu machen. Deshalb meldete ich mich zum FHD. Die Rekrutenschule machte ich in Morschach. Sie dauerte einen Monat, und wir mussten fast die ganze Zeit nur militärische Abkürzungen lernen. Zum Beispiel «Lt» für Leutnant, «Füs» für Füsilier, «Art» für Artillerie und so weiter. Das ist jedenfalls das, woran ich mich erinnere. Man bekam eine feldgrüne Armeischürze, das war alles. Eine Uniform hatten wir keine. Ich fand diese feldgrüne Schürze etwas trist, und deshalb steckte ich mir jeweils eine Margerite an die Schürze. Da sagten mir die Soldaten immer «Margritli». In der RS waren wir nur Frauen. Anfangs war es ein bisschen mühsam,

weil viele andere Frauen fanden, die, die in den FHD gehen, sind verdorben, die gingen nur wegen der Männer ins Militär. Dieses negative Image haftete noch lange am FHD.

Ich war administrative FHD. 1943 war ich bei der ersten Division dem Stab zugeteilt. Diesen Dienst machten wir in Gstaad im «Grand Hotel». Ich war dem Fourier zugeteilt und musste Lohnlisten und Lebensmittelbestellungen schreiben. Das war ganz lustig. Und vor allem wäre ich sonst ja nie nach Gstaad gekommen. Ich hatte ja kein Geld, um Ferien zu machen, und deshalb fand ich, es sei das Beste, wenn ich im Dienst in die Ferien ging. Wir FHD wohnten zu fünft miteinander in einem kleinen Einfamilienhäuschen. Hin und wieder kam eine meiner Kameradinnen zu mir und sagte: «Du, mich hat heute Abend ein Soldat zum Spazieren eingeladen. Schau doch mal nach, ob der verheiratet ist!» Ich hatte ja Zugriff auf die Personalunterlagen und schaute das dann für sie nach. Wenn ich dann sagte: «Doch, der ist verheiratet und hat zwei Kinder», meinte die andere: «Dann gehe ich nicht aus mit ihm, dann sage ich ihm ab!» Wir waren also gar nicht nur wegen der Soldaten dort und nicht so verdorben, wie alle vermuteten, sondern es ging eigentlich recht gesittet zu bei uns. Wenn dieser Soldat allerdings nicht verheiratet gewesen wäre, wäre das Interesse vermutlich schon da gewesen. Sonst hätten sie ja kaum gefragt, ob er verheiratet sei.

Weil ich dem Fourier zugeteilt war, hatte ich viel mit der Küche zu tun. Die hatten immer Freude an mir, und ich war überall das «Margritli». Manchmal stopften sie mir ein bisschen Armeeschokolade zu. Es gab so eine raue Armeeschokolade, die man fast nicht essen konnte. Aber damals war das ein Leckerbissen, weil man kaum andere Schokolade bekam. Am Samstag fuhren die Offiziere dann jeweils nach Hause. Sie mussten auf den Zug eilen und hatten manchmal keine Zeit mehr, ihr Dessert zu essen. Das bekamen dann wir FHD. Auch sonst ass der Stab im «Grand Hotel» sehr gut. Wir bekamen dasselbe Essen wie die Offiziere, aber sie assen in einem anderen Raum. Ausserdem bekamen die Soldaten bei der Rationierung ohnehin ein bisschen grössere Mengen zugeteilt als die Zivilbevölkerung. Ich konnte mich im Dienst also so richtig satt essen und mich erholen. Deshalb schätzte ich den Militärdienst sehr.

Das Verhältnis zwischen den Männern und den Frauen war sehr kameradschaftlich. Wir jassten oft, und manchmal machten wir auch zusammen eine Bergtour. Dann wollten wir FHD auch schiessen lernen und fragten, ob das möglich sei. Wir fanden, wenn wir schon im FHD waren, sollten wir das eigentlich auch können, nicht nur die Männer. Das gehörte doch einfach zur Verteidigung. Sie organisierten dann einen Schiesskurs für uns. Aber der kam erst

zustande, als meine Dienstzeit um war. Wenn es zu einem Einmarsch der Deutschen in die Schweiz gekommen wäre, hätte man sich ins Gebirge zurückgezogen, und es hätte einen Guerillakrieg gegeben. Da hätten wir Frauen auch mitgeholfen! In so einem Fall wäre ich schon froh gewesen, wenn ich hätte schießen können. Obwohl ich nicht weiss, ob ich dann wirklich geschossen hätte. Aber es wäre gut gewesen zu wissen, dass man es gekonnt hätte.

Elisabeth Pletscher *1908 Am Tag der Generalmobilmachung existierte bei uns im Kantonsspital Zürich von einem Tag auf den anderen plötzlich nur noch Militär. Bis zu diesem Zeitpunkt war der Chirurg unser Chef gewesen. Mit dem Kriegsausbruch wurde aber zu unserem grössten Erstaunen plötzlich der Gynäkologe zum Spitalleiter befördert, nur weil der im Militär Oberst war. Er erschien in Uniform und liess alle Angestellten reihum zu sich kommen und sagte: «Ab jetzt steht ihr unter Militärgesetz! Das heisst: Erstens werden alle freien Tage gestrichen, und zweitens seid ihr zu absolutem Gehorsam verpflichtet!» Wir waren von einer Minute auf die andere plötzlich wie in einer Kaserne. An unserer Arbeit änderte nichts, man konnte nur fast nicht mehr ausgehen.

Dieser neue Chef musste auch rekrutieren, und da hiess es, dass sich alle Krankenschwestern für den FHD melden sollten. Man rutschte da einfach rein. Man hätte schon sagen können: «Ich will nicht», oder: «Ich habe andere Verpflichtungen», aber wenn man das nicht tat, wurde man gemustert und erhielt ein Dienstbüchlein, in dem stand, man habe zur Verfügung des Kantonsspitals Zürich zu stehen.

Ursula Geiger *1919 Zuerst musste ich eine Rekrutenschule machen. Die ging gottlob nur zehn Tage, und dann war ich Soldatenmutter. Der Volksdienst schickte mich als Lehrmädchen in eine Soldatenstube nach Brugg. Dort zeigte mir eine sehr tüchtige Soldatenmutter, wie man mit all diesen Ersatzstoffen, die es damals gab, Wähen backen konnte. Wegen der Rationierung hatten wir viele Ersatzstoffe: Eipulver anstelle von richtigen Eiern. Mit diesem schrecklichen Eipulver und Milch machte man den Guss. Ich konnte diese Wähen nicht essen! Das Birchermüesli war auch nicht sehr gut. Es wurde auch mit Ersatzstoffen gemacht. Nur die Früchte waren frisch. Am Morgen kauften wir jeweils eine riesige Portion Früchte ein.

Die Soldatenstube in Brugg war in einem ehemaligen Schulhaus. Jeden Tag gingen da 200 Rekruten ein und aus. Alle folgenden Soldatenstuben, in denen ich war, waren Baracken, die speziell für die Soldaten hingestellt worden waren.

Nach der Lehrzeit in Brugg hatte ich eine solche Baracke in Baar. Sie stand auf dem Schulhausplatz unter den Kastanienbäumen. Dort war ich erstmals alleine Herr und Meister und fand das toll. Ich machte für die Soldaten Wähen, Kaffee und Birchermüesli. Für den Alkohol mussten sie in die Beiz, die Soldatenstube war alkoholfrei.

Hildi, die Tochter der Schulabwartin, kam immer wieder vorbei und sagte: «Komm, ich helfe dir ein bisschen abtrocknen oder Kuchen backen.» Wir waren ein gutes Team. Die Hildi hatte gern so viele Männer um sich herum. Sie hatte zwar schon einen Freund, der wurde dann eifersüchtig. Aber wir hatten es immer sehr lustig miteinander. Ich merkte oft gar nicht, wie viel ich eigentlich arbeitete. Neben dem Kochen mussten wir ja auch aufräumen, abwaschen, die Soldatenstube putzen, und abends mussten wir Buchhaltung machen. Ich war so beschäftigt mit dieser vielen Arbeit, dass ich abends ins Bett sank und nur noch schlafen wollte. Ich träumte von Kuchen und von Beeren, und am nächsten Morgen ging es wieder los. Es war unerbittlich.

Die Soldaten kamen jeweils nach dem Mittagessen in die Soldatenstube, um ihren Kaffee zu trinken und Wähe zu essen. Abends kamen sie dann auch. Dann assen sie vor allem Birchermus und tranken Most. Manchmal haben sie auch geasst. Aber vor allem die Rekruten kamen oft recht erschöpft von ihren langen Märschen zurück. Anschliessend mussten sie auch noch singen, und dann waren sie meist zu müde, um noch Spiele zu machen. Die sassen eigentlich nur schweigend am Tisch und assen.

Im Kino schaute ich mir einmal «Gilberte de Courgenay» an. Da sah ich, dass ich es sehr viel strenger hatte als Gilberte im Film. Als ich später in Däniken Pfarrfrau war, schlug ich in der Theatergruppe vor, wir könnten doch «Gilberte» spielen, weil mir dieser Film noch in bester Erinnerung war. Sie wollten aber nicht. Das war nach dem Krieg schon veraltet.

Nach dem Aufräumen des Mittagsgeschirrs ging ich häufig mit Hildi zum nahen Bächlein. Dort wollten wir alleine baden. Wir hatten es gar nicht gern, wenn die Soldaten gucken kamen. Wir wollten alleine sein. Es war ein grosses Bedürfnis, dann nicht von Männern bedrängt zu werden, sondern einfach alleine in diesem Bach sitzen zu können.

Ich hatte damals kaum Kontakt zu meiner Familie, ich hatte gar keine Zeit. Und ich wollte eigentlich auch gar nicht. Meine Schwester kam mich einmal besuchen. Sie war auch eine Zeit lang Soldatenmutter gewesen. Aber sie blieb nicht lange. Sie muss irgendein schlechtes Erlebnis mit einem Soldaten gehabt haben, von dem sie mir aber nie erzählt hat, bis heute nicht.

Liselotte Fugazza *1922

Ich war damals voller Feuer, voller Patriotismus. Das war damals allgemein die Atmosphäre dort oben am Gotthard. Wir Mädchen vom FHD hatten unsere Unterkunft in einem Hotel. Das war die Zeit, als die Bedrohung durch Deutschland sehr gross war und wir alle grosse Angst hatten. Damals war die Rede von deutschen Luftlandetruppen, die im Urserental herabkommen würden. Wir Mädchen hatten zwar keine Waffen, aber ein Messer hatten wir immer zur Hand. Wir waren sehr wehrhaft. Einmal sassen wir zusammen und machten ab, das wir uns mit unseren Messern gegen diese Luftlandetruppen verteidigen würden. Wir haben diesen Patriotismus wirklich gelebt. Wir hatten wirklich das Gefühl, wir seien da am rechten Ort, wir könnten hier etwas helfen.

Walter Edelmann *1923

Ich habe mich in Engelberg gestellt. Man musste dem Aushebungsoffizier sagen, wo man eingeteilt werden wollte. Er sagte zu mir: «Sie haben dreizehn Zentimeter zu wenig Brustumfang, Sie können wir nicht brauchen.» Das passte mir nicht, ich wäre gerne in die Rekrutenschule gegangen. Nach mir wäre ein Neffe des Generalstabschefs Wille an der Reihe gewesen. Als eigentlich der Neffe hätte hineingehen müssen, ging irrtümlich ein Rekrut aus Baden. Der Aushebungsoffizier sagte zu ihm – ohne aufzuschauen: «Gruss von ihrem Onkel. Sie haben dreizehn Zentimeter Brustumfang zu wenig, aber das macht nichts, sie kommen zur Artillerie, wie sie es gewünscht haben.» Da sagte der künftige Rekrut: «Es tut mir Leid, ich bin der Rösch.» So kam es aus, und Rösch erzählte es mir brühwarm. Der Neffe von Wille hatte genau so wenig Brustumfang wie ich, und der Chog kam ran, und ich wurde zurückgestellt. Da nahm ich alles Französisch zusammen, das ich konnte, und schickte dem General einen Brief, in dem ich fragte, was er in der Armee für eine Ordnung habe. Ich würde gerne Dienst tun, und ausgerechnet der Neffe von Wille komme ran. Irgendein Oberst aus dem Hauptquartier schrieb mir zurück, meine Einstellung sei zwar ehrenwert, aber was mit anderen passiere, gehe mich nichts an. Mit solchen Interventionen schade ich mir mehr, als dass ich mir nütze.

Margrit Brügger *1920

Kurz nach der Mobilisation tauchte bei uns in Bümpliz ein Haufen Soldaten auf. In Bümpliz bildeten sie damals die Nachrekrutierten aus, die Flabsoldaten. Die Flab, also die Fliegerabwehr, war damals eine neue Waffengattung, und da gruben sie diejenigen aus, die aus irgendeinem Grund bisher keinen Dienst getan hatten, und schauten, ob man sie nicht doch

noch brauchen könne. Das waren viele! Wir jungen Mädchen lachten jeweils ein bisschen über sie und nannten sie «Bundeskrüppel». Wir verspotteten überhaupt alle Männer, die nicht Dienst taten. Wir waren richtig grausam, wenn ich mir das heute so überlege. Wir dachten, die hätten sich gedrückt und wollten das Land nicht verteidigen.

Ralph Winkler *1915 Bei der Rekrutierung 1935 wurde ich für untauglich erklärt, weil ich seit meiner Kindheit Probleme mit meinem linken Bein hatte. Das mopste mich dannzumal ziemlich. Heute finde ich es blöd, dass mich das so ärgerte. Aber alle meine Kameraden waren im Militär, und ich war nicht dabei. Wenn einer damals untauglich war, nannte man ihn «Staatskrüppel», das ist ja schon ein diskriminierender Begriff. Eigentlich war ich ja seit meiner Jugend eher auf einer pazifistischen Linie. In Herisau, wo ich aufwuchs, stand eine Kaserne. Auf dem Weg zur Schule musste ich jeden Tag am Exerziergelände vorbeigehen. Dort sah ich, wie sie den Rekruten beibrachten, wie man einen Feind mit dem Bajonett umbringt: in den Körper reinstechen und dann wieder rausziehen. Ich fand, es sei nicht menschenwürdig, so miteinander umzugehen.

1940 wurde ich einem Hilfsdienst-Eisenbahndetachement zugeteilt. Wir mussten auf der Strecke Winterthur-Schaffhausen einen stärkeren Gleisunterbau machen, weil diese Linie elektrifiziert wurde und der bisherige Unterbau nicht mehr genügte. Weil ich zu Beginn des Krieges während fünf Monaten in Schweden auf Montage gewesen war, war das mein erster Dienst. Meine Kameraden waren schon zuvor eingezogen worden. Ich hätte dann als Nachzügler den Fahneid ablegen sollen, das war auch für die Leute vom Hilfsdienst Vorschrift. In der Eidesformel hiess es, man müsse den Vorgesetzten unbedingten Gehorsam leisten. Als ich das hörte, stutzte ich und dachte: Ja gopfriedstutz, wir haben Krieg und du weisst ja nicht, was noch alles kommt. Vielleicht befiehlt dir einmal der Vorgesetzte: Bring den und den um, oder mach dies und das kaputt. Ich fand, wenn ich einen Eid ablege, dann nur einen, den ich auch halten kann.

Wir waren etwa dreissig Nachzügler gewesen, die noch vereidigt werden mussten. Als man den Fahneid hätte ablegen sollen, erhob ich meine Hand halt nicht wie die anderen. Die Offiziere sahen das und winkten mich nach vorne. Ich wurde gefragt, warum ich meine Hand nicht erhoben hatte, und ich erklärte es ihnen. Daraufhin verlangten sie, dass ich den Eid jetzt noch ablegen sollte, sonst gehe das weiter ans Gericht. Ich verweigerte den Eid aber erneut. So ging der Fall ans Gericht, und ich bekam drei Monate Gefängnis unbedingt.

Die musste ich im Kanton Solothurn absitzen. Bei der Verhandlung sagten sie mir, ich bekäme wieder ein Aufgebot und müsse den Eid halt dann ablegen. Wenn ich mich wieder weigere, gingen sie schärfer vor. Dann war es so weit: Ich erhielt wieder ein Aufgebot. Vor der Vereidigung rief mich der Oberst, der die Vereidigung abnehmen sollte, in sein Büro. Wir redeten miteinander, und zuletzt sagte er zu mir, wenn ich den Eid ablegen wolle, solle ich zu den anderen auf den Hof. Wenn nicht, solle ich hier drinnen bleiben, bis die Vereidigung vorbei sei, aber dann müsse ich halt die Konsequenzen tragen. Ich blieb im Büro.

Nach Ende des Dienstes arbeitete ich wieder in einem kleineren Unternehmen. Ich war sehr unruhig, weil ich nie wusste, wann ich wieder in die Kiste musste. Es passierte aber nie etwas. Schliesslich wurde meine Unruhe so gross, dass ich bei der Gerichtskanzlei nachfragte, was jetzt mit meiner zweiten Verweigerung los sei. Ich bekam die Antwort, ihnen sei nichts von meiner zweiten Fahneneid-Verweigerung bekannt. Da dachte ich, dass sie nun auf mich aufmerksam werden würden, weil ich mich gemeldet hatte. Aber es passierte weiterhin nichts. Also fragte ich nochmals nach. Die Leute von der Gerichtskanzlei sagten mir, von sich aus würden sie nicht aktiv, es brauche dafür einen Antrag, und der sei nicht gekommen. Etwas später begegnete ich dem Feldweibel unserer Einheit. Der wusste Bescheid: Der Hauptmann und der Oberst hätten meinen Fall besprochen, und der Oberst habe gesagt: «Das ist nun einmal seine Einstellung, und vielleicht hat er ja Recht.» Es hat mich sehr gefreut, dass ein Oberst das sagen konnte.

Hans Wymann *1917 Als ich am 2. September 1939 einrückte, hatte ich das erste Mal ein ungutes Gefühl. Ich sah diese älteren Männer mit ihren Langgewehren einrücken. Da hatte ich schon Bedenken: Ob wir wohl würden standhalten können? Ich stellte dann fest, dass unser Bataillon, etwa 800 Mann, nur zwei Infanteriekanonen hatte. Da dachte ich: Jesses, was machen wir hier eigentlich? Wenn die Deutschen angreifen, werden wir wie junge Hunde zusammengeschossen. Selbstverständlich hätten wir gekämpft. Aber ich hatte schon gewisse Zweifel an der Ausbildung und der Ausrüstung. Ich schrieb dann einen Rapport an den Oberst, in dem ich fand, unsere Ausrüstung sei völlig unzureichend. Da stand ich zuerst als Defätist da. Aber dann wurde aufgerüstet. Es kamen noch und noch Infanteriekanonen, und jede Kompanie erhielt Abwehrgeschütze gegen Panzer. Wir hatten auch eine sehr intensive Ausbildung: Bataillonsgefechtsschiessen, Stosstrupps. Wir wurden an den Flammenwerfern

ausgebildet. Aus meiner bescheidenen Perspektive heraus würde ich sagen: Ab Mitte 1940, spätestens ab 1941 wären wir bereit gewesen. Wir wurden eine richtige Söldnertruppe. Wir waren so vertraut mit dem Kriegshandwerk und identifizierten uns so sehr damit, dass wir wirklich bestanden hätten.

Erwin Rehmann-Melzer *1921 Wir waren überzeugt, dass man sich wehren könnte und dass man alles einsetzen musste, was wir hatten, alle Waffen, alle Möglichkeiten, auch geographische, topographische Vorteile. Dass man gegen eine deutsche Armee ankommen könnte, glaubten wir nicht. Aber wir konnten verhindern, dass sie ohne einen Schuss abzugeben einmarschierten wie in Österreich und einen Umzug durch die Strassen machten und alle Einwohner dem Hitler zujubelten. Wir hatten den Eindruck, das dürfe nicht passieren. Wir hatten das Gefühl, es lohne sich, das Leben aufs Spiel zu setzen für die noch verbliebene Freiheit und Selbständigkeit. Wenn die Schweiz besetzt worden wäre, wären wir auf die deutsche Armee verteilt und nach Russland an die Front geschickt worden. Das war die Alternative.

Ralph Winkler *1915 Kurz vor Ende des Krieges, im Februar 1945, verweigerte ich dann schliesslich ganz. Ich konnte einfach nicht mehr so weitermachen. Die Kriegsfrage beschäftigte mich dermassen. Ich schrieb einen Brief, ich könne nicht mehr einrücken. Zehn Tage später wurde ich am Arbeitsplatz verhaftet und kam in Untersuchungshaft.

Der Untersuchungsrichter vermutete, als notorischer Dienstverweigerer müsse ich irgendwie an Egge ab haben. Deshalb überwies er mich für drei Wochen ins Burghölzli, zu einer psychiatrischen Begutachtung. Dort hatte ich es schöner als im Untersuchungsgefängnis. Ich konnte im Park umherspazieren und Besuche empfangen. Die Ärzte im Burghölzli dachten dann, sie müssten mir behilflich sein, dass ich von der Justiz nicht so hart angefasst würde. Deshalb schrieben sie, ich sei zum Zeitpunkt der Tat nur vermindert zurechnungsfähig gewesen.

Ich erhielt dann trotzdem nochmals drei Monate Gefängnis und ein Jahr Einstellung der bürgerlichen Ehrenfähigkeit. Das heisst, ich durfte nicht mehr wählen und stimmen und hätte kein Geschäft eröffnen dürfen. Die Haft musste ich im Bezirksgefängnis Zürich absitzen. Das war für mich fast wie in den Ferien. Die Behandlung war korrekt, das Essen war in Ordnung, und es hatte eine wunderbare Gefängnisbibliothek. Ich konnte dort Bücher lesen wie «Die Waffen nieder» und andere pazifistische Literatur.

Max Siegrist *1918

Die Stimmung im Militär war damals so: Man wusste, wenn die Deutschen kommen, dann wehren wir uns bis zum Letzten. Da brauchte es keine i.-August-Ansprache. Die Abneigung gegen den Nationalsozialismus war sehr stark und wuchs, je mehr Länder, unter die Knute der Nazis kamen. Deshalb waren wir auch so erbost darüber, dass die Brücken am Gotthard erst 1941 mit Sprengstoff geladen wurden. Vorher hätte man mit einem Bataillon Fallschirmjäger über Nacht die ganze Gotthard-Bahn in den Sack stecken können! Erst im Februar 1941, kurz bevor die Deutschen in Russland einmarschierten, erhielt unsere Kompanie den Befehl, die Brücken mit Sprengsätzen zu versehen. Warum man so lange damit gewartet hat? Das ist eine der Sachen, die mir unerklärlich sind.

Ralph Winkler *1915

In der Öffentlichkeit hatte man als Verweigerer einen schlechten Ruf. Man galt schon fast als Landesverräter. Die meisten Leute dachten damals, wenn wir keine Armee hätten, würde Hitler sofort kommen. Das habe ich nie geglaubt. Ich war ja in der Maschinenindustrie tätig und habe mitbekommen, was lief. Alle Schweizer Grossbetriebe haben Rüstungsgüter für Hitler hergestellt.

Das Militär veröffentlichte einmal eine Statistik über die Militärdienstverweigerer. Darin stand, wie viele Verweigerer es vor dem Krieg gegeben hatte und wie viele während des Krieges. In dieser Statistik hiess es, im Jahre 1945 habe es null Verweigerer gegeben, dabei hatte ich in diesem Jahr verweigert. Immer, wenn diese Statistik in der Zeitung erwähnt wurde, wehrte ich mich und schrieb einen Leserbrief, diese Zahl sei verlogen. Einmal war ich in Zürich an einem Vortrag eines Pressesprechers des Militärdepartements, und der kam wieder mit dieser Zahl. Ich meldete mich in der anschliessenden Diskussion und sagte, ich sei diese Null von 1945. Da wurde er sehr verlegen. Ein Journalist ging dem später nach. Dann hiess es plötzlich vonseiten des Militärs, es sei ein Irrtum passiert, 1945 seien es zehn Verweigerer gewesen, als ob ihnen irgendwie die Eins vor der Null verloren gegangen wäre. Da wusste ich, was man von solchen Statistiken zu halten hatte.

Max Siegrist *1918

Im Militär wurde damals viel getrunken. Und immer, wenn einer besoffen in die Unterkunft kam, hiess es: «Kotz doch dem Siegrist auf die Wolldecke!» Das war schlimm. Warum sie das sagten? Weil ich als Einziger abstinent war. Im Oktober 1941 bauten wir eine Strasse auf der Gotthard-Südseite. Als die Mittagsverpflegung kam, war die Kochkiste mit einem Ge-

tränk gefüllt, das halb aus Tee, halb aus Rotwein bestand. Da brüllten diese primitiven Typen natürlich Hurra. Ich fragte: «Wo ist der Tee? Ich will Tee, keinen Wein!» – «Ja, wegen dir allein bringen wir nicht extra eine zweite Kochkiste!» Also ging ich noch am selben Tag zum Hauptmann und verlangte eine dienstliche Unterredung. Ich machte ihn darauf aufmerksam, dass gemäss Befehl der General-Adjutantur der Ausschank von Alkohol während der Dienstzeit streng untersagt war: «Wenn das noch einmal vorkommt, werde ich den General-Adjutanten darüber informieren. Einerseits frankiert mit ziviler Post und andererseits auf dem Dienstweg. Der Brief, den ich mit der Post schicke, kommt sicher an!»

Was machte dieser Herr am Hauptverlesen? Er sagte: «Der Sapeur Siegrist hat mich darauf aufmerksam gemacht, dass es nicht statthaft ist, Etatmittel für Alkoholika auszugeben, und dass er das anzeigen werde, wenn es noch einmal vorkommt. Ihr müsst euch also bei ihm bedanken, wenn es keinen Wein mehr gibt!» Können Sie sich vorstellen, wie das nachher zu- und herging? Der Feldweibel zum Beispiel war ein kompletter Alkoholiker. Eine Zeit lang war das die reine Hölle! Aber ich konnte mich wehren.

Unsere erste Soldatenweihnacht ging komplett in die Hosen. Es gab eine blöde Sauferei, und niemand war zufrieden. Vor der zweiten Soldatenweihnacht ging ich zum Hauptmann und sagte: «Ich mache ihnen eine Schnitzelbank, die ungefähr eine Stunde dauert. Dazu brauche ich ein wenig Geld und etwas Papier und Farbe, um Plakate zu machen.» Von da an war ich dann plötzlich der glatte Siech, der die ganze Kompanie unterhalten konnte. Ehrlich gesagt, alle, die heute vom Aktivdienst als heroischer Zeit erzählen, sind meines Erachtens arme Kerle.

Max Bosshard *1920 Ich bin auch heute noch Antimilitarist: Ich finde Militär etwas Blödes, ich kann mich nicht fürs Militär begeistern, aber in der Zeit, als Hitler Frankreich in drei Wochen erledigte, musste ich mir sagen: Wir müssen uns wehren, und wenn wir uns wehren wollen, kann das nur die Armee tun. Deshalb war ich hundertprozentig für die Armee. Damals war das die einzige Möglichkeit, uns zu verteidigen, und ich bin auch heute noch davon überzeugt, dass die Armee einen wesentlichen Anteil daran hatte, dass uns Hitler nicht überfallen hat.

Ich bin auch heute noch Pazifist, mir wäre lieber, es bräuchte keine Armee. Darüber kann man heute auch diskutieren. Die heutige Generation soll selber entscheiden, wie sie es mit der Armee halten möchte. Die Lage ist nicht mehr die gleiche wie damals.

«Der deutsche Konsul hat alle meine Papiere verbrannt»

Hariett Hurych, Ich wurde am 3. März 1913 in Davos geboren.
geboren 1913, Schneiderin in Davos Meine Mutter stammte aus dem Rheinland und war als Gesellschafterin nach Davos gekommen, mein Vater war Tscheche. Sein Vater hatte in der

Tschechei ein Pelz- und Schneidergeschäft besessen. Nach seinem Tod musste das Erbe zwischen neun Geschwistern aufgeteilt werden, und so hätte Vater das Geschäft nur als Angestellter führen können. Das wollte er aber nicht, deshalb wurde das Geschäft verkauft, und er reiste mit seinem Anteil nach England, Frankreich, Deutschland und kam schliesslich in die Schweiz. Ein deutscher Geschäftsmann, der in Davos ein grosses Herrcnmodegeschäft besass, suchte einen Zuschneider und Geschäftsführer. Papa bewarb sich um diesen Posten und bekam ihn. Das Geschäft lief sehr gut; manchmal hatten sie bis zu fünfzig Arbeiter. In der Pension, wo mein Vater wohnte, lernte er meine Mutter kennen. Er begrub seinen Plan, nach Amerika auszuwandern, und bat sie um ihre Hand. Da sie noch nicht volljährig war, mussten sie erst ihren Vater fragen. Sie kam aus sehr gutem Hause: Ihr Vater besass eine Ziegeleifabrik und ein grosses Gut. Das junge Paar bekam die Einwilligung sofort, denn die beiden Herren verstanden sich prächtig. Nach einer stillen Trauung in Davos fuhren sie nach Spanien auf Hochzeitsreise.

Als ich auf die Welt kam, zogen wir in die Villa Surselva. Wir hatten viel Besuch, auch aus der Tschechei. Es ging bei uns oft zu und her wie in einem Bienenhaus. Meine Mutter kochte sehr gerne, und wenn jemand kam, stellte man einfach einen Teller mehr auf den Tisch. Papa bestand darauf, dass sie Englisch und Französisch lernte, denn er fand, das müsse man in Davos einfach können. Die Feriengäste waren praktisch alles Sanatoriumsgäste, Davos war ein ausgesprochener Lungenkurort. Viele der heutigen Hotels waren damals Sanatorien. Und da kamen die reichen Tschechen, Chinesen und Russen. Drei Viertel der Bewohner von Davos waren allerdings Deutsche. Viele von ihnen heirateten

Hariett Hurych mit dem tschechischen Schneidergesellen-Ausweis ihres Vaters.

Schweizerinnen und liessen sich später einbürgern. Papa kam seine Vielsprachigkeit sehr zugute. Sein Chef, Herr Kraatz, sprach nur Deutsch und war froh, dass Vater mit allen reden konnte. Papa verdiente gut, musste aber auch sehr viel arbeiten. Meine Mutter reklamierte oft: «Ich sehe dich um Mitternacht im Bett, und morgens um acht gehst du wieder. Mach dich doch selbständig!» Sie war sicher, dass Kraatz eines Tages verkaufen würde, denn sein Sohn studierte Zahnmedizin, und seine Töchter heirateten Lehrer aus dem Friedricianum, der deutschen Schule in Davos. Aber Papa sagte: «Kraatz hat mir versprochen, dass ich als Erster das Angebot bekomme, falls er das Geschäft verkauft.»

Das Verhältnis zwischen Kraatz und Papa war allerdings nicht ganz ungetrübt. Ein Beispiel: Als Papa eines Mittags gerade nach Hause wollte, kam ein einfach gekleideter Mann ins Geschäft und sagte, er verkaufe Stoffe. Ob mein Vater nicht ein paar Muster anschauen wolle, er habe bisher noch gar keine Geschäfte gemacht. Papa sagte: «Kommen Sie um halb zwei wieder!» Auf dem Heimweg sah Papa den Mann auf einer Mauer sitzen und an einem Stück Brot kauen. Papa winkte und sagte: «Kommen Sie mit mir nach Hause, dann können wir dieses Geschäft beim Essen besprechen. So gewinnen wir beide Zeit. Und Zeit ist Geld!» Der Vertreter, ein Herr Dreymann, kam mit, und beim Essen machte es den Anschein, als habe er schon eine Ewigkeit keine richtige Mahlzeit mehr bekommen. Dann schaute sich Papa die Stoffe an. Sie waren sehr schön, vorwiegend Smoking- und Sportstoffe, und er sagte: «Gut, ich bestelle und mache auch eine Anzahlung. Aber die Stoffe müssen tadellos sein!» Zurück im Geschäft, erzählte er Kraatz davon, und als dieser den Namen des Vertreters hörte, rief er: «Was fällt Ihnen ein! Das ist ein Jude, und ich kaufe nicht von Juden!» Da wurde Papa wütend: «Ich habe auch nicht gefragt, ob Sie Jude sind, als ich diese Stelle angenommen habe! Und wenn er uns Stoffe von so guter Qualität liefert wie die Muster, können Sie sich von Kraatz nennen!» Kurz und gut, die Stoffe kamen und waren fantastisch, und Kraatz musste zugeben, dass er noch nie so viele so ausgesuchte Stoffe bekommen hatte wie von diesem Dreymann.

Ein anderes Mal kam es zu einem schlimmeren Streit: Eine Frau brachte einen Anzug ins Geschäft und fragte, ob man ihn noch flicken könne. Es sei der einzige Anzug ihres Mannes, und sie hätten einfach kein Geld für einen neuen. Vater schaute ihn an und dachte sich, der sei eigentlich reif für den Abfall. Aber dann sagte er: «Regen Sie sich nicht auf. Wir flicken ihn.» Er gab ihn ins Schneideratelier und sagte, man solle ihn an Kragen und Ärmeln mit Leder abfassen und neu füttern. Die Arbeitszeit sollten die Arbeiter verteilt auf andere Rech-

nungen aufschreiben: «Diese Frau bezahlt nichts. Die hat selber nichts mehr.» Er verstand sich mit seinen Arbeitern sehr gut, denn er hatte dafür gesorgt, dass Kraatz ihnen den Lohn pünktlich bezahlte. Als Kraatz den Anzug sah, schimpfte er: «Wir sind kein Trödelladen!» Da wurde mein Vater so wütend, dass er sagte: «Ich kündige, ich habe die Nase voll!» Am Abend erzählte er es Mutter, und mein Bruder und ich sassen auch am Tisch und hörten zu. Dann, spät am Abend, klingelte es plötzlich bei uns an der Türe, und es wurden Blumen für Mutter gebracht. Von Kraatz. Er möchte sich entschuldigen, er habe ein bisschen die Nerven verloren. Da sagte Mutter wieder: «Mach dich selbständig! Der hat ja die Hosen voll, wenn du gehst. Dann kann er zumachen!»

Als die Frau den Anzug wieder abholte, stellte sie sich als Frau Gustloff vor. Sie war begeistert von der Arbeit, fragte aber: «Wie soll ich das bezahlen?» Papa entgegnete: «Hören Sie, meine gute Frau, vergessen Sie die Rechnung! Aber wenn Sie einmal zu Geld kommen, kommen Sie wieder.» Sie bedankte sich mehrmals und ging.

Schliesslich verkaufte Kraatz das Geschäft tatsächlich, und zwar als meine Eltern in Prag in den Ferien waren. An Burger-Kehl in Zürich, den heutigen PKZ. Papa verkaufte er quasi mit, denn Burger-Kehl wollte nur unter der Bedingung kaufen, dass er blieb. Der bleibe schon, meinte Kraatz, der habe ja Familie. Die verliessen sich auf sein Wort, und als Papa wieder nach Hause kam, lag da der Bescheid. Er ging gar nicht mehr ins Geschäft. Ein paar Tage später kam einer von Burger-Kehl, und es gab eine Auseinandersetzung. Papa sagte: «Sie müssen mich doch fragen! Sie können mich doch nicht wie einen Ballen Stoff mitkaufen!» Burger-Kehl machte ihm eine sehr noble Offerte, aber Papa wollte nicht mehr und beschloss, sich selbständig zu machen. Da wäre es Mutter nun doch lieber gewesen, er hätte die Stelle angenommen, denn sie fand, Papa sei mit gut fünfzig ein bisschen zu alt, um ganz von vorne anzufangen.

Vater eröffnete aber sein eigenes Geschäft. Er benachrichtigte Herrn Dreyman, und der kam und sagte: «Ich gebe ihnen Kredit. Sie können so viel Stoff bestellen, wie Sie wollen, denn dank Ihrer Anzahlung habe ich damals wieder Boden unter die Füsse bekommen.» Dreyman gab ihm ausserdem die Garantie, dass er die Sportstoffe, die er Vater verkaufte, keinem anderen in Graubünden anbieten werde. Damals begann der Sporttourismus aufzukommen. Vater stellte zwei Arbeiter an, und ich arbeitete auch da, als Schneiderin. Die Lehre hatte ich in Zürich gemacht.

Nun bekamen wir es wieder mit den Gustloffs zu tun. Sie waren 1917 ge-

sundheitshalber nach Davos gekommen, und hatten zuerst fast nichts zum Leben. Er schlug sich mit Gelegenheitsarbeiten und als Billettverkäufer durch. Doch der deutsche Verein in Davos unterstützte ihn auf alle Arten, und so kam er zu den Nazis. Schon bald wurde er Ortsgruppenleiter der NSDAP in Davos und zog Anfang der Dreissigerjahre in eine Wohnung in den Blauen Häusern, eine der teuersten Wohnlagen von Davos. Plötzlich war er ein gemachter Mann.

Eines Tages kamen er und seine Frau in unser Geschäft. Als sie Papa sah, stutzte sie kurz. Dann sagte sie: «Mein Mann braucht einen Smoking und Breeches.» Reithosen, wie man sie früher zu den hohen Stiefeln trug. Papa zeigte also Sachen, und es konnte Gustloff nicht fein genug sein. Sie sass da und sagte nichts. Papa nahm Mass, und schliesslich sagte Gustloff sehr von oben herab, zur Anprobe des Anzugs müsse Papa zu ihm nach Hause kommen. Ich dachte: «Der tut jetzt auf einmal vornehm!» Papa antwortete: «Tut mir Leid. Ich habe keinen Ausläufer, der mir die Sachen nachträgt. Ich kann nicht kommen.» Dabei schaute er Frau Gustloff an und nickte ihr zu, als wollte er sagen: Wir zwei kennen uns. Ich hätte ihn umarmen können! Gustloff erwiderte: «Dann lassen Sie es eben sein!» Ging bis zur Türe, dort drehte er sich um und sagte: «Wann kann ich zur Anprobe kommen? Meine Zeit ist begrenzt!» Papa antwortete: «Meine auch, Herr Gustloff!» Dann nannte er einen Termin. «Aber seien Sie pünktlich!» Das sagte er sonst nie zu jemandem. Nie. Bei uns war der Kunde König. Gustloff sagte, er werde schon pünktlich sein, und sie rauschten ab. Ich hielt ihnen die Türe auf, und als Frau Gustloff hindurchging, sagte ich zu ihr: «Sie kennen doch meinen Vater?» – «Ja!» Und weg waren sie. Dafür gab mir Papa dann beinahe eine Ohrfeige. Ich sagte: «Die soll nicht so tun, als ob sie alles vergessen hat!» Er antwortete: «Das geht dich nichts an!»

Bei der Anprobe liess er sich schliesslich herab und sagte: «Ja, der Smoking sitzt.» Er war es ja gewohnt! Der Smoking sitzt! Diese Rechnung wurde bezahlt. Aber dann kam er noch einmal und wollte einen Sportanzug. Er bekam ihn. Doch nach drei Monaten sah ich, dass er immer noch nicht bezahlt war. Ich sagte mir: Dieses Geld gehe ich holen! Ich schrieb die Rechnung, ging zu Gustloff, und als ich eben klingeln wollte, öffnete sich die Türe, und Polizeikommissar Badrutt trat heraus und verabschiedete sich überschwänglich von Gustloff. Beinahe hätten sie sich noch umarmt. Schliesslich drehte sich Badrutt um, erblickte mich und bekam einen knallroten Kopf. Schnell sagte er: «Das war nur geschäftlich!», und ging. Ich zeigte Gustloff die Rechnung. Er sagte, ich solle sie seiner Frau geben, und liess mich stehen. Seine Frau blaffte mich an, sie zahle, wann sie es für richtig befinde. Ich antwortete: «Nein, ich bleibe da, ich will die-

ses Geld.» Da schlug sie mir einfach die Türe vor der Nase zu, und nach fünf Minuten bin ich halt gegangen, ins Rathaus, direkt zu Badrutt: «Entweder bezahlt Frau Gustloff diese Rechnung, oder ich lasse sie betreiben, das können Sie ihr ausrichten. Sie sind ja mit Gustloff befreundet.» Er sei nicht befreundet mit ihm, und ich solle mich hüten, sagte er. «Einen Gustloff betreibt man nicht!» Zu Hause sagte ich Papa: «Ich habe kein Geld bekommen.» Er meinte, er schicke meinen Bruder Kari, da würden sie dann schon bezahlen. Zwei Tage darauf schickten sie das Geld jedoch freiwillig, mit ihrem Mädchen. Diese meinte: «Frau Gustloff hat gesagt, sie komme nicht mehr zu euch!» Ich antwortete: «Tun Sie mir einen Gefallen: Ich nähe Ihnen gratis mal ein Röckchen, wenn sie einen Stoff haben, aber sagen Sie ihr, wir wollen sie auch nicht mehr sehen!» Ob sie das gemacht hat, weiss ich nicht. Sie hat Davos verlassen, und ich habe sie nie mehr getroffen.

Das Verhältnis zwischen den Deutschen und den Schweizern in Davos war recht gespalten. Es gab Leute, die hatten die Nase voll von den Nazis. Aber sehr viele sahen halt, wie die Deutschen vorwärts kamen. Da hielt man den Mund. Ich hatte einige Schweizer Kunden, die sagten zu mir: «Wir haben das Hakenkreuz auch zu Hause. Man weiss ja nie, was noch kommt.» Manche trugen Hakenkreuzabzeichen unter dem Revers der Jacke. Vom Ersten Weltkrieg her waren sehr viele Deutsche in Davos. Sie waren als Internierte gekommen, und obwohl viele sich hatten einbürgern lassen, waren sie halt trotzdem für die Deutschen. Gingen an die deutschen Veranstaltungen und schickten die Kinder in die deutsche Schule. Man wusste oft nicht: Wer ist ein Nazi und wer nicht? Und öffentlich das Maul aufreissen war nicht gut. Vor allem die Geschäftsleute mussten schweigen, sonst hiess es sofort: Kauft nicht mehr bei dem, der ist gegen die Deutschen.

1934, kurz vor meinem 21. Geburtstag, starb meine Mutter an einer Lungenentzündung. Und damals starb auch Papa. Innerlich. Statt ins Geschäft ging er auf den Friedhof. Ein Arbeiter kam und fragte: «Was ist los? Das Geschäft ist zu!» – «Aber er ist doch heute Morgen um acht Uhr gegangen?» Als er nach Hause kam, sagte Papa: «Ich bin müde», und ging ins Schlafzimmer. So ging das. Ich sagte den Arbeitern: «Das hat keinen Wert. Wir schliessen das Geschäft.» Und schliesslich erlitt Papa einen Hirnschlag. Als er sich wieder etwas erholt hatte, sagte ich: «Papa, jetzt verkaufen wir das Geschäft. Du kannst nicht mehr recht gehen, du bleibst zu Hause.» Früher hatte er am Sonntag sehr gerne gekocht. Also sagte ich: «Du kochst, und ich arbeite weiter.» Er lebte, aber

irgendwie realisierte er gar nicht, dass wir das Geschäft nicht mehr hatten. Am Abend erzählte er mir sehr viel von früher. Am Samstag gingen wir zusammen einkaufen, und er trug mir die Tasche. Er war halt immer noch ein Gentleman. Und ich sparte die ganze Woche, um ihn anschliessend ins Café «Schneider» einladen zu können. Das war *das* Café in Davos. Die Schneiders gehörten dann auch zu meiner ersten eigenen Kundschaft.

Das Café «Schneider» stand damals auf der schwarzen Liste der Deutschen. Herr Schneider sagte: «Bei mir kann jeder Kaffee trinken kommen, solange er sich anständig aufführt.» Wenn die Nazis beim Hereinkommen «Heil Hitler!» riefen, bemerkte er: «Hier sagt man Grüezi!» Und wenn sie sich eklig aufführten, sagte er: «Das dulde ich nicht!» Einmal, als ich mich gerade an einen Tisch setzen wollte, packte mich Herr Schneider im letzten Moment, sonst wäre ich zu Boden gefallen: Ein junger Deutscher hatte mir den Stuhl weggezogen, buchstäblich unter dem Füdl weg. Als Herr Schneider schimpfte, sagte dieser Deutsche, es sei gut, wenn Hitler komme. Der schaffe dann Ordnung. Darauf Herr Schneider: «Hier bin ich der Herr, und hier mache ich Ordnung. Raus mit euch!» Da hiess es, die Nazis seien nicht erwünscht im «Schneider», und das Café kam auf ihre schwarze Liste. Dafür gingen nun viele Einheimische, die das «Schneider» vorher zu nobel gefunden hatten, extra dorthin.

1938 war ich einmal bei Frau Schneider zur Anprobe. Sie spendierte mir jeweils einen Kaffee und ein Stückli, und so ging ich ins Café. Da setzte sich ein junger Mann zu mir und fragte mich, ob ich hier zu Gast sei. Nein, ich sei einheimisch, erwiderte ich. Er sei als Gast da und komme sich sehr verloren vor. Ich wunderte mich: «Sie als Deutscher, da verloren? Das gibts doch nicht!» – «Doch. Wissen Sie, alle die Nazis hier – nein danke!» Wir redeten noch ein bisschen miteinander, dann kam Rosita Schneider und brachte mir einen Bund alte Zeitungen. «Was machen Sie denn damit?», fragte er. «Wissen Sie, ich habe einen kranken Pa zu Hause. Der kann nicht mehr ausgehen, und da liest er halt diese Zeitungen.» Er fragte, ob er mich wieder einmal sehen könne, aber ich sagte Nein und ging nach Hause.

Ein paar Tage später traf ich ihn per Zufall wieder. Wir unterhielten uns, und dann begleitete er mich ein Stück, bis ich sagte: «Hören Sie, jetzt gehe ich alleine weiter. Vielleicht sehen wir uns ja sonst einmal wieder.» Tags darauf klingelte es, und da stand der vor der Türe, mit einem Bund Zeitungen im Arm und lachte mich an. Ich war so platt, dass ich sagte: «Dann kommen Sie halt herein!» Papa und ich hatten gerade Kaffee getrunken, und ich zitierte ihn in die Küche, um ihn vorzustellen. «Ich weiss nicht einmal, wie Sie heissen!» – «Richard Baa-

cke.» Kurz und gut, die zwei unterhielten sich den ganzen Nachmittag. Ich ging ins Atelier, und als ich um sechs Uhr zurückkam, war Richard immer noch da. Er sagte, er müsse jetzt gehen, aber er komme am nächsten Tag wieder. Ich fand: «Das geht nicht.» Aber Papa sagte: «Ach, doch!»

Er kam also immer wieder. Und erzählte uns auch ein bisschen über sich: Er studierte Rechtswissenschaften, und sein Vater war einer der Direktoren der IG Farben. In den nächsten Tagen sollte seine Schwester mit einem hohen SS-Offizier Hochzeit halten. Er jedoch wollte mit den Nazis nichts zu tun haben. Und noch dazu war der Vater seiner Verlobten ein Kommunist. Richard war das schwarze Schaf der Familie, und bei dieser Hochzeit wollten sie ihn nicht dabei haben. Deshalb hatte man ihn zur Kur nach Davos abgeschoben. Er litt ein wenig an Asthma, doch das hätte man geradeso gut in Deutschland kurieren können. Richard zeigte mir Fotos von seiner Schwester und ihrem Zukünftigen. Ein herziges, feines Mädchen und ein Nazi, wie er im Bucho steht. Ich sagte: «Mit dem hat sie nichts zu lachen!» Er seufzte: «Ach, sagen Sie nichts!»

Eines Tages fragte mich Richard, ob ich Herrn Tietz kenne. Tietz war Deutscher und besaß eine Papeterie an der Promenade. Er war im Ersten Weltkrieg als Internierter nach Davos gekommen und hatte ganz klein angefangen. Als die Nazis kamen, kauften die alle bei ihm ein, und er konnte sein Geschäft vergrößern. Er war einer der Ersten von Gustloffs Mitläufern gewesen und spionierte für ihn. Richard erzählte, er sei bei Tietz im Laden gewesen, und der habe ihn gefragt, ob er eigentlich keinen anderen Umgang haben könne als mit diesen Tschechen. Es gebe doch genug Deutsche in Davos. Er habe ihn richtiggehend gewarnt. Papa hatte schon so etwas befürchtet und zu Richard gesagt: «Damit Sie im Klaren sind: Ich bin Tscheche. Meine Frau war Deutsche. Nur, damit Sie es wissen.» Richard hatte geantwortet, das sei ihm egal. Er erzählte mir, zu einem der Coiffeure gehe er auch nicht mehr, der habe ebenfalls bemäkelt, dass er mit Tschechen verkehre. Ich sagte: «Man könnte meinen, wir hätten den Ausatz!», und ich bat Richard, Vater nichts davon zu erzählen, denn der nahm sich das sehr zu Herzen und regte sich auf. «Ich habe mich auch aufgeregt!», sagte Richard.

Einmal kam er ganz verstört und sagte, er müsse mit mir reden. Der deutsche Konsul habe seinen Pass eingezogen, und er müsse innert acht Tagen nach Deutschland zurückkehren. Der Konsul habe ihm vorgeworfen, dass er mit uns verkehre und dass er nicht an die deutschen Versammlungen gehe. Ich bat ihn: «Sagen Sie Papa nicht, dass es wegen uns ist!» Er versprach es und sagte, er

werde mir schreiben. Kurz darauf bekam ich eine Karte: Er sei gut gereist, fühle sich aber nicht wohl. Dann hörte ich einen Monat lang nichts. Papa vermisste ihn unheimlich. Da schrieb ich seinen Eltern. Wir würden uns Sorgen machen. Richard habe mit uns verkehrt, und wir hätten ihn sehr gerne gehabt, und wären ihnen dankbar, wenn sie uns schreiben würden, wie es ihm gehe. Nach einer Weile kam ein Brief von seiner Mutter. Darin hiess es, ich möchte darauf Rücksicht nehmen, dass sie Deutsche seien und wir Tschechen. Sie hätte seinen Umgang mit uns nicht gebilligt, und wir möchten uns bitte diskret verhalten und nicht mehr schreiben. Weitere Briefe werde sie ungelesen retournieren. «Und das schreibe ich Ihnen auch im Sinne von Richard», schloss sie. Ich sagte Papa nichts davon, sondern schrieb zurück: «Ich möchte gerne, dass Richard mir das bestätigt.» Er sei immerhin ein gutes halbes Jahr bei uns ein und aus gegangen. Ich hörte nichts mehr.

Kaum war der Krieg dann aber zu Ende, bekam ich einen jammervollen Brief von Frau Baacke: Es gehe ihnen sehr schlecht. Man habe ihren Mann abgeholt, obwohl er bei den Nazis nur mitgemacht habe, weil er nicht anders gekonnt habe, und ihr Schwiegersohn sei davongelaufen und habe ihre Tochter mit dem Kind sitzen lassen. Nun habe sie zufällig meine Adresse in die Finger bekommen und sich erinnert, dass Richard viel von uns erzählt habe. Sie hätten Mangel an diesem und jenem und wären wahnsinnig froh und dankbar, wenn man Menschlichkeit walten liesse. Menschlichkeit! Und ihnen Kaffee, Nadeln, Unterwäsche und so weiter schicken würde. Wir seien in der Schweiz ja sehr gut versorgt. Die reiche Schweiz. Da war ich dann wieder gut genug! Furchtbar zornig schrieb ich ihr zurück, ich hätte ihren Brief bekommen und sei sogar bereit, ihr durch das Rote Kreuz ein Paket zu schicken, aber nur, wenn ich von Richard direkt hören würde. «Ich warte immer noch auf einen Brief von Richard.» Ich habe nie mehr etwas gehört.

So wie Richard ist es vielen jungen Deutschen in Davos ergangen. Wenn sie nicht parierten, sorgten Leute wie Tietz dafür, dass sie nach Deutschland und in den Krieg mussten, selbst wenn sie in Davos geboren waren. Die wurden dann einfach von Polizeikommissar Badrutt ausgewiesen.

Anfang 1939 starb Papa. Mit meiner eigenen Schneiderei hatte ich einigermaßen ein Auskommen. Kari, der damals in St. Gallen als Koch arbeitete, gab auch etwas ab, damit wir die Miete bezahlen konnten. 160 Franken. Das war eine hohe Miete! Viele fanden: Was braucht die eine so grosse Wohnung? Die kann doch ein Zimmer nehmen und dort schneiden. Aber ich sagte: «Ich brauche ein

Probierzimmer und ein Schlafzimmer. Ich will eine Stube, und wenn mein Bruder kommt, soll er auch ein Zimmer haben.» Und schliesslich musste *ich* die Wohnung ja bezahlen. Zuerst wollte ich ein Zimmer an meine Arbeiterin Fanny vermieten. Doch dann fand ich, sie solle ihre Freiheit haben und nicht auch noch bei ihrer Arbeitgeberin wohnen müssen. Das Zimmer vermietete ich an den Magaziner des Gemüsegeschäftes unseres Nachbarn. Das fanden die Leute natürlich erst recht ungehörig. Da hätte ich als alleinstehende Frau ein Zimmer an eine Arbeiterin vermieten können, und stattdessen nahm in einen Mann ins Haus! Ernst Rudolf hiess er, und kam aus St.Margrethen. Fanny kam abends oft noch zu mir herüber, um etwas für sich zu nähen. Ernst setzte sich dann dazu, und wir plauderten. Und die beiden neckten sich die ganze Zeit.

Im selben Jahr reiste ich zu meinen Verwandten nach Deutschland, denn ich hatte von Mutter Land geerbt. Das wollte ich anschauen und anschliessend verkaufen, um meine Einbürgerung bezahlen zu können. Zu Fanny und meinem Zimmerherrn sagte ich: «Ihr zwei passt auf die Katze auf. Ich bin in drei Wochen wieder da.» Ich reiste mit meinem damals noch gültigen tschechischen Pass. In Basel musste ich den Zug wechseln und den Zoll passieren. Als ein anderer Schweizer meinen Pass sah, sagte er: «Sie haben Courage!» Im neuen Zug setzte ich mich in ein Abteil zu zwei deutschen Herren. Jüdische Geschäftsleute, wie sich später herausstellte. Wir unterhielten uns sehr nett. Kurz nach der Grenze stieg ein junger deutscher Offizier ein, und plötzlich gingen die beiden älteren Herren auf Distanz. Schliesslich sagte ich, ich wolle einen Kaffee trinken gehen, und der Offizier schloss sich mir an. Als wir zurückkamen, hatten die beiden ihr Gepäck herab genommen und waren offenbar am Umsteigen. Ich fragte: «Müssen Sie raus?», und sie antworteten: «Jaja.» Eine halbe Stunde später ging ich zur Toilette und sah sie in einem anderen Abteil sitzen. Ich trat hinein und fragte: «Warum haben Sie das Abteil gewechselt? Bin ich Ihnen lästig geworden?» Der eine rief: «Um Gottes willen, denken Sie das nicht!» Und der andere sagte: «Wir sind Juden.» Ich entgegnete: «Ja und? Das interessiert mich doch nicht! Und dieser Offizier ist doch ein harmloser, netter Kerl.» – «Wir sind lieber unter uns», erklärten sie. Ich kehrte in mein Abteil zurück.

Der Offizier fragte mich, wo ich hinfahre. Nach Köln? Da müsse er auch hin. Ob ich ihm meine Adresse geben würde? Ich lachte und sagte Nein. In Köln holte mich ein Cousin ab, und ich verabschiedete mich von dem jungen Mann. Wir fuhren nach Gut Gürzenich bei Düren, wo meine Verwandten lebten. Es war eine sehr grosse Familie, und mit den älteren Tanten und Onkeln kam ich sehr gut aus. Mit den jüngeren war es schwieriger. Die waren alle bei

den Nazis und fanden: «Du könntest dich eigentlich auch zu deinem Deutschtum bekennen! Du bist doch eine Deutsche.» Ich entgegnete: «Ich bin doch keine Deutsche! Auf dem Papier bin ich eine Tschechin, aber ich bin durch und durch Schweizerin!»

Mein Cousin war damals schon im Dienst und sagte: «Harry, nächste Woche haben wir Offiziersball. Da kommst du mit!» Ich war erstaunt: «Ich als Ausländerin mit einem deutschen Offizier?» Da sagte er: «Ich bin nicht für die Nazis, das darfst du mir glauben. Und die anderen werden auch noch wach!» Warum also nicht?, sagte ich mir, und als dieser Samstag kam, zog ich mein schönstes Kleid an. Mein Cousin sagte: «Die werden staunen, wenn du so daherkommst!» Ich wollte wissen, warum, aber er sagte nichts. Wir fuhren also nach Düren, wo der Ball stattfand. Mein Cousin stellte mich seinem Major als «Cousine aus der Schweiz» vor. Der Major kannte Zürich ein wenig, und wir unterhielten uns sehr nett. Die anderen Mädchen staunten mich nur so an. Sie trugen alle schön hochgeschlossene Kleidchen und waren ungeschminkt, denn «eine deutsche Frau schminkt sich nicht». Ich hingegen trug Lippenstift und Make-up und war für die Männer dort schon ein bisschen ein fremder Papagei. Zu meinem Cousin sagte ich: «Hier gibt es so viele hübsche Mädchen, und sie sind so unmöglich angezogen.» Er erwiderte: «Vorschrift, Vorschrift.» Schliesslich wurde getanzt, und als ich einmal so zum Eingang schaute, wer stand da in der Türe? Meine Reisebekanntschaft. Dieser Offizier. Als er mich sah, schoss er sofort zu mir, zog mich zur Seite und sagte: «Das ist doch nicht zu glauben!» Warum ich ihm denn nicht gesagt hätte, dass ich nach Düren weiterfahre. Er sei hier stationiert!

So kam er schliesslich fast jeden Abend zu uns. Er hiess Siegfried Morgenstern und war wirklich ein Siegfried. Gross, blond, ein netter Kerl. Ich sagte immer: «Du kannst die Sterne kitzeln.» Nach vierzehn Tagen sagte er, ich müsse jemanden kennen lernen, und nahm mich zu seinen Eltern nach Köln mit. Siegfried wollte mich heiraten, und ich versprach, es mir zu überlegen, denn ich sei alleine und hätte mir immer eine Familie gewünscht. Aber nach Deutschland ziehen, nun wo Krieg drohte? Wir vereinbarten, in Kontakt zu bleiben.

Siegfried erzählte mir ebenfalls, er sei gegen die Nazis. Zusammen mit ein paar anderen Offizieren bildeten sie eine Gruppe, die gegen die Sitten sei, die die Nazis ins Militär hineintragen wollten. «Wir akzeptieren das einfach nicht!», sagte er. Ich meinte: «Wir hören so viel. Das gibt doch Krieg!» Er sagte: «Ja, es gibt Krieg. Aber wann?» Ich fragte ihn, ob sie Munition und Waffen zu

Hause hätten wie die Schweizer Soldaten. Da sagte er: «Nein, stell dir vor!» Er konnte es fast nicht glauben, dass die Schweizer Soldaten Gewehr und Munition nach Hause nehmen durften, das sei ja wahnsinnig. Bei ihnen würde das eine Morderei nach der anderen geben. «Wenn wir Munition kriegen, geht es los», meinte er und versprach: «Wenn es stinkt, dann kriegst du Bericht!» Er werde uns anrufen, und wenn er sage, bei diesem schlechten Wetter komme er nicht, egal wie das Wetter wirklich sei, dann solle ich schnell abreisen.

Er brachte mich nach Hause, und ich ging zu Bett. Dort plauderte ich noch mit meiner Cousine. Meine Tante hörte das und kam zu uns herauf. Sie sagte: «Komm einmal schauen!» Damals war schon alles verdunkelt, obwohl noch nicht Krieg war. Wir stiegen in den Estrich hinauf, und sie öffnete eine der Klappen. Da sahen wir sie marschieren. Soldaten. In Richtung der nahen holländischen und belgischen Grenze. Sie trugen Filzüberschuhe, damit man sie nicht hörte. «Das geht schon seit Wochen so», sagte meine Tante. Als ich dann in Davos davon erzählte, glaubte mir niemand. Aber ich habe es gesehen.

Einige Tage darauf kam mein Onkel abends um halb zehn und sagte: «Packen und raus!» Siegfried habe angerufen. Ich versuchte, ihn zu erreichen, aber vergeblich. Auch mein Onkel, der mit seinem Engrosgeschäft die Kaserne mit Lebensmitteln belieferte und dort alle kannte, erreichte nichts. So fuhr er mich dann nach Köln zum Bahnhof. Es war ein riesiges Tohuwabohu, ein unwahrscheinliches Gedränge. Alle wollten schnell weg. Das war zwei Tage vor der offiziellen Kriegserklärung.

Ich kam dann in ein Zugabteil mit lauter Schweizern zu sitzen. Wir hockten beinahe aufeinander, so voll war der Zug. Kurz nach Köln war die erste Kontrolle. Braunhemden mit Nazi-Armbinden marschierten durch den Zug, und einer der Schweizer sagte: «Man merkts, die Herren kommen!» Dann kam die Billettkontrolle. Die machten sogleich ein paar blöde Bemerkungen über uns Schweizer: «Aha, das sind die aus dem Stachelschwein.» Ein Schweizer wollte aufbegehren, doch seine Frau sagte: «Sei um Gottes willen ruhig, wir sind noch in Deutschland!» – «Ich lasse mich doch nicht als Stachelschwein bezeichnen!», rief er aus. Ich hatte das alles zuerst gar nicht richtig mitgekriegt und musste nachfragen, was die Deutschen eigentlich gesagt hatten. Die anderen wunderten sich: «Haben Sie das noch nie gehört?» Es heisse überall: «Die Schweiz, das kleine Stachelschwein, nehmen wir auf dem Rückweg ein.»

An der Grenze kam ein älterer Zöllner und mit ihm zwei SS. Die anderen reichten ihm ihre Pässe, während ich meinen noch in der Hand hielt. Eine lila Farbe hatte er. Und dann nahm einer der SS meinen Pass, schaute ihn an und

sagte: «Ah, so ein Untermensch.» Ich sagte: «Was? Sie, das ist ein Tschechenpass!» Damals war die Tschechei allerdings schon von den Deutschen annektiert worden. Sie hatten die Tschechei ja Anfang 1939 überfallen, kurz nach Papas Tod. «Das Land existiert doch gar nicht mehr!», entgegnete er, und die anderen schauten mich alle völlig entgeistert an. Man hörte nur noch das Rattern der Zugsräder, und ich merkte, dass ich meine Beine nicht mehr spürte. Ich dachte: Was geht hier um Gottes willen vor? Man hatte so manches erzählt und ich hatte so vieles gehört in diesen drei Wochen. Einer der Kontrolleure sagte schliesslich: «Die Tschechei gehört doch zu uns.» Ich entgegnete: «Ja, ihr habt sie annektiert. Also stehen wir Tschechen doch unter eurem Schutz!» Da warf er mir den Pass hin und sagte: «Da haben Sie aber Glück!» Und ging. Einer meiner Mitreisenden meinte: «Das war die beste Antwort, die Sie geben konnten! Aber ich habe Sie schon abgeführt gesehen!» Nun wollten die restlichen Schweizer natürlich meinen Pass sehen. Ich hatte immer noch zittrige Beine, und einer sagte: «Aber Sie sind ja in der Schweiz geboren!» Ich antwortete: «Schauen Sie, ich kann das nicht erzählen. Ich bin nicht eingekauft, aber ich bin eine Davoserin. Ich bin da geboren.»

In Basel wollte ich aussteigen, aber die anderen meinten: «Nein, fahren Sie mit nach Zürich, es ist klüger. Hier ist die Grenze noch zu nahe.» So fuhr ich also weiter und übernachtete in Zürich im Hotel. Als ich am nächsten Morgen Fanny telefonierte, rief sie: «Gott sei Dank sind Sie zurück!» Sie hätten schlaflose Nächte gehabt, denn man habe gesagt, der Krieg gehe bald los. Am nächsten Tag wurde die offizielle Kriegserklärung publik. Ich fuhr nach Hause und dachte: So, vorläufig bist du in Sicherheit.

Von Siegfried bekam ich einmal einen Brief. Ich schrieb zurück, und dann antworteten mir seine Eltern. Sehr nett. Sie hätten jetzt schon lange nichts mehr von ihm gehört. Er sei als Einziger von seiner Einheit nach Polen abkommandiert worden. Ich schrieb wieder, ob sie mir nicht sagen könnten, wie ich ihn erreichen könne, doch sie antworteten, sie wüssten nichts Genaueres. Dann besuchte ein holländischer Cousin den Onkel in Düren, und der erzählte ihm, meine eigene Cousine habe Siegfried verraten. Sie habe dem Major mitgeteilt, ich sei gar keine Schweizerin, sondern Tschechin, und Siegfried habe es gewusst. Deshalb musste er mit einem Strafbataillon nach Polen. Mein Cousin aus Holland teilte mir später mit, Siegfried lebe nicht mehr. Er sei in Polen gefallen.

Eigentlich wollte ich mich mit dem geerbten Geld ja einbürgern lassen, doch das klappte nicht. Es hiess: Katholische werden in Davos nicht genommen. Die

Katholiken hatten sich damals sehr ausgebreitet. Sie hatten eigene Bibliotheken, einen eigenen Chor, eine eigene Schule. Aber nach der sechsten Klasse mussten sie trotzdem in die Volksschule. Eigentlich wollten sie auch eine eigene Sekundarschule, aber da hiess es: «Wir wollen nicht noch mehr katholische Spezial-einrichtungen. Jetzt ist fertig. Jetzt bürgert man auch keine mehr ein. In Graubünden sind wir reformiert!» Dass Katholiken nicht eingebürgert werden, wurde sogar ins Gesetzbuch aufgenommen. Deshalb bekam ich den Schweizer Pass nicht.

Als der Krieg ausbrach, wurde mein Zimmerherr Ernst Rudolf eingezogen. Er war in einem Bunker auf dem Flüela stationiert und hätte eigentlich keinen Urlaub gehabt. Anfang Winter kam er aber trotzdem einmal herab und sagte zu mir, sein Hauptmann habe ihm Urlaub auf Ehrenwort gegeben, denn er müsse unbedingt mit mir reden. Wir müssten noch morgen früh zusammen aufs Standesamt. Ich dachte zuerst, er macht einen Witz, und lachte. Er rief: «Es ist mir nicht zum Lachen, es ist todernst! Schauen Sie, wir haben Sachen gehört, und ich habe Angst, dass Ihnen etwas passiert. Sie sind Tschechin. Die kommen Sie holen! Und man weiss nicht, was sie dann mit Ihnen machen. Die Nazis gehen grauenhaft um mit denen, die nicht zu ihnen gehören.» Er habe mit seinem Hauptmann darüber geredet und ihm erzählt, ich sei in Davos geboren und aufgewachsen und nur deshalb noch nicht eingebürgert, weil ich katholisch sei, und der Hauptmann habe auch gemeint, er solle unbedingt mit mir reden. Er beschwor mich: «Ich rühre Sie nicht an, Sie können weiter leben wie bisher. Aber dann sind Sie wenigstens Schweizerin! Dann kann Ihnen niemand an den Kragen.» Ich antwortete: «Aber Ernst, Sie sind doch in Fanny verliebt!» Da sagte er: «Wenn der Krieg vorbei ist, lassen wir uns scheiden, und dann heirate ich Fanny.» Ich sagte: «Also gut, ich überlege es mir. Ich habe deutsche Bekannte, die keine Nazis sind, und wenn auch die mich warnen, bin ich einverstanden.» Er entgegnete: «Nein! Ich will jetzt sofort aufs Standesamt. Ich weiss ja nicht, ob ich nicht bald umkomme.» Ich sagte: «Nein, das mache ich nicht. Ich muss mir das erst noch überlegen und mit meinem Bruder besprechen.» So redeten wir fast die halbe Nacht miteinander, und ich kann sagen: Das war der ehrlichste Heiratsantrag, den ich je bekommen habe. Er wollte mich nur schützen. Ich erzählte es dann Fanny, und die zog ein Gesicht. Sie sagte zu mir, sie wolle ohnehin weg, nach Zürich. Da sagte ich zu Ernst, vorläufig komme das mit dem Heiraten sicher nicht in Frage, und er solle doch zuerst einmal mit Fanny reden und reinen Tisch machen. Das tat er dann auch. Kurz und gut, die beiden heirateten und nicht ich. Aber sie warteten, bis die Deutschen auf dem

Russlandfeldzug geschlagen worden waren. Erst dann sagte Ernst: «Jetzt kann nichts mehr passieren, jetzt heirate ich Fanny.» Vorher sagte er stets: «Also, wenn etwas passiert, Hurychli, dann müssen Sie Ja sagen!»

Als ich den tschechischen Pass noch hatte, hatte ich automatisch auch die Arbeitsbewilligung. Nun kam eines Tages ein Schreiben von Polizeikommissar Badrutt, ich müsse mich um den Pass kümmern, er sei abgelaufen. Also ging ich auf das Amt, und da warf mir Badrutt den Pass hin und sagte: «Tschechei, was ist das?» Ich müsse auf das deutsche Konsulat, es gäbe keine Tschechei mehr. Ich entgegnete, ich hätte gehört, in Genf oder irgendwo gäbe es eine Exilregierung, doch er behauptete, das stimme nicht. So ging ich mit dem Pass zu Herrn Böhme, dem deutschen Konsul. Der schaute mich an und sagte, ich wirke ja wie eine Deutsche. «Ja, und?» fragte ich. Da sagte er, er mache mir ein einmaliges Angebot: Er würde mir helfen, einen deutschen Pass zu beantragen, denn meine Mutter sei ja Deutsche gewesen. Dann wüsste ich, wo ich hingehörte. Nicht zu diesen «Untermenschen».

Da sagte ich: «Nein! Ich will den Protektoratsstempel!» Ich empfand das als ungeheure Ohrfeige meinem Vater gegenüber. Untermensch! Böhme fragte, wie ich mir das denn vorstelle, und ich entgegnete: «Herr Konsul, eine Frage, wenn Sie mir die so beantworten können, dass mein Spatzenhirn es versteht, dann werde ich gerne eine Deutsche. Aber: Ich bin jetzt also ein Untermensch und gehöre zu den Zigeunern. Wenn ich nun in ein paar Wochen einen deutschen Pass bekomme, bin ich auf einmal eine rein arische Frau. Wie geht das biologisch vor? Wenn Sie mir das erklären können, bin ich einverstanden.» Er schoss von seinem Stuhl hoch, schmiss meine Unterlagen auf den Tisch und brüllte: «Raus!» Da war ich also wieder draussen.

Ich ging wieder zu Badrutt und fragte, was ich nun tun sollte. Da schrie mich Badrutt an, was ich mir eigentlich erlaubt hätte beim Konsul. Der habe mir eine grosszügige Offerte gemacht, und ich hätte ihn dafür blossgestellt. Ich wehrte mich und verlangte: «Jetzt will ich wenigstens den Heimatschein und die Niederlassungsbestätigung meines Vaters. Er ist tot, und ich will jetzt seine Papiere haben.» Damals mussten die Ausländer ihre Papiere auf der Fremdenpolizei deponieren. Badrutt sagte jedoch: «Die sind nicht mehr da. Die brauchte das deutsche Konsulat.»

Eine Bekannte sagte mir dann aber, dass die Schweizer die Papiere gar nicht hätten den Deutschen weitergeben dürfen. Also sprach ich wieder bei Badrutt vor und sagte ihm das. Der warf mich richtiggehend hinaus. Zum Abschied

sagte er: «Und die Arbeitsbewilligung kriegst du so auch nicht mehr.» Er war sonst per Sie mit mir. Aber nun rief er: «Jetzt kannst du schauen, wo du zu fresen findest!» So landete ich schliesslich wieder beim Konsul, denn ich wollte meine Papiere. Die Sekretärin wies mich an: «Sie können hier warten.» Ich wollte absitzen. Da sagte sie: «Sie haben nicht zu sitzen!» Sie stand auf und drehte den Stuhl gegen die Wand. Nach einer Weile kam sie und sagte, der Herr Konsul sei nicht mehr da, aber ich könne mir ja aus dem Cheminee im Vorzimmer etwas Asche nehmen. «Dann haben Sie Ihre Papiere!» Wie geprügelt kam ich da raus und dachte verzweifelt: «Was mache ich jetzt bloss?» Ein paar Tage später ging ich wieder zu Badrutt und sagte: «Der Konsul hat alle meine Papiere verbrannt. Jetzt gehe ich zu einem Rechtsanwalt.» Nein, nein, das müsse ich nicht, wehrte er ab. Das war mein grosser Fehler. Damals hätte ich zu einem Anwalt gehen sollen. Gleich nebenan wohnte einer. Aber ich war noch so jung und dumm! 25. Und mit 25 sind heute die jungen Frauen so, wie wir mit 35 waren, die sind heute viel weiter. Badrutt sagte zu mir: «Die Arbeitsbewilligung gilt ja noch für vierzehn Tage, dann sehen wir weiter.»

Kurz darauf bekam ich einen Brief von der Fremdenpolizei in Chur. Von einem Herr Donau. Den vergesse ich nie mehr, den Herrn Donau. Was ich mir eigentlich erlaube? Ohne Arbeitsbewilligung und Papiere zu arbeiten. Ich solle mich sofort bei der Fremdenpolizei in Davos oder bei ihm melden. Zu Badrutt wollte ich nicht mehr. Deshalb rief ich in Chur an und bekam einen Termin. Ich fuhr also zu Herrn Donau, und der stauchte mich zuerst einmal deftig zusammen; ich kam mir vor wie eine Häfelischülerin! Als mir Tränen in die Augen stiegen, schimpfte er: «Sie müssen gar nicht heulen. Sagen Sie doch mal etwas!» Ich antwortete: «Badrutt hat doch meine Papiere dem Böhme ausgehändigt!» Das schlug ein wie ein Blitz. «Jetzt muss ich mich setzen!», rief Donau, der die ganze Zeit hin und her gelaufen war. Er bestellte Kaffee und sagte: «So, und jetzt erzählen Sie mal!», sagte er mit dem Bleistift in der Hand. Das tat ich, und während ich erzählte, wurde Donau immer wütender, bis er schliesslich sogar den Bleistift zerbrach und quer durchs Zimmer warf. «Das ist doch nicht zu glauben!», rief er. «Ich habe schon so etwas gehört, aber noch nie direkt. Wenn man nachgeforscht hat, wollte niemand etwas sagen.» Er sagte, er werde sich mit Badrutt in Verbindung setzen, und ich solle nach Hause gehen und nicht mehr weinen. Der müsse sich entschuldigen.

Ich bekam dann aus Chur eine so genannte Toleranzbewilligung, mit der ich arbeiten durfte. Sie musste allerdings jeden dritten oder vierten Monat erneuert werden, und das kostete jedes Mal fünfzig Franken. Das war viel Geld.

Und ich bekam sie nur durch den Goodwill der Fremdenpolizei. Ausserdem durfte ich nur in Davos arbeiten. Ich musste also meine Kunden aus Klosters nach Davos zitieren. Zuerst hatte ich das nicht gemacht, aber eine Davoser Schneiderin, die davon wusste, verpiff mich. Da sagte Donau zu mir: «Fräulein Hurych, Sie haben in Klosters Kundschaft.» Ich fragte: «Woher wissen Sie das? Das ist Verrat!» – «Ja, aber das ist egal. Sagen Sie Ihren Kunden in Klosters, sie sollen zu Ihnen kommen! Gehen Sie nicht dorthin, damit Ihnen niemand einen Strick daraus drehen kann.»

Einen Pass hatte ich weiterhin nicht. Erst nach dem Krieg, als Badrutt gestorben war, kam ich zu einem Staatenlosenpass. Badrutts Nachfolger war ein Herr Nett. Er war nur für die Fremdenpolizei zuständig, denn man fand, dass nie mehr einer allein eine so grosse Machtfülle haben sollte wie Badrutt. Er hiess Nett, und er war nett. Er war keine Woche da, da bekam ich ein Schreiben, ich möchte so gut sein und aufs Rathaus kommen. Er hatte von meiner Geschichte gehört und fand: «Sie müssen unbedingt andere Papiere haben. Dass Sie nur eine Toleranzbewilligung bekommen haben, ist eine Lumperei!» Kurz und gut: Es ging nicht einmal einen Monat, dann bekam ich die Arbeitsbewilligung für ein Jahr, und schliesslich den Staatenlosenpass. Ich konnte ihn auf dem Polizeiamt in Davos abholen. Dort am Schalter arbeitete Babettli Badrutt, die Tochter des Polizeikommissars. Als sie mir den Ausweis gab, sagte sie: «Es ist halt manches schief gelaufen damals.» Ich sagte: «Babettli, ich möchte mit dir darüber nicht reden. Dreck bleibt Dreck. Ich möchte jetzt Herrn Nett sprechen.» Er erklärte mir, dass dieser Pass eine Rücknahmegarantie der Schweiz beinhalte, so dass ich immer die Gewissheit hatte, in der Schweiz bleiben zu können. Ob ich mich nun auch einbürgern lassen wolle, fragte er mich. Ich verneinte und erzählte ihm, dass ich es schon einmal vergebens versucht hatte und es wegen der Konfession aber nicht geklappt habe. Ich konnte doch den Glauben nicht einfach wie ein Hemd wechseln. Das war damals unmöglich. Heute würde ich es hemmungslos tun.

Mein Bruder Kari hatte ähnliche Schwierigkeiten. Zu Beginn des Krieges arbeitete er in St. Gallen im Restaurant «Hecht». Das war eine gute Stelle, und er war dort schon ein paar Jahre, als sein Chef eines Tages sagte: «Herr Hurych, es tut mir Leid, wir haben von der Fremdenpolizei ein paar arbeitslose Auslandsschweizer Köche bekommen. Wir müssen die beschäftigen.» Kurz darauf stand er wie ein geschlagener Hund vor meiner Türe und sagte: «Jetzt werde ich geizig wie der Teufel und spare. Ich bürgere mich in Davos ein!»

Weil er nun arbeitslos war, musste er auf den Sustenpass Steine klopfen gehen. Die Wäsche schickte er mir, und wenn er frei hatte, kam er nach Hause. Das war 1942. Nach vierzehn Tagen bekam er das erste Mal frei. Er erzählte mir: «Du, da oben kocht ein Sattlermeister für uns. Ein Österreicher, der auch in der Schweiz geboren und aufgewachsen ist und sich geweigert hat, nach Österreich zurückzukehren. Der kann überhaupt nicht kochen. Wir bekommen einen Frass, du hast ja keine Ahnung!» Und für dieses Essen wurde ihnen noch der grösste Teil des Lohnes, den sie erhielten, wieder abgezogen. Zusammen mit Kari war noch ein anderer Davoser da oben, der Koch war. Die beiden machten mit dem Sattlermeister ab, dass sie kochen würden, wenn er für sie Steine klopfte. Er war einverstanden, Kari und Georg kochten, und alle waren zufrieden. Bis eines Tages fünf Offiziere angetrabt kamen: Es sei reklamiert worden wegen der Küche, sie müssten das Essen probieren. Kari war grauenhaft wütend und erzählte mir: «Die haben unseren Leuten die Hälfte des Essens weggefressen! Die haben es richtig in sich hincingestopft, so gut hat es ihnen geschmeckt. Und dann sagten sie: Ihr habt ja besseres Essen als wir im Hotel!» Zwei Tage später musste wieder der Sattlermeister kochen. Diese Herren haben ihnen das gute Essen missgönnt. Dabei hatten sie nicht mehr Geld gebraucht, als sie durften.

Toni Badrutt, der Bruder des Polizeikommissars, kam dann eines Tages zu mir. Seine Tochter war seit dem Kindergarten mit mir befreundet, und er arbeitete bei der Fremdenpolizei. Er sagte, er habe eine Stelle für Kari. Die Spitalköchin sei krank geworden, und nun hätten sie keinen Koch. Die Arbeitsbewilligung werde er ihm schon beschaffen, ich solle ihm nur Karis Telefonnummer geben. Einige Tage später kam Kari strahlend nach Hause, packte seine Sachen zusammen und ging ins Spital. Dort kochte er fast ein Jahr lang, und man war sehr zufrieden mit ihm. Es hiess: «Wir stellen gar keinen anderen mehr ein. Kari bleibt!» Ihm gefiel es auch sehr gut, und dann lernte er dort noch eine Kinderschwester kennen und verlobte sich mit ihr. Da dachte ich: «Jetzt fährt wenigstens sein Karren mal gut!»

Als ich jedoch einmal seine Wäsche holte, sagte er mir, irgendetwas Komisches sei im Gange. Der Verwalter sei zu ihm gekommen und habe gesagt: «Herr Hurych, wir stehen hinter Ihnen!», habe aber nicht sagen wollen, worum es eigentlich gehe. Eines Tages kam Toni Badrutt und sagte: «Kari, ich kann nichts machen. Ich habe ein Höllenspektakel mit meinem Bruder gehabt. Er hat einen entfernten Verwandten, der auch Koch ist und keine Arbeit findet. Der soll ins Spital. Der Küchenchef sei doch sowieso Ausländer.» Das hat mir bei-

nahe das Herz gebrochen! Kari hat geweint wie ein Kind: «Weisst du, es hat mir dort so gefallen, und jetzt wieder auf den Susten! Herrgott noch einmal, hätte Vater doch ...» – «Komm, sag nichts Schlechtes!», fiel ich ihm ins Wort. «Ich gehe nicht mehr Steine klopfen», sagte er.

Dann musste er noch einen weiteren Schlag einstecken: Seine Verlobte schickte ihm dem Verlobungsring zurück und schrieb: «Ich heirate keinen Ausländer!» Er habe ihr nicht gesagt, dass er kein Schweizer sei. Er war doch Davoser! Für ihn existierte die Tschechei überhaupt nicht.

Schliesslich fand Kari eine Stelle in Romanshorn. Dort lernte er einen Rechtsanwalt kennen, und der riet ihm, es mit der Einbürgerung in Arvigo zu versuchen. Das sei eine ganz kleine, arme Gemeinde, die einen Haufen Leute eingebürgert habe. Kari wandte sich also an diese Gemeinde und zahlte fast tausend Franken.

Ich schimpfte mit ihm: «Du hättest zuerst fragen sollen, was es kostet, statt zu sagen: Ich gebe euch mein ganzes Geld!» Ich hatte nämlich von anderen gehört, die für fast die Hälfte reingekommen waren. Aber er sagte: «Das ist mir wurst. Jetzt werde ich Schweizer!» Und eines Tages klingelt es wie verrückt an meiner Türe, und als ich öffne, steht da mein Bruder im Kaput, den Stahlhelm auf der Nase und die Schweizerfahne geschultert. Er war absolut weg! Der seligste Schweizer, den wir hatten. Er zeigte mir seinen Pass, und dann fuhr er mit seinem Velo und der Fahne in der ganzen Landschaft herum. «Jetzt sollen sie es alle sehen!», sagte er. Er wollte auch sofort in den Militärdienst und kam zu den Gebirglern, in die Küche.

Steven habe ich 1944 kennen gelernt, als die Amerikaner gerade mal zwei Tage hier waren. Wie die Amerikaner eben sind: Kaum waren sie da, waren sie schon ünschi Buaba. Es waren Militärinternierte, Piloten. Wir in Davos hatten die Offiziere, und die Mannschaft war in Adelboden interniert. Als es hiess, die Amerikaner kämen, waren wir natürlich wahnsinnig gespannt auf sie. Die Deutschen taten ihnen gegenüber ziemlich giftig! Die Gis waren alles junge Burschen, 22-, 23-, 24-jährig. Manchmal spielten sie Tennis, und wenn es warm war, zogen sie das Hemd aus und spielten mit nacktem Oberkörper. Als die Deutschen das sahen, erstatteten sie Anzeige. Das sei ja allerhand, so nackt Tennis zu spielen. Was die jungen Mädchen da denken würden ... Dabei waren das doch bloss junge, lebensfrohe Burschen. Sie sagten oft: «Wir hatten ständig den Tod vor Augen. Nun sind wir da, und jetzt wollen wir leben!» Und sie benahmen sich immer tadellos.

Mayor Leiser, der Amerikaner, der für sie zuständig war, ging hier einmal zum Coiffeur Gerst. Das Geschäft gehörte den Eltern einer Freundin von mir, und sie musste an jenem Tag dort bedienen. Leiser liess sich rasieren, sah Reny und verliebte sich in sie. Reny nahm mich dann einmal zu einem Anlass der Amerikaner in die Bar mit. Dort habe ich Steven kennen gelernt. Wir fanden auch sofort Gefallen aneinander. Die Burschen hatten einen sehr hohen Sold. In Davos hatte es auch deutsche Kriegsversehrte, und die hatten fast kein Geld. Das gab immer wieder Zusammenstösse. Einmal gingen Steven und ich mit einem anderen Paar zusammen ins Dorf. Da begegneten uns drei Deutsche aus der Heilstätte. Es war kalt, und sie trugen ihre Mäntel mit den Flieger-Achsel-patten. Steven konnte gut Deutsch und ging auf den einen zu, klopfte ihm auf die Schulter und begrüßte ihn: «Hallo, Kamerad!» Der Deutsche drehte sich um und spuckte ihm ins Gesicht. Da packte ihn Steven, der fast zwei Meter gross war, am Kragen und schüttelte ihn: «Was meinst du eigentlich?» Ich sagte: «Macht keinen Nachtlärm! Komm, lass sein!» Da sagte der Deutsche: «Gross auftreten und unsere Städte zerbomben!» Ich fuhr herum: «Halt! Wie hiess das Lied? Wir fahren gegen Engelland! Das kam doch von euch! Ihr habt zuerst Bomben geworfen!» In diesem Moment trat ein Herr an zwei Krücken auf uns zu, auch ein Flieger, und sagte zu seinen Landsmännern: «Jetzt gebt doch Ruhe, verdammt noch mal! Benehmt euch! Wir sind hier nicht in Deutschland, wir sind in der Schweiz!» Dann entschuldigte er sich in seinem schönsten Englisch bei den zwei Yankees und sagte, es täte ihm furchtbar Leid, aber man könne nichts machen, es seien halt immer noch Nazis.

Wir redeten noch eine Weile weiter, und schliesslich schlug ich vor: «Kommen Sie doch mit uns Kaffee trinken.» Er war als Flieger abgeschossen worden und erzählte: «Ich war ein begeisterter Nazi. Als junger Bursche kam ich zur Fliegerstaffel. Und heute büsse ich dafür. Was ich erfahren habe, ist schauderhaft. Nach dem Krieg werden wir das meistgehasste Volk der Welt sein. Und jetzt reden wir nicht mehr davon.» Wir trafen ihn später noch ein paar Mal. Da erfuhr ich, wie er angeschossen worden war. Seine Füsse waren verbrannt, er hatte nur noch zwei Klumpen. Sonst erzählte er nichts vom Krieg. Er fand nur, man solle die Deutschen in dieser Hinsicht zu verstehen versuchen: Sie seien begeistert gewesen und enttäuscht. Und er sagte auch, viele konnten nicht entscheiden, ob sie mitmachen wollten, sondern mussten einfach. «Aber man hat sie nicht gezwungen, Gräueltaten zu begehen.» Sie hätten einfach den inneren Schweinehund herausgelassen. Er sagte: «In jedem Mensch steckt ein Schweinehund.»

Als die Amerikaner die Schweiz wieder verlassen mussten, stand dieser Deutsche in seinem Uniformkittel am Bahnhof, um sie zu verabschieden. Eigentlich hatte die Schweiz die Internierten nicht ausreisen lassen wollen, solange noch Krieg war, aber die Amerikaner sassen ihnen im Nacken. Schon eine Weile hatte unter den Amerikanern die Devise gegolten, sie seien nicht in Davos interniert, um Ferien zu machen, sondern sie sollten Fluchtversuche machen, damit sie wieder zur amerikanischen Armee zurückkonnten. Wie mir Reny später erzählte, musste Mayor Leiser damals nach Bern auf das amerikanische Konsulat fahren, wo besprochen wurde, wie die Fluchtversuche auszuführen seien. Ein Code wurde vereinbart, denn der Schweizer Hauptmann Kramer, der für die Amerikaner in Davos zuständig war, durfte nichts bemerken, und Leiser und Kramer teilten sich das Büro inklusive Telefon! Da hiess es, Helfer zu finden, die die Flüchtenden weiterschleusten und für Verstecke und Zivilkleider sorgten. Auch Bahnbillette mussten besorgt werden. Leiser war deshalb oft in Zivil unterwegs und konnte so Billette nach Bern und Zürich organisieren. Inzwischen hatten Leiser und Reny geheiratet, und Renys Bruder war ebenfalls ein guter Kumpel der Amis. Ob Leiser seinen Schwager von Anfang an in die Fluchtpläne einweihte? Wer weiss? Auf jeden Fall kam der aber bald dahinter und half tatkräftig mit. Er bemühte sich um Zivilkleider, und auch mich fragte er einmal mit unschuldigster Miene, ob ich nicht ein paar alte Kleider von meinem Bruder zu verschenken hätte. Ich hatte tatsächlich einiges, denn mein Bruder hatte zugenommen, und die Sachen waren noch gut. Später fragte ich dann noch ein paar Bekannte um Kleider, und Gerst freute sich diebisch darüber. Später kam ich dann schon dahinter, für wen das alles war, und das freute wiederum mich.

Im Büro von Mayor Leiser liefen die Fäden zusammen. Er bekam nun des Öfters seltsame Telefonanrufe, und Hauptmann Kramer wunderte sich manchmal sicher, was der Leiser da für Chabis losliess. Aber da Leiser ja frisch verliebt und verheiratet war, konnte man den Kopf schütteln und weghören. Und Leiser leistete ganze Arbeit. Reny wusste von all dem überhaupt nichts. Er erzählte es ihr erst, als sie beide in Amerika waren. Abends in der Bar wurden die Fluchtpläne besprochen: Alles musste genau in den Zeitplan passen, die Burschen musste wissen, an welchem Bahnhof ein Helfer stand und wie der zu erkennen war. Es hiess, sie sollten sich zur Tarnung möglichst unter Menschenmengen mischen und den Mund halten. Und so begann der grosse Abzug.

Eines Tages erzählte mir Rosita Schneider, es seien scheinets ein paar von unseren Buaba abgehauen, einfach so. Ob ich etwas wisse? Nein, ich wusste

wirklich nichts und konnte es mir auch nicht vorstellen. Als ich meinen Freund Steven daraufhin ansprach, meinte er nur, das sei eine interne Angelegenheit. Ausserdem sei er ja noch hier. Dank Mayor Leiser verschwanden eine ganze Menge, und Davos begann sich zu interessieren. Als die Fluchtversuche so gut über die Bühne gingen, wurden die Amis allerdings leichtsinnig, und es kam, wie es kommen musste: Viele wurde auf einmal erwischt, und die Heerespolizei steckte die Burschen ins Gefängnis zu allerlei Pack und Schwerverbrechern, obwohl sie den Offiziersrang hatten. Einer der Flieger wurde in Wauwil von einem Wärter jämmerlich verprügelt und vergewaltigt. Als die USA davon erfuhr, verlangten sie die sofortige Auslieferung aller ihrer Offiziere und auch der Mannschaften aus Adelboden, und der Bundesrat musste es zähneknirschend akzeptieren. Wir Einheimischen wussten eigentlich nichts davon; es wurden aber allerlei Gerüchte herumgeboten. Und dann stand eines Abends Steven vor der Türe. Ich sah ihn an, und da wusste ich Bescheid. Abschied nehmen – in welcher Form auch immer – ist das Grausamste und Traurigste, was wir Menschen hinnehmen müssen, ob wir wollen oder nicht. Andern Tags fuhren ünschi Buaba, unsere Freunde, offiziell zurück in ihre Heimat.



Bauernfamilie im Emmental, 1942. Foto Marie Ottomann-Rothacher.

Rationierung, Schwarzmarkt und Anbauschlacht

Am 15. November 1940 rief Friedrich Traugott Wahlen, der Direktor der landwirtschaftlichen Versuchsanstalt Zürich-Oerlikon, die Bevölkerung dazu auf, sich an der so genannten Anbauschlacht zu beteiligen und durch Gemüse- und Getreideanbau auf jedem verfügbaren Flecken Land mitzuhelfen, die Schweiz autark zu machen. Offizielle Stellen hielten den Plan Wahlen für unrealistisch, doch in der Öffentlichkeit stiess er auf breites Interesse und ist bis heute stark in den Erinnerungen an den Krieg verankert.

Ebenso die Rationierung: Sie war seit 1938 vorbereitet worden. Der Konsum wichtiger Lebensmittel sollte notfalls eingeschränkt werden, und zwar möglichst gleichmässig und gerecht. Man hatte Lehren aus dem Ersten Weltkrieg gezogen: Damals waren die Lebensmittel erst 1917 rationiert worden, nachdem die Preise bereits dreimal so hoch waren wie zu Beginn des Krieges und viele Menschen sich das Nötige nicht mehr leisten konnten. Die damals weit verbreitete Not war ein Auslöser des Landesstreiks von 1918 gewesen, und als sich erneut Kriegsgefahr abzuzeichnen begann, reifte die Erkenntnis, dass die Lebensmittelversorgung der Bevölkerung für den inneren Frieden und damit auch für die Landesverteidigung zentral war. Deshalb wurden Höchstpreise und Preiskontrollen für Grundnahrungsmittel eingeführt. Im August 1939 gab es die erste Bezugssperre für Zucker, Reis, Teigwaren und Fette, um Hamsterkäufe zu verhindern, und zwei Monate später wurden diese Waren nur noch rationiert gegen die entsprechenden Lebensmittelmarken verkauft.

1941 und 1942 kam es zu grösseren Rationierungsschüben, 1942 wurden auch Milch und Brot rationiert. Manche Lebensmittel blieben hingegen immer frei erhältlich: So etwa Kartoffeln, Gemüse, Fisch und Geflügel, aber auch Luxusprodukte wie Wildbret und Alkohol. Wer genug Geld hatte, konnte auf solche Produkte ausweichen. Ausserdem war es möglich – wenn auch verboten –, Lebensmittel auf dem Schwarzmarkt zu kaufen. Gleichzeitig mit der Rationierung war deshalb ein umfangreicher Strafrechtsapparat zur Bekämpfung des Schwarzhandels eingesetzt worden.

Daneben versuchte man auch, das inländische Angebot zu erhöhen. Zu Kriegsbeginn produzierte die Schweiz Überschüsse in der Viehwirtschaft, musste aber Getreide, Reis und Hülsenfrüchte importieren. Deshalb beschlossen die Landwirtschaftsbehörden, die Viehwirtschaft zugunsten des Ackerbaus einzudämmen. Es wurde auch argumentiert,

durch pflanzliche Nahrung könnten auf demselben Boden mehr Kalorien produziert werden. Im Frühling 1939 wurde mit dem Mehranbau begonnen, der dann durch Anbaupflicht, Landdienst und umfangreiches Propagandamaterial zur Anbauschlacht wurde, an der sich ein ganzes Volk beteiligen sollte. Die vom Plan Wahlen angestrebte vollständige Autarkie der Schweiz wurde allerdings nie erreicht: Der Selbstversorgungsgrad konnte während des Krieges von fünfzig auf rund sechzig Prozent gesteigert werden.

Eva Auf der Maur *1919 Jeden Monat bekam man Rationierungsmarken für Butter, Fleisch, Kaffee, Schokolade, Mehl und was weiss ich alles. Damit musste man dann einkaufen gehen. Die Rationen waren nicht gerade grossartig, aber immerhin. Für Grossbezügler wie zum Beispiel Hotels gab es Extramarken. Einmal, als ich mit meiner kleinen Tochter einkaufen war, bückte sie sich plötzlich und sagte: «Mami, schau da!», und findet eine solche Grossbezüglermarke für ein Kilo Butter, und zwar eine gültige. Ich dachte: Das ist ja ganz verrückt! Und ging gleich zu meinem Mann ins Büro und fragte ihn: «Was meinst du, darf ich die einlösen?» Er sagte: «Ich weiss nicht recht.» Wir waren ja so obrigkeitsgläubig! Schliesslich fand ich: «Ich probiere es!», ging in den Käseladen, und die gaben mir das Gewünschte ohne Weiteres. Ein ganzes Kilo Butter! Das bedeutete damals etwas! Das kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen. Wir erhielten sonst gerade mal fünfzig Gramm pro Monat, und damit kam man nicht sehr weit.

Margrit Brügger *1920 Die Rationierung plagte uns eigentlich nicht sehr, weil wir uns schon zuvor nie viel leisten konnten. Meine Mutter war zudem Weltmeister im Schwarzhandel. Sie wusste immer irgendeinen Bauern, der ihr einen Liter Milch verkaufte. Ausserdem kannte sie die Frau eines Schweinemästlers in der Nähe. Wenn die schlachteten, bekamen wir Schweinefett und Würste und Fleisch. Ich weiss nicht genau, wie das lief. Jedenfalls ohne Marken. Vater kannte aus dem Militär einen, der einen Spezereiladen besass und uns schwarz Teigwaren lieferte. Man half einander. Hunger musste niemand leiden. Und wenn man einen Garten hatte, sowieso nicht. Die Frauen gingen damals ja nicht arbeiten; meine Mutter hatte also Zeit zum Gärtnern. Und wir Kinder mussten jäten helfen. Das machten wir nicht gerne, aber wir mussten einfach. Wir bepflanzten das hinterletzte Fleckchen. Wo heute Rasen ist, war damals überall Gemüse. Das lagerte man dann ein, sodass man den ganzen Winter über etwas hatte. Man grub ein Loch in den Boden und legte das Gemüse

hinein und ein Brett darüber. So war es gegen den Frost geschützt. Das war aufwendig und mühsam. Aber im Laden Gemüse zu kaufen, wäre viel zu teuer gewesen. Kopfsalat im Winter, das gab es damals noch nicht. Gemüse und Früchte wurden sterilisiert und heiss eingefüllt. Wir hatten den ganzen Keller voller eigener Konserven! Das hatte man alles schon vor dem Krieg so gemacht, deshalb empfand man die Rationierung nicht als grosse Einschränkung. Wir hatten schon vorher bescheiden gelebt, und es ging fast gleich weiter. Vielleicht war es für diejenigen, die viel Geld hatten, härter.

Edith Kammer *1932

Das Ziel meiner Mutter war ein Heimetli, ein eigenes kleines Haus. Ein solches wurde uns schliesslich angeboten, in Höfen bei Thun. Die Grossmutter sagte: «Nehmt es! Wenn das Geld nicht reicht, helfe ich euch.» So konnten wir es kaufen. Es war ein altes Haus, aber wir waren glücklich darin. Siebenjucharten Land mit Obstbäumen gehörten dazu. Wir hatten Kaninchen, Hühner, einen Hund und acht Ziegen. Aus der Milch machte Mutter sehr gute, schneeweisse Butter. Einmal zogen wir auch ein Ferkel mit dem Schoppen auf, das der Bauern nebenan hatte abtun wollen. Es wurde sehr anhänglich, und als wir es schlachten mussten, weinten wir sehr. Wir waren die reinsten Selbstversorger: Wir hatten Fleisch, Milch, Eier, alles, was man wollte. Damals war Anbaupflicht. Man musste Gemüse und Kartoffeln anbauen, das machten wir auch. Wer mehr als ein Huhn pro Familienmitglied hatte, musste die Eier auf der Gemeinde abgeben. Sie wurden bezahlt, aber man musste sie abgeben. Jede Familie hatte einen Stempel mit einer Nummer, und man musste jedes Ei stempleln. Wenn jemand ein faules Ei gekauft hatte, gab die Gemeinde Auskunft, von wem es stammte und wo man reklamieren musste.

Alles war rationiert. Man konnte nur kaufen, wofür man Marken hatte, und das war wenig. Für die meisten Familien reichten die Marken nicht. Die hatten bis Mitte Monat zu essen, dann gab es nichts mehr. Eine Schwester von Papa lebte in Thun und hatte zwölf- bis fünfzehnjährige Kinder. Die hatten sehr grossen Appetit, und die Marken reichten ihnen nie. Jeden Sonntag kamen sie zu Fuss nach Höfen, um bei uns zu Mittag zu essen. Ein Weg von acht Kilometern, damit sie wenigstens einmal pro Woche genug essen konnten. Sie fragten nie, was es gebe, sondern assen, was immer auf den Tisch kam. Und wenn sie nach Hause gingen, nahm jedes Kind eine Tasche voller Nahrungsmittel mit.

Auch wir mussten alles essen, von Katzen- über Hundefleisch bis hin zu Schnecken. Vater fing Dachse und Füchse, die assen wir auch. Fuchs und Dachs nahm man nur im Winter. Vater nahm die Tiere aus und hängte sie auf, damit sie

gefroren. Das nahm dem Fleisch etwas vom schlechten Geschmack. Dann beizte er sie ein und machte Pfeffer daraus. Vater ging auch im Amseldingersee fischen, obwohl das ein Privatsee war, der Madame de Meuron gehörte. Es hatte darin sehr viele Fische: Hechte, Schleien, Egli, Hasel, Aale. Vater hatte ein Abkommen mit einem Metzger, der gerne Fisch ass: Er brachte ihm Fische und bekam dafür einen Kuhkopf. Aus dem liess Mutter das Fett aus. Zusammen mit etwas Katzenfett und Ziegenbutter gab das ein wunderbares Bratfett. Unsere Fett- und Fleischmarken konnten wir so immer weiter verkaufen und hatten trotzdem nie Hunger.

Rosa Binder *1905 Wir hatten ein Stück Land, wo wir Kartoffeln und Gemüse anpflanzten. Und als wir kein Öl mehr bekamen, auch Mägich. Das sind runde Knollen, aus denen man Öl machen kann. In Gippingen gab es eine Presse, wo wir den Mägich pressen liessen. Vom Militär, das bei uns im Schulhaus einquartiert war, bekamen wir oft auch etwas. Ich machte dem Hauptmann Wanner aus Baden die Wäsche, und dafür brachten mir die Armeeköche zu essen. Suppe konnten diejenigen, die es nötig hatten, sowieso immer holen. Die Schichtarbeiter aus der Sodafabrik, die knapp durch mussten, machten das oft. Die Bauern hingegen, die selber Milch und Fleisch hatten, brauchten nichts von der Armeeküche.

Wir hatten Rationierungsmarken; ohne die konnte man nichts kaufen. Es bekamen aber alle genug Marken; die waren nicht so knapp bemessen. Und ich konnte sowieso nie alle einlösen, weil mir das Geld dazu fehlte. Es gab sogar Marken für Schokolade, aber Schokolade konnten wir uns nicht leisten. Die übrig gebliebenen Marken warf ich weg. Ich kaufte Milch und Brot mit den Marken. Fleisch war ebenfalls viel zu teuer. Ich kaufte höchstens einmal einen Cervelat oder Wienerli, sonst assen wir Kartoffeln und Apfel. Als der Krieg vorbei war, atmeten alle auf, weil es nun wieder mehr Geld gab.

Eva Auf der Maur *1919 Weil die Männer immer im Dienst waren, gab es zu wenig Arbeitskräfte auf dem Land. Ich hatte damals ein Dienstmädchen, das gleich alt war wie ich, und ich fand: «Eine von uns beiden muss in den Landdienst gehen.» Für mich war das freiwillig, denn wenn man verheiratet war und Kinder hatte, musste man nicht gehen. Aber ich fand: «Es können doch nicht zwei Weiber mit nur einem Kind zu Hause herumsitzen!» Sie meinte jedoch, sie gehe nicht aufs Land, sie komme vom Land. Da sagte ich: «Dann gehe halt ich.» Ich meldete mich beim Arbeitsamt und sagte: «Ich will an einen Ort, wo man

wirklich arbeiten muss und wo der Mann weg ist. Ich möchte wirklich etwas tun.» Sie schickten mich nach Rothenburg. Ich zog die Pfadiuniform an, band die Haare zusammen und ging dorthin.

Zuerst erhielt ich keinen Lohn, aber die Landdienstpflichtigen durften Esswaren mit nach Hause nehmen, zum Beispiel Butter und Eier. Später wurde das geändert: Nun bekamen wir einen Soldatensold. Es war ein grosser Hof, und sie hörten immer deutsches Radio. Einmal wurde ich über einen deutschen Radiobericht derart wütend, dass ich sagte: «Entweder schaltet ihr dieses Schwabenradio ab und Beromünster ein, oder ich laufe davon!» Das waren Schweizer, und trotzdem glaubten sie dem deutschen Radio mehr als unserem! Auch wenn Soldaten vorbeikamen, durften diese sich kaum unter den Baum setzen, um aus ihren Feldflaschen zu trinken. Geschweige denn, dass man ihnen etwas Most gegeben hätte. So waren die Luzerner Bauern, grobe Leute.

Manchmal kamen Kinder aus der Nachbarschaft zum Spielen. Als die Kinder vom Bauernhof ein Butterbrot bekommen sollten, hiess es, ich dürfe den anderen Kindern keines geben, das seien Fabrikler. Ich sagte: «Wenn die nichts bekommen, gebe ich unseren Kindern auch nichts! Entweder es bekommen alle etwas oder keines.» Da fragte mich die Bäuerin: «Sagen Sie mal, wo kommen Sie eigentlich her?» – «Von einem rechten Ort», erwiderte ich. Das war ganz verrückt, wie sich die Bauern von den Fabriklern abgrenzten! Auf die schaute man hinab. Darum bin ich so gegen die Bauern, weil sich die so mehrbesser vorkamen. Sie kamen sich auch besser vor als die Städter. «Die hocken ja nur im Büro und arbeiten gar nichts!», sagten sie. Ich entgegnete: «Sitzt ihr zuerst einmal acht Stunden an einem Schreibtisch, und schaut dann, was ihr für einen Rücken habt!» Aber sie hatten das Gefühl, nur sie würden arbeiten.

Einmal ging ich an einem freien Tag in die Stadt, um meinem Dienstmädchen ein paar neue Schuhe zu kaufen. Anschliessend kehrte ich per Velo zurück, noch ganz normal städtisch angezogen. Als ich dann sagte: «So, jetzt wasche ich noch ab!», sagte die Bäuerin: «Ja, Sie können denken, Frau Auf der Maur! Sie müssen doch nicht abwaschen!» Ich antwortete: «Aber ich bin doch immer noch ganz dieselbe, auch wenn ich jetzt anders angezogen bin. Nun habe ich über einen Monat lang abgewaschen, jetzt mache ich es auch heute.» Kleider machen Leute! Das war wahnsinnig. Schon zuvor, als mich mein Mann einmal besuchen kam, da hiess es: «Herr Architekt hier, Herr Architekt da» und zu mir: «Auf der Maur, gehen Sie Most holen!» Ganz verrückt, dieser Unterschied, den sie zwischen uns beiden machte. Hier ich, die dumme Kuh, die arbeiten kommen will, und da der toll angezogene Herr Architekt. Wahrscheinlich

fragte sie sich: Wie kommt der bloss zu dieser Frau? Wieder zu Hause, konnte ich darüber lachen, aber es fiel mir schwer, dort zu arbeiten. 45 Tage lang war ich dort.

Peter Paul Moser *1926 Die Anbauschlacht habe ich auch mitgemacht. Wir rodeten im Entlebuch ganze Wälder, weil wir zu wenig Anbaufläche hatten. Motorsägen gab es damals noch keine, aber es kamen gerade die so genannten Hobelzahnsägen auf, und man dachte, das sei weiss Wunder das Beste. In den Gemeindewäldern haben wir geholt.

Ich freute mich immer über das Mittagessen. Das nahm man in Behältern mit, gut in Papier eingepackt, damit es nicht kalt wurde. Dann machten wir ein Feuer und wärmten es wieder auf. Meist war das ein bisschen Schweinefleisch und ein paar Kartoffeln. Aber es schmeckte da draussen einfach besser als in der Stube, chüstiger. Vielleicht gab es auch mehr Fleisch als zu Hause. Meine Pflegeeltern konnten es sich nicht leisten, Sachen zu kaufen. Nur manchmal kauften sie Cervelats. Wenn man ein Dutzend nahm, gab es einen gratis dazu. Normalerweise gab es aber eigenes Fleisch. Sie metzgeten selber und räucherten das Fleisch in der Räucherammer. Oder es wurde in Gläsern eingemacht. Gebraten und zubereitet, sodass man es zum Essen nur noch wärmen und ausleeren musste. Genau wie heute – nur dass es mir damals besser schmeckte als heute aus der Büchse.

Gerodet wurde an den Hängen. Zuerst musste man die Wurzeln und all das Zeug herausreissen; das war eine Wahnsinnsarbeit. Und manchmal war der Boden nachher doch nur sehr mager. Wenn es Tannenwald war, war die Oberfläche schon fetter Boden, von den Tannennadeln und allem. Aber wenn sie dann ackerten, kam oft schon zwanzig Zentimeter weiter unten gelbe Erde hervor. Dann setzten sie zuerst einmal Kartoffeln, denn die brauchen wenig Nährstoffe zum Gedeihen, und erst nachher wurde Korn angesät oder Wiesen gemacht. Geackert wurde mit Seilwinden, die mit Benzinmotoren liefen: Oben war eine Rolle, über die ein Seil lief, an dem der Pflug befestigt war. Abwärts wurde nicht geackert, nur aufwärts. Dann nahm man den Pflug, rannte hinab, steckte ihn unten an, legte den Riemen um, und dann ging es wieder hinauf. Manchmal war dieses Land geeignet für den Anbau. Aber manchmal war es auch schade, dass sie den Wald kaputtgemacht hatten. Später, als das Ackerland dort nicht mehr gebraucht wurde, pflanzten sie wieder Tannen. Aber ich habe auch Halden gesehen, wo sie gar nichts mehr machten und einfach alles wuchern liessen.

Die Bauern rodeten eigentlich recht bereitwillig, weil sie das Holz verkaufen konnten. Normalerweise hätte es zum Roden eine Bewilligung gebraucht, und nun hiess es einfach: Da und da wird jetzt wieder ein Stück Wald gerodet. Über die vielen Vorschriften gab es allerdings auch Missmut, zum Beispiel, dass man Milch abliefern musste oder beim Schlachten kontrolliert wurde. Und manchmal wäre ihnen dann doch der Wald wieder lieber gewesen als die Wiese, weil die Wiese nicht so viel brachte, wie sie sich erhofft hatten.

Äusser in Bezug auf die Anbauschlacht und die Rationierung merkten wir im Entlebuch hinten kaum, dass Krieg war. Man hatte keine Angst. Nur war alles rationiert: Zucker, Kaffee. Aber die Bauern wussten sich zu helfen, meine Pflegeeltern auch. Sie rösteten Zichorien und tranken Zichorienkaffee. Auch Eichelkaffee machten sie, das haben sie alles ausprobiert.

Elise Scherer-Leu *1907

Die Kriegszeit war für mich als Bäuerin eine schlimme Zeit. Ich war damals gerade frisch verheiratet, und wir hatten einen Hof in Meggen. Meine Tochter war einjährig, der Sohn fünf Wochen alt, als mein Mann einrücken musste. Der Karrer musste ebenfalls einrücken, und beide Pferde mussten wir dem Militär geben, samt Wagen. Zum Glück hatten wir einen guten Melker und einen guten Landknecht, die schauten zum Rechten. Dafür musste man dankbar sein. Aber wir hatten viel mehr Arbeit.

Als wir heuen mussten, wusste niemand, wo wir anfangen sollten. Der Melker sagte: «Hier wird gemäht!» Der Landknecht sagte: «Da wird gemäht!» Ich konnte ihnen auch nicht sagen, wo sie beginnen sollten, denn auf mich hätten sie sowieso nicht gehört. Und auf den Grossvater erst recht nicht. Zum Glück kam dann mein Mann aus dem Dienst nach Hause. Er hatte Urlaub bekommen, um beim Heuen zu helfen. Er sagte: «Jetzt sage ich, wo gemäht wird. Wir mähen gleich alles.» Daraufhin schnitten sie an einem einzigen Tag alles aufs Mal ab.

Angst vor dem Krieg hatten wir eigentlich nicht. Wir hatten gar keine Zeit für so etwas, wir waren immer an der Arbeit. Manchmal telefonierte ich mit meinem Mann. Er war häufig im Kanton Aargau stationiert. Dort hatten sie es nicht so streng, sie mussten einfach da sein. Einmal waren Funker bei uns einquartiert. Die lagen immer nur auf der faulen Haut. Und wir wussten nicht, wohin mit der Arbeit. Das konnte einem schon aufs Gemüt schlagen. Manchmal gab es zwar Soldaten, die einem ein bisschen zur Hand gingen, aber im Grossen und Ganzen war es nicht so. Wir mussten auf jeden Fall mehr arbeiten als die im Militär. Ansonsten ging es uns Bauern damals nicht so schlecht, wir

hatten immer genug zu essen. Für die anderen Leute war es schlimmer. Es kamen deshalb oft Leute aus der Stadt zu uns hinaus, um einen Zvieri zu nehmen.

Die von der Behörde kamen häufig bei uns vorbei und zählten die Kühe, die Schweine und die Hühner. Es gab schon Bauern, bei denen die Hühner schwarze Eier legten. Die gaben den Behörden einfach nicht alle Hühner an. Sie sagten: «Wir haben soundso viele Hühner», dabei hatten sie noch ein paar mehr an einem anderen Ort. Bei uns kam auch immer wieder ein Kontrolleur vorbei. Wir haben aber nie etwas Unerlaubtes gemacht! Es wurde einem alles vorgeschrieben. Man konnte nichts selber bestimmen, sogar die Preise waren vorgeschrieben. Dabei waren sie doch so froh um die Bauern. Später, nach dem Krieg, sagte ich: «So ehrlich wie damals wäre ich heute nicht mehr!»

Hildegard Janser *1920 Als die grosse Anbauschlacht war, wurde von der Gemeinde Quinten jemand abkommandiert, um zu schauen, wo es noch ein Plätzchen gab, aus dem man noch etwas rausholen konnte. Überall pflanzte man etwas an. Sogar zwischen den Reben setzten wir Kartoffeln. Es hiess: «Du hast soundso viel Boden, also musst du soundso viele Kartoffeln anpflanzen.» Deshalb setzten wir sie einfach zwischen die Reben. Es wehrte sich niemand gegen die Anbaupflicht, denn sonst wäre man bestraft worden. Das wurde auch streng kontrolliert. Ohne angemeldet zu sein, kam einer und lief überall herum und kontrollierte. Dann hiess es jeweils: «Die Vögte kommen wieder!» Das waren Gemeindeangestellte, die von der Gemeinde bezahlt waren und meinten, sie müssten versuchen, möglichst viele zu erwischen.

Jeder Bauer in Quinten hatte ein Schwein oder zwei. Und wenn man ein Schwein schlachten wollte, musste man das anmelden. Dann kam einer, wog das Schwein und rechnete aus, wie viele Fleischcoupons man dafür weniger bekam. Wir konnten jeweils ein ganzes Jahr kein Fleisch mehr kaufen, sondern nur noch von diesem Schwein essen. Etwas anderes bekamen wir nicht mehr. Es musste einfach reichen. Milch und Butter hatten wir als Bauern selber. Aber wir mussten aufpassen wie die Verrückten, sonst hätte man davon auch noch abgeben müssen. Kein Bauer traute sich, etwas schwarz zu verkaufen. Die Schweizer Bauern hätten sich damals gut sanieren können. Es hatten ja alle einen Haufen Hypotheken auf ihrem Besitz. Das hätten sie alles sanieren können, wenn sie ein bisschen etwas schwarz hätten verkaufen dürfen. Aber nein, das durfte man nicht. Nur die Welschen machten das einmal eine Weile lang. Dann wurden sie erwischt und eingesperrt. Drei Wochen lang, wenn ich mich richtig erinnere.

Die Österreicher verkauften auch alle schwarz; das haben sie mir nach dem Krieg dann erzählt. Manche hätten sogar den schönsten Schmuck als Bezahlung genommen, von Leuten, die sonst nichts mehr zum Bezahlen hatten. Alle österreichischen Bauern konnten sich so sanieren. Aber bei den Schweizer Bauern hiess es immer: «Ihr dürft nichts verkaufen, ihr müsst alles abgeben.» Wenn man etwas übrig hatte und die auf der Gemeinde herausfanden, dass man nicht alles selber brauchte, musste man es abgeben. Das war wahnsinnig streng.

Das Misstrauen untereinander war gross. Vielleicht hatte man einen guten Bekannten, und der kam und fragte: «Gibst du mir nicht ein bisschen Butter? Wir haben nichts mehr.» Dann gab man dem vielleicht mal etwas und einem anderen nicht. Und dann ging der und klagte dich an. Das passierte oft. Die Männer, die im Dienst waren, bekamen das nicht so mit wie wir zu Hause, aber das war grässlich. Man wusste nie, ob man jemandem trauen konnte. In Quinten kann ich mich zwar nicht direkt an einen solchen Fall erinnern, aber mein Mann sagte Ende des Krieges einmal über einen Bekannten: «Dem traue ich nicht.» Es stand ja auch auf all diesen Plakaten: «Wer nicht schweigen kann, schadet der Heimat!» Also hat niemand nichts gewusst und niemand nichts gesagt.

Wenn einer im Geheimen ein Schwein schlachtete, wussten sie das auf der Gemeinde jeweils schon, bevor es tot war. Es war keine gute Stimmung. Dabei hiess es damals doch, man müsse jetzt Zusammenhalten. Das meinte man, aber es war dann doch nicht so. Ich weiss nicht, ob es in anderen Dörfern auch so war. Aber soviel ich gehört habe, war es überall so: Keiner traute dem anderen. Vielleicht auch zu Unrecht.

Hans Beeler *1926 Es gab damals viel Schwarzhandel. Wenn wir ehrlich sind: In der Innerschweiz hatten doch alle Beziehungen zu einem Bauernbetrieb, bei dem man schwarz Lebensmittel beziehen konnte. Auch das Militär verkaufte am Ende eines Ablösungsdienstes jeweils die übrig gebliebenen Lebensmittel an die Bevölkerung, um ein bisschen Geld für die Kompaniekasse zu kriegen. Dazu brauchte man keine Marken.

Überhaupt konnte man viele Sachen ohne Marken kaufen. Wenn die Bauern schlachteten, gingen sie von Haus zu Haus und fragten: «Wollt ihr ein Kilo Fleisch?» Dann kaufte man ihnen etwas ab. Von den Bauern konnte man auch an den Tagen Fleisch erhalten, an denen man eigentlich kein Fleisch hätte essen dürfen. Sogar die Kontrolleure profitierten davon! Das kam so: Das Militär verursachte damals häufig Landschäden. Die Bauern konnten dafür vom Bund eine Entschädigung verlangen. Dann kamen jeweils zwei Beamte aus Bern, um zu

prüfen, ob diese Entschädigung gerechtfertigt sei. Sie meldeten sich bei meinem Vater, der in Schwyz Gemeindeweibel war, und er ging dann mit ihnen die Schädlen begutachten. Häufig musste man zwei, drei Stunden gehen, bis man an den Ort kam, wo der Landschaden war. Mein Vater sagte dann jeweils zu einem Bauern, der dort in der Nähe war: «Mach uns doch etwas zu essen! Wir kommen zu dir zum Mittagessen.» Einmal war das dummerweise an einem Freitag. Das war einer der zwei fleischlosen Tage. Der Bauer schenkte dem keine Beachtung, und die Beamten waren ganz schockiert, dass sie an einem fleischlosen Tag Fleisch essen sollten. Doch mein Vater sagte: «Das schadet euch doch nichts.» Also schlugen sie wacker zu. Und mit der Zeit kamen sie nur noch an fleischlosen Tagen, um Landschäden zu begutachten, weil sie genau wussten, dass sie sich dann an einen Tisch setzen konnten, wo es Fleisch gab. Auch die Kontrolleure hielten sich also nicht immer an die Regeln.

Im Herbst 1942 gab es in Steinen grosse Unruhen. Nufer betrieb dort eine Sennerei, in der er grosse Mengen Milch umsetzte. Er betrieb auch Schwarzhandel, und das wurde entdeckt. Zu den Bauern, die ihm Milch brachten und wissen wollten, warum er gebüsst wurde, sagte er: «Du hast doch auch schon ohne Marken Käse und Butter bei mir bezogen. Deswegen wollen sie mich jetzt zur Rechenschaft ziehen.» Zwei Beamten aus Bern kamen, um seine Bücher zu kontrollieren. Denen machte er solche Probleme, dass sie nicht zum Ziel kamen.

Zwei Tage später kehrten sie zurück, diesmal verstärkt um zwei weitere Beamten und einen Polizisten. Nufer hatte aber mit den Bauern abgemacht, dass sie ihm zu Hilfe kommen sollten. Als die Beamten anrückten, wurde deshalb in der Stauffacherkapelle zwischen Schwyz und Steinen das Glöcklein geläutet. Da wussten die Bauern, dass sie antreten mussten. 300 Bauern versammelten sich vor der Sennerei! Da kam eben der Freiheitswille der Innerschweizer zum Ausdruck. Die wollten sich von Bern nichts vorschreiben lassen. Die Situation eskalierte: Die Bauern waren auf Rache aus und verprügelten die eidgenössischen Beamten. Einer davon musste ins Krankenhaus. Nur der Polizist konnte fliehen und Verstärkung anfordern.

Daraufhin boten die Behörden das Militär auf. Die ganze Umgebung von Steinen war voller Soldaten: In jedem Gartenhäuschen war ein Nest mit einem Maschinengewehr. Auch bei uns in Schwyz, das gleich neben Steinen liegt, waren überall Soldaten in Alarmbereitschaft. Man befürchtete, dass sich die Revolte ausdehnen könnte, und wollte sie schon ganz zu Beginn eindämmen.

Es gab damals viele Bauern in der Gegend, die immer noch wegen der kurz vor dem Krieg in Kraft getretenen Alkoholverordnung wütend waren. Viele

Bauern aus Steinen hatten Kirschen und brannten daraus Kirsch. Das wurde mit der neuen Alkoholsteuer unterbunden. Da hatte sich also schon einiges zusammengebraut, und 1942 explodierte die Stimmung. Es war auch bekannt geworden, dass die Behörden Telefongespräche abhörten, und da fanden manche, es komme bald nicht mehr darauf an, ob Hitler in die Schweiz einmarschiere, schlimmer könne es ohnehin nicht mehr kommen. Manche alten Leute in Schwyz sagten: «Als 1918 der Landesstreik war, mussten wir als Soldaten nach Zürich, um für Ordnung zu sorgen. Jetzt kommen die Zürcher in die Inner-schweiz.» Einige davon hatten noch den Stempel im Dienstbüchlein: «Ordnungsdienst beim Landesstreik 1918». Nufer wurde schliesslich verhaftet und nach Aarau gebracht. Die Bauern fanden, man hätte ihn auch im Kanton Schwyz ins Gefängnis stecken können, aber das war den Behörden zu riskant.

Hier dachten die Leute immer noch, es gehe nur um ein bisschen schwarz gehandelten Käse und Butter. Nufer hatte die Bauern jedoch hinters Licht geführt. Später erfuhr man, dass er mit ganzen Wagenladungen Hirse gehandelt hatte, dass es um grosse Beträge gegangen war. Für die beteiligten Bauern setzte es keine hohen Strafen ab. Sie mussten zwar auch ins Gefängnis, konnten ihre Strafe aber im Winter absitzen. Die Gefängniszellen befanden sich im oberen Stock des Gemeindehauses, wo wir wohnten. Die Bauern waren gruppenweise untergebracht und konnten am Abend zusammen jassen.

Maria Biaggini *1915 Bei uns im Tessin gab es viele Schmuggler, die von Italien her über die Grenze kamen. Ich kannte einige von ihnen und wusste deshalb ungefähr, wann sie beim Spital, wo ich arbeitete, vorbeikommen würden. Bei ihnen bestellten wir jeweils Reis und grüne Kaffeebohnen, die wir selber rösteten. Wir bezahlten mit Salz, weil es in Italien kein Salz mehr gab. Und unsere Patienten bestellten oft Veloschläuche, weil man die bei uns nicht mehr bekam.

Die Rationierung war ein Problem. Wir assen vor allem Gerste. Nach dem Krieg habe ich jahrelang keine Gerste mehr gegessen, ich hasste sie richtig! Im Spital hatten wir aber immer genug zu essen. Zum Frühstück gab es Milchkaffee; die Kranken erhielten zusätzlich noch Butter und Marmelade. Es war allerdings kein richtiger Kaffee, sondern nur Malzkaffee. Fleisch gab es damals keines mehr. Wir sind deswegen aber nicht gestorben. Alles in allem war es eine schöne Zeit. Wir waren fröhlich und machten unsere Arbeit im Spital. Wir arbeiteten zwar bis zum Umfallen, aber wir dachten an diejenigen, die unter dem Krieg noch viel mehr zu leiden hatten als wir.

Othmar Hauser *1926 Nach der Sekundarschule arbeitete ich eine Weile bei einem Bauern in Ringlikon. Wir assen gut bei den Bauern! Am Sonntag sah man dann jeweils die Autos von Zürich her kommen, mit den Holzkohlevergasern hinten angebunden, denn Benzin gab es damals kaum mehr. So kamen die Herren mit ihren grossen Autos aus der Stadt und besorgten sich auf dem Land Käse, Eier, Geschlachtetes, ganze Schinken und Schweinehälften. Die Bauern verkauften ihnen die Sachen schwarz, sie hatten natürlich nichts dagegen. Ich nahm auch immer wieder mal etwas mit in die Stadt, für meine Mutter, meine Grossmutter und meine Schwester. Die hatten nichts. Grossmutter arbeitete als Köchin bei den SBB. Da brachte sie manchmal übrig gebliebene Wienerli und Kartoffelsalat, den die Eisenbahnler in der Kantine stehen gelassen hatten, mit nach Hause. Das war ein Festessen für uns.

Kleider holten wir bei der Winterhilfe, an der Schulhausstrasse im Kreis zwei drüben. Aus einem grossen Haufen konnte man da auswählen. Für mich war das immer ein Horror. Ich fand es grauenhaft demütigend, dass wir da hinmussten. Meine Mutter kam nie mit, sie lehnte das ab. Aber Grossmutter war Realistin und sagte: «Wir wollen lieber nicht frieren, und deshalb gehen wir halt dort etwas organisieren.»

Die Rationierungsmarken für Schuhe und Textilien konnte man eintauschen gegen solche für Brot oder Milch. Auch die Schokoladenmarken gaben wir weiter, denn Schokolade konnten wir nicht bezahlen. Das Café «Pronto» am Limmatquai war ein Umschlagplatz für Rationierungsmarken. Dort waren so Typen aus dem Kreis vier oder fünf, die machten Lebensmittelmarkentausch. Das war ein richtiger Handel und wurde auch toleriert. Das gehörte richtiggehend zur Infrastruktur: Die armen Leute tauschten dort die Marken, die sie entbehren konnten, gegen solche ein, die sie brauchen konnten. Die Reichen hingegen sagten: «Milch und Brot bekommen wir sowieso irgendwo, die können das Brot haben.» Die Zwischenhändler tauschten das und verkauften den Reichen die gewünschten Marken.

Max Bosshard *1920 Meine Mutter führte in Zürich-Wipkingen einen Laden und durfte nur gegen Rationierungsmarken verkaufen. Bei ihr wurden Marken umgetauscht. Es gab Familien, denen fehlte das Geld, um genug Lebensmittel zu kaufen, wenn der Mann im Dienst war. Die hatten dann Marken übrig. Und es gab auch Leute, die selber nicht alle Brotrationen brauchten, dafür das Geld hatten, um Fleisch zu kaufen. Familien mit Kindern brauchten dafür mehr Brot. Da wurden dann Fleischmarken gegen Brotmarken getauscht. Fleisch war da-

mals zu teuer. Zu Hause assen wir viel Gemüse und Kartoffeln. Gott sei Dank waren Kartoffeln mein Lieblingsgemüse!

Marta Jurt *1922 Während des Krieges schlossen wir von der Konsummolkerei Luzern jeweils mittwochnachmittags den Laden. Aber nicht, um frei zu haben, sondern damit man die Lebensmittelmarken einkleben konnte. Das war furchtbar für die Kunden, dass sie am Mittwochnachmittag nicht einkaufen konnten. Sie polterten manches Mal an die Türe. Auch wenn man morgens um sieben Uhr kam, wurde der Laden sogleich geöffnet, und es ging los mit Kundschaft. Die Waren mussten wir alle noch selber einfüllen, es gab nichts fertig Abgepacktes. Man bekam Säcke, Zuckersäcke, Mehlsäcke, Griesssäcke, und die füllte man dann mit dem Schäufelchen aus dem grossem Sack, machte sie zu und schrieb sie an. Auf den Lebensmittelkarten hiess es beispielsweise: 125 Gramm, 250 Gramm, 500 Gramm, und man musste alles entsprechend abpacken. Das war anstrengend!

Ende des Jahres durfte beim Inventar kein Manko sein, man durfte also nichts wegwerfen oder verschwenden. Wir verkauften damals offene Bodenwiche. Die war in einer grossen Blechbüchse, und die Leute kamen mit einer Schachtel, die man auffüllte, abwog und dann so verkaufte. Als nun diese Blechtonne einmal fast leer war und es nur noch unten drin eine dünne Schicht Wiche hatte, wollte ich es besonders gut machen und stellte die Büchse auf den Ofen, um das Übriggebliebene zu schmelzen und in die neue Büchse zu giessen. Allerdings entzündete sich die Wiche auf dem Ofen, und ich weiss noch gut, wie ich mit dem brennenden Ding zum Laden hinausgerannt bin, aufs Trottoir. Dort brannte das dann noch eine Weile lang gehörig.

Mit den Rationierungsmarken blühte der Tauschhandel. Zum Beispiel bekamen wir Textilkarten und Schuhkarten, und wir hatten kein Geld, um diese Sachen zu kaufen. Da sagte man dann: «Gib du mir dies, dann gebe ich dir das!», und tauschte die Marken gegen solche, die man brauchen konnte. Wir Verkäuferinnen waren manchmal auch damit konfrontiert, dass die Kundschaft meinte, wir bekämen massenhaft Marken und wollten sie für uns behalten. Einmal stand eine Frau im Laden und weinte. Sie sagte: «Mein Mann ist sich gewohnt, am Morgen ein Butterbrot zu essen, und wir haben zu wenig Butter!» Jenu, ohne Marken gab es halt keine Butter. Wir hatten auch keine Butter.

Ich habe erlebt, was geschah, als Milch, Butter und Käse rationiert wurden. Die Rationierung begann immer ganz plötzlich am Montagmorgen; man wusste im Voraus nichts davon. Dann kam man am Morgen und musste das Inven-

tar aufnehmen. Als die Butter rationiert wurde, fragte einer der Arbeiter, der zu Hause Frau und Kinder hatte, ob er nicht noch schnell ein Fünf-Pfund-Ankemödeli kaufen könne. Das wurde aber nicht bewilligt. Es hiess, die Rationierung müsse exakt vor sich gehen. Etwas später kam dann aber einer von der Verwaltung, und dem stopfte man das Auto nur so voll mit Butter und Käse. Wir hatten Büchsen mit eingesottener Butter, und er bekam unzählige davon! Bezahlen musste er es schon, aber er bekam es. Und nachher erzählten die Chauffeure, sie hätten ihm auch noch Fleischkonserven und alles Mögliche bringen müssen. Und wir armen Cheiben bekamen nichts. Es menschet halt überall, das ist ja klar. Aber es war manchmal schon etwas hart.

Annemarie Spahr *1922 Ich habe gerade kürzlich wieder im Radio gehört, wie einer erzählte, sie hätten während des Krieges gehungert. Ich habe eigentlich nie das Gefühl gehabt, wir hätten Hunger. Wenn damals in der Schweiz jemand Hunger litt, dann deshalb, weil die Hausfrau nicht einteilen konnte. Meine Mutter tauschte oft ihre Marken. Wir mochten keine Hülsenfrüchte, aber es gab Arbeiter in der Fabrik, wo Vater Direktor war, die mochten das furchtbar gerne und tauschten mit meiner Mutter. Am Morgen hiess es jeweils: «Wie viele Scheiben Brot willst du zum Frühstück? Wenn du zwei willst, dann gibt es halt nur eine zum Nachtessen!» Oder: «Willst du die Butter zum Frühstück oder zum Nachtessen?» Damals begann ich zu rauchen. Damit ich mehr zum Nachtessen hatte, ersetzte ich das Frühstück durch eine Zigarette. Aber ich hatte nie das Gefühl, es gehe mir deswegen schlecht. Viele junge Frauen rauchten damals, weil man damit den Appetit stoppen konnte. Aber es war nicht so populär wie heute. Meine Mutter und meine Schwester rauchten auch, aus dem gleichen Grund.

Hans Peter Dreier *1921 Im Militärdienst bekamen wir immer genug zu essen, aber im Zivilleben hatte ich als junger Mann oft Hunger. Zum Nachtessen gab es Kartoffeln ohne irgendeine Fettbeilage, und um neun Uhr hatte man bereits wieder Hunger. Ich kaufte mir deshalb gedörrte Früchte und kaute darauf herum, bis ich zu Bett ging. Das nahm mir wenigstens das Hungergefühl. Im Militärdienst gab es jeden zweiten Morgen ein Stück Käse zum Kaffee. Von den 200 Männern unserer Kompanie assen aber nicht alle den ganzen Käse. Was übrig blieb, wurde eingesammelt und den Schweinen verfüttert. Einer meiner Kameraden hatte acht Kinder. Er fragte den verantwortlichen Korporal: «Meine Kinder haben fast nichts zu essen. Kann ich nicht den übrig gebliebenen Käse

nach Hause schicken?» Der Korporal sagte: «Doch, klar! Mach das!» So schickte der dann Woche für Woche Käse nach Hause, damit seine Kinder etwas zu essen hatten. Als ich 1944 im Zeughaus in Bern arbeitete, hatten wir eine Kasse, in die man einzahlen musste, wenn man fluchte oder zu spät zur Arbeit kam. Als die Kasse voll war, gingen wir in einem Restaurant in Wohlen zum Nachtessen. Wir wussten, dass sie da schwarz schlachten. Dort ass ich an einem einzigen Abend fünf Wienerschnitzel. Fünf Wienerschnitzel! Es bestand ein solcher Mangel an Fleisch und an nahrhaftem Essen.

Max Siegrist *1918 Es wird immer wieder gesagt, dass man damals all diese Flüchtlinge an der Grenze abweisen musste, weil wir sonst nicht genug zu essen gehabt hätten. Daran kann ich nicht so recht glauben. Wir lebten nämlich nicht so schlecht, wie immer gesagt wird. Viele Dinge waren nie rationiert, entgegen anders lautenden Berichten. Kartoffeln zum Beispiel. Und auch Kaffee und Milch waren immer erhältlich. Davon konnte man bereits leben. Zugegeben, mit Schokolade war man nicht gerade verwöhnt. Aber mit genug Geld bekam man auch Schokolade. Wild und Geflügel waren ebenfalls frei erhältlich. Wenn man Geld hatte, konnte man sich eine Gans kaufen, dann hatte man wieder für eine Weile genug Fett. Es ist einfach nicht wahr, dass wir keine Fremden mehr hätten aufnehmen können, weil wir zu wenig Essen hatten. Das ist eine Lüge!

Theodor Neidhart *1930 Wir hatten einen Obstgarten, und da ass man halt Apfel und Kartoffeln. Heute sind das alles Grünflächen und Ziergärten, da kann man sich das gar nicht mehr vorstellen, aber damals wurde der letzte Quadratmeter genutzt, sogar der Sechseläutenplatz in Zürich oder in Bern der Bundcsplatz. Auch wir Kinder mussten helfen. Zum Beispiel waren wir immer mit dem Mistwägelchen unterwegs, und wenn ein Bauer mit Kühen kam und eine Kuh etwas fallen liess, stürzten sich alle auf den Kuhfladen, um Dünger für den Garten zu bekommen. Die Strassen waren deshalb immer schön sauber.

Mein Vater hatte in Ramsen eine Bäckerei, und er backte damals noch im Kohlenofen. Während des Krieges wurde das Brennmaterial rationiert: Das Kohlenkontingent wurde auf einen Drittel gekürzt, und 1940, nach dem Frankreichfeldzug, sogar auf einen Viertel. Damit konnte man gerade noch eine minimale Kohlenglut aufrechterhalten, und da musste man natürlich allen Dreck zusammensuchen, um mehr einfeuern zu können. Es hiess: «Es gibt einfach nicht mehr Kohle. Ihr müsst halt schauen, ob ihr irgendwo Holz findet.» Während der Anbauschlacht wurden in der Schweiz hunderte von Hektaren Wald gero-

det, damit Kulturlfläche für Getreide geschaffen werden konnte. In Ramsen rodeten sie siebzehn Hektaren Wald. Dieses Holz wurde dann sofort vermarktet und über ein Punktesystem kontingiert verkauft. Nur die Wurzelstöcke bekam man ohne Kontingentierung. Wir besorgten uns also solche Wurzelstöcke. Die mussten von Hand auseinander geschlagen werden. Das war eine saumässig anstrengende Arbeit! Immer nach der Schule, von vier bis sechs Uhr, musste ich antreten, denn jeden Tag musste so ein Wurzelstock zerhackt werden, damit man am nächsten Morgen backen konnte. Zusammen mit dem 74-jährigen Bäckersgesellen machte ich das: Der eine schlug mit der Axt drein, der andere haute mit dem Holzschläger auf die Axt, vierzig oder fünfzig Mal, bis der Stock auseinanderbrach. Eine so harte Arbeit würde heute niemand mehr von Hand machen.

Das Brot war ja rationiert, und man bekam für die Bäckerei nur so viel Mehl, wie man Brotmarken vorweisen konnte. Wenn also Mutter wieder einmal einem Kunden ohne Marken Brot verkauft hatte, bekamen wir das nächste Mal genau so viel Mehl weniger, wie es für dieses Brot gebraucht hatte. Das gab dann jeweils Ehekrach. Vater schimpfte: «Wenn du einfach allen Brot gibst, bekommen wir weniger Mehl! Am Schluss müssen wir noch das Geschäft zumachen!» Auch wenn er Verständnis für Mutter hatte: Wir schnitten uns so ins eigene Fleisch. Die Lebensmittelversorgung war prekär, und man musste den Gürtel sehr eng schnallen. Darum ist es auch nicht berechtigt, zu sagen, die Schweiz hätte damals noch mehr Flüchtlinge aufnehmen können. Das stimmt nicht. Wir waren viel zu knapp dran mit Lebensmitteln; wir mussten schauen, dass es für die Schweizer reichte.

Allmählich musste man sogar Kartoffeln ins Brot tun. Sieben Prozent mochte es leiden, ohne dass das Mehl seine Backfähigkeit verlor. Nun mussten wir Kinder abends Kartoffeln schälen und passieren. Man durfte das Brot auch nicht mehr frisch verkaufen, denn vom frischen Brot isst man mehr. Zuerst musste es einen Tag alt sein, nach dem Frankreichfeldzug dann zwei Tage, und als es immer prekärer wurde, sogar drei Tage. Drei Tage altes Brot! Das war eine Verfügung von Bern. Wir mussten also das ein- und das zweitägige Brot lagern, bis man es am dritten Tag verkaufen durfte. Wenn das dreitägige Brot schon vor Ladenschluss ausverkauft war, musste man den Rolladen herunterlassen, denn die Leute baten uns: «Geben Sie mir doch vom Zweitägigen!» Das war aber streng verboten. Der Ramser Gemeindeschreiber kontrollierte das zweimal pro Woche. Wenn vom frischeren Brot etwas fehlte, gab es pro Kilo fünf Franken Busse. Bei einem Brotpreis von 48 Rappen pro Kilo! Da hütete man sich dann

schon. Auch unsere Familie ass das dreitägige Brot. Die heutige Wohlstandsgeneration kann sich gar nicht vorstellen, wie hart das war. Damit der Kontrolleur überhaupt wusste, wie viel Brot da sein sollte, musste Vater am Morgen, wenn er das Brot zum Ofen herausnahm, ein Formular ausfüllen, auf dem genau verzeichnet wurde, wie viele Kilo und Pfünder er gebacken hatte. Und zwar mit Tinte! Damit man nichts ausradieren konnte.

Im November 1944 war Vater an einer Bäckerversammlung, und da fragte ihn ein anderer: «Ich habe kein Gramm Weissmehl mehr und bekomme erst im Januar wieder. Könnest du mir nicht zehn oder zwanzig Kilo leihen, damit ich auch ein bisschen Weihnachtskonfekt machen kann? Ich gebe es dir im Januar zurück, wenn die nächste Mehllieferung kommt.» Dieser Bäcker war gleichzeitig noch Taxifahrer, und als Vater sich mit dem Handel einverstanden erklärte, fuhr er bald einmal mit dem Auto bei uns vor und holte zwanzig Kilo Weissmehl. Zwei Tage später stand ein Beamter von der eidgenössischen Getreideverwaltung da, gerade als ich mittags aus der Schule kam. Er sagte, es sei nach Bern hinauf gemeldet worden, dass ein Auto bei uns vorgefahren sei und etwas abgeholt habe. Was da geschehen sei? Vater erklärte ihm, er habe einem Kollegen zwanzig Kilo Mehl ausgeliehen, aber das komme im Januar wieder zurück. Ich ging am Nachmittag wieder zur Schule, und als ich um halb fünf nach Hause kam, händelten die beiden immer noch miteinander. Der Beamte wollte einfach nicht gehen, denn er meinte, er könne einen Skandal aufdecken, irgendeinen Schwarzhandel. Es kam dann zu einer Untersuchung, und schliesslich bezeugten zwei Bäckerkollegen, die auch an der Versammlung gewesen waren, die Erklärung meines Vaters, und er kam mit einem Verweis davon. Es hiess, wenn er das wieder einmal mache, müsse er es zuerst auf der örtlichen Ackerbaustelle anmelden, und dann müsse der Gemeindeschreiber bei der Auslieferung und der Rückgabe dabei sein.

Gertrud Viale *1932 Letzthin hat mich eine Klassenkameradin von damals gefragt, ob ich mich eigentlich noch daran erinnern könne, wie oft sie in der Kriegszeit bei uns in der Bäckerei hatte Brot holen müssen, obwohl sie gar kein Geld hatte, um es zu bezahlen. Ihr Vater war Sigrist bei der katholischen Kirche in Romanshorn, aber sie hatten einfach nie Geld. Sie hätten überall Schulden gehabt, und ihr sei es als Mädchen furchtbar peinlich gewesen, wenn sie im Laden sagen musste: «Wir können es nicht gleich bezahlen, wir müssen es anschreiben lassen.» Sie wusste, dass sie bei uns in der Bäckerei immer Brot holen konnte, ohne etwas erklären zu müssen, wenn sie nicht gleich bezahlen konnte. Sie hat

mir gesagt, sie sei meinen Eltern bis heute dankbar deswegen, denn sonst hätten sie bald nichts mehr anderes zum Essen gehabt als Kartoffeln.

Mein Vater wusste, dass es verschiedene Leute gab, die ihren Einkauf immer anschreiben lassen mussten. Einmal sagte er sogar zu uns: «Ihr müsst das nicht mehr aufschreiben, es hat keinen Sinn. Sie haben einfach kein Geld, um es zu bezahlen. Gebt Brot, aber nichts anderes, keine Guezli oder Patisserie, einfach Brot. Das ist ein Grundnahrungsmittel.»

Am Anfang des Krieges war das Brot noch nicht rationiert. Bald einmal begann man, nur noch Schwarzbrot zu essen. Es gab kein weisses mehr, denn für Weissmehl musste das Mehl mehrmals gemahlen werden, und das war Vergeudung. Man stellte sich schnell auf Schwarzbrot um. Es war ja auch nahrhafter. Meine Grossmutter bekam davon allerdings Magenbeschwerden, und so backte Vater während des ganzen Krieges für sie immer weisse Brötchen. Das war ziemlich aufwendig, denn weisses Mehl war fast nicht mehr aufzutreiben.

Im Verlauf des Krieges gab es manche Sachen nicht mehr: frische Eier oder Schokolade. Statt Zucker musste man in der Bäckerei Ersatzstoffe verwenden, und auch Milch musste durch Milchpulver ersetzt werden. Geschmacklich was das nicht so gut. Mein Vater war für gute Ware bekannt gewesen, und so machte ihm das natürlich zu schaffen. Aber ohne diese Ersatzstoffe wäre es nicht mehr gegangen. Mein Vater konnte in der Bäckerei nicht mehr alles machen, was er vorher gemacht hatte. Zopf gab es zum Beispiel nur noch in beschränkter Menge zu Weihnachten. Das gehörte zum Weihnachtsessen: ein Zopf. Aber auch das längst nicht bei allen.

Schliesslich musste das Brot mit Kartoffelmehl gestreckt werden. Dieses Kartoffelbrot musste man zuerst zwei Tage lagern; man durfte es nicht frisch essen, weil es dann sehr schwer verdaulich war. Nach zwei Tagen war es allerdings auch nicht mehr knusprig. Ich weiss noch, wie ich mich ärgerte, wenn die Kunden am Brot herumdrückten und sagten: «Das ist ja altes Brot!» Wütend und mit geballten Fäusten stand ich hinter dem Ladentisch und dachte: Nun gibt es auf der Welt so viele hungernde Leute, und die hier tun so blöd wegen diesem Brot!

Bei uns zu Hause assen wir recht gut, denn wir waren ja quasi an der Quelle. Unser Standardfrühstück sah so aus: Wir bekamen Brot und darauf Konfitüre, so viel wir wollten. Milch hatten wir auch genug, weil wir kleine Geschwister hatten, und für kleine Kinder gab es Milch-Sonderzuteilungen. Zum Mittagessen gab es oft Kartoffelsuppe. Mutters Kartoffelsuppe war berühmt! Davon kamen auch andere Leute holen. Es hatte allerlei Gemüse darin, viel

Kartoffeln und Kümmel. Und wenn es ganz gut ging, tat sie noch ein Stückchen Speck hinein. Das war aber eher selten. Diese dicke Suppe ass man dann mit Brot. Oft gab es auch Maispfluten. Und wenn es einmal Hacktätschli gab, dann waren mindestens drei Viertel der Masse Brot und nur ein Viertel Fleisch. Diese Schulfreundin, die oft zu wenig Geld für das Brot hatte, kam immer sehr gerne zu mir nach Hause zum Zvieri. Da gab es Milchkaffee und Brot mit Konfitüre, und sie konnte sich einfach hinsetzen und sich satt essen.

Eier erhielten wir oft von einer Tante, die im Bernbiet bauerte. Sie hatten einen recht grossen Betrieb und viele Hühner. Als wir dann in der Bäckerei beginnen mussten, alles mit Ersatzstoffen zu strecken, schickte sie uns ganze Kistchen voller Eier, ohne Rationierungsmarken. Zum Teil überlebten sie den Transport nicht, aber viele waren noch ganz. Und ganz frisch. Die konnten wir dann in der Backstube brauchen. Das hat viel geholfen.

Die Ernährungslage war damals allgemein schlecht. Wir waren als Kinder im Vergleich zu den heute Gleichaltrigen deshalb generell ziemlich klein; wir waren eigentlich alle untergewichtig und etwas zurückgeblieben. Die Rationen waren auch recht dürftig, vor allem Butter, Fett, Öl und Zucker gab es nur sehr wenig. Aber man sagt ja heute, dass das Volk noch nie so gesund gewesen sei wie damals, während des Krieges. Die Leute hatten alle weniger Beschwerden, weil sie weniger assen, nicht?

CH F 28

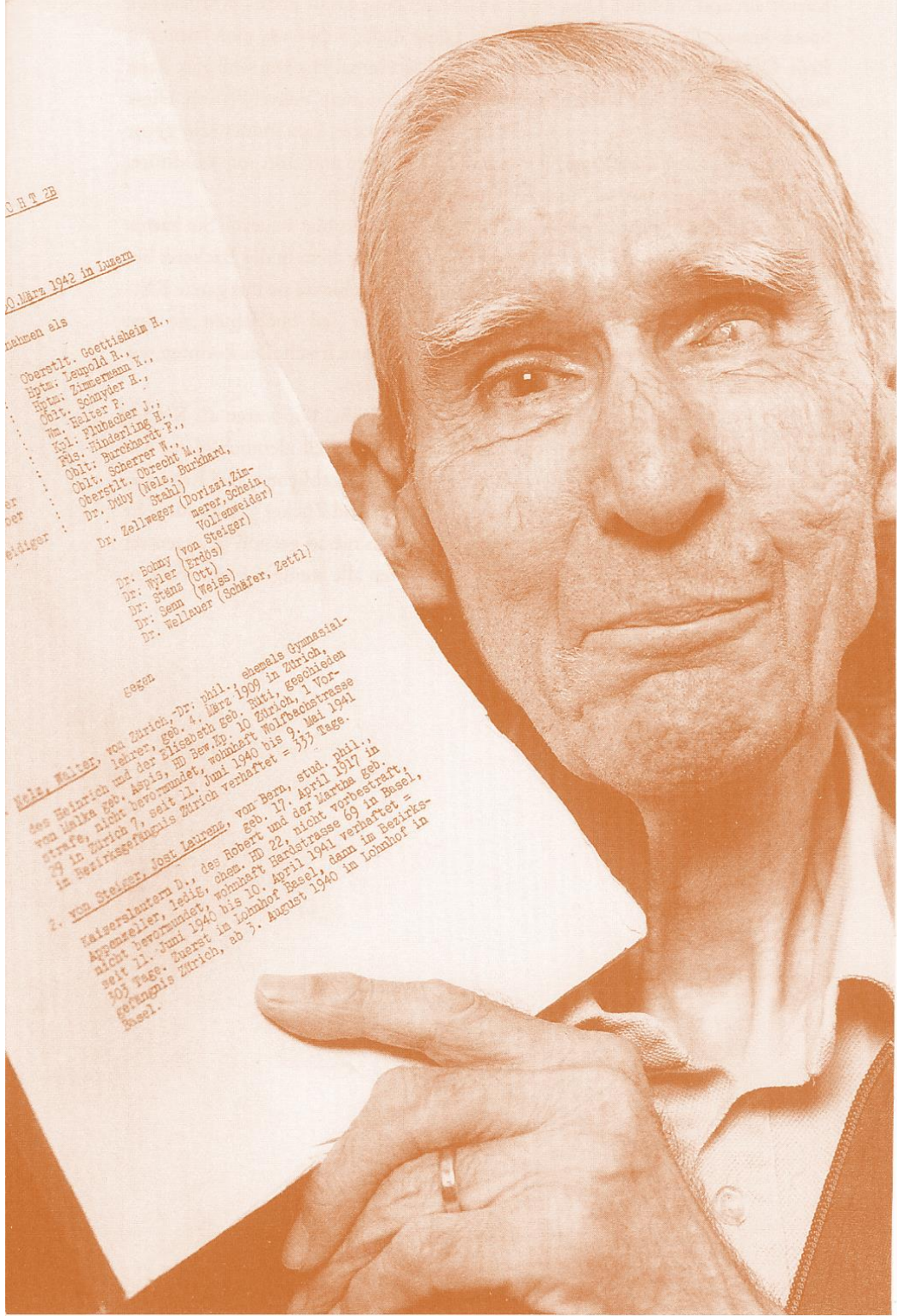
20. März 1942 in Luzern

Namen als

- Oberstlt. Goetttschein H.,
- Hptm. Leupold R.,
- Hptm. Zimmermann K.,
- Obrt. Schwyder H.,
- Mr. Walter P.,
- Kol. Flubacher J.,
- Gls. Hinderling H.,
- Obrt. Burchardt F.,
- Obrt. Scherrer W.,
- Oberstlt. Orecht M.,
- Dr. Widly (Weis, Burchardt, nerer, Schein, Vollenweider)
- Dr. Zellweger (Dorizzi, Zim- merer, Schein, Vollenweider)
- Dr. Bohny (von Steiger)
- Dr. Wyler (Erdbis)
- Dr. Stanz (Ott)
- Dr. Seem (Weiss)
- Dr. Wellauer (Schäfer, Zetfl)

gegen

- Weis, Walter, von Zürich, Dr. phil., ehemals Gymnasial- lehrer, geb. 4. März 1909 in Zürich, von Malva geb. Aspis, HD Bew. 10 Zürich, 1 Vor- strafe, nicht bevorzundet, wohnt Wolfbachtstrasse 39 in Zürich ?, seit 1. Juni 1940 bis 9. Mai 1941 in Bezirksgefängnis Zürich verhaftet = 335 Tage.
- von Steiger, Josef Laurenz, von Bern, stud. phil., falscherlauter D., des Robert und der Martha geb. Appenzeller, latät, ehem. HD 22, nicht vorbestraft, nicht bevorzundet, wohnt Hardstrasse 69 in Basel, seit 11. Juni 1940 bis 10. April 1941 verhaftet = 103 Tage. Zuerst in Lohnhof Basel, dann im Bezirks- gefängnis Zürich, ab 7. August 1940 in Lohnhof in Basel.



«In der Untersuchungshaft wurde ich anständig behandelt»

Jost von Steiger, geboren 1917, Chemiker und Trotzkiist in Basel
Zum Sozialismus kam ich während der grossen Wirtschaftskrise der Dreissigerjahren. Ich kam zu der Ansicht, der Kapitalismus führe immer tiefer in die Krise und nur eine grundsätzlich andere Wirtschaftsform könne die Krise überwinden. Heute ist mir klar, dass das nur zum Teil richtig ist, aber damals sah ich das so. Ich hatte den Eindruck, innerhalb des Kapitalismus gebe es überhaupt kein Heil. Dann kamen noch die Nazis auf. Das war bei uns zu Hause natürlich ein Thema – mein Vater war absolut antinazistisch. Diese Kombination von Wirtschaftskrise und Nazi-Deutschland drückte mich nach links und führte mich zum Trotzkismus.

Ich selber kam aus einem gutbürgerlichen Elternhaus. Mein Vater war zweiter Direktor in einer Maschinenfabrik in Basel. Als die grosse Wirtschaftskrise kam, setzten die beiden Direktoren zuerst einmal ihre eigenen Gehälter herab und dann erst die der Büezer. Die Krise stürzte uns also nicht ins Elend. Wir mussten sparen, aber von einem relativ hohen Niveau aus. Mein Vater hat als Direktor ordentlich verdient.

Der Trotzkismus besass damals in Basel ein paar gute Vertreter. Vor allem einer, ein deutscher Emigrant, war wirklich ein Typ von Format. Bei dem besuchte ich verschiedene Schulungskurse. In unserer Gruppe gab es viele Studenten. Ich selber studierte Chemie an der Universität Basel. Wir hatten aber auch eine ganze Reihe Arbeiter, alte Kommunisten, die Trotzkiisten geworden waren. Das waren fähige Leute. Damals legte ich meine bürgerlichen Vorurteile ab, weil ich sah, dass das Leute waren, die eine Gesellschaft hätten leiten können.

Mit zwanzig bekam ich Kinderlähmung. Ein Jahr lang fiel ich völlig aus. Auch nachher konnte ich längere Zeit nicht viel machen. Ich besuchte zwar ab und zu Schulungskurse, an den Aktivitäten unserer Gruppe nahm ich aber nicht

Jost von Steiger mit dem Militärgerichtsurteil von 1942, als er wegen «antimilitärischer Umtriebe» zu einem Jahr Gefängnis verurteilt wurde.

teil. Erst 1939, kurz vor Kriegsausbruch, wurde ich politisch wieder aktiv. Wir machten damals ein Blättchen, die «Informationsblätter für revolutionäre Politik». Das verteilten wir. Ab und zu druckten wir auch Flugblätter, aber das war eher selten. Unsere Gruppe nannte sich MAS, Marxistische Aktion der Schweiz. Sie war nur sehr klein. Wir waren vielleicht fünfzig aktive Leute in der ganzen Schweiz.

Nach Ausbruch des Krieges hatte ich längere Zeit Angst, die Deutschen kämen. Man wusste ja, dass Basel nicht verteidigt worden wäre. Vor allem als ich später wegen dieser antimilitaristischen Artikel im Gefängnis sass, befürchtete ich das Schlimmste. Ich hörte die Kanonen an der Maginotlinie, die Artillerieduelle, die Flugzeuge, und ich dachte: Wenn die Nazis kommen, pflücken die mich einfach aus dem Gefängnis. Ich arbeitete damals auch mit einer deutschen Widerstandsgruppe zusammen. Wenn die Nazis gekommen wären, hätte mir das Folter und Tod eingebracht. Da machte ich mir keine Illusionen.

Wie das kam, mit dieser deutschen Widerstandsorganisation? Das war so: Ein deutscher Emigrant, Karl Gerold, brachte mir einmal einen Koffer, weil er Angst hatte, bei ihm gebe es eine Hausdurchsuchung. Dieser Koffer war voller Sprengstoff. Der war aufgeteilt in Portionen, die wie Buttermödeli aussahen. Daneben lagen die Zeitzünder, die man in diese Mödeli drücken konnte. Das Ganze liess sich an irgendeiner Brücke oder einem anderen Objekt befestigen, und dann krachte es. Nach ein paar Wochen holte Gerold den Koffer wieder bei mir ab.

Ein anderes Mal verschaffte ich ihm Kaliumzyanid. Er erzählte mir, das sei für deutsche Genossen, die aktiv gegen die Nazis arbeiteten, damit sie sich umbringen könnten, falls sie erwischt würden. Später wurde bekannt, dass sie auch einen Nazi-Bonzen damit umgelegt hatten. Damals war ich schon im Gefängnis. Aus Deutschland kam ein Rechtshilfegesuch, gegen den, der diesen Bonzen vergiftet hatte und gegen mich wegen Beihilfe. Ich hatte Höllenmassel. Dieses Rechtshilfegesuch gelangte in die Hände eines Staatsanwaltes, der einen jüdischen Namen hatte, also vermutlich ein Jude war. Der war natürlich nicht daran interessiert, diesem Gesuch Folge zu leisten. Er schrieb zurück, darüber sei schon einmal eine Untersuchung geführt worden, und es sei nichts dabei herausgekommen. Wenn sie allerdings nochmals eine Hausdurchsuchung gemacht hätten, dann hätten sie tatsächlich noch etwas von dem Zyankali gefunden, denn bei der ersten Durchsuchung hatten sie sich auf Papier beschränkt.

Dieser Saboteur, Karl Gerold, wurde nach dem Krieg Redaktor der «Frank-

furter Rundschau». Er wurde also einer der wichtigen Leuten in Deutschland. Später wollte ich einmal einen deutschen Genossen als Redaktor bei ihm unterbringen. Er lehnte ab, aber er nahm mich zu sich ins Büro. Dort erzählte er mir, dass sie mit dem Zyankali, das ich ihm geliefert hatte, tatsächlich einen Nazi-Bonzen umgebracht hätten. Ein schlechtes Gewissen hatte ich deswegen nicht. Im Gegenteil: Ich habe mich gefreut. Wobei es wahrscheinlich nicht einmal stimmte. Ich glaube, dieser Nazi-Bonze war noch einmal davongekommen. Aber immerhin war er fast gestorben.

In der Schweiz konnten wir während des Krieges nur noch illegal agieren. Die Trotzlisten waren ja wie alle Gruppierungen, die links von der Sozialdemokratie standen, 1940 verboten worden. Wir betrachteten das als normal. Immerhin hatte man damals schon sieben Jahre Nazismus hinter sich. Und der Nazismus strahlte auch ins Schweizer Bürgertum aus, nicht in dem Sinne, dass die jetzt unbedingt deutschfreundlich geworden wären – für einen Anschluss der Schweiz an Deutschland war nur eine winzige Minderheit –, aber ein bisschen massiver gegen die Linke vorzugehen, das fanden natürlich viele Bürgerliche gut.

Die Angst vor einer Wiederholung des Generalstreiks von 1918 und vor einer Revolution war damals im Schweizer Bürgertum sehr verbreitet. Die schweizerische Politik war zu einem guten Teil darauf angelegt, eine Situation wie 1918 zu vermeiden. Dank neuen sozialpolitischen Massnahmen entstand im Zweiten Weltkrieg keine solche Verelendung wie noch im Ersten Weltkrieg.

Bei einigen Linken herrschte 1939 eine gewisse Euphorie. Man glaubte, nach dem Krieg komme es wieder zu einer Wirtschaftskrise wie 1918, und das führe dann zur Revolution. Diese Euphorie konnte ich nicht teilen. Mir war klar: Wenn es eine Revolution gibt, dann wird sie von den Kommunisten durchgeführt, und dann geht es uns Trotzlisten erst recht an den Kragen. Bei den Schauprozessen in den Dreissigerjahren in Moskau hat man ja gesehen, was die Trotzlisten von den Kommunisten zu erwarten hatten. Ich hatte auch den Eindruck, dass schliesslich die Amerikaner den Krieg gewinnen würden, und die hätten eine solche Revolution nie zugelassen.

Zu Beginn des Krieges gab es bei uns, den Trotzlisten, auch die Idee, dass man im Falle eines deutschen Angriffes einen Partisanenkrieg führen würde. Das waren Fantastereien. Aber zu Beginn des Krieges war die Armee in den oberen Rängen durchsetzt von Nazi-Freunden. Da dachte man, wenn die Deutschen kommen, kapituliert die Armee sofort. Deshalb wollten wir eine Art Ré-

sistance aufziehen. Aber dann wurde Henri Guisan zum General gewählt. Der stand an und für sich politisch rechts, aber er war ein klarer Antinazi – er war Welscher und tendierte zu Frankreich. Guisan pfefferte dann die hohen Nazi-Offiziere aus der Schweizer Armee heraus. So verlor die Idee einer Partisanenarmee wieder an Bedeutung.

Die Schweizer Armee hätte sich nicht lange gegen die Deutschen halten können. Aber ohne die Schweizer Armee wären die Deutschen sicher durch die Schweiz nach Frankreich vorgestossen. Später war es bei gewissen Linken ja eine Zeit lang Mode, zu sagen, die Armee habe gar keine Rolle gespielt. Aber die täuschen sich! Ohne Armee wären die Deutschen gekommen.

Ich war damals nicht ausgesprochen patriotisch. Aber die Landesausstellung besuchte ich auch. Die Landesausstellung war für mich eine Demonstration der Eigenständigkeit gegenüber Nazi-Deutschland. Und das wurde allgemein als etwas Positives angesehen. Bei mir war sicher auch eine Portion Egoismus dabei. Ich meine, in Deutschland wäre ich damals längst im KZ gesessen; in der Schweiz konnte ich studieren. Das waren natürlich andere Verhältnisse.

Mit unserer trotzkistischen Gruppe haben wir damals diese Informationsbriefe verfasst und verteilt. Wir haben sie in Basel auf Matrizen geschrieben und hektographiert. Walter Nelz, das war der Führer der Trotzkiten in Zürich, schickte mir seine Artikel schon fertig geschrieben auf Matrizen, vielleicht, damit ich sie nicht mehr ändern konnte. Das waren diese Artikel, die dann zum Militärprozess gegen uns führten. In Zürich verteilten sie dieses Zeug relativ vorsichtig und nur im engen Kreis. Aber ich fand: Wenn schon, denn schon; man muss das ein bisschen breiter streuen.

Im Juni 1940 verteilte ich ein paar dieser Informationsbriefe in Wohnungen, die dem Metallarbeiterverband gehörten. Aber die Metallarbeiter waren offenbar schon relativ gesättigt. Auf alle Fälle reichten sie diese Briefe sofort im Sekretariat des Metallarbeiterverbandes ein, und die Leute dort verständigten die Polizei. Am nächsten Morgen um sechs Uhr klingelte bereits die Bundespolizei an meiner Wohnungstür. Das ging irrsinnig schnell. Ich hatte noch ein paar dieser Informationsbriefe übrig, die ich ausnahmsweise nicht in mein Versteck gelegt, sondern in meiner Mappe gelassen hatte. Dort hat sie die Bundespolizei natürlich sofort gefunden.

Unsere Informationsbriefe enthielten antimilitaristische Artikel, die als öffentlicher Aufruf zur Meuterei verstanden werden konnten. Diese Briefe brach-

ten die Heerespolizei natürlich auf die Palme. Deshalb wurde die Bundespolizei beigezogen, und die ging ziemlich massiv vor. In Basel verhafteten sie etwa dreissig Leute auf einmal.

Wie sie uns ausfindig machen konnten? In Basel hatte eine kommunistische Spionagegruppe eine Liste von mutmasslichen Trotzlisten angefertigt. Diese Liste fiel der Polizei in die Hände. Nachdem unsere Informationsbriefe aufgetaucht waren, verhafteten sie einfach alle, die auf dieser Liste standen. Das waren vielleicht sechs, sieben echte Trotzlisten; die anderen waren irgendwelche Sozialdemokraten.

Ich war fast ein Jahr in Untersuchungshaft. Dann wurde ich bis zum Prozess wieder auf freien Fuss gesetzt. Der Prozess fand 1942 in Luzern unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. Die Hauptklage lautete auf öffentlichen Aufruf zur Meuterei. Das war zwar ein bisschen an den Haaren herbeigezogen, aber man konnte es schon so auslegen. Wir hatten aber in unseren Informationsbriefen echte Schandtaten gewisser Offiziere aufgedeckt. Das Gericht musste zugeben, dass viele der Vorwürfe stimmten. Aber der Walter Nelz hatte eben Freude an revolutionären Formulierungen. Der schrieb so Sachen wie: «Wehrmänner, wehrt euch für eure Freiheit!» Das konnte man natürlich als Aufforderung an die Soldaten auslegen, sich gegen die Offiziere zu wenden.

Es gab damals so viele Missstände in der Armee, dass die Beispiele für die Informationsbriefe von ein paar wenigen Genossen gesammelt werden konnten. Der schlimmste Fall, den wir schilderten, betraf einen richtigen Soldatenschinder, dessen Handlungen in dem Ort, in dem seine Einheit stationiert war, ein öffentliches Gesprächsthema waren. Als der militärische Untersuchungsrichter der Sache für unseren Prozess nachging, war dieser Offizier bereits vom Militär geschnappt worden. Er hatte sich derart aufgeführt, dass er untragbar geworden war. Ein anderer, den wir erwähnt hatten, war ein ganz hoher Offizier, ein Oberstdivisionär, von dem man wusste, dass er ein Süffel war. Nelz charakterisierte ihn sehr schön als «Alkoholturbine». Im Rapport des Untersuchungsrichters stand dann, es sei an sich bekannt, dass dieser Oberstdivisionär zu viel trinke, und er sei deswegen in der Zwischenzeit auch abgesetzt worden. Aber «Alkoholturbine» dürfe man ihn deswegen doch nicht nennen. Das sei zwar keine Verleumdung, aber eine Beleidigung. Deshalb wurden wir also verurteilt. Ein anderer Artikel betraf einen Oberstleutnant. Der hat eine Arbeitskompanie geführt, und wir hatten ihn als Nazi hingestellt. Wir hatten unter anderem geschrieben, er trage einen Nazi-Dolch im Schuh. Bei der Einvernahme sagte er aus, das sei ein Pfadmesser und kein Nazi-Dolch. In der Anklage stand

dann, wir hätten ihn verleumdet, indem wir von einem Nazi-Dolch geschrieben hätten. Das Gericht glaubte seiner Aussage, obwohl er zum Zeitpunkt des Prozesses bereits mit der Kompaniekasse nach Deutschland geflüchtet war.

Der Vorsitzende des Territorialgerichtes, der die Verhandlung leitete, hatte es im Zivilleben nur bis zum Gerichtsschreiber gebracht. Jetzt konnte er endlich einmal Vorsitzenden spielen. Deshalb wollte er aus dieser Sache einen grossen Prozess machen. Wir erhielten zuerst mehrjährige Strafen. Es wäre katastrophal gewesen, wenn wir die wirklich hätten absitzen müssen. Das hätte uns das ganze Leben versaut.

Wir legten Berufung ein. Der Fall kam dann vor das Kassationsgericht. In der Militärjustiz gab es nämlich kein Obergericht, das das Urteil eines unteren Gerichts hätte ändern können. Es gab nur ein Kassationsgericht, das ein Urteil für ungültig erklären konnte. Die Kassationsrichter fanden dann, da sei aus ein paar Flöhen ein Elefant gemacht worden. Sie strichen einen der Anklagepunkte und setzten die Strafen entsprechend hinunter. Ich wurde statt zu zweieinhalb Jahren zu einem Jahr Gefängnis verurteilt, und dieses Jahr hatte ich schon fast abgesessen, weil die Untersuchungshaft angerechnet wurde.

Ich habe mich immer wieder gefragt, warum wir vom Militärgericht so hohe Strafen erhielten. Zuerst sah ich es als Racheakt dafür an, dass wir es gewagt hatten, etwas gegen das Militär zu schreiben. Später erfuhr ich dann, dass in der Armee eine grosse Unzufriedenheit geherrscht hatte. Dieser Soldatenschinder, den ich vorher erwähnt habe, wäre wahrscheinlich von den eigenen Soldaten umgelegt worden, wenn er nicht von der Militärjustiz geschnappt worden wäre. Aber es gab auch andere Einheiten mit unbeliebten Offizieren, von denen man sagte: Wenn die Deutschen kommen, erschiessen wir zuerst einmal den und den Offizier. Nach Kriegsende gab es zum Beispiel den Fall einer faktischen kleinen Meuterei: Da standen die Leute am Morgen einfach nicht auf, weil sie nach Hause wollten. Es gab in der Armee also Orte, wo Meutereien nicht ganz auszuschliessen waren. Ich bin deshalb nicht ganz sicher, ob man nicht einfach Angst hatte, dass ein Funke wie unsere Informationsblätter hätte genügen können, um eine Explosion auszulösen.

In der Untersuchungshaft wurde ich anständig behandelt. Die Zelle war zwar klein, aber ich hatte ein erträgliches Leben. Ich war Bibliothekar in der Gefängnisbibliothek. Schon am zweiten Tag brachte mir die Tochter des Direktors eine Suppe, und ich konnte nach Belieben lesen. Ich sorgte dann dafür, dass die Gefangenen spannende Bücher bekamen.

Der Gefängnisdirektor war ein lieber Mensch und sehr religiös. Einmal liess

er mich holen und sagte, ich hätte mit einem Wärter unvorsichtig geredet. Der habe mich angeschwärzt. Ich solle also ein bisschen aufpassen, was ich erzähle. Dann gab er mir einen Auftrag. Er musste eine Rede über den schweizerischen Strafvollzug halten und hatte keine Zeit, sie zu schreiben. Er gab mir deshalb seine Unterlagen, und ich machte ihm ein tolles Referat über den Strafvollzug. So waren wir beide zufrieden. Für mich war das eine spannende Aufgabe. Vorher hatte ich Kokosmätteli flechten müssen. Mit meinen schlechten Augen war das eine anstrengende Arbeit. Durch dieses Referat war ich für ein paar Monate der Spezialist für Fragen des schweizerischen Strafvollzuges.

Als ich 1941 aus der Untersuchungshaft entlassen wurde, fuhr ich mit meinem Vater ins Bündnerland in die Ferien. Dort trafen wir zufällig Bundesrat von Steiger, der für die schweizerische Flüchtlingspolitik verantwortlich war. Man wusste damals, dass Juden an der Grenze abgewiesen werden. Ich fand das eine Sauerei.

Mein Vater kannte Bundesrat von Steiger persönlich – wir sind entfernt miteinander verwandt –, und er machte ihm Vorhaltungen wegen der Judenpolitik: Er kritisierte den Judenstempel und dass man die Juden nicht hereinlasse. Bundesrat von Steiger antwortete: «Hör mal, Röbi, warum sollen wir dem Hitler seine Juden abnehmen? Der soll sie nur selber durchfüttern.» Das war seine Meinung. Er hatte keinen Grund, uns anzulügen. Das war noch, bevor man in der Öffentlichkeit wusste, dass die Juden vernichtet werden. Ich weiss nicht mehr, ab wann man wusste, was mit den Juden in den Vernichtungslagern passierte, aber man hörte relativ früh davon.

Ich war damals nicht sicher, ob das alles stimmte. Der Krieg wurde von beiden Seiten mit Gräuelpromaganda geführt. Ich traute den Engländern und den Russen durchaus zu, dass sie eine solche Propaganda entwickelten. Was in diesen Vernichtungslagern passierte, war so grauenhaft, dass man es sich gar nicht vorstellen konnte. Ich könnte mir denken, dass auch der Bundesrat zuerst nicht sicher war, ob alles wahr war. Vielleicht waren sie auch einfach abgestumpft. Im Krieg kamen so viele Menschen ums Leben, vielleicht dachten sie sich: Auf ein paar mehr oder weniger kommt es auch nicht mehr an. Statt an der Front sterben sie halt im Hinterland, und wir wollen schliesslich nicht hungern wegen dieser Flüchtlingen.

Ich selber war gegen die Flüchtlingspolitik des Bundes. Ich fand das einen Skandal. Ich rechnete damals aus, dass man 100'000 zusätzliche Flüchtlinge hätte aufnehmen können, ohne dass es zu Hunger geführt hätte. Man muss na-

türlich sehen: Die Angst vor einer Hungersnot war da. Aber iooooo mehr hätte man verkraftet. Wenn allerdings 500'000 gekommen wären, hätte sich das auf die Ernährungssituation der Schweiz schon ausgewirkt.

Antisemitische Einstellungen gab es natürlich auch. Die orthodoxen Juden waren nicht beliebt, ich habe sie auch nicht besonders geschätzt. Aber das wäre kein Grund gewesen, sie dem Tod auszuliefern. Den rassistischen Antisemitismus habe ich immer abgelehnt. Ich hielt das für Unfug. Ich kannte viele Genossen, die zwar Juden waren, aber einfach fantastische Kerle, gescheit und grosszügig. Also auch nach christlichen Kriterien vorbildliche Menschen.

Nach der Untersuchungshaft konzentrierte ich mich darauf, das Studium schnell zu beenden. Ich wusste, wenn ich verurteilt werde, erhalte ich den Doktor nicht. Das heisst, ich musste in dem Jahr, als die Kassation lief, das Studium fertig machen und die Dissertation schreiben. Ich hatte Schwein, dass ich in Basel an einen Professor geriet, der links eingestellt war. Nicht so links wie ich, aber immerhin. Der stellte mir für meine Doktorarbeit sogar einen Assistenten zur Verfügung. Ich war den ganzen Tag im Labor, und am Abend arbeitete ich an der Diss. Ich schrieb die Dissertation in einem einzigen Sommersemester. Das ist wahrscheinlich der einzige Fall in der Geschichte der Uni Basel, dass einer in einem Sommersemester seine Dissertation machte. In dieser Zeit kümmerte ich mich nicht mehr gross um Politik.

Nach der Dissertation konnte ich im mineralogischen Institut als Gesteinsanalytiker arbeiten. Das war ein grosses Glück, denn so konnte ich gewissermassen meine Jungfräulichkeit wieder erlangen. Man wurde ja von den potenziellen Arbeitgebern immer gefragt: «Wo waren Sie denn vorher?» Jetzt konnte ich sagen: «Im mineralogischen Institut» statt: «Im Gefängnis». Ein Studienkollege erzählte mir dann von einer Stelle in Zürich. Ich meldete mich dort und wurde angestellt.

Das Kriegsende erlebte ich mit grosser Erleichterung. Im Grunde genommen rechnete man damit, dass die Alliierten den Krieg gewinnen würden, weil sie die grösseren Ressourcen hatten. Aber eine Zeit lang war ich nicht so sicher. Ich dachte: Letztlich wird der Krieg ja auf dem Schlachtfeld entschieden. Und die Deutschen waren eine unheimliche Macht! Sie wurden auch wahnsinnig geschickt geführt. Hitler war an sich ein Genie in Kriegssachen.

Ab 1943 fingen wir an, die trotzkistische Organisation neu aufzubauen. Zu Beginn waren wir noch sehr vorsichtig. Ich war ebenfalls wieder aktiv geworden und hatte auch häufig Material im Zimmer. Damals wohnte ich bereits in

Zürich. Eines Morgens um sechs Uhr läutete es wie verrückt an meiner Wohnungstür. Ich sah schon wieder die Bundespolizei vor der Tür stehen und dachte: «Gopfverdamm, was machst du jetzt? Wirfst du die Mappe, in der das Zeug ist, zum Fenster hinaus?» Dann dachte ich: «Das geht so tief hinunter. Und vielleicht wird die Ware dann dort unten gefunden.» So ging ich zitternd zur Türe. Es war niemand da. Es stellte sich heraus, dass in Zürich Schulsilvester war, und dass das Schüler gewesen waren, die überall geklingelt hatten und dann weggerannt waren. Es war also ein Fehlalarm gewesen, aber ich bin schauderhaft erschrocken. Das war an Weihnachten 1944, ein halbes Jahr vor Kriegsende.



Französische Flüchtlinge im Hauptbahnhof Zürich, 1941. Foto Hans Peter Klausser.

Flüchtlinge und Flüchtlingspolitik

Vor und während des Zweiten Weltkriegs suchten zehntausende Zuflucht in der Schweiz. Das Land gewährte während des Krieges rund 60'000 zivilen Flüchtlingen vorübergehend Schutz vor der Verfolgung durch die Nationalsozialisten, wobei sie sich einige Wochen bis mehrere Jahre in der Schweiz aufhielten. Gleichzeitig wurden über 20'000 Flüchtlinge an der Grenze abgewiesen oder aus dem Land geschafft.

Seit der Machtübernahme Hitlers 1933 flohen Intellektuelle, Kommunisten, Sozialdemokraten und vor allem Juden aus Deutschland. Ende der Dreissigerjahre wurde in Deutschland die Verfolgung der Juden verschärft, im März 1938 kam es zum «Anschluss» Österreichs und im November 1938 zu organisierten Pogromen gegen die Juden in ganz Deutschland, der so genannten «Kristallnacht». Dies führte dazu, dass immer mehr Menschen aus dem Machtbereich der Nazis flüchteten.

Die erste eigentliche Flüchtlingswelle gab es 1938: Zwischen dem «Anschluss» Österreichs und dem Kriegsbeginn im September 1939 flohen alleine aus Österreich 100'000 Juden. Davon kamen schätzungsweise 5'500 bis 6'500 für längere Zeit in die Schweiz. Der Bundesrat reagierte auf die Zunahme der Flüchtlinge, indem er die Einreise in die Schweiz erschwerte: Am 28. März 1938 führte er die Visumpflicht für österreichische Staatsbürger ein, und am 18. August verschärfte er diese Massnahme, indem er für Österreicherinnen und Österreicher ohne Visum eine Einreisesperre verhängte.

Trotz der im August 1938 beschlossenen und mit Härte durchgeführten Massnahmen konnten mehrere tausend österreichische Juden in die Schweiz flüchten. Zu denjenigen, die ihnen dabei halfen, gehörte der St.Galler Polizeikommandant Paul Grüninger, der hunderte einreisen liess. Grüninger wurde deshalb im Frühling 1939 entlassen und 1940 vom St. Galler Bezirksgericht wegen Amtspflichtverletzung und Urkundenfälschung verurteilt.

Bereits im April 1938 nahm die Schweiz mit Deutschland Verhandlungen über Massnahmen auf, die ermöglichen sollten, jüdische und nichtjüdische deutsche Staatsangehörige zu unterscheiden. Der Bundesrat erwog, die Visumpflicht für alle deutschen Staatsangehörigen einzuführen. Um dies zu verhindern, erklärte sich Deutschland bereit, die Pässe deutscher Juden mit einem «J» zu kennzeichnen. Gleichzeitig erliess der Bundesrat am 4. Oktober 1938 eine Visumpflicht für jüdische Deutsche. Der berüch-

tigte J-Stempel ermöglichte nun, die jüdischen «Nichtarier» von den deutschen «Ariern» zu unterscheiden und sie an der Schweizer Grenze abzuweisen, wenn sie kein Visum hatten. Damit wurde es für Jüdinnen und Juden aus Deutschland praktisch unmöglich, auf legalem Weg in die Schweiz zu fliehen.

Im August 1942 verordnete der Bundesrat eine zweite Grenzschiessung. In dieser Zeit versuchten viele Menschen vor der von den Nationalsozialisten nun systematisch betriebenen Vernichtung zu fliehen. Die planmässige Deportation von Juden, Sinti und Roma aus dem Reichsgebiet hatte im Oktober 1941 begonnen. Im Dezember wurden im Vernichtungslager Chelumno die ersten Massenmorde mit Giftgas durchgeführt, und im Januar 1942 wurde an der Wannseekonferenz in Berlin die «Endlösung der Judenfrage» koordiniert.

Die Schweizer Behörden wussten um das Schicksal der Verfolgten. In einem Bericht vom 30. Juli 1942 schrieb Robert Jezler, der Stellvertreter von Heinrich Rothmund, dem Chef der Polizeiabteilung des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements (EJPD): «Die übereinstimmenden und zuverlässigen Berichte über die Art und Weise, wie die Deportationen durchgeführt werden, und über die Zustände in den Judenbezirken im Osten sind derart grässlich, dass man die verzweifelten Versuche der Flüchtlinge, solchem Schicksal zu entrinnen, verstehen muss und eine Rückweisung kaum mehr verantworten kann.»

Dieser Bericht wurde von Rothmund an Bundesrat von Steiger weitergeleitet. Trotzdem hielt die Bundesrätliche Verfügung der Grenzschiessung dann fest, dass «künftig in vermehrtem Masse Rückweisungen von ausländischen Zivilflüchtlingen stattfinden müssen, auch wenn den davon betroffenen Ausländern daraus ernsthafte Nachteile (Gefahr für Leib und Leben) erwachsen könnten». In einem Kreisschreiben vom 13. August 1942 an die zivilen und militärischen Behörden präzisierte die Polizeiabteilung des EJPD die Massnahmen. Der Zudrang von Flüchtlingen und «insbesondere von Juden» nehme Dimensionen an, die an das Jahr 1938 erinnerten. Im Schreiben wurde argumentiert, die Rückweisung sei notwendig angesichts der Lebensmittelversorgung des Landes, des innen- und aussenpolitischen Sicherheitsbedürfnisses und der Unmöglichkeit, alle zu beherbergen, zu überwachen und für sie ein neues Aufnahmeland zu finden. Flüchtlinge «nur» aus Rassengründen, zum Beispiel Juden, galten nicht als politische Flüchtlinge.

Die Grenzschiessung löste einen landesweiten Protest aus. Deshalb wurden die beschlossenen Massnahmen in der Praxis vorübergehend gelockert, schon im Herbst 1942 aber wieder verschärft. Erst ein Jahr später, ab Spätherbst 1943, wurde die restriktive Politik gegenüber jüdischen Flüchtlingen schliesslich gelockert. Für viele kam dieser Schritt jedoch zu spät.

Zu einer weiteren Flüchtlingswelle kam es im September 1943: Nach der Kapitulation Italiens wurden Mittel- und Norditalien von den Deutschen besetzt, und die Juden wurden deportiert. Tausende flohen ins Tessin jüden, Oppositionelle, Deserteure.

Die letzte Flüchtlingswelle erlebte die Schweiz dann am Ende des Krieges, als nach dem Zusammenbruch Nazi-Deutschlands befreite Insassen von Konzentrationslagern, Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene und auch Nationalsozialisten ins Land zu kommen versuchten.

Sigurd Schottlaender *1928 Nach der Machtübernahme der Nazis verlor mein Vater seine Stelle als Theaterkapellmeister in Berlin, weil er jüdisch war. Deshalb zogen wir 1933 zurück in die Schweiz, nach Basel. Bis Ende 1938 spürte ich dann eigentlich noch nicht viel von den Nazis. Auch unsere Angehörigen in Deutschland blieben verschont. Dann kam die «Kristallnacht», als sie in Deutschland Synagogen abbrannten, die jüdischen Geschäfte stürmten und die Scheiben einschlugen. Damals ging ich noch in Lörrach in den Religionsunterricht – bis eines Tages der Religionslehrer verschwand: Er wurde nach Dachau ins Konzentrationslager deportiert. Meinen Onkel holten sie auch ab, er kam nach Buchenwald. Eine schlimme Zeit begann. Von einem Tag auf den anderen war meine Kindheit zu Ende. Ich weinte nur noch und fragte meine Eltern: «Was wird aus uns?» Irgendwie spürte ich, dass etwas Schreckliches bevorstand.

Im August 1939 fuhr ich noch einmal mit meinem Vater nach Breslau, um meine Grossmutter und den Onkel zu besuchen, denn sie wollten auswandern. Mein Onkel war aus dem Konzentrationslager entlassen worden, aber man drohte ihm, er werde wieder eingesperrt, wenn er nicht auswandere. Er gab schweren Herzens sein Landgut auf und musste es für ein Butterbrot verkaufen. Das Geld reichte gerade, um die Überfahrt nach Chile zu bezahlen. Im August 1939 fuhr er mit seiner Familie ab. Als sie in Südamerika ankamen, hatten sie gerade noch zwei Koffer und sonst nichts mehr.

Bei unserem letzten Besuch in Breslau war es nicht mehr so schön wie früher. Die Leute waren viel hektischer, irgendwie spürten sie: Es gibt Krieg. Am Bahnhof begann ich zu weinen. Mein Vater wurde auch nervös und fragte: «Warum heulst du?» Ich antwortete: «Ich freue mich so auf Basel.» Basel war für mich ein Hort der Ruhe, meine neue Heimat. In Breslau fand ich mich gar nicht mehr zurecht: Der Onkel ging fort, das Landgut war verkauft, und meine Grossmutter erkannte mich nicht mehr. Sie fragte: «Wie heisst du?» Sie war

schon krank. Heute würde man sagen: Sie hatte Alzheimer und verlor das Gedächtnis. Zwei Monate später starb sie. Dadurch blieb ihr vieles erspart.

Mitte August gingen wir zurück in die Schweiz. Auch dort herrschte eine furchtbare Hektik. Vierzehn Tage später brach der Krieg aus.

Ruth Kornfeld *1936 Mein Vater Samuel Meissner, damals 22-jährig, lebte mit seinen Eltern und seinen fünf Brüdern in Berlin. Er wurde 1934 von den Nazis überfallen und im Konzentrationslager Sachsenhausen interniert. Aus gesundheitlichen Gründen liessen sie ihn nach drei Monaten wieder frei, und er flüchtete nach Prag. Dort lernte er meine Mutter, Marianne Rubinova, kennen. Ihr Vater, Ingenieur Rudolf Rubin, war Professor und Wirtschaftsberater im Kabinett Benesch der tschechoslowakischen Regierung. Meine Eltern verliebten sich und beschlossen, gegen den Willen der Eltern meiner Mutter, ins deutschsprachige Tirol nach Meran zu gehen. Dort wollten sie heiraten, um anschliessend nach Australien oder Palästina auszuwandern. 1936 wurde ich geboren und die Idee auszuwandern fallen gelassen. Mein Vater eröffnete eine Pelzhandlung in Bozen im Südtirol. 1938 kam meine Schwester Eva zur Welt.

Am 17. November 1938 erliess die faschistische Regierung unter König Vittorio Emanuele III. die so genannten «leggi razziali» (Rassengesetze), mit denen die Rechte der Juden in Italien weitgehend aufgehoben wurden. Als erste Massnahme wurde die Ausweisung aller ausländischen Juden verfügt, die nach dem 1. Januar 1933 nach Italien eingereist waren. Sie hatten das Land innerhalb von sechs Monaten zu verlassen. Ferner wurde den Juden verboten, Handel zu treiben und zur Schule zu gehen, und es wurde ein Berufsverbot für jüdische Bürger in Kraft gesetzt. In wenigen Monaten waren die Juden von vollwertigen Staatsbürgern zu einer diskriminierten Minderheit geworden, bis sie schliesslich 1943 zu Verfolgten wurden.

Mein Vater beschloss, nach Mailand zu ziehen. Dort wurde 1940 meine dritte Schwester Lea geboren. Um den Faschisten zu entkommen, blieben wir nie lange an der gleichen Adresse. Zwischen 1939 und 1941 zogen wir in Mailand sechs Mal um. Wir haben alle auch einen italienischen Vornamen bekommen, um uns den Anschein der Italianität zu geben und unsere jüdische Identität zu verschleiern: Ich heisse Ruth Melitta, meine Schwester Eva Luciana und die dritte Tochter Lea Daniela. Mein Vater liess seinen Vornamen ändern von Samuel in Sam. Ende 1942 zogen wir nach Bergamo. Dort eröffnete mein Vater wieder eine Pelzhandlung. Bereits zuvor wurden wir drei Mädchen in einem Kinderheim in San Fermo della Battaglia in der Nähe von Como untergebracht.

Am 25. Juli 1943 wurde Mussolini gestürzt, und das faschistische Regime kapitulierte. Mit den Alliierten wurde ein Waffenstillstandsabkommen unterzeichnet. Sie waren bereits in Süditalien gelandet, befanden sich auf dem Vormarsch nach Norden. König Vittorio Emanuele III. floh mit seinen engsten Beratern nach Brindisi. Am 12. September 1943 befreiten dann deutsche Fallschirmspringer Mussolini. Mit der Unterstützung der Deutschen rief dieser eine neue faschistische Republik aus, die sich nur in Norditalien etablieren konnte, das nun de facto von der deutschen SS beherrscht wurde. Sie setzten den «Nazifizierungsprozess» unter dem neuen faschistischen Regime in Gang, die Juden wurde verfolgt und in die deutschen Vernichtungslager deportiert – insgesamt etwa 9'000 Juden und Antifaschisten.

Die Deutschen erreichten auch Bergamo. Nachdem meine Eltern einmal nur ganz knapp der Verhaftung durch die Deutschen entgangen waren und wir uns nunmehr in akuter Lebensgefahr befanden, beschloss mein Vater am 9. September 1943, dass wir Bergamo verlassen und in die Berge nach Monteneso fliehen sollten, in der Hoffnung, anschliessend in die Schweiz zu entkommen. In den Bergen kämpfte die lokale Bevölkerung gegen das faschistische Regime und war den vielen Flüchtlingen gegenüber sehr hilfsbereit und generös.

Während fünf Wochen hielten wir uns in den Bergen versteckt, um einen günstigen Zeitpunkt für die Flucht in die Schweiz abzuwarten. Dabei galt es, die wechselnden Zeitpläne der bewaffneten deutschen Grenzpatrouillen mit ihren Wachhunden sorgfältig auszuspionieren. Am 18. Oktober 1943 gelang uns bei Chiasso der illegale Grenzübertritt in die Schweiz, geführt von so genannten *passatori*, Schleppern. Vater stellte sich freiwillig dem ersten Schweizer Gendarmen, den wir antrafen. Wir wurden in ein Lazarett in Chiasso gebracht. Vater erzählte später, die Schlepper seien Leute der Firma Gondrand gewesen, und er habe ihnen sein ganzes Vermögen überlassen. Ich persönlich erinnere mich, wie mich Männer in der Dunkelheit über eine Mauer warfen und andere mich auf der anderen Seite auffingen. Wir Mädchen waren damals zwischen drei und sieben Jahre alt.

Das Gelingen unserer Flucht war einer glücklichen Fügung des Schicksals zu verdanken. Meine Mutter legte dem Schweizer Beamten ungültige tschechische Papiere in altdeutscher Schrift vor, die der Beamte wahrscheinlich nicht entziffern konnte. Dadurch gelang es, die Abweisung und anschliessende Überstellung an die Deutschen jenseits der Grenze zu verhindern. Es war bekannt, dass die Schweiz Personen ohne gültige Ausweise keinen Einlass gewährte, und wir waren seit 1935 staatenlos. In der fremdenpolizeilichen Verfügung

vom 13. August 1942 hiess es ausdrücklich: «Flüchtlinge nur aus Rassegründen, z.B. Juden, gelten nicht als politische Flüchtlinge.»

Die Fragebogen über ihre finanziellen und gesundheitlichen Umstände füllten meine Eltern nicht wahrheitsgemäss und widersprüchlich aus. Auf die Frage: «Hat ihnen jemand über die Grenze geholfen?», schrieb mein Vater: «nessuno», niemand, wohingegen meine Mutter auf Deutsch schrieb: «ein Führer». Betreffend der finanziellen Verhältnisse gab mein Vater an: «900'000 Lire, Schmuck». Dennoch wurde von meinem Vater beim Grenzübertritt verlangt, dass er einen Bürgen in der Schweiz stellen sollte. Denn für Flüchtlinge galt damals das Prinzip, dass sie den öffentlichen Haushalt nicht belasten durften. Entweder brachten sie selber genug Geld mit, oder ihre entsprechende Gruppe – beispielsweise die Schweizer Juden – musste für sie aufkommen.

Zudem behauptete mein Vater, er sei gesund. Was nicht stimmte. Sein Zustand war Besorgnis erregend. Aus den Akten geht hervor, dass mein Vater Tuberkulose hatte und erschöpft in der Schweiz ankam. In einem Bericht des Justiz- und Polizeidepartements, der mir vorliegt, steht: «Herr Meissner ist am 18. Oktober wegen rassistischer Verfolgung von Italien in die Schweiz geflüchtet. Er wurde von der Fremdenpolizei interniert und hielt sich an folgenden Orten auf: Bellinzona, Auffanglager Gudo, Auffanglager Balerna, Auffanglager Les Avants, Internierungsheim Täsch. Er ist in erschöpftem körperlichem Zustand in unser Land gelangt.» Im November 1944, über ein Jahr nach seiner illegalen Einreise in die Schweiz, wurde mein Vater dann privat untergebracht. Er wurde vom Flüchtlingsarzt als lageruntauglich erklärt. Meine Mutter erkrankte aufgrund der Verfolgung körperlich und geistig schwer und erholte sich nie mehr richtig, auch nach dem Krieg nicht. Ihre Eltern und ihr Bruder wurden 1941 in Prag verhaftet und nach Lodz in Polen deportiert. Später, im Jahre 1943, als meine Eltern bereits in der Schweiz waren, erfuhr meine Mutter, dass ihre Eltern und ihr Bruder in Auschwitz umgebracht worden waren.

Bernard Blaustein *1905

Nach der Schule kam ich in Wien in ein Lehrlingsheim. Dort war ich mit kommunistischen und sozialistischen Jugendlichen zusammen. Wir diskutierten über Politik und machten Propaganda. Ich war ziemlich aktiv und organisierte unter anderem Jugendlager. 1934 wurde ich erstmals wegen politischer Betätigung verhaftet. Später kam ich in ein so genanntes Anhaltelager. Bundeskanzler Dollfuss liess alle sozialistischen Funktionäre verhaften und in Anhaltelager bringen. Ich war insgesamt sechzehn Monate in Haft und musste mich danach täglich bei der Polizei melden. Mit mir waren auch ein

paar Nazi-Größen inhaftiert. Einer sagte: «Wenn du kein Jude wärst, könntest du bei uns einen guten Posten bekommen.»

Im Sommer 1938, nach dem «Anschluss» Österreichs, kam eines Tages ein Freund, ein ehemaliger Kommunist, mit einer SA-Uniform ins Haus und sagte: «Bernard, verschwinde, sie wollen dich holen.» Was sollte ich tun? Den Pass hatten sie mir schon weggenommen. Ich kaufte eine Fahrkarte Wien-Aachen retour. Mit zwei Freunden fuhr ich weg. Der eine war Österreicher, der andere Pole. Im Hotel in Aachen klopfte es in der Frühe an die Türe: «Die Ausweise!» Ich wies mich aus, und sie akzeptierten meine Ausrede, ich sei auf einem Ausflug. Den Polen nahmen sie mit. Seine Mutter wartete in Paris auf ihn. Er wurde nach Auschwitz geschickt. Wir fuhren zu zweit weiter nach Köln, dort hatte ich Bekannte. Als wir bei ihnen ankamen, sagten sie: «Verschwindet, sie haben gestern alle verhaftet.»

Ich arrangierte, dass man mich an die belgische Grenze brachte. Dort sollte ein Führer auf mich warten. Er erschien nicht. Da bat ich den Chauffeur, mich zurückzubringen. Später erfuhr ich, dass dieser Führer mit der Gestapo zusammenarbeitete. Wieder in Köln, klopfte mir auf der Strasse jemand auf die Schultern und sagte: «Bernard, hast du die rote Fahne dabei?» Es war einer der nationalsozialistischen Dollfuss-Mörder, der mit mir in Anhaltehaft gesessen hatte. Er war in Wien im gleichen Haus aufgewachsen wie ich. Jetzt arbeitete er als Kriminalbeamter in Köln und nahm mich mit, weil er seinen Kollegen beweisen wollte, wie schlecht es ihm in der Anhaltehaft ergangen war. Ich sollte als «Kronzeuge» herhalten.

Die Gestapo hielt mich drei Tage lang fest. Andere Immigranten hatten meine Verhaftung gesehen und sie der jüdischen Gemeinde gemeldet. Ein Dr. Jacobi, der mit dem Kölner Nazi-Polizeipräsidenten gut bekannt war, intervenierte und bekam mich frei. Ich wurde vor die Wahl gestellt: «Entweder Sie verlassen sofort Deutschland, oder Sie werden nach Dachau deportiert.» Die jüdische Gemeinde gab mir zehn Mark und eine Fahrkarte nach Mailand. Ich konnte jedoch nicht ausreisen, weil ich keinen Pass hatte. Deshalb ging ich noch einmal zur Polizei. Sie stellten mir einen deutschen Pass aus. Ich fuhr dann allerdings nicht bis nach Mailand, sondern stieg in Zürich aus. Das war am 29. Juli 1938.

Emil Ruppmann *1916 1940 war unsere Kompanie im Jura stationiert. Damals hatten die Deutschen schon Frankreich besetzt, und polnische und französische Soldaten flüchteten in unseren Abschnitt. Wir hatten Befehl, sie zu

entwaffnen und nach Bure zu bringen. Am 25. Juni 1940 kam die Weisung vom Bund, es dürften keine Flüchtlinge mehr reinkommen. Wir waren an der Grenze oben auf den Hügeln, und es kamen immer noch Flüchtlinge, vor allem Soldaten. Wir bekamen Mitleid mit ihnen, sie kamen irgendwo schwarz über die Grenze, und dann zu uns auf den Hof, wo wir sie verpflegten. Wir wussten: Wenn wir sie an die Grenze stellen, werden sie erschossen. Da beschlossenen wir, dass uns der Befehl aus Bern nichts angehe, und lieferten keine Flüchtlinge mehr nach Bure. Wir verpflegten sie bei uns und zwei von uns schleusten die Flüchtlinge bei Nacht und Nebel der Grenze entlang, damit sie in der Schweiz untertauchen konnten.

Wir haben damit gegen einen Befehl gehandelt. Wir konnten das diesen Soldaten einfach nicht antun. Im Kommando unten, vier Kilometer weit weg, sahen sie die Tragödien nicht, die sich bei uns abspielten. Die Mentalität in den oberen Etagen war damals sowieso: Hart sein, die Augen zumachen und sich ja nicht exponieren. Aber wir standen zuvorderst an der Front, sahen die geflüchteten Soldaten. Da dachten wir an unsere Familien. Wir sagten uns: Es kommt nicht in Frage, sie zurückzuschicken. Wir lassen sie rein, so lange wir können. Das war für uns eine humanitäre Angelegenheit: Soldaten zurückschicken, die um ihr Leben bangten und wussten, dass sie erschossen werden, wenn man sie erwischte? Zu Hause hatten sie Familien wie wir. Zurückschicken kam für mich nicht in Frage. Ich wäre wegen Befehlsverweigerung ins Gefängnis gegangen, das hätte überhaupt keine Rolle gespielt. Ich will kein Held sein. Das hat nichts mit Heldentum zu tun. Es war eine rein menschliche Angelegenheit.

René Krebs *1909 Nach der Invasion der Deutschen im Frühling 1940 lebte ich in Delle im französischen Jura im besetzten Teil Frankreichs. Ab zehn Uhr abends war Ausgangssperre. Die Leute, denen ich bei Boncourt über die Grenze in die Schweiz half, waren Franzosen, Juden, einmal sogar Hindus. Oft waren es Schweizer, die bei Kriegsausbruch in die französische Armee eingetreten waren in der Hoffnung, Frankreich werde den Krieg gewinnen. Als Frankreich kapitulierte, desertierten sie und wollten zurück in die Schweiz. Sie kamen aus dem Norden Frankreichs und wurden von Pfarramt zu Pfarramt weitergeschickt.

Schliesslich landeten einige von ihnen in Delle bei meinem Freund, einem Zahnarzt. Der rief mich an und sagte: «Heute Abend habe ich ‚Ware‘ für dich.» Um halb zehn wurde mir dann irgendjemand vorbeigebracht. Bevor wir in die Nacht hinausgingen, verbrachten wir etwa eine halbe Stunde in einem völlig

dunklen Raum – man musste sich an die Dunkelheit gewöhnen, sonst sah man nichts, wenn man das Haus verliess.

Auf unserem Weg in die Schweiz mussten wir einen Fluss überqueren. Ich nahm die Flüchtlinge auf meine Schultern; ich war ausgerüstet, um ins Wasser zu gehen. An der Grenze hatten die Schweizer Schilder mit dem Schweizerkreuz aufgestellt – etwa alle 200 Meter eines. Wenn diese Kerle eines sahen, konnte ich sie nicht mehr zurückhalten. Sie starteten wie Rennwagen. Das gefiel mir nicht, denn der Lärm, den sie machten, hätte die eine oder andere deutsche Patrouille auf uns aufmerksam machen können.

Etwa ein Jahr lang machten wir das, bis im Oktober 1941. Ich brachte dreissig bis vierzig Personen über die Grenze. Wir waren sehr vorsichtig und hatten das Glück, die Leute immer ohne Probleme rüberzubringen.

Marianne Gromb *1920 Ab 1943 arbeitete ich bei der Familie Sternbuch in St. Gallen. Ich machte dort meine erste Privatpflege. Die Sternbuchs haben viele Flüchtlinge aufgenommen oder ihnen sonst geholfen. Eines Tages kam Frau Sternbuch und sagte meinem späteren Mann, er solle zwei Koffer abholen. Dann kam sie zu mir und sagte: «Schwester, Sie fahren heute mit dem letzten Zug mit diesen Koffern nach Kreuzlingen. Um Mitternacht gehen Sie zur Brücke nach Konstanz. Dort ist ein Hotel, da nehmen Sie ein Zimmer. Dann werden zwei Nazis in Uniform kommen und die Koffer abholen.» Ich wusste nicht, was in diesen Koffern drin war, merkte nur, dass der eine Koffer sehr schwer war, der andere sehr leicht. Ich fuhr mit den Koffern nach Kreuzlingen. Um Mitternacht ging ich in das Hotel an der Grenze. Kaum war ich in meinem Zimmer, klopfte es an die Türe. Zwei SS-Leute in schwarzer Uniform mit schweren schwarzen Stiefeln betraten das Zimmer und fragten: «Wo sind die Koffer?» Ich sagte: «Bitte, hier stehen sie.» Sie nahmen die Koffer und gingen.

Erst viel später, nach dem Krieg, habe ich Frau Sternbuch gefragt, was in diesen Koffern drin gewesen war: Im einen war Schokolade, im anderen Zigaretten. Für die Schokolade und die Zigaretten bekamen wir am nächsten Tag zwanzig jüdische Flüchtlinge. Recha Sternbuch holte auf diese Weise viele Leute in die Schweiz – in Kreuzlingen und in Genf. Manchmal hatte sie Probleme mit den Behörden. Sie wurde x-mal eingesperrt, aber ihre Familie holte sie immer wieder raus.

Mein Mann flüchtete 1938 aus Frankfurt und kam bei Konstanz über die Grenze. Er schwamm bei Nacht und Nebel über den Rhein, allein. Seine Kleider hatte er in ein Gummikissen gesteckt. Später erzählte er mir, ein paar Mal

hätten ihn Scheinwerfer angestrahlt, aber es sei nichts passiert. Er hatte die Adresse der Synagoge in Zürich. Dort kam er pudelnass an, es war kalt, es war November. Die Leute in der Synagoge sagten: «Wir wollen nichts mit der Fremdenpolizei zu tun haben. Fahren Sie nach St. Gallen, und gehen Sie dort zu den Sternbüchern.» Sie wollten nichts mit ihm zu tun haben. Das war schrecklich für ihn. Später wollte er nie von seiner Flucht erzählen, er hat es verdrängt. Ich habe es erst im Laufe der Jahrzehnte aus ihm herausgebracht.

Ulrich Götz *1914 In Riehen wurde ich 1939 erstmals als Abschnittsoffizier an der Grenze eingesetzt. In Erinnerung geblieben ist mir ein Kontrollgang im November 1939. Es war neblig und ziemlich kalt. Ich wollte einen Grenzwachtrekruten kontrollieren. Als ich mich seinem Posten näherte, hörte ich Stimmen. Der Rekrut sprach mit einer Frau, etwa 2 5-jährig, sichtbar in Erwartung, mit einem vierjährigen Mädchen an der Hand. Der Rekrut sagte, sie sei Jüdin, und er habe ihr gesagt, sie könne nicht einreisen, sie müsse zurück. Ich fragte die Frau, woher sie komme. Sie schilderte ihr Elend: Vor vierzehn Tagen war ihr Mann abgeholt worden. Ihr war nahe gelegt worden zu fliehen. Sie war mit dem Zug nach Lörrach gefahren und von dort zu Fuss über die Grenze gekommen. Und jetzt stehe sie da und dürfe nicht einreisen. Ich solle doch so gut sein und sie mitnehmen. Sie kniete nieder und begann zu weinen. Da musste ich mit mir kämpfen. Ich sagte mir: Ich habe nicht nur Verstand, sondern auch Herz. Ich nehme die Frau mit. Zum Rekruten sagte ich: «Sie haben richtig gehandelt.»

Ich brachte die Frau aufs Abschnittsbüro. Am nächsten Tag befragte ich sie und übergab sie dann der Polizei. Das ging tiptopp über die Bühne. Aber ich erhielt nach etwa zehn Tagen einen Brief mit einer Rüge. Darin hiess es, auch ein junger Grenzwachtoffizier habe sich an die Weisungen zu halten. Das war in Ordnung für mich. Wichtig war, dass ich die Frau aufgenommen und ihr, ihrem Kind und dem werdenden Kind das Leben gerettet hatte.

Franz Schmidbauer *1923 Unsere Grenzschutzkompanie machte dem Rhein entlang Patrouille, von Rümikon nach Kaiserstuhl und nach Koblenz. Da musste man ab und zu Flüchtlinge aus dem Stacheldraht befreien – diejenigen, die es geschafft hatten, rüberzukommen. Manchmal musste man sie tragen, weil sie keine Kraft mehr hatten oder verwundet waren. Einmal griffen wir in Rekingen einen auf. Dort hatte es vor dem Krieg eine Fähre. Das Fährseil war immer noch gespannt. Daran hatte er sich Hand für Hand übergehängt. Als er in der

Schweiz ankam, waren seine Handflächen praktisch weg, weil das Stahlseil ausgefranst war und das Fleisch aufgerissen hatte, als er sich daran festhielt.

Ab und zu sah man auch, wie sie ertranken oder wie von der deutschen Seite aus auf sie geschossen wurde. Das drückte bei uns immer auf die Stimmung. Eines Nachts stand ich auf der Brücke in Zurzach Wache. Ich stand gleich neben der Grenzlinie in der Mitte der Brücke. Von dort hatte man einen guten Überblick den Rhein hinab. Plötzlich hörte ich von Rheineim her Lärm und Schüsse, zuerst aus Pistolen, dann aus Gewehren. Im Wasser draussen sah man eine Gruppe von dunklen Punkten, die sich bewegten. Dann hörte man ab und zu einen Schrei, und ein Punkt verschwand. Von dieser Gruppe Flüchtlingen kam kein einziger ans Schweizer Ufer. Ich sah auch diejenigen, die schossen: Es waren SS-Leute. Es hätte mich schon gejuckt, zum Gewehr zu greifen. Aber zwei Meter neben mir stand der deutsche Wachsoldat. So konnte ich nur zuschauen. Das tat weh.

Erwin Rehmann-Melzer *1921

Oberhalb von Klein-Laufenburg auf der deutschen Seite des Rheins, etwa einen Kilometer von der Ortschaft entfernt auf freiem Feld, hatte es rund um ein paar Hütten einen Stacheldrahtverhau. Der Stacheldraht war etwa vier Meter hoch. Dort waren Kriegsgefangene eingesperrt – vor allem Polen, vielleicht auch noch Russen. Sie wurden tagsüber rausgeführt und mussten unter Bewachung auf dem Feld arbeiten.

Das Lager war nur etwa fünfzig Meter vom Rhein entfernt, und die Insassen sahen in die Schweiz rüber. Für sie war die Schweiz das grosse Paradies. Die einzige Rettung war, hierher zu kommen. Dem einen oder anderen gelang es zu fliehen. Sie versteckten sich und versuchten, nachts über den Rhein zu schwimmen, obwohl sie der Schweizer Grenze entlang nirgends an Land konnten, weil alles mit Stacheldraht abgesperrt war. Sie versuchten es trotzdem. Die meisten waren wahrscheinlich Nichtschwimmer und bereiteten sich auf eine seltsame Art auf die Überquerung des Flusses vor: Sie banden die Ärmel und Hosenbeine ihrer Uniformen mit Schnur zu. Sie glaubten wahrscheinlich, die Luft in ihren Kleidern helfe ihnen, über den Rhein zu kommen. Sie wussten nicht, dass sich die Kleider mit Wasser voll saugen würden und ihre Arme so schwer würden, dass sie überhaupt nicht mehr schwimmen konnten. Deshalb ertranken sie und blieben im Rechen des Rhein-Kraftwerks hängen. Auf unserem Friedhof in Laufenburg hatten wir etwa ein Dutzend Polengräber mit weissen Kreuzen. Wenn man sie identifizieren konnte, wurden die Gräber angeschrieben.

Einmal, als ich Urlaub vom Militärdienst hatte, lief ich nachts in Uniform

dem Rhein entlang. Ich hörte, wie jemand schrie. Es war dunkel. Gegenüber, auf der anderen Seite des Flusses, musste jemand am Ufer sein. Ich weiss, wie das Ufer aussieht: Da sind Felsen, da kann man nicht aus dem Wasser raus, das ist unmöglich. Er schrie und schrie. Ich rief: «Schwimm rüber, schwimm rüber!» Ich wusste nicht recht, ob er mich verstanden hatte. Er rief: «Verfluchter Rhein!» Wahrscheinlich hielt er sich an einem Felsvorsprung fest und wusste nicht weiter. Weiter unten wird der Rhein breiter, da hätte er mindestens bis über die Mitte schwimmen müssen, dann wäre er an den Rechen gekommen. Dort unten hätten ihn unsere Soldaten rausnehmen können. Ich rief: «Schwimm, schwimm bis zum Kraftwerk!» Doch er blieb da und schrie. Da hörte ich ein Motorboot mit einem ganz leisen Aussenbordmotor, das den Rhein runter kam. Das kann nur ein Deutscher gewesen sein, denn es gab ja damals keine Schweizer Schiffe mehr auf dem Rhein. Die Deutschen hatten eine offene Grenze, sie hatten von uns ja nichts zu befürchten. Das Boot steuerte zum Rufenden hin. Ich sah die Taschenlampe leuchten. Dann ein Schlag, es plätscherte, und dann war es ruhig. Ich schrie: «Schweinehund!». Der Deutsche liess den Motor an und fuhr wieder flussaufwärts.

Theodor Neidhart *1930 Die Grenze bei uns in Ramsen im Schaffhausischen war hermetisch abgeriegelt. Beim Zollamt durfte niemand mehr rüber, und an den unübersichtlichen Stellen wurden zwei Meter hohe, unüberwindbare Stacheldrahtverhaue aufgestellt. Dort, wo es übersichtlich war, patrouillierten die deutschen Grenzwächter. Wenn sie etwas sahen, wurde sofort scharf geschossen. Trotzdem gab es manchmal Leute, denen die Flucht aus Deutschland in die Schweiz gelang. Die klopfen dann bei irgendeinem Haus an. Dann musste man den Ortsweibel anrufen, und der brachte sie ins Dorfgefängnis. Dort wurden sie die erste Nacht einquartiert. Am nächsten Mittag kam der Kantonspolizist und brachte sie nach Schaffhausen, wo sie sich ausweisen und einem Verhör unterziehen mussten. Dann kamen sie ins Internierungslager in die Inner-schweiz. Insgesamt waren es vielleicht etwa 25 Leute, die während des Krieges auf ihrer Flucht nach Ramsen gelangten. Die Grenze wurde wahnsinnig streng bewacht, und es musste einer schon ortskundig sein oder grosses Glück haben, dass es ihm gelang, in die Schweiz zu kommen. Einige davon waren Russen und Polen, die in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten waren und aus den Arbeitslagern hatten flüchten können.

Wir gingen im oberen Stock des Gemeindehauses in die Sekundarschule. Wenn im Dorfgefängnis wieder mal einer drin war, stand in den Pausen die

ganze Klasse um das Fenster des Gefängnisses. Manchmal erzählten uns die Insassen, wie grauenhaft es in Deutschland zu- und herging. Einmal war ein Deutscher aus der Bodenseegegend eingesperrt. Er erzählte uns, dass er ins Konzentrationslager Dachau gekommen sei, weil er etwas gegen Hitler gesagt habe. Er war drei Jahre lang in Dachau gewesen, dann wurde er in eine Aussenstation in einem Bergwerk verlegt, wo er hätte arbeiten sollen. Auf dem Marsch dorthin konnte er flüchten und war dann zu Fuss bis in die Schweiz gelangt. Jeweils nachts sei er marschiert, tagsüber habe er sich im Wald versteckt. Er erzählte uns, wie es im Konzentrationslager zu- und herging, aber wir glaubten ihm nicht und lachten nur, weil wir dachten, er binde uns einen Bären auf. Wir dachten: So etwas Grauenhaftes ist doch gar nicht möglich. Erst nach dem Krieg erfuhr man dann, dass es wirklich gestimmt hatte, dass die Menschen dort wie Hunde gehalten worden waren.

Vor dem Krieg, 1937 oder 1938, war einmal eine jüdische Familie aus Singen hier. Sie waren etwa einen Monat lang beim Schlosser Sepp. Dann hiess es, sie müssten wieder raus. Ich kann mich noch gut erinnern, wie man sie mit einem Wagen an die Grenze führte. Wir Buben liefen hinter dem Wagen her und wollten schauen, wie sie der SS übergeben wurden. Das war furchtbar, wie diese Leute zitterten und weinten! Doch sie hatten Glück: Ein Lehrer setzte sich für sie ein. Er kannte einflussreiche Leute. Im letzten Augenblick fuhr er mit seinem Fahrrad dem Wagen hinterher. Kurz vor der Grenze holte er sie ein und sagte: «Sofort umkehren!» Sie durften dann in der Schweiz bleiben.

Gottfried Müller *1913 1938/39 war ich als Grenzwächter in Diepoldsau. Damals begann das Problem mit den jüdischen Flüchtlingen – alles Wiener Juden. Wir glaubten ihnen am Anfang gar nicht, wenn sie uns erzählten, wie sie schikaniert wurden. Diepoldsau ist geographisch eine ganz interessante Sache: Der Rheinlauf machte früher einen Bogen um den Ort, der immer wieder überschwemmt wurde. Mit dem so genannte Rheindurchstich wurde der Rhein dann gerade geführt. Dadurch wurde das ganze Gebiet trockengelegt, deshalb konnte man dort an verschiedenen Orten relativ leicht in die Schweiz gelangen. Das wussten die Flüchtlinge und versuchten es. Am Anfang nahmen wir alle auf. Sie schrieben natürlich sofort nach Wien: «Kommt auch, wir können rein in die Schweiz.» So kamen immer mehr. Es gab Zeiten, da kam ich von einer Dienstreise mit vierzig Personen zurück, die ich aufgesammelt hatte. Sie wurden dann im Auffanglager in der alten Stickereifabrik untergebracht. Von dort wurden sie weitergeleitet. Was heute erzählt wird, ist einfach nicht wahr! Wir hat-

ten wirklich Mitleid mit den Leuten. Der Einzelne zeigte das nicht – wir redeten unter uns sehr wenig über diese Probleme. Diese Zeit möchte ich nie mehr erleben, es war die schlimmste Zeit.

Wir wurden der Sache nicht mehr Meister: Jede Nacht kamen 200 bis 300 Flüchtlinge. Im August 1938 kam dann der Stopp des Bundesrates. Er kam nicht, weil wir die Flüchtlinge nicht mehr reinlassen wollten, sondern weil man die Sache nicht mehr bewältigen konnte. Wir wussten nicht mehr, wohin mit den Leuten. Bis die Flüchtlinge in die Kantone weitergeleitet waren – wie das so ist mit unserem Kantönligeist –, gab es immer Stockungen; unsere Auffanglager waren komplett überfüllt. Wir stumpften langsam ab. Ein Problem waren die Schlepper, ein grosses Drecksgeschäft: Sie brachten die Flüchtlinge gegen Bezahlung über die Grenze, und wenn sie merkten, dass es brenzlich wurde, hauten sie ab. Die hätten wir sofort geschnappt, aber leider erwischten wir sie nie.

Ich hatte damals einen Diensthund, der Laut gab, wenn etwas los war. Dem alten Rheinlauf entlang war alles mit Büschen überwachsen. Einmal führte mich der Hund in ein Gebüsch: Da lagen Männer, zwischen 25 und 30, furchtbar von Mücken zerstoichen. Ich leuchtete sie mit der Taschenlampe an und dachte: Ihr seid arme Cheibe, wisst nicht, wohin, wisst nicht weiter. Sie kannten den Weg nicht, wussten nicht, in welche Richtung sie gehen mussten. Der Morgen dämmerte, ich schickte sie zu mir nach Hause und machte ihnen Zmorge. Einer war Modezeichner. Meine Frau war Damenschneiderin. Er machte ihr zwei, drei Entwürfe. Dann sagte ich: «Meine Lieben, jetzt müsst ihr gehen.» Ich hätte sie zurückweisen müssen. Ich erklärte ihnen den Weg und riet ihnen, ja nicht gemeinsam zu gehen. Wie es für sie weiterging, weiss ich nicht. Wahrscheinlich sind sie durchgekommen. Ich schaute auf dem Plan mit den Diensttouren nach, und es war kein Grenzwächter bei der Brücke. Das ist nur ein Beispiel. Ich möchte mich damit nicht hervorheben. Zu Hause hatte man auch Frau und Kinder. Das war das Verrückte. Das hat einen einfach kaputtgemacht.

Ulrich Götz *1914 Nach meinem Ausbildungsjahr in Riehen wurde ich als Grenzwachtoffizier nach Heerbrugg gewählt. So kam ich 1940 ins St. Galler Rheintal. Das war mir recht, denn das Rheintal kannte ich und das Liechtensteinische sowieso. Es war ein grosser Abschnitt, mir unterstanden 128 Mann. Ich blieb dort bis 1945.

Wir wussten genau, wen wir reinlassen durften und wen wir zurückweisen mussten. Durch die guten Beziehungen, die ich zu den ausländischen Grenzwächtern hatte – das waren damals noch die Österreicher, nicht die Deutschen

–, wusste ich, dort und dort stehen einige Flüchtlinge bereit, die überkommen könnten. Dem Adjutanten, der den Dienst einteilte, sagte ich: «Die übernächste Nacht, morgens um zwei bis um fünf Uhr ist dort niemand von uns im Dienst.» Dann kamen sie rüber. Es gab Geländestreifen, wo man die Grenze leicht überqueren konnte. Etwa über den Alten Rhein bei Diepoldsau, wo es kaum Wasser hatte und man deshalb durchwaten konnte. Der Polizei teilte ich mit: «Ihr müsst damit rechnen, dass morgens um vier drei bis vier Leute kommen, Juden oder auch Kriegsgefangene oder Fremdarbeiter, Franzosen, die sich aus dem Staub gemacht haben.»

Die Rückweisung wäre für diese Menschen das Verderben gewesen. Ich legte Wert darauf, dass Leute, die man trotzdem zurückweisen musste, an der Grenze nie den Deutschen übergeben wurden. Ich hatte meine Leute, die ausgebildet waren, die genau wussten, um welche Zeit sie mit diesen Leuten wohin mussten. Dort wiesen sie sie über die Grenze und gaben ihnen eine geringe Chance, irgendwo im Österreichischen unterzutauchen. Schon möglich, dass sich die einen oder anderen so noch retten konnten. Wenn man sie aber den Deutschen übergeben hätte mit dem Hinweis, sie seien schwarz über die Grenze gekommen, hätten sie sie abtransportiert. Wenn es Juden gewesen wären, wären sie in ein Konzentrationslager gebracht worden.

Zurückweisen mussten wir: Juden – Frauen, Kinder, Männer. Alte und Gebrechliche und Frauen mit Kindern, bei denen wir merkten, dass sie tatsächlich in Not waren, nahmen wir auf und übergaben sie der Polizei. Aufnehmen durften wir Kriegsgefangene und Refraktäre, das heisst solche, die hätten einrücken müssen, sich aber drückten und sich ausweisen konnten. Im Grossen und Ganzen konnten wir im Rheintal nicht sehr viele aufnehmen.

Max Bosshard *1920 1938 stoppte die Schweiz die Einwanderung von Juden. Man musste sie stoppen, weil Frankreich nach der Konferenz von Evian die Leute nicht mehr aufnahm, England nicht und die USA nicht. Dann wären einfach alle, die kamen, hiergeblieben. Die Schweiz war überfordert. Man kannte den Hass Hitlers gegen das Judentum, man hatte die Sprüche der Nazis gegen die Schweiz gehört. Der Stopp war eine Katastrophe und beschämend – nicht in erster Linie für die Schweiz, sondern für die anderen Staaten, die uns niemanden mehr abnehmen wollten. Wir demonstrierten damals mit der Konfirmiertenvereinigung in Zürich gegen diesen Einreisestopp.

Was ich der heutigen Generation vorwerfe, ist, dass sie nur die Fakten aufzählt und nicht, was rundherum noch war. Der «Beobachter» hat geschrieben,

dass 1938 sogar die Schweizer Juden selbst den Bundesrat ersuchten, keine Juden mehr aufzunehmen. Man wollte verhindern, dass der Antisemitismus durch die Aufnahme weiterer Juden Auftrieb erhielt.

Ernst Kamm *1908 Die Deutschen marschierten im März 1938 in Österreich ein; die Nazis setzten den Bundeskanzler ab und übernahmen die Herrschaft. Ich arbeitete damals im Bahnhof Buchs auf der Passkontrolle. Bis zu diesem Zeitpunkt kamen immer wieder Juden als normale Passagiere mit dem Zug in die Schweiz. Es waren vor allem reiche Juden, die das Land verliessen. Die meisten hatten Bekannte in Amerika – das war ihr Ziel. Sie kamen bei Buchs in die Schweiz und gingen in Basel wieder raus. Sie hatten die Verfolgung kommen sehen.

Mitte Juli 1938 holte mich Hauptmann Grüninger nach einem Nachtdienst aus dem Bett. Grüninger war damals Polizeikommandant des Kantons St. Gallen. Er sagte zu mir: «Kamm, Sie müssen nach Diepoldsau. Wir hatten heute Nacht 1200 jüdische Flüchtlinge. Sie müssen in Diepoldsau das Lager übernehmen. Ich gebe Ihnen vier Männer zur Unterstützung.» Ich musste meine Sachen zusammenpacken, und Grüninger brachte mich persönlich nach Diepoldsau. In einer ehemaligen Stickereifabrik musste ich dann das Flüchtlingslager aufbauen. Bei uns im Lager hatte es praktisch nur Juden. Sie hatten nur noch einige Habseligkeiten dabei – einen Rucksack und ein paar Franken Sackgeld. Sonst nichts.

Wenn ich also wieder einmal einen Mann hatte, dessen Angehörige noch drüben waren, berichtete ich Herrn Grüninger und sagte: «Jetzt bin ich in einer schwierigen Lage. Der Mann und die Söhne sind schon da, nun kommt noch die Frau mit den Töchtern, und ich soll die trennen. Was machen wir?» Grüninger kam zu mir, manchmal zusammen mit dem St. Galler Regierungsrat Valentin Keel. Sie hatten Tränen in den Augen und sagten: «Wir müssen schauen.» Dann kam jemand von der Flüchtlingshilfe und sagte: «Wir können sie nicht an die Nazis ausliefern. Sie wären dem Tod geweiht.» Über die Aufnahme der Flüchtlinge entschied Hauptmann Grüninger. Er hatte diese Kompetenz.

Ein paar Mal befahl mir Grüninger, mit ihm nach Lindau zu fahren, es sei dort wieder eine Flüchtlingsfamilie eingetroffen. Sie warteten in einem Gasthaus. Grüninger spielte den Chauffeur, und mir befahl er, die Akten oder den Schmuck dieser Leute rüberzuschmuggeln. Ich trug jeweils alles auf mir. Einmal hatte ich einen Diamanten unter der Zunge. Andere brachten wichtige Dokumente mit, wieder andere hatten Geld, das nahm ich an mich, bis wir in Diepoldsau waren. Da spielte ich mit meinem Leben, denn wenn sie mich

kontrolliert hätten, hätten sie nicht lange gemacht. Ich wäre ausgestiegen und nicht mehr zurückgekommen. Das war der schwerste Dienst, den ich machte.

Im Februar 1939 begann dann die Untersuchung gegen Hauptmann Grüninger. Er wurde von einem Tag auf den anderen entlassen. Ich war noch eine Zeit lang Lagerleiter in Diepoldsau, bis das Lager im September 1939 aufgelöst wurde. Es kamen auch kaum mehr Flüchtlinge. Sie wurden nach der Grenzsperrung im August 1938 konsequent zurückgeschickt. Die Leute weinten oft und drohten, sich das Leben zu nehmen, wenn man sie abweise.

Gottfried Müller *1913 Das Verhalten von Hauptmann Paul Grüninger war uns gegenüber ein Affront. Er hatte wahrscheinlich sehr viele Kontakte mit Juden in Österreich und holte sie gruppenweise rein. Er liess sie in unserem Abschnitt über die Grenze kommen. Einmal sah ich nachts drei Männer an der Grenze stehen und ging nachschaun. Es waren drei Kantonspolizisten in Uniform. Ich fragte: «Was macht ihr hier?» Sie sagten: «Wir müssen eine Gruppe abholen, Befehl von Hauptmann Grüninger.» Bei uns hiess es: «Alle zurückweisen!» Und Hauptmann Grüninger konnte Leute reinnehmen. Das wurde ihm zuerst böse angedreht, und hinterher kam dann das Gschiss mit der Rehabilitierung.

Hans Peter Dreier *1921 Den Fall Grüninger verfolgte ich in der Zeitung. Ich fand, es sei recht, dass man diesen Frotzelcheib entlassen hatte und ihn bestrafte. Ein Polizeikommandant darf sich nicht so verhalten. Der muss sich an die Weisungen aus Bern halten. Das finde ich noch heute. Wenn Bern sagt, dass wir die Grenzen für alle schliessen, ist das richtig. Ich bin ein Obrigkeitstgläubiger, war es mein ganzes Leben lang. Jemand muss befehlen, und die anderen müssen im Rahmen des Gesetzes gehorchen.

Franz Schmidbauer *1923 Als ich damals als Lehrling nach St. Gallen kam, war gerade Polizeikommandant Grüninger abgesetzt worden, weil er Flüchtlinge aufgenommen hatte. In der Stadt war das ein kontroverses Gesprächsthema. Die einen waren schadenfroh und sagten: «Geschieht ihm recht!», andere bedauerten es und fanden, man sollte wirklich mehr machen, und er habe richtig gehandelt. Wahrscheinlich hätte auch viel mehr getan werden können. Der Slogan «Das Boot ist voll» war völlig daneben. Es hätte noch so viel Platz gehabt, es hätte genug Lebensmittel gegeben, die auf dem Schwarzmarkt herumgeschoben wurden und so der Rationierung entzogen waren. Damit hätte

man noch mehr Flüchtlinge ernähren können. Mit den ausgegebenen Rationen musste man keinen Hunger leiden. Man wurde nicht dick, aber es reichte für den Alltag.

Sigurd Schottlaender *1928

Ab 1938, nach dem «Anschluss» Österreichs, lebten sehr viele jüdische Emigranten in Basel. Sie wurden im Sommercasino untergebracht. Dort hatten sie nicht sehr viel Abwechslung. Mein Vater organisierte Konzerte für sie. Die Künstler vom Basler Stadttheater stellten sich unentgeltlich zur Verfügung. Für die Emigranten war das eine schöne Abwechslung. Mein Vater hat das durchgezogen, während des ganzen Krieges fand alle drei bis vier Monate ein Konzert statt.

Die jüngeren Emigranten kamen in Arbeitslager. Sie mussten Acker umstechen, Bäume fällen oder arbeiteten im Strassenbau, zum Beispiel am Sustenpass. Einmal waren wir im Tessin in den Ferien. Dort trafen wir einen Emigranten, der Advokat war und Bäume fällen sollte. Das war natürlich nicht einfach für ihn. Wir führten ein Gespräch darüber, wie es ihm gehe. Er sagte, er bekomme gute Verpflegung, das Lager sei zwar einfach, er müsse auf Stroh schlafen, aber es gehe ihm gut.

Wir lasen die Zeitung, hörten Radio und besprachen anhand von Karten die Lage an der Front. In der Schweiz konnten wir uns gar nicht richtig vorstellen, was für ein furchtbares Elend dieser Krieg mit sich brachte. Man sah zwar Flüchtlinge, aber eigentlich wurden die ganzen Schrecknisse des Krieges von uns Kindern ferngehalten.

Ruth Kornfeld *1936

Über unseren Aufenthalt in der Schweiz habe ich Folgendes zu berichten – aus den Akten und aus meiner Erinnerung: Zuerst kamen wir ins Auffanglager Agnuzzo, das war im Oktober 1943, später nach Balerna, auch ein Auffanglager. Dort waren wir noch alle fünf zusammen, dann wurden wir getrennt. Ich wurde in Chateau d'Oex im Lager Henri Dunant platziert – bis ich im März 1944 in Château d'Oex an einen anderen Ort gebracht wurde, zusammen mit meiner Schwester Eva. Während ich in Chateau d'Oex war, waren meine beiden anderen Schwestern zusammen mit meinen Eltern in Les Avants, dann wurden sie nach Täsch transferiert, mit dem Antrag, wegen des Gesundheitszustandes meiner Eltern so rasch wie möglich eine private Platzierung zu suchen. «Parents tuberculeux», heisst es in den Akten.

Am 17. Februar 1944 wurde gemäss den Akten empfohlen, mich privat unterzubringen. Das geschah: Am 9. Juli 1944 kam ich nach Neuenburg zu

einer alleinstehenden Frau namens Mademoiselle Rochat. Sie war sehr streng, auch mit sich selbst: Jeden Morgen turnte sie nackt vor dem offenen Fenster.

Als ich einmal in einem Laden eine Birne stahl, versetzte mich das Rote Kreuz sofort. Ich kam zu einer Familie Stettler in Ostermundigen bei Bern. Die Stettlers führten eine Milch- und Käsehandlung. Sie hatten zwei Söhne, die etwas älter waren als ich. Bei dieser Familie blieb ich von Januar 1945 bis im Mai 1946. Ich fühlte mich wohl und verbrachte eine glückliche Zeit. In dieser warmherzigen Familie führte ich erstmals ein geordnetes Leben und wurde wie ein Familienmitglied behandelt. An meine Ankunft bei der Familie erinnere ich mich gut: Eine Türe öffnete sich, und mitten auf dem Tisch sah ich einen riesigen Berg Hörnli. Ich ging dann zur Schule in die erste und die zweite Klasse, und ich war schon sehr bald vollkommen akzeptiert, nicht zuletzt wegen meiner Heidi-Zöpfe und weil ich immer brav eine Schürze trug, wie alle anderen Mädchen meines Alters. Frau Stettler war für mich die «Schweizer Mama». Obwohl sie protestantisch war, kümmerte sie sich sogar um meine jüdische Erziehung. Für mich gab es kein Schweinefleisch. Das Abendgebet auf Hebräisch hatte sie auswendig gelernt, und am Freitagabend schickte sie mich mit meiner Schwester Eva, die zur gleichen Zeit in Ostermundigen bei einer alleinstehenden katholischen Lehrerin untergebracht war, in die Synagoge nach Bern. Unverständlich war für uns, dass die Lehrerin keinen weiteren Kontakt zwischen uns Schwestern zuließ. Die jüngste Schwester, Lea, war damals drei Jahre alt. Sie blieb bei meinen Eltern, bis meine Mutter am 13. Juli 1944 beim Roten Kreuz beantragte, sie privat unterzubringen. Lea kam zu einem sehr vornehmen, begüterten, kinderlosen Ehepaar, bei dem sie bis 1946 blieb.

Das war der Weg von uns drei Schwestern. Der schmerzlichste war jener meiner Mutter. Die Folgen des Krieges und der Verfolgung haben sie zu einer psychisch und physisch schwer kranken Frau gemacht. Nach verschiedenen Stationen kam sie im Juni 1944 wegen Gewichtsverlust und für andere Abklärungen ins Bezirksspital Visp. Von dort wurde sie in die psychiatrische Uniklinik Waldau bei Bern eingewiesen. Dort war sie fünf Monate in psychiatrischer Behandlung. Im Dezember 1944 wurde sie mit meinem Vater zusammen in Ostermundigen untergebracht, aber ihr Zustand verschlechterte sich, und sie wurde in eine Privatklinik in Muri bei Bern eingeliefert. Dort blieb sie zwei Monate lang und wurde einer Elektroschocktherapie unterzogen. Anschliessend kam sie ins kantonale Frauenspital in Bern – für eine «Unterleibsoperation». Sie wurde mit 33 Jahren sterilisiert. Später warf meine Mutter meinem Vater immer wieder vor, dass er diesen Eingriff nicht verhindert hatte.

1945 kehrten meine Eltern nach Bergamo zurück. Sie baten die Behörden und die Familien, die uns aufgenommen hatten, den Aufenthalt von uns drei Kindern zu verlängern. Bei der Rückkehr fanden sie unsere Wohnung vollkommen ausgeplündert vor. Zum vierten Mal innerhalb von knapp zehn Jahren eröffnete mein Vater dann ein Pelzatelier. 1946 wurden wir dann nach Bergamo geholt, die Familie fand wieder zusammen. Wir waren einander jedoch völlig entfremdet.

Meine «Schweizer Mama» ist vor ein paar Jahren gestorben. Nachdem ich geheiratet hatte und wieder in der Schweiz lebte, besuchte ich sie immer wieder. Bei der Abdankung in der Kirche Ostermundigen sprach ein junger Pfarrer ein paar Worte über sie, ihren Enthusiasmus im Chor und erwähnte dann die Kriegsjahre. Ich erwartete, er würde in diesem Zusammenhang erzählen, dass sie während des Krieges ein jüdisches Flüchtlingskind aufgenommen hatte. Doch leider wurde darüber bei der Abdankungsfeier kein Wort verloren. Das hat mich sehr betroffen gemacht. Während einer Choreinlage ging ich deshalb zum Pfarrer. Alle beobachteten mich. Ich sprach ihn an und sagte ihm, dass ich möchte, dass er nicht nur die harten und entbehrungsreichen Kriegsjahre erwähnte, sondern auch die Tatsache, dass die verstorbene Frau Stettler ein jüdisches Kind aufgenommen und sich hingebungsvoll um es gekümmert habe. Das verdiene Anerkennung. Der Pfarrer sagte darauf knapp und trocken zur Trauergemeinde: «Es wurde mir gerade mitgeteilt, dass Frau Stettler ein jüdisches Flüchtlingskind aufgenommen hatte.» Dann sang der Chor erneut. Beim Verlassen der Kirche hörte ich eine Dame sagen: «Siehst du die? Das isch das Judechind.»

Bernard Blaustein *1905

Nach meiner Ankunft aus Köln am 29. Juli 1938 ging ich in Zürich zu einem Bekannten, bei dem ich ein paar Wochen bleiben konnte. Dann meldete ich mich bei der Polizei. Dort hiess es: «Sofort an die Grenze stellen.» Doch Dr. David Farbstein, damals der einzige jüdische Nationalrat, intervenierte. Er setzte durch, dass ich für drei Monate eine Aufenthaltsbewilligung bekam.

Ich kam in verschiedene Lager, etwa ins Arbeitslager in Felsberg bei Chur. Dort mussten wir Strassen bauen. Das heisst, wir mussten planieren, Steine transportieren und so weiter. Von Tamins her arbeiteten uns die französischen Internierten entgegen. Ich war nicht gesund, hatte Probleme mit der Lunge. Deshalb kam ich nach Bad Schauenburg bei Liestal. Dort gab es ein koscheres Lager, wo ich zuerst im Strassenbau und dann in der Küche arbeitete.

Es hiess stets: «Sie sind verpflichtet, jede Gelegenheit zur Ausreise zu nutzen.» Von den Deutschen hatte ich einen Pass, in dem stand nur «Israel», sonst nichts. Die Schweizer machten dann den J-Stempel rein. Das Datum war der 9-Juli 1939.

Eine Weile war ich ins Frauenlager Bienenberg abkommandiert. Ich war der einzige Mann, holte die Post und machte Einkäufe. Ich beschäftigte mich viel mit den Kindern und organisierte Freizeitaktivitäten, damit die Leute etwas zu tun hatten. Die Frauen waren von den Männern getrennt. Die Kinder konnten auch nicht zur Schule gehen. Pro Tag erhielt man 1.25 Franken, 25 Rappen als Taschengeld, ein Franken wurde auf ein Konto gutgeschrieben. Damit konnte man nicht viel anfangen.

1943 kam ich nach Zürich in die Flüchtlingsküche an der Lavaterstrasse. Dort blieb ich fünf Jahre lang, bis die Küche aufgehoben wurde. In der Flüchtlingsküche lernte ich meine Frau kennen, eine Polin, gelernte Schneiderin, die zum Essen in die Flüchtlingsküche kam. Sie hatte zwei Jahre in Paris gelebt, zusammen mit ihrem Mann, dessen Eltern in Polen eine grosse Schuhfabrik besessen hatten. Als die Nazis nach Paris kamen, verlangten sie eines Tages, alle Juden sollten sich bei der Polizei melden. Meine spätere Frau sagte zu ihrem Mann: «Geh nicht hin!» Er ging trotzdem. Sie wurden alle nach Auschwitz gebracht. Nach unserer Heirat fuhren wir nach Paris und erhielten die amtliche Bestätigung, dass er in Auschwitz vergast worden war.

Martha Jäggi *1909 Ab 1938 kamen viele Juden aus Österreich nach Basel. Für diese jüdischen Flüchtlinge musste die jüdische Gemeinde Basel sorgen. Die Stadt Basel zahlte keinen Rappen. In unserem Geschäft arbeitete ein jüdischer Herr, der im Konzentrationslager Buchenwald gewesen war. Er erzählte mir, er sei an einem Fleischhaken aufgehängt worden. Das glaubte ich ihm sofort. Man sah ihm an, dass er einen körperlichen Schaden davongetragen hatte. Aber mit der Zeit hast du dich geweigert, das Zeug anzuhören, weil es so grausam war.

Leni Altweg *1924 Während meiner Laborlehre im Kantonsspital St. Gallen bekamen wir Häftlinge aus Buchenwald. Ich habe noch in allen Einzelheiten vor Augen, wie sie aussahen. Das war ein Irrsinnsschock für mich. Diese ausgegammelten Gestalten mit grauenhaften Verwundungen. Die Assistenten, die bei uns die Eintrittsuntersuchung der Häftlinge machten, mussten verschiedentlich raus, um sich zu übergeben.

Einmal musste ich einer Frau Blut entnehmen. Als ich ins Zimmer kam, hörte ich sie laut weinen und sah, wie sie sich auf dem Boden wälzte. In meiner Abteilung hatte ich einen älteren Juden, dem waren alle Haare ausgefallen, und die ganze Haut war mit Schuppenflechten bedeckt. Er erzählte manchmal von den Entbehrungen, die er durchgemacht hatte: Dass sie tagelang nichts zu essen gehabt hätten, und wenn, dann ausgesprochene Mangelnahrung. Er sprach nicht über Folter, aber über Erniedrigung. Das weiss ich noch genau, weil ich dachte: Das also macht Erniedrigung aus einem Menschen. Ich fand ihn grässlich, bei aller Sympathie für sein Leiden, aber ich hätte ihn nicht einmal mit einem Stecken berühren mögen. Ich fand einfach, es sei nicht mehr menschenwürdig, wie er aussah und war. Er kam mir vor wie ein Wurm, der sich am Boden windet. Bei diesem Mann hatte ich das Gefühl, er hätte alles getan, um wieder akzeptiert zu werden und normal leben zu können – er hätte sich auch noch weiter erniedrigt.

Unser Chef machte Versuche mit diesen Patienten. Er wollte wissen, wie sich die verschiedenen Eiweisskörper im Blut von extrem unterernährten Menschen verhalten. Menschen in einem solchen Zustand wie diese ehemaligen KZ-Häftlinge hatte man in der Schweiz sonst nicht. Die Versuche regten uns grausam auf. Wir fanden es zynisch, dass man mit diesen Menschen noch Experimente machte, statt ihnen einfach zu helfen. Aber die Blutentnahmen haben wir trotzdem durchgeführt. Wir gingen zu unserer Cheflaborantin und sagten ihr, dass wir diese Versuche einfach unmöglich fänden. Sie war sehr fromm und sagte, sie finde es auch schlimm, aber wenn diese Leute dazu ausersehen seien, mit den Versuchen der übrigen Menschheit zu dienen, müssten wir das von Gott annehmen.

Marianne Gromb *1920 Ich machte damals meine Ausbildung zur Säuglings- und Wöchnerinnenpflegerin im Frauenspital Basel. Eines Morgens um halb sechs, das war im Dezember 1942, stürzte eine Schwester von der Gynäkologie zu uns herein und rief: «Wo ist das Jüdlī, wo ist das Jüdlī? Ich brauche das Jüdlī!» Ich sagte: «Da bin ich.» Da sagte sie: «Kommen Sie, wir haben ein Problem auf der Gynäkologie! Wir haben heute Nacht eine Flüchtlingsfrau gekriegt, sie spricht nur Französisch. Sie hat hohes Fieber und lässt keine Schwester und keinen Arzt an sich ran.» Die Frau rief: *«Je veux mon fils! Je veux mon fils!»* Die Schwester konnte nicht gut Französisch und verstand nicht, was sie wollte, und sagte zu mir: «Bitte helfen Sie uns! Das Spital kann sich nicht leisten, dass eine Flüchtlingsfrau hier stirbt. Die Frau darf uns nicht sterben, sonst

kommen keine Frauen mehr für die Geburt zu uns, und dann müssen wir die Abteilung schliessen.» Es ging ihr um das Renommee des Spitals und nicht darum, dass die Frau am Leben blieb. Das fand ich schockierend. Ich ging zu der Frau und fragte: «*Qu'est-ce qu'il y a?*» Sie sagte, sie sei heute Nacht mit ihrem Sohn über die Grenze gekommen, und man habe ihr den Sohn sofort weggenommen. Sie wolle ihren Sohn bei sich haben. Der Sohn habe sie gerettet. Und ohne ihren Sohn lasse sie keinen Arzt an sich ran und nehme keine Medikamente. Sie hatte hohes Fieber! Ich sagte: «Wissen Sie was? Ich rufe sofort meinen Vater an, der wird ihren Sohn herbringen, aber bitte lassen Sie sich behandeln. Ich verspreche ihnen, dass mein Vater ihren Sohn mitbringt.»

Ich konnte ihr gar nichts versprechen, aber ich wollte ihr Mut machen. Ich habe sofort meinen Vater angerufen und gesagt: «Papa, such den Sohn. Er kam heute Nacht über die Grenze. Ruf die Flüchtlingshilfe an, frag, wo er ist, und bring ihn her.» Ein paar Stunden später brachte mein Vater den Sohn.

Edith Kammer *1932 Die Gemeinde erkundigte sich, wer für sechs oder acht Wochen ein Kind aus Frankreich aufnehmen könne, zur Erholung. Da hat sich meine Mutter auch gemeldet. Das Mädchen hiess Danielle und kam aus Montbéliard. Es war fast zwei Jahre jünger als ich. Die Kinder wurden vom Roten Kreuz nach Thun gebracht, dort musste man sie abholen. Danielle kam mit zwei Koffern, sie war grösli mager, hatte grosse, braune Augen und Angst vor dem, was da kam. Zuerst war sie scheu und wollte nichts essen. Da sagte meine Mutter: «Du musst jetzt essen, sonst hat es nachher nichts mehr.» Danielle sagte, sie habe nur Pommes frites, Beefsteak, Kuchen und Wurst gerne. Meine Mutter lachte: «Das haben wir auch gern, können es hier aber nicht haben.» Auf jeden Fall begann das Mädchen dann zu spielen und lustig zu werden und ass auch alles.

Meine Mutter nähte aus Kleidern, die uns zu klein waren, welche für Danielle. Als sie nach zwei Monaten ging, hatte sie die Koffer voll mit Kleidern, und wir packten noch Biskuits und Schokolade ein. Zudem einen Brief für die Mutter, mit der Bitte, sie solle uns doch einmal schreiben. Leider haben wir nie mehr etwas von ihr gehört. Wie sie uns erzählte, kam sie aus armseligen Verhältnissen und hatte im Krieg schlimme Sachen erlebt. Als sie bei uns ankam, hatte sie in ihrem Koffer drei Hüte und sonst gar nichts.

Eva Auf der Maur *1919 Marie-Therèse hiess das erste Kind, das bei uns war. Ein Christenkind aus Frankreich. Das war ein Nüteteli! Es kam im November

1940 in einem dünnen Kleidchen und trug Pappdeckelschuhe. Ganz furchtbar. Marie-Thérèse machte immer ins Bett. Ihre Mutter schrieb mir, sie habe das Geburtsdatum gefälscht, das Kind sei erst fünf, obwohl es sechs Jahre alt hätte sein müssen, damit es kommen durfte. Ich verstand die Mutter gut. Marie-Thérèse war bei uns mit den anderen Kindern zusammen, und wir kleideten sie ein und päppelten sie auf. Die Kinder durften nur drei Monate bleiben, aber man konnte um einen Monat verlängern, wenn sie krank waren. Ein guter Freund von uns war Arzt. Er schrieb mir ein Attest, das Kind sei krank und könne die Reise nicht machen. So blieb es einen Monat länger. Wenn man die Kinder dann wieder nach Hause schickte, zog man ihnen etwa vier Paar Höschen an, und in jedes Höschen zog man oben dreimal mehr Elastikband rein, als nötig gewesen wäre. Und etwa drei Röckchen und drei Pullover übereinander – die Kinder waren dann kugelrund und konnten fast nicht mehr laufen. Man sagte ihnen: «Du darfst die Kleider im Zug nach Hause auf keinen Fall ausziehen! Wenn du pinkeln musst, machst du in die Hosen, das ist ganz egal, das kann man wieder waschen. Aber ja nichts ausziehen!» Denn sonst wurden sie ihnen gestohlen.

Die Juden Kinder konnten nicht nach Hause zurückkehren. Sie kamen auch via das Rote Kreuz. Einmal hatte ich gerade zwei auf einmal. Ich wurde dann jedoch krank und musste eines von ihnen wieder abgeben. Monique, das andere, ging hier zur Schule. Nach dem Krieg ging sie nach Israel. Ich habe keine Verbindung mehr mit diesen Kindern. Ich wollte nicht, dass sie dankbar sein müssen.

Mit einem der Kinder begegnete ich einmal auf der Strasse einem Trupp Soldaten. Das Kind warf sich platt auf den Boden und schrie: «*Les Boches! Les Boches!*» Es glaubte, es seien deutsche Soldaten, und hatte grässliche Angst. Ich wollte es beruhigen und machte etwas ganz Dummes: Ich ging zu den Soldaten hin und gab ihnen die Hand, um zu zeigen, dass sie uns nichts tun. Da bekam das Kind Angst, das neue Mami sei auf der Seite der Soldaten! Bis ich das Kind wieder getröstet hatte! Ich sagte: «*Ce sont les Suisses. Ils sont bons.*»

Kurz darauf kam mein Mann in Uniform aus dem Dienst nach Hause. Wieder Tränen! Ich rief: «Zieh um Gottes willen sofort die Uniform aus! Sonst denkt das Kind, wir hätten einen *Boche* im Haus.» Was die erlebt hatten! Am Anfang ass es am Tisch nichts, gar nichts. Einmal trug es anschliessend das Essen in die Küche, und ich merkte, dass es dort heimlich von der Platte nahm. Wir stellten also die Platten hin und gingen aus der Küche, dann ass es im Geheimen. Das Kind hatte Angst, dass man ihm den vollen Teller aus der Hand schlägt, wenn es etwas nimmt, oder dass man hineinspuckt. Bis es kapiert hatte,

dass man sich freute, wenn es ass! Und sich nicht daran verlustieren wollte, einem Kind, das Hunger hat, ins Essen zu spucken, damit es nicht essen konnte. Das waren Sadisten!

Ruth Kornfeld *1936 Wir haben von den Schweizern viel Anteilnahme erfahren. Ein bitterer Nachgeschmack, ein Ressentiment, ist jedoch bis heute geblieben – wegen der Flüchtlingspolitik der Schweizer Behörden. Mein Vater wurde unter harten Bedingungen in verschiedenen Internierungslagern festgehalten. Meine Mutter hat sich Zeit ihres Lebens nicht mehr von den physischen und psychischen Strapazen erholt. Sie blieb eine kranke Frau. Im Einvernahmeprotokoll, das über die Befragung meines Vaters bei seiner Ankunft in der Schweiz erstellt wurde, steht unter «Absichten»: «Möchte mit seiner Familie, die aus Frau und drei kleinen Kindern besteht, zusammenbleiben». Wir waren zu diesem Zeitpunkt drei-, fünf- und siebenjährig. Dieser Wunsch wurde meinem Vater seitens der Schweizer Behörden nicht erfüllt, im Gegenteil, unsere Familie wurde auseinander gerissen. Dies ist ein Beispiel von vielen, das die unnötige Härte der Behörden aufzeigt. Das Rote Kreuz und die jüdische Flüchtlingshilfe setzten sich für unsere Familie und besonders für meine Mutter ein. Ihnen bin ich dankbar, auch der Bevölkerung und den Familien, die meine Schwestern und mich aufnahmen.

Gottfried Müller *1913 Dr. Rothmund, damals Chef der Polizeiabteilung und der Fremdenpolizei im EJPD, gab uns die Weisung: «Familien sind zu trennen, Frauen und Kinder reinlassen und Männer zurückweisen.» Wer tut so etwas? *Er* machte uns das nicht vor. Wir Grenzwächter drückten uns, wie wir nur konnten. Ich machte das nie. Ich war einfach auf beiden Augen blind und liess sie passieren. Dann mussten sie auf gut Glück schauen, wie sie weiterkamen. Auch unsere Offiziere machten die Diensterteilung so, dass die beiden Rheinbrücken, über die alle mussten, selten besetzt waren. Dann hiess es plötzlich: Jetzt wird die Grenze bei Diepoldsau hermetisch abgeschlossen. Militär wurde aufgestellt, alle hundert Meter ein Soldat. Die taten, was man ihnen befohlen hatte – sie mussten alle zurückweisen. Das funktionierte, da kam niemand mehr rein.

Ernst Kamm *1908 Ich dachte oft: Der Chef der eidgenössischen Fremdenpolizei muss ein harter Mensch sein. Für den gibt es einfach einen definitiven Entscheid: Ja oder Nein, ohne dass er an die Folgen denkt. Es war nämlich ein

schwerer Entscheid, wenn ich einen Familienvater von seiner Frau und seiner Tochter hatte trennen müssen. Das ist nichts Alltägliches, und so etwas zu tun, ist sehr schwer. Sie hatten ja nichts Schlechtes getan. Sie waren verfolgt und flüchteten vor dem Tod.

Ruja Erb *1915 1941 arbeitete ich als Sekretärin auf dem Amt für Wasserwirtschaft, aber das war sehr langweilig. Da dachte ich mir: Bei der Fremdenpolizei ist es sicher interessanter. Dort suchten sie Leute. Mit meinem Handelsschuldiplo-
m hatte ich keine Schwierigkeiten, auf dem so genannten «Judenbüro» eine Stelle zu bekommen. Ich musste die Korrespondenz machen und die Berichte schreiben über die Entscheide bezüglich der Juden, die in die Schweiz kommen wollten.

Da sammelten sich riesige Stapel von Dossiers an! Meist gab es für mich jedoch nicht sehr viel zu schreiben. Es war jeweils ein kurzer Bescheid. Manchmal hatte ich Zeit, die Akten ein wenig zu studieren. Unter den Gesuchstellern waren Leute aus allen Kreisen. In den Pässen sah ich ihre Fotos. Besonders schrecklich fand ich, dass alle Pässe mit dem grossen «J» abgestempelt waren. Ich dachte mir: Dass sie ihnen das «J» nicht gleich noch auf die Stirn stempeln, damit man schon von weitem sieht, dass es Juden sind!

Sie mussten die Schweiz sobald wie möglich wieder verlassen, zum Beispiel, wenn in Portugal ein Schiff nach Amerika fuhr. Sie durften die Schweiz nur *en passant* besuchen und mussten ausserdem Kautio-
n leisten, damit sichergestellt war, dass sie auf keinen Fall dem Staat zur Last fallen würden. Ausgenommen waren jene, die Bekannte oder Verwandte in der Schweiz hatten, die belegen konnten, dass sie für sie aufkommen würden. Die wurden anstandslos hereingelassen.

Der Warenhausbesitzer Loeb aus Bern, der selber auch Jude war, tat Bemerkenswertes: Er leistete damals oft die Kautio-
n für solche, die in der Schweiz Bekannte hatten, aber nicht hätten kommen können, weil sie das Geld für die Kautio-
n nicht aufbringen konnten. In den Dossiers ging es nur ums Geld. Nichts, was sonst noch hätte massgebend sein können, kam zur Sprache. Es gab auch Flüchtlinge, die Gutsprachen aus Amerika hatten, von Verwandten, die schon dort waren und diese Gutsprachen schickten, damit die Schweizer Behörden den Beleg dafür hatten, dass man diese Leute risikolos hereinlassen und bald weiterspedieren konnte.

Unser Büro war nicht im Bundeshaus, wir waren sehr für uns und hatten keinen Kontakt zu anderen Büros, ganz anders als in den anderen Dcpartemen-

ten, in denen ich später noch gearbeitet habe. Vielleicht wollten sie nicht, dass wir zu viel mit anderen reden? Der Bürochef brachte uns die Dossiers, und wir machten unsere Arbeit. In den Entscheidungsprozess waren wir nicht integriert. Es war sehr anonym. Es ging ganz routinemässig, fast wie am Fließband. Dr. Rothmund war unser Vorgesetzter, aber den bekam ich nie zu Gesicht. Trotzdem stand er immer im Vordergrund und war das A und O in dieser Verwaltung. Es war sein Entscheid, der in den Dossiers vermerkt war. «Im Einvernehmen mit Bundesrat von Steiger», hiess es jeweils.

Ich habe mich nachher manchmal gefragt: Wurde den Flüchtlingen ihr Geld wirklich zurückgegeben, wenn sie wieder gingen? Ich kann mich nicht erinnern, dass es jemanden gab, der Herrn Rothmund kontrollierte. Er war wie ein Herrgott. In all den Dossiers war nie von irgendeiner Instanz die Rede, die sich zusätzlich um diese Sache gekümmert hätte.

Damals hörte ich auch davon, wie im Jura immer wieder Juden versuchten, über den Doubs zu flüchten, ihre letzten Habe auf den Kopf banden und so hinüberschwammen. Sie wurden dann von den Schweizern aufgenommen, beherbergt und versteckt. Wenn sie sich wieder etwas erholt hatten, begleiteten sie diese Schweizer ins Landesinnere, und dort mussten sie sich bei der Polizei melden. Es war einfach grauenhaft, was diese Leute für Strapazen auf sich nahmen, manchmal mit letzter Kraft. Viele sind auch ertrunken. Ich war allerdings nie direkt mit Flüchtlingen konfrontiert. Aber man sah Abbildungen, wie sie in grosser Zahl an der Grenze standen. Und es wurden ja nicht alle akzeptiert, es gab ja auch viele Dossiers, die negativ beurteilt wurden.

Aber was hätte ich tun sollen? So wie die Soldaten an der Grenze standen, machten wir einfach unsere Arbeit. Ich hatte absolut keine Kompetenzen und Einflussmöglichkeiten. Ausserdem funktionierte alles völlig automatisch. In der Öffentlichkeit wusste niemand, was da lief. Ich wusste es, weil ich die Akten las. Dass die Leute Geld vorweisen mussten, wenn sie in die Schweiz kommen wollten, wusste man. Aber man war sehr restriktiv mit der Bewilligung, in welchem Ausmass, das wusste kein Mensch ausserhalb der Fremdenpolizei. 1943 war ich in Erwartung und heiratete und gab meine Arbeit bei der Fremdenpolizei auf. Ich war froh, dass ich nicht mehr dort war, denn es bedrückte mich wahnsinnig.

Karl Furrer *1918 Die Schweizer Flüchtlingspolitik ist ein schwieriges Thema. Man muss das aus der Zeit heraus betrachten, in der sich das ereignet hat. Während des Krieges waren die Lebensmittel rationiert, jeder zusätzliche Esser

bedeutete eine weitere Belastung für die Versorgungslage. Man schaute natürlich zuerst für sich selber. Als dann Nachrichten von den Konzentrationslagern kamen, hiess es: Wenn wir jetzt die Grenzen aufmachen, bekommen wir ein Problem. Man war der Meinung: Wenn wir jetzt *large* sind, spricht sich das herum, und dann kommen immer mehr. Man hatte ein gewisses Verständnis dafür, dass man die Leute an der Grenze abwies. Aber grundsätzlich bedauerte man sie. Man hatte ein schlechtes Gewissen. Aber man wusste auch, es wäre ein Fass ohne Boden, wenn man die Grenze für alle aufmachte.

Warum man ein schlechtes Gewissen hatte? Man wusste, dass auf diese Menschen der Tod wartete. Das heisst, man hatte es vielleicht noch nicht gewusst, aber man ahnte es. Ausserdem wiesen die karitativen Organisationen immer wieder darauf hin. Eine Entscheidung musste gefällt werden. Allen kann man es nicht recht machen. Es kommt noch etwas anderes dazu. Das klingt vielleicht etwas makaber, aber man dachte: Je mehr Juden wir in unser Land lassen, umso grösser ist die Gefahr, dass Deutschland sagt, die Schweiz sei eine «Judeninsel». Und damit würde sie zu einem Angriffsziel für Hitler und seine Schergen.

Gian Carlo Frizzoni *1912

Der Bundesrat wusste: Wir haben zu wenig Lebensmittel für so viele Leute. Deshalb wurden die Flüchtlinge nicht angenommen. Es war richtig, denn das Opfer wäre auf uns zurückgefallen. Wir wären das Opfer gewesen. Wir waren immer ein Volk, das geholfen hat. Im Moment, in dem man nicht mehr mag und kann, soll man nicht alles kaputtgehen lassen, sondern schauen, dass man das bewahrt, was da ist. Das verstehen viele nicht. Wenn wir noch einmal 30'000 Leute reingenommen hätten, hätten wir nicht mehr genug zu essen gehabt für alle. Das sind Opfer, die nicht klappen. Wir sind zuerst für das Schweizer Volk verantwortlich und zum Zweiten noch einmal für das Schweizer Volk und zum Dritten noch einmal für das Schweizer Volk. Und dann kann man andere aufnehmen.

Marianne Gromb *1920

In Basel gab es damals einige tausend Flüchtlinge. Wir kümmerten uns um sie. Mein Mann erteilte ihnen Unterricht in jüdischer Religion. Es gab leider viele Schweizer Juden, die sagten: «Es sind nun genug Flüchtlinge da. Wir haben Angst, es könnte noch mehr Antisemitismus geben. Wenn die Flüchtlinge auf die Strasse gehen, gehen sie immer in Gruppen, sie reden laut, sie sind anders angezogen als wir, sie benehmen sich auffällig, und wir haben Angst, dass man uns wegen ihnen belästigt.»

Sie verlangten deshalb, man solle die Grenzen zumachen. Wir Jugendlichen fanden das eine schreckliche Sache und sagten: «Das darf nicht sein!» Damals ging in Zürich gerade das jüdische Gemeindehaus an der Lavaterstrasse auf. Einmal fand eine grosse Versammlung statt. Es kamen über tausend Leute, Flüchtlinge und Schweizer Juden. Sie griffen sich gegenseitig an und schrien: «Was machen wir mit den Flüchtlingen?» Man musste sich irgendwie einigen. Wir hatten einen sehr guten zionistischen Führer hier, Veit Wyler, er sagte: «Wir werden die Sache in Ordnung bringen. Es darf kein Streit sein zwischen uns.» Er hat dafür gesorgt, dass wieder Ruhe herrschte und die Flüchtlinge so gut wie möglich behandelt und auch von der jüdischen Bevölkerung akzeptiert wurden. In Basel waren es die Brüder Bernstein, die dafür sorgten. Es gab aber auch Gemeindeführer wie den St. Galler Saly Mayer. Der benahm sich gar nicht fein. Wir hatten manchen Streit mit ihm. Mein Mann sagte einmal: «Ich schlage ihm alle Fenster ein.» Mayer ging in die Flüchtlingslager und sagte den Insassen, sie sollten nicht dauernd verlangen, dass man sie übers Wochenende rauslasse. Die Flüchtlinge wollten übers Wochenende zu den Schweizer Familien, und Mayer war dagegen.

Sigurd Schottlaender *1928 Ende 1942 sagte mein Vater: «Jetzt geht es auch in unserer Familie los.» Einige Verwandte waren noch in Deutschland, die konnten nicht mehr raus. Glücklicherweise hatte ein grosser Teil noch rechtzeitig auswandern können. Noch heute leben viele Verwandte in den USA, in Chile, in Argentinien, in Brasilien und auch in Israel, im damaligen Palästina. Aber diejenigen, die in Deutschland geblieben waren, wurden abgeholt und nach Theresienstadt geschafft. Später wurden sie in die Vernichtungslager Auschwitz oder Maidanek gebracht. Offiziell wusste man zwar nichts, aber einige erfuhren es dann doch. Nicht zuletzt berichteten auch die Engländer ab 1942 von den Vernichtungslagern – wir hörten immer wieder BBC London.

Ich habe einen Brief meines Cousins Heinz, den er damals meinem Vater schrieb. Heinz hatte ein Durchreisevisum für die Schweiz beantragt. Er wollte nicht hier bleiben, sondern nach Südamerika auswandern und hatte bereits das Visum für Bolivien. Doch sein Durchreisevisum wurde von der Schweiz abgelehnt, weil die Behörden die Weiterreise als ungesichert betrachteten. Die Einreisebestimmungen für die Schweiz waren sehr streng. Dem Chef der Fremdenpolizei, Dr. Rothmund, wurde Nazi-Freundlichkeit nachgesagt. Etwas muss daran schon wahr sein. Acht Tage später schrieb die Frau meines Cousins erneut und fragte, wie es um das Transitvisum stehe. Die Briefe wurden alle zen-

suriert, man konnte also keine Vertraulichkeiten mitteilen. Sie schrieb, dass Heinz verweist sei. Eine Woche später teilte sie uns mit: «Heinz ist leider immer noch verweist.» Das heisst: Er war abgeholt und in ein Vernichtungslager gebracht worden. Später erfuhren wir, dass er in Litauen erschossen worden war. Ein paar Wochen später holten sie auch die Frau mit ihrem kleinen Kind, das damals gerade ein Jahr alt war. Sie wurden ins Vernichtungslager Maidanek deportiert. Ich bekam das alles mit.

Mein Vater bemühte sich, seine Schwester in die Schweiz zu bringen. Er fuhr immer wieder nach Bern und erklärte der Fremdenpolizei, er werde hundertprozentig für sie aufkommen, und sie werde der Schweiz in keiner Weise zur Last fallen. Ihre Einreise wurde trotzdem abgelehnt. Meiner Tante blieb nichts anderes übrig, als Selbstmord zu begehen, sonst wäre auch sie in ein Vernichtungslager gebracht worden. Ich habe damals sehr viele Verwandte verloren. Ein anderer Cousin kam nach Auschwitz. Eine Cousine kam durch. Sie wurde in Berlin von einem Pfarrer versteckt.

Marthe Gosteli *1917 Die Grenzschiessung 1942 fanden wir schrecklich. Sehr erschüttert hat uns das Gerücht, man habe auf dem Judenfriedhof in Bern ein Geschwisterpaar aufgegriffen, das illegal über die Grenze gekommen sei, und anschliessend wieder an die Grenze gestellt. Ob das stimmt, weiss ich nicht. Auf jeden Fall löste die Geschichte bei uns zu Hause grosses Entsetzen aus. Es gab auch Leute, die sich gegen die Grenzschiessung wehrten, wie zum Beispiel Gertrud Kurz, die grosse Flüchtlingsmutter. Sie nahm enorm viele Flüchtlinge bei sich auf. Die eigenen Kindern hatten manchmal beinahe keinen Platz mehr, weil ihr Haus so voller Flüchtlinge war. Das erzählte mir ihr Sohn, ein Jugendfreund von mir. Gertrud Kurz ging damals zu Bundesrat von Steiger und sagte ihm, er dürfe die Grenze nicht schliessen. Die Intervention hatte vorübergehend Erfolg, Gertrud Kurz wurde angehört, und nachher wurden ein paar hundert Flüchtlinge aus Frankreich reingelassen. Man fand grossartig, was Gertrud Kurz machte, und sie wurde auch von vielen Leuten unterstützt.

Charles Inwyler *1919 Die Grenzschiessung 1942 nahm ich nur am Rande wahr. Die schweizerische Flüchtlingspolitik entrüstete mich damals nicht. Rückblickend habe ich den Eindruck, ich hätte unter einer Käseglocke gelebt. Wenn ich neugierig gewesen wäre, hätte ich sicher einiges herausfinden können, aber ich hatte keinen Grund dazu. Ich war mit meiner Arbeit und meinem Alltag vollauf beschäftigt.

Von den Vernichtungslagern hörte ich zum ersten Mal im Laufe des Jahres 1944, nach der Invasion der Alliierten. Ich glaube, damals stand das zum ersten Mal in der Tagespresse. Was wirklich vorging, davon hatte ich keine Ahnung. Wieweit das mein Fehler war, kann ich rückblickend nicht beurteilen. Aber ich habe schon den Eindruck, dass das Informationsangebot sehr dürftig war. In den letzten Kriegstagen kamen grosse Flüchtlingsströme in die Schweiz. Auch das verfolgte ich ohne grosse Anteilnahme und ohne grosses Problembewusstsein. Ich dachte: Damit war zu rechnen. Jetzt kommen sie halt. Offensichtlich bin ich der offiziellen Propaganda auf den Leim gegangen. Ich dachte damals ganz gutgläubig, die Schweiz erfülle wieder einmal ihre Rolle als Insel des Friedens.

Nach dem Krieg arbeitete ich als Dolmetscher in Dachau und bekam dort die Folgen der deutschen Vernichtungspolitik mit. Ich war entsetzt und fragte mich: Warum habe ich damals nicht mehr darüber gewusst oder versucht, mehr darüber zu erfahren? Ich kann mir das nur so erklären, dass ich mit meinem Alltag, meinem Beruf und mit mir selber beschäftigt war und es mich halt nie persönlich betraf, sodass ich Grund gehabt hätte, mich zu erkundigen. Man kann mir Denkfaulheit oder Bequemlichkeit vorwerfen. Aber eben: Hinterher ist man klüger.

Max Wickart *1920 Was den Juden angetan wurde und in welchem Ausmass, nahmen wir gar nicht zur Kenntnis. Wir waren fokussiert auf die Abwehr der Deutschen. Wobei die Deutschen die NSDAP waren, etwas anderes gab es nicht. Die Anständigen waren in den Arbeitslagern. Die Arbeiter, die bei den Sozialdemokraten waren, waren in den Arbeitslagern. Ich habe bereits 1938 das Buch die «Die Moorsoldaten» von Wolfgang Langhoff gelesen. Darin wurde berichtet, es gebe in Deutschland Arbeitslager, in denen brutale Verhältnisse herrschten. Dann hiess es, jetzt versorgten sie nicht nur die politischen Häftlinge, jetzt versorgten sie auch noch die Juden.

Die Juden würden ausgewiesen, hiess es, und das gehe folgendermassen: Die Deutschen enteigneten die Juden, alles würde ihnen genommen, sie dürften zwei, drei Hemden in den Koffer packen, und dann würde ihnen befohlen: Jetzt verschwindet! Das erschien uns furchtbar. Dann hiess es, diejenigen, die Geld hätten, gingen nach Amerika, nach Italien, Frankreich, und ein grosser Teil wolle in die Schweiz kommen. Kollegen erzählten uns, Einzelne versuchten, am Bodensee und im Rheintal über die Grenze zu kommen.

1942 entschied der Bundesrat, die Grenze zu schliessen und keine jüdischen Flüchtlinge mehr hereinzulassen. Davon hörte man. Begründet wurde das

mit dem Argument: «Das Boot ist voll». Ich erinnere mich, dass 1942/43 von der Ernährung her die härteste Zeit war. Es hiess, die Vorräte seien praktisch aufgebraucht, wir hätten nur noch, was wir selber anbauten, und trotz des sehr guten und intensiven Wahlen-Plans hätten wir nur für 280 Tage im Jahr Brot für die Schweizer Bevölkerung, selbst bei harter Rationierung. Man sagte sich: Jetzt sind wir an der obersten Limite! Es reicht ganz einfach nicht für weitere Tausende, die noch kommen, es reicht einfach nicht mehr.

Wir waren überzeugt, dass diejenigen, die zurückgewiesen wurden, in Arbeitslager kamen. Von den Vernichtungslagern wusste man noch nichts. Einmal war auf einem Bild ein Tor zu sehen, darüber stand geschrieben: «Arbeit macht frei». Das war das Tor zum Konzentrationslager Auschwitz. Wir sagten: Das sind die Arbeitslager, wo sie chrampfen müssen. Das wird den Juden hart erscheinen, die sonst immer nur auf dem Bürostuhl sitzen.

Wenn einzelne Informationen in der Zeitung auftauchten, dass die Juden umgebracht wurden, kam sofort das Dementi der Deutschen, das sei jüdische Hetzpropaganda. Wir sagten jeweils: «Ganz aus der Luft gegriffen wird es wohl nicht sein.» Aber wenn man von hunderttausenden hörte, die umgebracht wurden, schien das fast nicht möglich. Man konnte sich das gar nicht vorstellen. Wir glaubten, es sei übertrieben.

Über die Vernichtungslager wurden ich und meine Dienstkameraden eigentlich erst in voller Härte orientiert, als die Amerikaner und die Engländer nach Deutschland vorstiessen und die Konzentrationslager fanden. Da hiess es plötzlich am Radio, man habe tausende und hunderttausende Juden vergast. Erst Ende 44, Anfang 45 wussten wir, dass es nicht Arbeitslager waren, sondern Vernichtungslager. Diese Einsicht kam überfallartig am Ende des Krieges, als die Schreckensmeldungen von den Konzentrationslagern kamen, wo Millionen umgebracht worden waren, bloss weil sie Juden waren.

Marthe Gosteli *1917 Dass Hitler die Juden eliminieren wollte, wusste man ja schon seit der «Kristallnacht». Aber auf welche Art und Weise das gemacht wurde, erfuhren wir erst nach und nach. Es gab viele Leute, die warnten und vermutlich etwas wussten. In anderen Kreisen wollte man es möglicherweise nicht wahrhaben. Meine Schwester wurde mit der Judenvernichtung konfrontiert, als sie auf der amerikanischen Botschaft in Bern arbeitete, im «Office of War Information».

Vorher hatte sie beim Militärdepartement gearbeitet. Sie hatte die Stelle bei den Amerikanern bekommen, weil sie gut Englisch konnte. Die Amerikaner

konnten nämlich wegen der geschlossenen Grenze keine Amerikaner mehr hereinbringen. Sie wurde natürlich ganz, ganz gründlich durchleuchtet und musste schwören, keine Indiskretionen auszuplaudern. Es hiess, man dürfe überhaupt nichts erzählen, was im Büro passierte. Und das war auch richtig so.

Aber eines Tages, so ungefähr in der Mitte des Krieges, wurde meine Schwester depressiv und krank. Sie musste zum Arzt und konnte nicht mehr arbeiten gehen, und schliesslich stellte sich heraus, dass sie bei der Arbeit mit Fotos aus Konzentrationslagern konfrontiert worden war. Und sie hatte nichts davon erzählen dürfen! Das verkraftete sie nicht.

Max Bosshard *1920 1943 schrieb die «Nation» etwas über die Judenvernichtung. Ich kann mich noch gut erinnern: In meinem Grenadierzug waren wir sehr viele Sozialdemokraten. Als wir das lasen, begann die Diskussion: Stimmt es, oder stimmt es nicht? Wir kamen zur Überzeugung, es stimme wahrscheinlich. Durch die Kanäle der Sozialdemokraten in Wipkingen, wo ich wohnte, hatte man solche Sachen auch gehört. Und von den Emigranten. Aber erst 1943 konnte man sagen: So ist es. Wenn ich mich richtig erinnere, waren es Schweizer Ärzte, die beim Russlandfeldzug der Deutschen dabei waren und in Lazaretten gearbeitet hatten, die die ersten Gerüchte brachten. 1943 musste man einsehen, dass es eine Tatsache war, dass die Nazis die Juden umbrachten, nur weil sie Juden waren. Wie es wirklich war in Deutschland, Nazi-Deutschland, die ganze Grausamkeit dieser Gesellen, wurde mir erst bewusst, als die Russen und die Amerikaner die ersten Konzentrationslager öffneten und wir die armen, ausgehungerten Menschen wirklich sahen.

Es macht mich heute noch wahnsinnig, dass so etwas überhaupt passieren konnte.

Marianne Gromb *1920 Ich las damals regelmässig die «National-Zeitung». Da wusste ich genau, was los war. Die Leute, die behaupten, man habe nicht gewusst, was in Deutschland lief, lügen alle. Wer wollte, hat es gewusst. Man wusste sehr viel über die Judenverfolgung, über die Nazis, über die Konzentrationslager. Es stand in der «National-Zeitung» und in der «Neuen Zürcher Zeitung».

Ernst Benninger *1924 Über die Situation der Juden haben wir im Juli, August 1942 die ersten Nachrichten gehört, auf BBC. Da hörten wir, dass die Juden nicht nur einfach drangsaliert, sondern deportiert werden, in den Osten. Wir

hörten, dass sie an die Schweizer Grenze kommen. Wir lasen aber sehr wenig darüber, denn die Zensur hat das – wie ich im Nachhinein sagen kann – im Grossen und Ganzen unterschlagen. Ich glaube nicht, dass die grosse Masse der Schweizer Bevölkerung und der Armee wusste, was an der Grenze wirklich geschah. Immerhin, wer es wissen wollte und der Sache nachging, konnte es spüren. Aber wir standen immer noch im Krieg und unter dem Druck der nazistischen Bedrohung. Das Judenproblem, wie ich zu meiner Beschämung sagen muss, haben wir sicher zu wenig realisiert und uns nicht gross gewehrt. Das taten nur Einzelne wie Pfarrer Vogt oder Grüninger.

Verhungern musste in der Schweiz überhaupt niemand. Als im Juni 1940 40'000 Franzosen, Polen und Spahi – das sind nordafrikanische Kavalleristen – in die Schweiz kamen, sagte niemand: «Wir müssen jetzt verhungern.» Als aber die Juden kamen, brauchte Bundesrat von Steiger das Wort «Verjudung», ich habe es damals gelesen. Von Steiger sagte an einem Vortrag in Oerlikon: «Das Boot ist voll», ich war selber dabei. Das war nun wirklich gelogen. Von Steiger brachte das in Verbindung mit: Jetzt müssen wir dann verhungern. Ich fand es schändlich, dass einer so reden konnte. Ich wusste, dass von Steiger zusammen mit Frölicher, dem Schweizer Botschafter in Berlin, massiv gegen die Juden hetzte. Da ging es nicht ums Verhungern, sondern das war die antisemitische Haltung von Steigers.

Max Siegrist *1918 Im August 1942 verkündete Bundesrat von Steiger an einer Veranstaltung: «Das Boot ist voll», die Schweiz könne jetzt niemanden mehr aufnehmen. Darauf erhielten unsere Soldaten den Auftrag, alle jüdischen Männer, die älter als sechzehn Jahre waren, an der Grenze zurückzuweisen.

Ich arbeitete seit 1942 als Kondukteur bei den SBB. Zu dieser Zeit wurden im Bahnhof Bern einmal drei Wagen an meinen Schnellzug angehängt, die waren komplett voll Frauen und Kinder, alles Juden, die in die Schweiz hatten fliehen können. Auf dem Perron war durchgesickert, es komme wieder eine Gruppe Juden. Die Stimmung gegenüber den Fremden war nicht besser als heute, im Gegenteil. Die Leute murrten: «Schau dir mal diese hässlichen Weiber an! Sogar das Maul haben sie sich angemalt.» Diese Frauen wollten sich ein bisschen Halt geben, nachdem sie schon alles verloren hatten. Deshalb hatten sie sich die Lippen geschminkt. Das ist durchaus begreiflich.

Während der Fahrt kam dann ein sechzehnjähriger Jüngling zu mir, ein Jude aus Deutschland. Er erzählte mir, sie seien eine Woche zuvor noch neun Personen in der Familie gewesen. Jetzt, nach dem Grenzübertritt, sei er mit

zwei alten Tanten allein. Die anderen sechs Mitglieder der Familie waren Männer, die älter als sechzehn waren; sie wurden an der Schweizer Grenze zurückgeschickt – in den sicheren Tod. Diese Geschichte hat mich nie losgelassen.

Viele Leute haben nach dem Krieg behauptet, man habe in der Schweiz nichts von Konzentrationslagern gewusst. Wer so etwas behauptet, ist entweder blitzdumm oder hat sich von den Nazis einseifen liessen. In Tat und Wahrheit haben wir 1942 ganz genau gewusst, dass die Menschen in den Konzentrationslagern umgebracht werden. Damals hat sich die Schweiz in eine tiefe Schuld hineinmanövriert. Das schleckt keine Geiss weg. Ich könnte Bundesrat von Steiger heute noch ohrfeigen, denn er war schuld daran.

Max Wickart *1920 In der letzten Woche des Krieges waren wir in Rorschach stationiert. Ich war damals Unteroffizier. Da hiess es an einem Sonntagabend: «Sofort auf die Lastwagen, ihr kommt nach Diepoldsau.» Uns wurde befohlen: «Ihr überwacht diesen Abschnitt.» Wir gingen aufs Feld hinaus, setzten uns hin und blieben einfach ruhig. In der Nähe standen kleine Heuschöber. Plötzlich sagte ein Kamerad: «Du, wenn ich mich nicht täusche, habe ich im Heuschopf dort drüben einen Lichtschimmer gesehen.» Der Schopf hatte unten und oben je eine Türe und eine Leiter. Im Schein der Taschenlampe sahen wir frischen Dreck auf der Leiter. Wir waren zu viert. Ich hatte einen Trommelrevolver, die anderen drei Maschinenpistolen. Ich sagte: «Ich gehe rauf und mache die Türe auf.» Ich stieg rauf und rief: «Rauskommen!» Dann hörte ich Getuschel und rief noch einmal: «Rauskommen, hier ist die Schweizer Armee!» Drei Frauen und ein Mann kamen hervor. Man hatte uns instruiert: «Wenn die Flüchtlinge keine Nummer auf dem Arm tragen, müsst ihr bei den Männern in der Achselhöhle nachschauen.» Denn die SS waren unter dem Arm tätowiert. Der Mann sprach gebrochen Deutsch. Ich befahl ihm: «Ausziehen!» Er hatte Todesangst. Dann sagte ich: «Heben Sie die Arme!» Ich sah, dass er keine Tätowierung hatte, und sagte: «Sie können sich wieder anziehen.» Da sagte er zu mir: «Sie suchen SS?» Ich sagte «Jawohl, aber Sie sind kein SS. Sie kommen jetzt zusammen mit den Frauen mit.» Die eine war seine Ehefrau, die zwei anderen seine Töchter. Anfänglich waren sie misstrauisch und tuschelten. Es hätte Polnisch sein können oder Tschechisch, auf jeden Fall konnte ich es nicht einordnen. Wie die anderen hatte ich meine Taschenlampe mit einer Lederschlaufe an einem Knopf meiner Uniform befestigt, sodass der Lichtstrahl auf den Boden fiel. Plötzlich hielt mich eine Frau am Knopf, sagte etwas zu den anderen und zeigte auf den Knopf. Sie sahen, dass wir das Schweizerkreuz auf den Knöpfen hatten. Da

wussten sie, dass sie in der Schweiz waren. Es war ein eindrückliches Erlebnis, als sie realisierten, dass sie gerettet waren, nach all dem, was sie erlebt hatten.

Wir brachten sie zum Lager. Fortwährend kamen Kameraden, die Flüchtlinge brachten. Gegen Morgen war das Lager voll, und die Flüchtlinge wurden in der Schweiz verteilt. Das war der einzige Kontakt, den ich mit Flüchtlingen hatte. Es war für mich der positivste Moment meines Aktivdienstes und hat mich sehr berührt. Da habe ich zum ersten Mal überlegt: Das könnte meine Mutter sein oder eine Schwester, die das mitgemacht hat. Wir hatten wirklich das Gefühl, wir hätten, wenn auch erst in den letzten Tagen des Kriegs, doch noch etwas geleistet. Endlich konnten wir konkret mal etwas tun! Das war schön zum Abschluss des Aktivdienstes.

Ulrich Götz *1914 Das eigentliche Chaos brach erst bei Kriegsende aus, als die erste französische Armee dem Bodensee entlang vorstieß, das Rheintal rauf. Da musste man damit rechnen, dass mit dem Vorstoss der Franzosen auch Flüchtlinge kommen würden, denn diese schoben die Truppen vor sich her. Der Bundesrat hatte beschlossen, die Grenze zu schliessen. Das war im April 1945. Die Ausnahme waren zwei Zollübergänge, wo die Einreise noch gestattet war: St. Margrethen und Schaanwald in Liechtenstein.

Ich wurde als Kommandant für den Grenzübergang St. Margrethen eingesetzt. Alles, was an den anderen Grenzübergängen auflief, wurde abgeschoben. Als ich ankam, musste ich mit meinem vis-à-vis, SS-Major Eggen, Kontakt aufnehmen. Jeden Morgen hatten wir eine Besprechung. Das war alles andere als gemütlich. Im Gang drei oder vier SS mit umgehängter Maschinenpistole. Ich nahm die Pistole nie mit. Mit Eggen konnte ich genau absprechen, wie viele Flüchtlinge von uns aufgenommen werden konnten, und er organisierte das. Eggen hatte direkte Verbindung ins Führer-Hauptquartier und konnte mit Himmler telefonieren. Einmal war ich dabei, als er Himmler anrief.

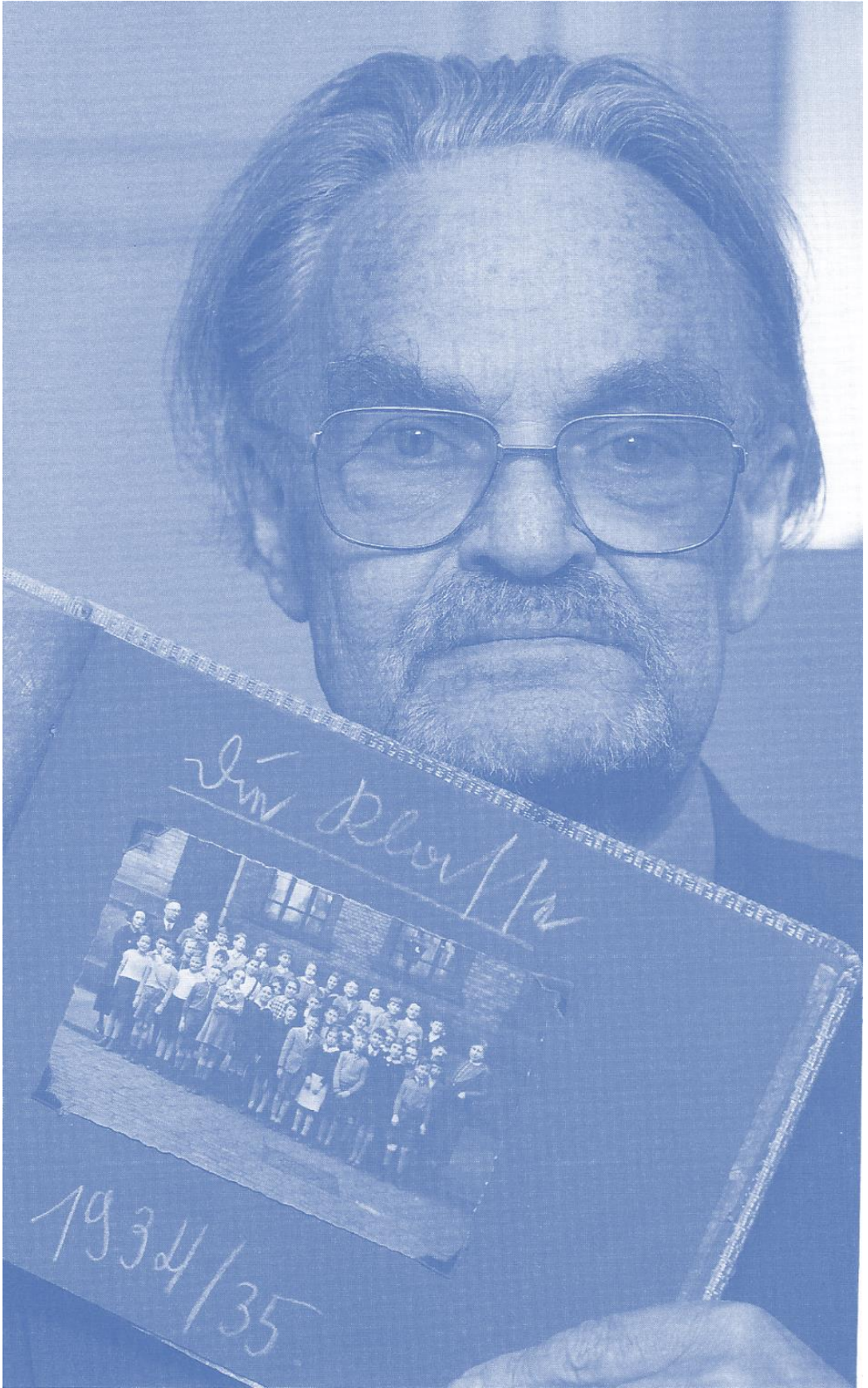
Am ersten Tag, das war der 23. April, fertigten wir bereits etwa 280 Flüchtlinge ab. Am 28. waren es über 2'500. Ich stand sechzehn Stunden ununterbrochen an der Front und kontrollierte. Was da alles kam, war unbeschreiblich: sechzehn-, siebzehnjährige Mütter mit einem Kinderwagen, einem Kind drin und allem, was sie noch hatten zusammenpacken können, obendrauf. Furchtbare Sachen. Wir mussten entscheiden, wer einreisen durfte. Es gab verschiedene Kategorien: Russen, Ukrainer, Polen durften nicht einreisen. Dann gab es im Vorarlbergischen viele Zwangsarbeiter, die wollten alle rein. Franzosen durfte man ohne Weiteres reinlassen, ebenso Belgier und Holländer. Dann kam

wieder ein Transport mit Kindern, fünfzig bis sechzig Kinder im Alter von acht bis fünfzehn Jahren – vorne an einer Schnur trugen sie eine Etikette mit dem Namen drauf. Wo Vater, Mutter waren, wusste niemand. Aber man wusste, es waren Franzosen, die durfte man reinlassen.

Einmal kam ein Franzose, etwa 23-jährig, mit einer schwangeren Ukrainerin. Er durfte rein, sie musste zurück. Ich sagte ihm: «Hören Sie, Ihr Schatz darf nicht einreisen. Seien Sie so gut und gehen Sie zurück. Versuchen Sie, mit den Franzosen etwas zu arrangieren. Vielleicht gibt es einen Pfarrer. Der soll Sie trauen. Bringen Sie eine Bestätigung, dann kann sie mit.» Er überlegte einen Moment lang. Was geschah? Er ging weiter und liess sie zurück. Ein junges Mädchen, achtzehn oder neunzehn Jahre alt. Ich war bereit und dachte: Wenn du von der Brücke springen willst, halte ich dich. Nach etwa zwanzig Minuten ging sie mit hängendem Kopf zurück.

Am meisten haben mich die Transporte aus den Konzentrationslagern erschüttert. Das war katastrophal. Ich wusste ja nicht, dass es Konzentrationslager gab. Aber ich habe mich gefragt, ob unsere Bundesräte, das Parlament, ab 1942 wussten, dass es Konzentrationslager gab. Der erste Transport brachte etwa vierzig Frauen auf einem offenen Lastwagen. Zwei waren tot, unterwegs gestorben. Die anderen waren Skelette. Nur Haut und Knochen. Sie hatten Mühe, Tee zu trinken oder Zwieback zu essen und zu behalten. Diejenigen, die noch konnten, sangen «Vive la Suisse!». Man musste sie vom Lastwagen heben, um sie in die Lager zu bringen und zu pflegen. Manche starben noch nach ihrer Ankunft.

In diesen Tagen haben wir mehr als 22'000 Flüchtlinge aufgenommen. Pro Tag haben wir 600 Leute entlaust. Insgesamt wurden in St. Margrethen 16'000 Menschen entlaust. Als alles vorbei war, hat man Gott gedankt.



«Die Nazis urinierten in die Konfitüre»

Kurt Bigler, geboren 1925 in Mannheim, nach Frankreich deportiert, Flüchtling, Student, später Gymnasiallehrer in Ins

Ich wurde 1925 in Mannheim in eine jüdisch-orthodoxe Kaufmannsfamilie geboren. Mein Vater führte zwei Stoffläden. 1932 kam ich in die Schule – kurz vor Hitlers Machtergreifung. Nach der Primarschule war ich für zwei Monate auf dem Gymnasium, bis ich 1936 von der Schule gewiesen wurde. Nach meinem Ausschluss be-

suchte ich eine jüdische Schule in Mannheim. Dann kam die «Kristallnacht». Wir brachten uns in Sicherheit, als die SA-Truppe kam. In dieser Nacht konnten wir nicht mehr zurück, weil nichts mehr da war und man riskierte, dass die Wohnung ausbrannte; sie wurde vollständig zerstört, die Möbel waren nur noch Kleinholz, und es gab keinen Teller mehr, der noch ganz war. Ich erinnere mich an eine Sache: Sie urinierten in die Konfitüre. Das war wirklich grauenhaft! Eine solche Schande, man schämte sich, Deutscher zu sein. Ich war noch Deutscher. Am nächsten Tag kam ein Nazi vorbei, den wir kannten. Er sagte: «Sie können Gott danken, dass es nicht die Kommunisten waren, die Ihre Wohnung zerstört haben.»

Am gleichen Tag wurde mein Vater verhaftet, das war am 10. November 1938. Er wurde von Mannheim nach Karlsruhe gebracht. Aber weil er im Ersten Weltkrieg verwundet worden war, liessen sie ihn wieder laufen, und wir kehrten in die Wohnung zurück. Es ist erstaunlich: Nach zwei, drei Wochen wohnten wir wieder dort, in den Trümmern, dem Schmutz, dem Gestank. Man zwang uns, alles reparieren zu lassen, was unsinnig war, denn mein Vater konnte nicht mehr arbeiten, er verdiente nichts mehr. Uns gings dreckig.

Die «Kristallnacht» war ein Schock, das Ganze hatte aber auch etwas Abenteuerliches. Was die Zerstörung der Wohnung betrifft: Die Nazis waren für uns Fieslinge, Schweine. Aber das Leben ging weiter. Drei Wochen später hatte ich

Kurt Bigler mit einem Klassenfoto vom jüdischen Religionsunterricht in Mannheim, Schuljahr 1934/35.

meine Bar-Mizwa – die Einführung in die jüdische Glaubensgemeinschaft – im jüdischen Spital in Mannheim. Wir feierten, wie man in den bürgerlichen Familien zu feiern pflegte.

Wir dachten noch nicht daran, Deutschland zu verlassen. Mein Vater war wie viele deutsche Juden nicht gerade Nationalist, aber er fühlte sich sehr als Deutscher. Er war stolz auf Goethe und – was komisch ist – auf Wagner. Vater sagte: «Ich verreise mit dem letzten Zug.» Er wollte noch nicht gehen. Später versuchte er, Visa für Amerika zu bekommen. Man setzte uns auf eine Warteliste, wir erhielten die Nummer 28 000. Es war natürlich zu spät. Wir blieben bis 1940 in Deutschland. Ich war vierzehn Jahre alt, und die Nazis zwangen mich, auf einem Friedhof zu arbeiten. Ich begriff die schrecklichen Umstände, in denen wir lebten, nicht ganz, ich war noch sehr kindlich. Erst als ich etwa siebzehn war, begann ich aufzuwachen. Vorher konnte ich nicht ganz nachempfinden, wie schrecklich das Ganze für meine Eltern war.

Am 22. Oktober 1940 war ich beim Zahnarzt. Plötzlich kam mein Vater und sagte: «Du musst sofort kommen, wir müssen verreisen!» Ich verstand nicht, was das bedeutete. Vater erzählte, am Morgen sei die Gestapo gekommen, und wir müssten innerhalb von zwei Stunden weg sein. Das war also die grosse Deportation. Meine Mutter war bereits am Kofferpacken. Sie war verzweifelt. Was sie alles einpackte: statt Pullover Leintücher. Sie verlor die Fassung und wusste nicht mehr, was sie tat. Schliesslich hatten wir vier oder fünf Koffer, aber wir durften nicht mehr mitnehmen, als wir tragen konnten. Was wir zu viel eingepackt hatten, blieb auf der Strasse stehen. Die Hitlerjugend hatte an diesem Tag frei, sie folgten uns, piffen, grölten, spuckten uns an. Ich weiss nicht mehr, wohin sie uns führten. Am nächste Tag wurden wir in französische Züge verladen, und man sagte uns, wir würden wahrscheinlich nach Madagaskar gebracht.

Das glaubten wir, wir glaubten alles. Mein Vater und meine Mutter waren sehr naiv. Ich wusste wahrscheinlich nicht einmal, was das war, Madagaskar. Wir sahen, dass es Richtung Frankreich ging. Nachdem wir die Demarkationslinie zwischen dem von den Deutschen besetzten Teil Frankreichs und Vichy-Frankreich überquert hatten, sagten sie uns: «Ihr kommt nach Marseille und dort auf ein Schiff!» Wir waren drei oder vier Tage unterwegs, dann kamen wir im später berühmten Lager von Gurs an, einem Konzentrationslager in Südfrankreich, von dem wir vorher nichts gewusst hatten. Gurs, das war Schlamm. Wir ertranken im Schmutz, im Dreck. Es regnete in Strömen. Wir hatten drei

Koffer mit auf die Reise genommen, aber als wir im Lager ankamen, hatten wir nichts mehr. Die Deutschen hatten immer gesagt: «Die Juden werden gehen, wie sie gekommen sind, um uns zu bestehlen: mit einem Rucksack.» Und das stimmte! Wir besaßen fast nichts mehr. Ich erinnere mich, dass ich in Gurs nicht einmal einen Pullover hatte.

Ich erinnere mich an vier Dinge in Gurs: den Hunger. Wir krepieren fast vor Hunger. Das war absolut furchtbar: der Kampf um ein Stück Brot. Das war schrecklich, schrecklich. Das Zweite, den Schlamm, habe ich bereits erwähnt. Das Dritte war das Ungeziefer, das uns schikanierte, und das Vierte der Stacheldraht. Wir waren wie Verbrecher hinter Stacheldraht eingesperrt. Mein Vater und meine Mutter waren nur 250 Meter voneinander entfernt, aber sie haben sich während fünf oder sechs Monaten nie gesehen.

Ich hatte grosses Glück, denn ich durfte die Briefe überbringen, die sich die Familien in Gurs gegenseitig schrieben. Sie waren in verschiedenen Baracken und konnten nicht aus den so genannten *ilôts*, dem Bereich rund um ihre Baracken, raus. Wenn ich die Briefe brachte, konnte ich meine Mutter jeden Tag sehen.

Sie war immer eine Dame gewesen. Vor meinem inneren Auge sehe ich immer noch diese Dame, die dann plötzlich keine mehr war: Sie lag die ganze Zeit im Schmutz, sie pflegte sich nicht mehr. Wahrscheinlich war sie in diesem Moment mental tot. Ich habe sie sehr geliebt, ich hing sehr an ihr. Ich begann den Schrecken zu verstehen und empfand den Schmerz, zuzusehen, wie eine Dame zu einem menschlichen Lumpen wird.

In Gurs schikanierten uns die Wanzen. In Rivesaltes, dem zweiten Lager, das sauberer und heller war, waren es die Läuse. In Rivesaltes musste ich im Wald arbeiten. Das war das einzige Mal, dass ich geschlagen wurde. Wir wurden von Ukrainern bewacht, wahrscheinlich Nazis, ukrainische Nazis. Weder die Deutschen noch die Franzosen fassten uns je an, aber die Ukrainer schlugen uns mit Reitpeitschen. Ich blieb nicht lange im Wald, ich wurde von der Arbeit befreit, weil ich sehr schwach war.

Mein Vater erhielt die Erlaubnis, ins Spital nach Perpignan zu fahren, um sich einen Verband machen zu lassen. Er durfte seine Frau und sein Kind mitnehmen. Am Abend kehrten wir ins Lager zurück. Vater war ein sehr aufrichtiger Mensch, er wollte korrekt sein! Die Nazis waren auch immer «korrekt». Vater war also sehr korrekt und kehrte am Abend mit seiner Frau und seinem Buben zurück.

Vier oder fünf Tage später kam eine deutsche Kommission, SS und Gestapo-Leute. Sie suchten Arbeiter für die Organisation Todt. Mein Vater, der bereits sechzig war, kam nicht in Frage. Ich war fünfzehn und wurde ausgewählt. Sie sagten mir, ich solle meine Sachen packen. Da gab mir meine Mutter Rizinusöl. Ich musste erbrechen und bekam Fieber, da sind sie ohne mich abgefahren. Das war das erste Wunder, das ich erlebt habe – ich habe zwei oder drei erlebt.

Die Folge dieser Geschichte war ein Gelbfieber, von Juli bis September war ich in der Krankenbaracke. Ich spüre die Auswirkungen der Gelbsucht noch heute. Im Lager erzählte meine Mutter einem Besucher von ihrem intelligenten Sohn, der unbedingt studieren müsse. Der Herr hiess Lederer und war Anwalt, er hatte Dutzende von Kindern gerettet, vielleicht hunderte. Er ging in die Lager und suchte einen Ort, wo er die Kinder verstecken konnte. Zu meiner Mutter sagte er: «Ich werde mich darum kümmern.»

1941 wurde ich mit seiner Hilfe vom Lager in ein Haus der OSE («L'Œuvre de Secours aux Enfants») verlegt. Das war in Mainsat, im Departement Creuse. Das Kinderheim war in einem Schloss untergebracht. Wahrscheinlich hatte es die Baronin von Rothschild ins Leben gerufen.

Im Sommer 1942 wurde das Haus geschlossen und wir über ganz Frankreich verteilt. Ich kam nach St-Pierre de Fursac. Eines Tages erhielt ich dort einen Brief von meinen Eltern, in dem sie mir mitteilten, dass sie Rivesaltes verlassen mussten. Später erfuhr ich, dass man sie nach Auschwitz verschleppt hatte.

Am 25. August, gegen fünf Uhr morgens kamen französische Milizionäre in unser Heim in St-Pierre de Fursac. Sie nahmen alle Kinder mit, die fünfzehn Jahre und älter waren. Auch ich wurde aufgerufen, meldete mich aber nicht. Das hat mir das Leben gerettet, denn alle anderen wurden deportiert und sind tot. Das war das zweite Wunder meines Lebens.

Diese kleinen Wunder! Der Direktor des Heimes liess mich laufen und sagte: «Du gehst nach Limoges zum Arzt Périgord, der wird dir sagen, was du zu tun hast.» Ich ging also zum Doktor Périgord an der Avenue Maréchal-Pétain. Der Arzt war ein Sohn der Herzoge von Périgord, ein Aristokrat. Ich blieb eine Woche, dann wurde ich nach Annemasse an die Schweizer Grenze gebracht – wahrscheinlich kümmerte sich die Résistance darum, ich weiss es nicht. In Annemasse wurde ich untergebracht, bis ich die Schweizer Grenze überqueren konnte.

Wie ich über die Grenze in die Schweiz kam? Sie klemmten mir ein Buch von Walter Scott unter den Arm, um einen Spaziergang vorzutäuschen. Mit

dem Buch ging ich Richtung Grenze. Im Stacheldraht hatte es ein Loch, ich bin durchgeschlüpft. Nach ein paar Minuten traf ich eine Frau. «Du kommst aus Frankreich?» Ich sagte: «Ja.» Sie schickte mich zu einem Pfarrer, dieser sagte: «Hör zu, du gehst nicht zur Polizei, denn sie würden dich zurückschicken und den französischen Milizionären ausliefern.» So ging ich nach Basel zu Verwandten, die zur Crème de la Crème der Stadt gehörten. Mein Onkel ging am nächsten Tag mit mir auf den Polizeiposten. Ich konnte in der Schweiz bleiben. Dieser Onkel war ein wichtiger und sehr bekannter Mann. Wenn ich jemandem dankbar bin, dann ihm, er rettete mein Leben, denn zu diesem Zeitpunkt wurden alle Flüchtlinge zurückgewiesen. Das war ein weiteres Wunder.

Mein Onkel fand, es gebe zu viele arbeitslose Intellektuelle, ich müsse deshalb nicht zur Schule. Er brachte mich bei einem Bauern unter. Damals wog ich 34 Kilo und war ein kleines Nichts, deshalb war ich als Arbeiter nicht besonders willkommen. Ich litt sehr und wollte nicht bleiben. Der Bauer war sehr strikt und gläubig. Ich musste viel beten. Ich hatte gehört, dass es Arbeitslager für Jugendliche gab, und verlangte, interniert zu werden. So kam ich ins Jugendarbeitslager nach Davesco im Tessin.

Nach allem, was ich erlebt hatte, war Davesco für mich wie ein Paradies. Ich hatte Kameraden, Kollegen. Ich hatte das Gefühl, zu Hause zu sein. Ich hatte in Davesco eine relativ gute Zeit. Wir hatten interessante Diskussionen, spielten Theater, machten Musik. Ich lernte viel, begann zu lesen und zu schreiben.

Im Lager hatte es eine Gruppe junger Kommunisten und Sozialisten, die uns unterrichteten und beeinflussten. Ich lernte täglich etwas Neues. Wir hatten eine enorme Kameradschaft! Es war nicht nur unser Schicksal, das uns zusammenschweisste, sondern auch der Wunsch, eine bessere Welt zu schaffen, denn wir hatten eine andere kennen gelernt.

Der Lagerleiter war kein schlechter Mensch, ich würde sogar sagen, er meinte es gut. Er machte jeweils Appell, und wir mussten uns in Reih und Glied aufstellen. Aber wir nahmen das nicht besonders ernst. Wir akzeptierten ihn, wie er war. Es gab mit ihm keine Konflikte; nicht, weil wir friedlich waren, sondern weil er uns machen liess. Wir wurden nicht schikaniert, man hat uns gut behandelt.

Es gab aber auch noch die Arbeit. Ich mit meinen 34 Kilos wurde für den Strassenbau eingeteilt. Das machte mir zu schaffen. Ich konnte nicht richtig arbeiten. Das war das einzige Mal in den zwei Jahren, die ich dort verbrachte, dass ich antisemitische Äusserungen hörte. Ein Herr W, Ingenieur und Leiter der

Strassenbauarbeiten, sagte von Zeit zu Zeit: «Es macht mir Spass, euch zum Arbeiten zu bringen, ihr kleinen Juden. Das tut euch gut.» Er äusserte sich manchmal abfällig, aber er war der Einzige. Wir arbeiteten acht bis zehn Stunden pro Tag. Am späten Nachmittag hatten wir noch Unterricht. Die offizielle Sprache war Französisch.

Später arbeitete ich im Garten und dann im Haus. Dort hatte ich nichts oder nur sehr wenig zu tun. Ich begann, eine Wandzeitung herauszugeben. Alle Schweizer Zeitungen waren weniger aggressiv als meine! Ich war kein aggressiver Junge, aber damals war ich in der Pubertät, und die lebte ich in meiner Zeitung aus.

Wir hatten viele Freiheiten: Am Samstag konnten wir das Lager zwischen ein und zwei Uhr verlassen und mussten um zehn Uhr abends wieder zurück sein. Wir respektierten die Regeln und waren sehr diszipliniert. Wir bekamen ein kleines Taschengeld. Damit gingen wir jeweils für neunzig Rappen ein Spiegelei mit Röstli essen und dann für dreissig Rappen ins Kino.

Als gute Sozialisten feierten wir Jungen weder die christlichen noch die jüdischen Feste. Neujahr vielleicht. Wir feierten den 1. August und vor allem den 14. Juli, den französischen Nationalfeiertag. Es gab eine Gruppe, die eine Art Kibbuz machte. Ich fragte mich: Weshalb soll ich mich ihnen nicht anschliessen? Sie hatten Gütergemeinschaft. Mein bester Freund war der Chef der Kibbuz-Gruppe.

Damals war ich Internationalist. Als Internationalist wollte ich plötzlich keinen jüdischen Staat mehr in Israel, ich wollte keinen neuen Nationalismus mehr. Die Schweiz ist nationalistisch, die Franzosen sind Nationalisten, aber ich wollte eine nicht nationalistische Welt. Israel war nicht die Lösung, sondern nach Deutschland oder nach Österreich zu gehen, diese Länder wieder aufzubauen, die internationalisiert sein würden, davon träumte ich.

Zwei oder drei aus dem Lager in Davesco verschwanden und schlossen sich der Resistance in Frankreich an. Wenn einer zu mir gesagt hätte: «Ich gehe, du kommst mit mir!», wäre ich vielleicht mitgegangen. Wir feierten alle Siege der Alliierten, und einige von uns hatten Kontakt mit den Führern der Resistance. Aber Frankreich war nicht mein Land. Ich war nach Frankreich deportiert worden, war in Frankreich interniert gewesen, ich war nicht Franzose. Und ich war nicht Schweizer und nicht mehr Deutscher.

Ich blieb bis Weihnachten 1944 in Davesco. Den ganzen Oktober und November hatte ich gesundheitliche Probleme, hatte Schmerzen, mir war übel und

schwindlig. Es ging mir nicht sehr gut. Gertrud Kurz, die «Flüchtlingsmutter», lud mich zu sich ein. Sie war unser aller Grossmutter oder Mutter. Sie setzte sich mit ihrer energischen Sanftheit für die Flüchtlinge ein. Sie war eine Frau zum Umarmen. Sie war grossartig. Ich lernte sie im Lager kennen, und sie sagte zu mir: «Du – sie hat uns geduzt – musst aus dem Lager raus.» Sie liess mich nach Bern zu einer Familie Balmer bringen. Dort ging es mir gesundheitlich so schlecht, dass sie mich zu einem Arzt schicken wollten. «Wenn ich im Spital bleiben muss, will ich nach Zürich, wo ich Verwandte habe», sagte ich. So kam ich nach Zürich. Sie behielten mich im Spital, da man nicht wusste, was ich hatte. Schliesslich haben sie mir den Blinddarm operiert. Als ich wieder genesen war, kehrte ich nach Davesco zurück. Dort hatte man begonnen, das Lager zu leeren. Mich schickten sie nach Birmensdorf.

Bis dato hatte ich nur ein Zertifikat «d'études primaires» aus Frankreich, das war nicht gerade grossartig. Ich sagte zu meinem Basler Onkel: «Ich will zur Schule gehen!» Der Onkel hatte zahlreiche Doktor- Honoris-Causa-Titel. Das gibts! Und er sagte: «Ich will kein intellektuelles Proletariat!» Ich wollte Intellektueller werden, aber nicht Proletarier.

Ich fand dann bei der Zentralleitung der Flüchtlingslager in Zürich Unterstützung. Mein dortiger Betreuer sagte: «Ich werde schauen, ob du einen Handelskurs machen kannst.» So begann ich meine Studien. Ich lernte stenografieren, etwas Recht und mit der Schreibmaschine schreiben. Ich machte diesen Kurs, als ich in Birmensdorf interniert war.

Dann konnte ich in der Schweizerischen Zentralstelle für Flüchtlingshilfe ein Praktikum machen. Dort begann meine Karriere – ich arbeitete als Jugendsekretär. Ich war neunzehn und bereits ein wichtiger Mann, oder ich hielt mich für einen. Ich tat viel für die jungen Flüchtlinge. Leider sprach ich noch nicht korrekt Schweizerdeutsch, und Hochdeutsch war nicht sehr beliebt. Aber ich verhandelte mit den Polizeidirektoren. Und man liess mich machen in diesem Jugenddepartement. Das war 1946.

Im Sommer 1946 traf ich Frau Kurz wieder. Wir hatten uns wirklich sehr gern. Sie sagte: «Du bist bleich und mager, du musst Ferien machen!» Sie hatte eine Freundin in Bern, eine Dame, Frau Bigler. Die Bekanntschaft mit ihr hat mein Leben vollkommen verändert.

Nach der Rückkehr aus den Ferien in Bern nach Zürich hielt ich den Kontakt mit Frau Bigler aufrecht. Ich wurde dann ein zweites Mal krank und in Zürich ins Spital eingeliefert. Die Verantwortliche für die Flüchtlinge rief Frau

Bigler an: «Dieser Junge ist sehr krank. Ich fürchte, er hat Krebs. Man muss ihn pflegen, aber wir können ihn nicht hier behalten. Er kann nicht im Spital bleiben. Würden Sie ihn nehmen?» Frau Bigler sagte: «Ich nehme ihn.» So kam ich wieder nach Bern.

Dort begann meine Laufbahn als Student. Frau Bigler war Lehrerin, sie schickte mich in eine Privatschule. 1948 machte ich die Matura, studierte anschliessend in Bern Deutsch, Geschichte und Kunstgeschichte und schloss 1953 mit dem Doktorat ab.

Ich hatte also einen Doktorhut der Geisteswissenschaften, aber keinen Beruf. Damals begann ich, für bürgerliche Zeitungen zu schreiben: den «Bund», das «Berner Tagblatt». Ich schrieb Musikkritiken und wollte mich in Richtung politischen Journalismus orientieren. Ein Redaktor sagte jedoch zu mir: «Mit Ihrem Namen – ich hiess damals noch nicht Bigler –, als Jude, werden Sie in Bern als Journalist nicht viel Erfolg haben. Ein jüdischer Redaktor, das ist undenkbar.» Und als freier Journalist von einem Zeilenhonorar von zehn Rappen zu leben, war nicht möglich. Mir wurde empfohlen, Gymnasial- oder Sekundarschullehrer zu werden, was ich dann auch tat.

1950 hatte mich Frau Bigler adoptiert. Sie sagte: «Ich will, dass du in geordneten Verhältnissen lebst und in der Schweiz bleiben kannst.» Die Adoption war der Wendepunkt in meinem Leben. Vor meiner Einbürgerung 1954 musste ich jeden Monat auf die Fremdenpolizei. Und jeden Monat erlebte ich dort die gleiche Geschichte. «Wann reisen Sie ab? Wohin gehen Sie? Sie sollten nach Amerika oder Deutschland!» Schliesslich, das war 1953, kurz vor meiner Einbürgerung, rief Bundesrat Max Weber – er war mein Nachbar in Wabern – bei der Fremdenpolizei an und sagte: «Lassen Sie diesen jungen Mann in Frieden!» Das wirkte. Sie haben mich dann nicht mehr belästigt.

Als ich mich einbürgern liess, gab es antisemitische Bemerkungen, nicht offene, direkte, aber solche in den Berichten über mich. Beim ersten Mal wurde ich nicht akzeptiert, mit der Begründung, ich sei zu wenig integriert. Was absolut lächerlich war, denn meine Kollegen hatten keine Ahnung, dass ich nicht Schweizer war, ich sprach bereits Berndeutsch. Niemand wusste, dass ich Ausländer war, niemand. Als ich es ihnen erzählte, wollten sie es nicht glauben. Etwa zwanzig Personen haben darauf mit Briefen bei der Berner Regierung gegen den Entscheid protestiert. Etwa ein halbes Jahr später erhielt ich dann doch noch das Schweizer Bürgerrecht.

1954 wurde ich in Ins als Sekundarlehrer gewählt. Und dort, in diesem SVP-Dorf, nahm meine politische Karriere ihren Anfang. Ich wurde in den Gemein-

derat gewählt und ins Amtsgericht Erlach. Das machte mir Spass. Ausserdem arbeitete ich für die Sozialdemokraten und lernte so meine Frau kennen, Tochter eines St. Galler Ständerats, Juristin, später Bundesrichterin.

Heute sind wir auf einem sehr schlechten Weg, wenn man sieht, was mit den Ausländern passiert, aber auch, was die Frage der Juden angeht. Man kann es sich wieder erlauben, antisemitisch zu sein. Die Leute sagen: «Ich kenne nur gute Juden.» Der Jude, den sie persönlich kennen, ist gut, aber die Juden im Allgemeinen sind schlecht. Da sehe ich eine sehr grosse Gefahr. Mein Frau findet, ich übertreibe, aber sie hat auch ihre Bedenken.

Was die Polemik über die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg betrifft, so haben sich jene, die die Schweiz angegriffen haben, nicht sehr diplomatisch verhalten. Der Jüdische Weltkongress, für den ich weder Sympathie noch Antipathie empfinde – ich kenne ihn zu wenig – hat die Gefühlslage der Schweizer nicht verstanden. Für die Schweizer war die Art und Weise, wie gegen sie vorgegangen wurde, verletzend. Die Kritiker hatten aber Recht: Die Schweiz hat zehntausende von Flüchtlingen zurückgewiesen und in den Tod geschickt. Nur die Art und Weise, wie das zur Sprache kam, das fand ich nicht sehr geschickt.

Was ich zum Schluss noch sagen möchte: Wenn ich zurückschaue, bin ich all jenen dankbar, die sich mir gegenüber grosszügig verhalten haben. Dankbar auch der Schweiz, die mir schliesslich das Leben gerettet hat, selbst wenn ich aus Zufall verschont worden bin, weil ich einen Verwandten hatte, der dafür sorgte, dass ich nicht zurückgewiesen wurde.



In der Synagoge in Zürich, Dreissigerjahre. Foto Gotthard Schuh.

Antisemitismus in der Schweiz

In den Dreissigerjahren und zurzeit des Zweiten Weltkrieges war ein knappes halbes Prozent der schweizerischen Bevölkerung jüdisch. Trotzdem hegten manche Menschen in der Schweiz die Befürchtung, das Land könnte «verjuden», wie sie es nannten, und vor allem die Frontenbewegung und sympathisierende Kreise erklärten die Juden zum Sündenbock für die Wirtschaftskrise. Dabei wurden zwei sich im Grunde völlig widersprechende antisemitische Stereotypen gepflegt und verbreitet: Die Juden galten einerseits als ausbeuterische Kapitalisten, andererseits als Vorbereiter der kommunistischen Weltrevolution.

Die Schweizer Jüdinnen und Juden waren damals politisch noch nicht lange gleichberechtigt: Die Eidgenossenschaft hatte erst 1866 auf ausländischen Druck hin als letztes Land in Westeuropa die Niederlassungsfreiheit und Rechtsgleichheit für jüdische Schweizer eingeführt. Doch der kirchliche Antijudaismus blühte weiterhin. Dazu kam nun ein neuer, pseudowissenschaftlicher Rassismus. Gegen diese antisemitischen Tendenzen versuchte sich der Schweizerische Israelitische Gemeindebund (SIG) und die jüdischen Gemeinden in der Schweiz zu wehren. Die jüdische Presseagentur und Informationsstelle JUNA wurde gegründet, und es wurden auch rechtliche Mittel gegen die Verbreitung antisemitischen Schrifttums ergriffen.

Während der Kriegszeit wurde die jüdische Bevölkerung in der Schweiz sehr belastet. Einerseits war da die konstante Bedrohung durch die Vorgänge in Deutschland: Nach der Machtergreifung Hitlers 1933 wurden jüdische Beamte suspendiert, mit den Nürnberger Gesetzen von 1935 wurde den deutschen Juden die Staatsbürgerschaft abgesprochen, und spätestens ab 1942 wurde es auch in der Schweiz zur Gewissheit, dass die Nationalsozialisten mit ihren schon seit längerem ausgesprochenen Drohungen, sämtliche Juden ermorden zu wollen, ernst machten.

Die jüdische Bevölkerung in der Schweiz war zudem von den Behörden verpflichtet worden, einen grossen Teil des finanziellen Aufwandes für den Unterhalt der aufgenommenen jüdischen Flüchtlinge zu tragen. In dieser schwierigen Lage schwankte der SIG zwischen der Forderung nach einer grosszügigeren Aufnahme von Flüchtlingen und dem Bemühen um gutes Einvernehmen mit den Verantwortlichen für die restriktive Asylpolitik.

Marianne Gromb *1920

Wir lebten im jüdischen Viertel in Hamburg. Unsere Familie war modern-orthodox: Wir hielten den Sabbat ein und assen koscher. Mein Grossvater war Rabbiner, hatte aber nie eine Rabbinerstelle, sondern war Privatgelehrter. Mein Vater war Ingenieur, die Mutter Zahnärztin. Als 1933 Hitler an die Macht kam, sagte mein Vater: «Nichts wie weg!» Wir hatten gehört, in der Schweiz sei der Antisemitismus nicht so schlimm, und ausserdem hatte unsere Familie seit 1868 den Schweizer Pass. Mein Vater fuhr also in die Schweiz, um sich nach einem Ort umzusehen. Wir zogen schliesslich nach Basel, weil es hiess, dort sei die beste jüdische Gemeinde mit den besten Religionsschulen, dort könne man sich am besten integrieren. Wir waren 1929 bereits einmal in der Schweiz in den Ferien gewesen, in Zweisimmen. Es hatte uns gut gefallen. Das Schweizerdeutsch fanden wir exotisch, und wir wanderten sehr gerne in den Bergen. Die Berge waren etwas ganz Neues für uns.

In Basel ging ich aufs Gymnasium. Wir waren zwei jüdische Mädchen in der Klasse und mussten immer nebeneinander sitzen, dabei konnten wir uns nicht ausstehen. Nachdem wir drei Jahren nebeneinander gesessen waren, fragten wir unseren Klassenlehrer: «Dürfen wir nun endlich einmal die Plätze wechseln?» Da sagte er: «Wenn nicht einmal ihr Jüdinnen nebeneinander sitzen wollt, wer will dann neben euch sitzen?» Da meldeten sich zwei Mädchen, die bei den Pfadfindern waren, und sagten, sie seien bereit, den Platz zu wechseln.

Ich bewegte mich damals hauptsächlich in der jüdischen Gemeinde. Nicht-jüdische Kinder trafen wir nur in der Schule und auf dem Schulweg. Das ging von den Juden aus. Die Juden haben sich damals selber ghettoisiert, auch die nichtreligiösen. Meine ältere Schwester gründete einen jüdischen Jugendbund. Wir trafen uns jeden Samstagnachmittag, sangen und erzählten Geschichten. Mit fünfzehn wurde ich Führerin einer Gruppe von sechs zehnjährigen Mädchen.

Mein Vater meldete sich gleich zu Beginn des Krieges freiwillig zum Luftschutz. Er stolzierte in seiner Uniform umher, aber nach zwei Tagen schickten sie ihn wieder nach Hause. Sie konnten ihn nicht brauchen, weil seine Hände zu stark zitterten. Er war aber später immer sehr stolz darauf, dass er einmal beim Luftschutz und ein guter Patriot gewesen war.

Mein Eltern gingen oft ins Kino, um die Wochenschau zu sehen. Es empörte sie, wie wenig wichtige Ereignisse da gezeigt wurden, und sie regten sich über die Schweizer Bünzli auf, die nie über ihre Berge hinausschauten. Wir Juden sind Weltbürger. Wir schauen über die Grenze und sehen, was dort passiert. Wir sind mit der ganzen Welt verflochten: Wir haben Angehörige in Ame-

rika, in Israel, in England, in Frankreich, heute sogar wieder in Deutschland. Die Schweizer hingegen hatten keinen Kontakt zu anderen Ländern, sie waren sehr mit sich selber beschäftigt – auch heute noch.

Noch am selben Tag, als der Krieg zu Ende war, meldeten wir uns für die Auswanderung nach Israel an. Das war für mich vollkommen klar, denn wenn Hitler gekommen wäre, hätten die Schweizer niemanden von uns beschützt. Es wären alle übergelaufen – aus Opportunismus, nicht aus Glauben. Sie wären den Weg des geringsten Widerstandes gegangen. Deshalb fand ich: «Ich will der Schweiz keine Steuern mehr zahlen. Jeder Rappen ist mir zu schade.» Den Schweizer Pass behielt ich. Aus praktischen Gründen, nicht aus Patriotismus. Wir wanderten 1945 nach Israel aus. Am 1. Oktober ging ich zusammen mit meinem Mann und meiner Schwester aufs Schiff.

Marta Jurt *1922 1943 zog ich bei meinen Eltern in Luzern aus und nach Zürich. Dort war ich sehr viel mit Juden zusammen, denn meine damals beste Freundin war Halbjüdin und ihr Verlobter Jude. Meine Freundin und ich hatten im gleichen Haus ein Zimmer, im Selnau-Quartier. Das war damals das Judenviertel. Ich glaube, dort habe ich das erste Mal von der Judenverfolgung gehört. Zuerst glaubte ich es gar nicht. Man sagte: «Das ist ein blödes Gerücht. Das Volk der Dichter und Denker macht so was doch nicht!» Dass sie eingesperrt wurden, wusste man schon, aber dass man sie tötete! Das um Gottes willen doch nicht. Man dachte, Konzentrationslager seien einfach Lager, wo Leute konzentriert werden. Man dachte doch nicht ans Vergasen.

Meine Freundin hatte, soviel ich weiss, keine Probleme, weil sie Jüdin war. Sie hatte mehr Schwierigkeiten, weil sie uehentlich geboren war: Man musste damals ja jeden Monat im Gemeindehaus die Lebensmittelkarten holen, und dazu musste man sich ausweisen. Da empörte sie sich einmal sehr: «Jedes Mal muss ich sagen, dass ich uehentlich geboren bin. Das weiss man doch, das sieht man ja aus den Schriften. Jetzt bin ich dann über dreissig, und es verleidet mir langsam!» Als Jüdin hatte sie keine Schwierigkeiten, und auch ihr Verlobter nicht. Aber wir waren natürlich hauptsächlich unter Juden. Was sonst noch passierte, weiss ich nicht. Ich verkehrte ganz selbstverständlich in diesen Kreisen und wurde deswegen auch nie angeödet. Manchmal wurde ich zum jüdischen Passahfest eingeladen. Das fand ich herzig. Sie hatten da keine Hemmungen, und ihre Gebete und Lieder und all ihre Bräuche, das war irgendwie schon schön.

In Selnau gab es einen Saal, wo sich die Juden trafen und wo man für fünf-

zig Rappen ein Mittagessen bekam. Wenn man dort hineinkam, konnte man sagen: eine Judenschule! Das war ein Lärm dort und ein Tohuwabohu, und einer redete lauter als der andere. Dort tauschten sie Erinnerungen aus, und irgendwie war das noch lustig. Aber man hörte da natürlich auch viele schreckliche Flüchtlingsschicksale.

Lothar, der Verlobte meiner Freundin, stammte aus Wien und war in die Schweiz geflüchtet. Er war eigentlich Chirurg, musste aber mit seinen feinen Händen im Arbeitslager Strassen bauen, im Wallis. Dann erhielt er die Chance, in Zürich an die Kunstgewerbeschule zu gehen, um Mosaikleger zu lernen. Denn er wollte nach Südamerika auswandern, und das durften die Juden nicht als Intellektuelle, sondern sie mussten einen handwerklichen Beruf haben. Seine Mutter war damals noch in Wien. In jener Zeit erfuhr er, dass die Deutschen ihr Haus besetzt und die Mutter in die Mansarde hinauf verbannt hatten. Da reiste Lothar über die grüne Grenze zu ihr und wollte sie in die Schweiz holen. Sie wollte aber partout nicht weg und meinte, sie könne in diesem Estrich oben überleben. Er kam also zurück und erfuhr erst nach dem Krieg, dass sie vergast worden war.

Nach dem Krieg wanderten meine Freundin und Lothar nach Südamerika aus. Das war einfacher als nach Nordamerika. Die Zürcher Juden halfen damals wahnsinnig vielen. Sie zahlten die Überfahrt und gaben ein Startkapital, das man zurückzahlen konnte, wenn man wieder Boden unter den Füßen hatte. Auch sehr arme Juden halfen einander. Es sind ja nicht alle Juden reich, und die halfen einander wirklich sehr. Die Flüchtlinge wurden privat untergebracht, die anderen Juden nahmen sie zu sich. Da lebten dann halt drei, vier Leute in einem Zimmer. Damals war man nicht so heikel. Aber man schaute auch, dass sie bald weiter konnten. Die waren auf der Durchreise, wenn man so will. Weil sie so wahnsinnig viele Leute hatten und immer die Stube voller Flüchtlinge, hatten die Juden später dann auch langsam genug und fanden: «Es ist gut, wenn ihr nicht alle reinlasst.» Solange sie nicht wussten, dass die Abgewiesenen von den Deutschen getötet wurden. Es war eine verrückte Zeit.

Im Saal in Selnau wurde schon über die Verfolgungen gesprochen, aber meist hatte man einfach den Alltag, man ging arbeiten und wieder nach Hause, man musste einkaufen und den Haushalt machen, und so kam das nicht dauernd zur Sprache, äusser wenn man wieder irgendetwas von jemandem hörte. Es war damals anders als heute: Heute ist man über alles und jedes informiert. Damals hingegen lebte man eher im eigenen Kreis. Weil man so wenig verdiente, war es viel wichtiger, zu wissen, wie man bis Ende Monat durchkam.

Man lebte, um zu überleben. Man nahm die Arbeit an, die man bekam, ob es einem nun passte oder nicht. Als ich mit der Schule fertig war, schlug Vater die Zeitung auf, kreuzte einige Inserate an und sagte: «Da meldest du dich jetzt.» Ich wurde nicht gefragt, was ich eigentlich werden wollte. Aber das ging allen so. Äusser vielleicht denen, die finanziell besser gestellt waren. Und was der Vater sagte, das machte man auch. Da gab es keine Widerrede. Sonst hiess es: «Dort hat der Zimmermann das Loch in die Wand gemacht. Mach, dass du fortkommst!»

Von den Ereignissen an der Grenze wusste ich nichts. Davon erfuhr ich erst später. Aber wie gesagt: Heute überlegt man sich so manches, und damals eben nicht. Man war eingesponnen in seine eigenen Probleme. Über die Grenzschiessung wurde damals allerdings schon geredet. Ich hatte später ein Zimmer in Albisrieden in einem Einfamilienhaus, so eine Mansarde, und der Estrich daneben – eine ziemlich grosse Fläche – war leer. Ich erlaubte mir einmal zu sagen, da könnte doch auch eine Familie wohnen. Da bin ich aber schwer apfurret worden! «Das wäre mir dann noch! Fremde Leute hier!» Da gab es schon Abwehr. Aber ich muss ehrlich sagen: Wenn es jetzt bei mir klingeln würde und es käme eine Familie und sagte: «Sie haben ja noch Platz, wir kommen jetzt da wohnen!», würde ich mich auch wehren. Wenn es nicht gerade Leute waren, die einen persönlich etwas angingen, war es natürlich schon schwer. Wie hätte man die ernähren sollen, wenn man selber kein Geld hatte und nicht einmal alle Lebensmittelmarken einlösen konnte? Bei den Bauern wäre es vielleicht noch gegangen, die hatten immer Gemüse und Obst. Aber wir in der Stadt, die jedes Büschelchen Schnittlauch selber kaufen mussten ... Das wäre unmöglich gewesen. Das wäre nicht gegangen.

Alfred Stucki *1925

Ich kam als Neuling vom Land ins Gymnasium nach Bern. Dort hatte ich einen jüdischen Schulkollegen. Das war überhaupt nichts Besonderes. Etwas speziell war vielleicht, dass der Platz neben ihm noch frei war. Ich setzte mich dann dorthin. Als sie mich zu Hause fragten: «Neben wem sitzt du?», sagte ich: «Neben Jonas.» Mein Vater sagte trocken: «Ah, das ist ein Jud.» Ich fragte: «Woher willst du das wissen?» Ich kann mich genau an dieses Gespräch erinnern. Es zeigt, dass ich eigentlich keine Ahnung hatte, dass Juden etwas Besonderes hätten sein sollen und woran man hätte merken können, dass einer ein Jude ist. Mein Vater sagte nur: «Du weisst, das sind Juden. Du kennst ja die Bibel und weisst, woher sie kommen.» Jonas kam dann manchmal zu mir nach Hause. Das Einzige, was ich etwas seltsam fand, war, dass Mutter sagte:

«Wir machen ihm kein Schinkenbrötchen, das darf er nicht essen.» Damit war die Sache erledigt. Ich war allerdings nicht speziell mit ihm befreundet, denn wir hatten nicht viel gemeinsam. Er war ein Schulkamerad wie andere auch.

Karl Furrer *1918 In unserer Schulklasse in Zürich hatten wir sechs Juden. Das waren sehr anständige Leute; man konnte nichts Negatives über sie sagen. Am Samstag arbeiteten sie nie. Sie kamen in die Schule und verfolgten den Unterricht, aber sie schrieben nicht und lasen nicht. Man musste uns zuerst erklären, warum sie nichts arbeiten. Da dachten wir: Die haben es schon schön!

Alfred Stucki *1925 Hinterher fällt mir auf, dass ich die «Kristallnacht» 1938 kaum wahrgenommen habe. Man hörte davon, aber ich brachte das nicht mit meinem Schulkameraden Jonas in Verbindung. Ich dachte nicht, er sei jetzt bedroht oder so. Ich sah zwar, dass die Deutschen ihre Juden plagten, realisierte aber nicht, dass das auch bei uns ein Problem hätte werden können.

Die anderen Schulkollegen benahmen sich Jonas gegenüber ganz normal, das war kein Problem. Hin und wieder wurde er auf freundschaftliche Art etwas geneckt. Wenn wir in die Aare baden gingen, sagte zum Beispiel ein Witzbold: «Du, ich kann dir leider nicht den Jordan bieten.» Dann lachte er, und die anderen lachten auch. Das wurde überhaupt nicht böswillig aufgefasst. Man sagte einfach: «Er ist ein Jud», und brachte ihn deshalb mit dem Jordan in Verbindung. Man sah es ihm auch an: Er war dunkelhaarig und hatte auffällige Gesichtszüge. Aber er war integriert. Er hatte sicher nicht zu leiden.

Eva Auf der Maur-Kohler *1919 Wir zogen 1931 aus Deutschland in die Schweiz, wegen den deutschen Notverordnungen. Mein Vater besass Chrom-Bergwerke im Orient. Die Notverordnungen sahen vor, dass man pro Monat nur für 200 Mark Devisen bekam, und damit konnte mein Vater die Dutzende von Ingenieuren, die er angestellt hatte, nicht bezahlen. Hals über Kopf, innert einem Monat, zogen wir von München weg. Dass wir Deutschland verliessen, hatte also überhaupt nichts mit den Nazis zu tun, wir kamen nicht aus politischen oder rassistischen Gründen, obwohl mein Vater Jude war. Das Vermögen transferierten meine Eltern ebenfalls in die Schweiz; unser Haus verkauften sie 1934 an die Partei. Diejenigen, die ab 1933 emigrierten, konnten ihr Geld nicht mehr so einfach mitnehmen.

Wir gingen in die Schweiz wegen der Nähe zum Orient. Nach Zürich wollte mein Vater nicht. Stattdessen fand er, Luzern sei der schönste Ort und

liege zudem im Zentrum. Wahrscheinlich kannten meine Eltern Luzern aus den Ferien, und es war ohnehin recht egal, wo sie wohnten, denn sie reisten sowieso die ganze Zeit in der halben Welt herum. So ein Leben kann man sich heute fast nicht mehr vorstellen: Dass man gar nirgends fixiert war. Ich war ein Zigeunerkind. Wo wir gerade waren, hatte ich wieder neue Hauslehrer. Grauenhaft. Als wir nach Luzern kamen, fanden meine Eltern, ich sollte auf eine vernünftige Schule gehen und etwas Rechtes lernen.

In der Schweiz gab ich mir zuerst Mühe, Hochdeutsch mit schweizerischem Akzent zu sprechen, weil ich mich für meine Sprache schämte. Doch dann lernte ich innert drei Wochen Bauerndeutsch. Mit den anderen Kindern hatte ich keine Probleme. Etwas sorgte allerdings einmal für Aufruhr: Ich bin wie meine Mutter protestantisch. Nun waren die Schweizer Protestanten ja Zwinglianer und nicht Lutheraner wie die Deutschen, deshalb war der Religionsunterricht im Mädchengymnasium in Luzern etwas anders, als ich es gewohnt war. Das passte mir nicht, und deshalb sagte ich, während meine Eltern gerade wieder einmal auf Reisen waren, ich sei jüdisch, damit ich nicht mehr in diese Stunden gehen musste. Das gab natürlich Meis, weil ich nicht in der jüdischen Gemeinde angemeldet war. Ausserdem wurde meinen beiden besten Freundinnen von ihren Eltern verboten, zu mir nach Hause zu kommen, weil diese dachten, ich sei jüdisch. Und ich durfte nicht mehr zu ihnen. Eine davon war eine Enkelin von Bundesrat von Steiger. Als meine Eltern wieder zurückkamen, waren sie entsetzt: «Was du wieder anstellst!» Bis man das wieder auseinander beiniet hatte, dass ich nicht jüdisch war ... furchtbar!

Karl Furrer *1918 Damals, als es immer mehr Lohnabbau, mehr Arbeitslose und immer mehr arme Leute gab, kam der Judenhass. Für viele waren die Juden der grosse Sündenbock. Die Fronten schrieben Parolen an die Hausmauern oder hängten Pamphlete an die Wände. Das ging nicht nur gegen die Juden, sondern auch gegen die Kommunisten. Aber die gehörten für die Fronten einfach zu den Juden.

Es gab damals viele Leute, die über die Juden schimpften. Kurz vor dem Krieg ging ich manchmal nach Lindau oder nach Bregenz. Am Zoll lag diese deutsche Zeitung auf, der «Völkische Beobachter». Die war komplett judenfeindlich. Auf der Titelseite stand: «Juda, verrecke!», und solche Sachen. Ich hatte auch schwache Zeiten und sagte solche Sachen wie: «Juda, verrecke!» Ich weiss nicht wieso, ich plapperte das einfach nach. Aber dann fing ich an, darüber nachzudenken, was ich da sagte. Der Jude war ja zu dem gemacht worden,

wofür man ihm nun Vorwürfe machte: Im Mittelalter durfte er keinen Beruf lernen, er war als Christusmörder verschrien, überall wurde er abgewiesen. Was wollte er da tun? Er begann zu handeln. Er konnte Geld leihen, er wurde unentbehrlich, er wurde reich. Und das missgönnte man ihm.

Gertrud Häusermann *1921

Direkt nach dem Krieg konnte man das Wort «jüdisch» nicht mehr in den Mund nehmen. Wenn man fragte, was dieser oder jener für eine Konfession habe, dann drucksten die Leute herum: «Weisst du, er ist ... äh, israelisch.» Wenn ich dann sagte: «Aha, er ist Jude», dann taten sie, als ob ich das schlimmste Schimpfwort ausgesprochen hätte. Ein Jude ist ein Jude, das ist eine Tatsache. Und wir sind Schweizer, das ist auch eine Tatsache. Wieso soll das jetzt eine Schande sein, wenn man einem Juden «Jude» sagt und einem Schweizer «Schweizer»?

Max Wickart *1920

Wir hatten damals so ein Klischeebild, wie ein Jude aussehen musste: Sie haben Zapfenlocken und tragen ein Käppchen – «Melkerkääppchen» nannten wir das jeweils –, daran merkst du, dass es ein Jude ist. Dieses Bild war stark von der NSDAP-Propaganda beeinflusst. Darin wurden die Juden immer mit der typischen Judennase dargestellt, mit hageren Gesichtern, überlangen Fingern, raffgierig und so weiter. Diese Bilder kamen damals im «Nebelspalter», als Anklage, wie der Jude von den Deutschen dargestellt wurde. Ich selber kannte keine solchen Juden. In der Sekundarschule sagte einmal eine Schulkameradin zu mir: «Weisst du, dass ich eine Jüdin bin?» Ich fragte: «Woran sieht man das?» Sie antwortete: «Das sieht man nicht, aber ich bin eine.» – «Was machst du denn in der Kirche?» – «Ich gehe nicht in die Kirche.» – «Ja, wo gehst du denn dann hin?» – «Wir sind schon Juden, aber wir praktizieren nicht. Aber ich bin eigentlich eine Jüdin.» Da sagte ich: «Man sieht es dir gar nicht an.»

Bei uns gab es die Redensart: «Du handelst wie ein Jude.» Und der Lehrer sagte manchmal ohne politische Hintergedanken zu uns: «Hier geht es zu und her wie in einer Judenschule!» Das war Tradition, das hatte mit der Situation in Deutschland nichts zu tun.

Alfred Stucki *1925

Rolf Bloch, der heutige Präsident des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes, ging damals in dieselbe Schule wie ich. Kürzlich erzählte er mir, wie er damals bei den Pfadfindern behandelt worden war: Ein Kollege hatte ihm dort einmal gesagt, mit einem Juden könne er nicht mehr be-

freundet sein. Das ist natürlich massiv. Von solchen Sachen habe ich während des ganzen Krieges nie etwas gehört.

Hans Peter Dreier *1921 Die Juden waren bei uns kein Thema. Aus der Zeitung wusste ich, dass Hitler die Juden verfolgte, dass man ihnen das Leben schwer machte, dass sie nicht mehr alle Volksrechte hatten. Ich habe nie verstanden, dass die Nazis sogar solche verfolgten, die aus Mischehen stammten. Aber bei uns waren die Juden kein Thema. Bei den Pfadfindern hatten wir einen. Aber dass er anders war als wir, merkten wir nur daran, dass der in den Lagern immer separat für sich kochte. Wenn wir zu kochen begannen, hockte er sich dreissig Meter daneben und kochte sein koscheres Essen. Da sagten wir manchmal: «Komm, wir gehen mit einer Speckschwarte zu ihm und reiben ihm die Lippen ein, damit er etwas von uns bekommt!» Aber das war nur zum Spass. Und das war das Schlimmste, was man gegen die Juden sagen konnte. Dieser jüdische Pfadikamerad ist Ende der Vierzigerjahre in Aarau sogar Abteilungsleiter geworden. Später ist er nach Amerika ausgewandert. Das war ein gescheiter Kerl. Er ist dann irgendwo Professor geworden.

Moritz Abrach *1913 In den Dreissigerjahren absolvierte ich mit Begeisterung die Rekrutenschule. Ich war voller Elan und glaubte, ich könne militärische Karriere machen. Der Schulkommandant sagte jedoch: «Unter meiner Führung wird kein Jude avancieren.» Das war ein schmerzhafter Stoss.

Ich war damals auch im Leichtathletik-Klub Zürich und hatte dort sehr gute Kollegen. Einer sagte allerdings einmal zu mir: «Wenn alle Juden so wären wie du, wäre es schon recht.» Das veranlasste mich, 1939 aus dem Verein auszutreten und zusammen mit jüdischen Kollegen einen eigenen Leichtathletik-Klub zu gründen. Sonst machte ich eigentlich keine antisemitischen Erfahrungen. Im Militär und in der Schule war ich akzeptiert, allerdings immer mit dem Hinweis: «Wenn alle Juden so wären wie du, dann wären sie schon recht.»

Eva Auf der Maur-Kohler *1919 Nach dieser Geschichte mit dem Religionsunterricht kam ich in ein Institut im Appenzell, weil meine Eltern mich nicht immer mit dem Dienstmädchen alleine lassen wollten, wenn sie auf Reisen waren. Erst 1936 kehrte ich wieder nach Luzern zurück, wo ich 1938 an der Kantonsschule die Matura machte. Da sass ich dann wieder neben den beiden Mädchen, die nicht mehr zu mir nach Hause hatten kommen dürfen. Aber sonst hatte ich in der Schule keine Probleme, und auch bei den Pfadfindern nicht.

Nur einer der Kanti-Lehrer sympathisierte mit den Frontisten. Grauslich. Der fand, Frauen gehörten an der Herd und sollten Kinder haben und auf gar keinen Fall ins Gymnasium gehen. Später, während des Krieges, als ich schon verheiratet war, sagte er einmal zu einem unserer Bekannten: «Sie kennen doch diese Eva Auf der Maur? Der blüht auch noch was! Die Glashütte wartet schon auf sie!» Damit meinte er den Verbrennungsofen.

Als mein Mann im Dienst war, hatte ich immer eine Pistole zu Hause. Ich dachte: Ihr kriegt weder meine Kinder noch mich! Es kamen anonyme Briefe, in widerlichster Nazi-Manier. Darin hiess es: «Du Saujüdin hast dir mit deinem Geld einen freien Schwyzer gekauft.» Denn Auf der Maur ist ein Schwyzer Geschlecht. Solche anonymen Briefe und auch Telefonanrufe bekam ich während der ganzen Kriegszeit. Die ersten kamen zusammen mit den Kondolationen zum Tod meines Vaters, der im Dezember 1938, drei Monate nach meiner Hochzeit, starb.

Einmal wartete ich am Schwanenplatz auf den Bus, da kam eine deutsche Frau, von der bekannt war, dass sie mit Gustloff zu tun hatte, und sagte: «Das ist ja unglaublich! Hier muss man mit so Judenweibern auf den gleichen Auto-bus warten!» Mir liefen natürlich die Tränen nur so herab. Ich ging zur Polizei und fragte: «Muss man sich das gefallen lassen?» Das nützte aber nicht viel. Sie hatte halt viel Geld. Wenn ich die irgendwo sah, kehrte ich gleich wieder um und ging nach Hause zurück. Nach dem Krieg wurde sie ausgewiesen, aber damals wurden diese Leute geschützt.

Ernst Benninger *1924 In den frühen Dreissigerjahren gab es in Oerlikon einige Läden, die Juden gehörten. Zum Beispiel war da eine Firma Horn, die verkaufte Textilien. Eines Tages stand dort am Schaufenster geschrieben: «Kauft nicht bei Juden!» Das waren natürlich die Frontisten gewesen. Damals merkte ich das erste Mal, dass es Menschen gibt, die anders sind als wir, was wir Schweizer offenbar nicht ertragen.

Walter Harry Lang *1921 Ich lebte als Kind in Zürich-Wiedikon bei meiner Grossmutter. Sie war Näherin und nähte einfache Arbeiterhemden. Ich half ihr dabei, krepelte die Ärmel für sie um und ging mit ihr mit dem Leiterwagen die fertigen Hemden abliefern und neuen Stoff holen. Das war an der Köchlistrasse. Ihre Arbeitgeber waren Juden. Die hatten verschiedene Heimarbeiterinnen, die die Hemden machten, und sie vertrieben die fertigen Teile dann an Kleidergeschäfte weiter. Grossmutter arbeitete manchmal bis Mitternacht oder noch län-

ger. Hatte eine irre Wut auf die Juden. Leider, muss man heute sagen, aber ich begriff sie, als Kind. Die Juden waren nicht beliebt, auch bei den anderen Leuten nicht. Die Bezahlung war unter jedem Hund. Und wenn wir die Waren brachten, durfte man nicht einmal in die Wohnung hinein, sondern wurde draussen abgefertigt. Als wäre man niemand.

Ich machte dann beim Bekleidungsgeschäft Ober in Zürich meine Lehre als Schaufensterdekorateur. Der Besitzer der Firma war auch Jude und schon vor dem Krieg nach Amerika ausgewandert. Sein jüngerer Bruder blieb hier und führte das Geschäft weiter. Er machte auch Militärdienst, was man ihm hoch anrechnete. 1940 machte ich die Lehrabschlussprüfung. Während der Lehre musste ich manchmal sehr schmachvolle Sachen machen, denn die Nationale Front brünzelte oder schiss immer wieder einmal nachts an unsere Schaufenster, weil es ein jüdisches Geschäft war. Wir zwei Lehrlinge mussten das am anderen Morgen dann wegputzen. Eine triste Angelegenheit. Ich kannte damals den einen oder anderen, der fand, was die Deutschen erreicht hatten, sei doch nicht schlecht: keine Arbeitslose mehr und so weiter. Aber ich dachte: Das kann nun wirklich nicht gut sein, wenn die zu so primitiven Mitteln greifen!

Max Siegrist *1918 Nach der Scheidung meiner Eltern musste meine Mutter notgedrungen wieder arbeiten. Sie arbeitete als Schneiderin in einem jüdischen Kleidergeschäft im Akkord, und wir wohnten in einem jüdischen Haus an der Bäckerstrasse in Zürich. Diese Erfahrung bewahrte mich davor, jemals antisemitische Töne auszusprechen, denn diese Leute waren mehr als anständig mit uns. Das war für mich das beste Gegengift gegen diese idiotische Hirnvernebelung, die zu jener Zeit in der Schweiz so grossen Erfolg hatte.

Wenn man damals in Zürich an der Bäckerstrasse wohnte, spürte man den Antisemitismus sehr stark. An der Bäckerstrasse wohnten viele Juden. Jeden Samstagabend nach elf Uhr kamen die Betrunkene sternhagelvoll aus den Wirtschaften, die gleich um die Ecke lagen. Dann brüllten sie regelmässig an unserem Haus hinauf: «Sarah, Sarah, hast du schon gebrunzt?» Meine Mutter stellte immer einen Kübel voll Wasser bereit, und den goss sie aus dem vierten Stock über die ärgsten Schreier.

Ernst Benninger *1924 Im Militär hörte man natürlich Judenwitze: Die Fleischkonserven nannte man «gestampfter Jude», und wenn man Radau machte, hiess es, hier gehe es ja zu und her wie in einer Judenschule. Verglichen mit den letzten Jahren, in denen eine eigentliche Antisemitismus-Welle durch

die Schweiz gegangen ist, habe ich das damals aber nie so empfunden. Ich machte meine KV-Lehre in der Textilfirma Dreifuss in Zürich. Mich störte es überhaupt nicht, in einer «Judenfirma» zu arbeiten. Es lachte mich damals auch niemand dafür aus. Es war sehr schwierig gewesen, eine Lehrstelle zu bekommen: Ich hatte mindestens fünfzig Bewerbungen geschrieben, und Dreifuss war die Firma, die mich schliesslich nahm. Judenfirma oder nicht, das interessierte mich da nicht.

Ein Teil der Angestellten gab unterschwellig nicht viel auf die Juden. Der Inhaber der Firma war schon 1938 nach New York gegangen, ein junger Neffe von ihm war aber noch da. Als dieser in den Hilfsdienst musste, belächelten unsere Mitarbeiter das sehr. «Ein Jude ist doch gar nicht fähig, Soldat zu sein!», sagten sie. «Die haben kein soldatisches Wesen, das sind doch Händler!» Sie spotteten: «Den möchte ich ja mal sehen, mit seiner roten Armbinde und der Uniform! Die sind doch nichts wert!» In diesem Sinn äusserten sich die Leute.

Im Betrieb hielt man sehr darauf, ja alles richtig zu machen. Auch kleine Fehler wurden nicht akzeptiert, denn es hiess: «Wir sind eine Judenfirma, wir können uns nichts erlauben, wir müssen besonders gut aufpassen.» Eine eigenartige Haltung. Wie interpretiert man das?

Annemarie Spahr *1922 1936 fuhr ich als junges Mädchen zu Verwandten nach Deutschland. Von der Judenverfolgung merkte ich bei diesem Besuch nichts, das war nie ein Thema. Ich glaube auch nicht, dass es dort in dieser Gegend überhaupt Juden hatte. Wir bekamen von der Judenfrage eher noch in der Schweiz etwas mit, so ganz am Rande. Und zwar in der Tuchfabrik in Turbenthal, wo mein Vater Betriebsleiter war.

In der Textilbranche waren ja viele Juden tätig, und mein Vater hatte kurz vor Kriegsbeginn einen jüdischen Vorgesetzten bekommen. Der nutzte ihn sehr aus, und wir mochten ihn gar nicht. Nicht, dass man irgendwas gegen ihn hätte machen wollen. Man wusste ja, dass man in der Textilindustrie viel mit Juden zu tun hatte. Aber sie standen uns einfach nicht nahe und waren uns unsympathisch, weil sie im Betrieb so sehr auf Erfolg drangen und von der sozialen Ader, die mein Vater den Arbeitern gegenüber hatte, gar nichts wissen wollten: Mein Vater stand wie die Arbeiter schon frühmorgens im Betrieb und ging als Letzter nach Hause. Ich machte manches Mal mit ihm zusammen lange nach Arbeitsschluss die Runde durch die Fabrik, um zu schauen, ob alles in Ordnung war.

Margrit Brügger *1920 Ob es damals Antisemitismus gab? Ja, sicher! Für uns waren die Juden einfach «Saujuden», die immer betrügen. Nicht, dass man sie irgendwie verfolgt hätte, aber man hielt einfach nicht viel von ihnen. Von den Deutschen allerdings auch nicht. Aber vom Holocaust haben wir nichts mitbekommen. Das finde ich eigentlich verrückt, dass ich nie etwas davon mitbekommen habe. Ich weiss nicht, ob damals in der Zeitung etwas darüber gestanden wäre. Auf jeden Fall redete man nie davon. Erst nachher.

Mein Mann hatte als Buchprüfer mit einer grossen jüdischen Firma in Bern zu tun. Da fluchte er jeweils am Abend, wie die geizig täten und wie das mühsam sei mit denen. Andererseits hatten wir ja in Bern den Loeb. Den bewunderte ich eigentlich schon damals, und ich estime ihn heute noch als grossen, guten Mann, als guten Juden.

Jüdischen Flüchtlingen bin ich nie begegnet, die waren wohl eher in Lagern. Über die Parole «Das Boot ist voll» diskutierte man schon, aber ich glaube, man war da ziemlich egoistisch. Dass man die Grenzen für Flüchtlinge schloss, war wahrscheinlich schon nicht so gut. Denn wir mussten ja nicht Hunger leiden. Es hätte sicher noch Platz gehabt. Gottlob gab es etliche, die hinter dem Rücken der Behörden noch ein bisschen etwas machten. Es gab doch da diese Flüchtlingsmutter, Gertrud Kurz, die viele Flüchtlinge beherbergte. Und auch sonst hat man jetzt so Geschichten gelesen, von Leuten, die Juden in die Schweiz geschmuggelt und versteckt haben. Das ist natürlich nur ein winzig kleiner Trost, im Verhältnis zu dem, was die Deutschen sich geleistet haben, die Leute einfach ins Konzentrationslager zu jagen.

Annemarie Spahr *1922 Von der Judenverfolgung hörten wir erst später. Mein Grossvater mütterlicherseits war FDP-Kantonsrat. Einmal kam er gegen Ende des Krieges von einer Kantonsratssitzung nach Hause und erzählte von den Konzentrationslagern und dass man darüber im Rat diskutiert habe. Er war völlig empört und sagte: «Ich glaube das einfach nicht! Ich glaube das nicht, dass ein Volk, das einen Goethe und einen Schiller hervorgebracht hat, zu so etwas fähig ist!»

Alfred Stucki *1925 Was mir heute bei der ganzen Flüchtlingsdiskussion auffällt, ist, dass wir uns damals, während des Krieges, viel weniger Sorgen um die Judenfrage machten. Ich glaube, etwa ab 1943 hat man mitbekommen, dass Juden vernichtet werden. Das nehme ich an, weil mir noch in Erinnerung ist, wie man dann nach dem Krieg die Bilder von der Befreiung der KZ zu sehen

bekam, die Leichenberge und das fürchterliche Zeug. Meine erste Reaktion war damals: Weshalb sind die so erstaunt? Das haben wir doch alles schon gewusst! Man war zwar noch entsetzt, weil man es nun so genau sah, aber es war nicht neu. Wir hatten es gewusst und uns sicher auch Gedanken darüber gemacht. Aber im Nachhinein würde ich sagen, dass die persönliche Bedrohung für uns im Vordergrund stand. Nicht, weil wir das Schicksal der Juden gering geachtet hätten. Eher, weil wir während der ganzen Kriegszeit das Gefühl einer persönlichen Bedrohung hatten. Da ist klar, dass das Schicksal anderer eher im Hintergrund stand. Ich habe erst im Nachhinein realisiert, dass es wegen der Flüchtlingspolitik bereits 1942 einen Aufschrei gegeben hatte und Bundesrat von Steiger seine Haltung etwas revidieren musste. Aber persönlich kann ich mich an nichts davon erinnern.

Moritz Abrach *1913

Als 1933 die Nationalsozialisten die Regierung in Deutschland übernahmen, stand ich am Stauffacher und sah die Schlagzeile der NZZ: «Hitler an der Macht». Obwohl ich Jude bin, mass ich dem überhaupt keine Bedeutung bei. Ich erwartete, dass es Hitler gleich ergehen würde wie den deutschen Regierungschefs vor ihm: In Deutschland löste damals eine Krise die andere ab. Ich habe das unterschätzt; er hat uns viel Leid gebracht.

Notgedrungen begannen wir schliesslich, Hitler ernst zu nehmen. Zu meinen Leidwesen muss ich sagen, dass wir die Emigranten, die unter dem Druck des Nationalsozialismus in die Schweiz kamen, nicht ernst nahmen. Wir dachten: Das sind alles Flüchtlinge, die wollen nicht arbeiten. Wir realisierten nicht, was Hitler bedeutete. Wir dachten: Das kann gar nicht sein, was die erzählen. Die wollen einfach nicht arbeiten, sind faule Cheibe.

Zum Selbstverständnis der Schweizer Juden gibt es eine schöne Anekdote: Vor dem Krieg, aber bereits unter den Nazis, reiste ein orthodoxer Zürcher Jude nach Karlsbad zur Kur. Er trug einen Kaftan, Schläfenlocken und einen schwarzen Hut. In München musste er umsteigen. Die Deutschen hänselten ihn: «Jud, Jud!» Da antwortete er auf Jiddisch: «Was wollt ihr, ich bin ein Schweizer!»

Ungefähr 1942 erhielt ich vom Roten Kreuz die Mitteilung, meine Schwiegereltern seien getötet worden. Meine Frau war Russin, und ihre Eltern waren vor dem Kommunismus nach Lodz in Polen geflüchtet. Sie wurden in Theresienstadt vergast. Ich war damals gerade im Aktivdienst und fragte mich, wie ich das meiner Frau mitteilen sollte. Der Regimentspfarrer erfuhr davon und liess mich und meine Frau nach Dielsdorf kommen. Er sprach sehr lange mit meiner

Frau. Das habe ich nie vergessen. Durch den Tod meiner Schwiegereltern erfuhr ich von den Konzentrationslagern, es wurde mir schwarz auf weiss serviert. Es ist mir heute noch unbegreiflich, dass so etwas möglich war. Natürlich hätte man mehr tun können, die Emigranten aus Deutschland hätte man aufnehmen können. Die wenigen, die in die Schweiz kamen, wurden hier schikaniert.

Eine Zeit lang bewachten wir im Militär eine Brücke bei Schaffhausen. Da sahen wir mit an, wie die Zöllner Flüchtlinge zurückschickten. Ich fühlte mich machtlos: Die armen Cheibe, dachte ich, und ich kann ihnen nicht helfen. Dass das Boot voll sei, habe ich nie akzeptiert. Aber man war machtlos, man machte seinen Dienst und war mit sich selber beschäftigt.



CONSULADO GERMÁNICO
 Visto N.º 113
 Nombre Yolanda
 Fecha 20
 José (Chapel)
 Encargado de Consular



VISA DE TRANSIT

Nom du bénéficiaire: Yolanda
 Nationalité: Belge
 Visé sous le No 113
 au titre de Belge à Berner pour permettre
 de faire un voyage de transit par la Belgique
 dans le délai de 30 jours à compter de la
 délivrance de ce visa.
VISA IMPORTANT! Il est interdit au
 titulaire de s'arrêter volontairement en
 Belgique ou de s'y rendre.

«Es hiess, die Mütter dürften nicht mit den Kindern zusammen sein»

Gunda Bay,
geboren 1924, Kinder-
pflegerin, Flüchtlings-
betreuerin

Meine Eltern wollten, dass wir Kinder in eine Waldorfschule gingen. Durch seine Kontakte von früher fand mein Vater in Stuttgart eine Stelle als Modellbauer, und so kehrten wir 1935 aus der Schweiz nach Deutschland zurück, damit wir dort zur Schule gehen konnten. Es war eine wunderbare Schule, obwohl wir jeden Tag den Hitlergruss machen mussten. Da hing ein grosses Bild von Hitler und ein kleines von Rudolf Steiner, der diese Schule entwickelt hatte, und zu Beginn der Stunden mussten wir «Heil Hitler!» rufen. Wir sagten stattdessen zum Spass «drei Liter», dann durften wir uns setzen und hatten unsere Stunde. Am Montag mussten wir jeweils die Fahne hissen und «Die Fahne hoch» singen. Die Lehrer machten das halt mit; in der Form der Pädagogik waren sie aber noch frei.

Es hatte ein paar jüdische Kinder in der Schule, die dann aber plötzlich wegblieben. Die flüchteten vermutlich aus Deutschland, genau wie wir später auch. Ich wusste früher nicht, was ein Jude ist. Darüber redete man nicht. Ich lernte es erst damals. Auf dem Schulweg war der «Stürmer» angeschlagen, diese Nazi-Zeitung. Da war von den «Judenschweinen» und wie sie hausen die Rede. Die anderen Schüler mussten in den Bund Deutscher Mädchen oder die Hitlerjugend. Wir nicht, weil wir Schweizer waren, aber ich ging trotzdem einmal. Das musste ich sehen. Es gab eine BDM-Tracht, ein Jäckchen, und diese BDM-Mädchen hatten das alle. Das wollte ich natürlich auch haben! Ich bekam dann eines geschenkt. Zu Hause durfte ich es aber nicht anziehen.

Von der dritten Klasse an mussten wir mit der Schule an die SS-Aufmärsche gehen. Da standen wir dann zu hunderten und mussten mit hoch erhobenem Arm «Sieg heil, Sieg heil, Sieg heil!» schreien. Zum Beispiel als Mussolini kam. Und für Himmler, Hitler und alle diese Bonzen. Die fuhren vor, und wir Kin-

Gunda Bay mit dem Visum für Brasilien, das der Generalkonsul in Genf ihr und ihrem Mann am 20. März 1946 ausstellte.

der brüllten die Parolen. Manchen Kindern wurde vom langen Stehen schlecht; sie fielen um, und man holte sie heraus. Nachher sah man auf den Fotos, wie das Volk Hitler bejubelte. Da waren wir auch dabei. Wir schrien zwar nur «drei Liter», aber immerhin. Hitler sah immer ein bisschen aus wie eine Maske. Er bewegte sich wie eine Maske, war irgendwie nicht menschlich. Mussolini hingegen war ein dicker Bonze. Auch an Himmler kann ich mich noch gut erinnern, der steckte in so einer SS-Uniform.

Nach diesen Aufmärschen waren wir immer ganz «erschlagen». Aber wir Kinder waren natürlich auch stolz, so etwas mitzumachen. Mein Vater weigerte sich, «Heil Hitler!» zu sagen. Er sagte «Grüss Gott!». Oft wurde er zurechtgewiesen: «Der deutsche Gruss ist Heil Hitler!» Meine Mutter fand das viel zu gefährlich; sie sagte den Gruss. Dass mein Vater sich weigerte, machte ihr Sorgen. Wir hatten damals einen Nachbarn, Doktor Rosenberg, der wurde nach Dachau gebracht. Man entliess ihn bald wieder und gab ihm 24 Stunden Zeit, um Deutschland zu verlassen. Mein Vater begleitete ihn und wusste von ihm, wie es in Dachau zu- und herging. Das erzählte er später auch in der Schweiz, als Offizier in Bern, aber dort hiess es bloss: «Das wissen wir schon!»

1937 wurde die Waldorfschule verboten. Unsere Eltern wollten nicht, dass wir in eine andere deutsche Schule gehen, und so kehrten wir in die Schweiz zurück und zogen auf den Beatenberg. Dort ging ich in die Oberschule, da waren fünf Klassen in derselben Schulstube, und der Lehrer war daneben noch Gemeindepräsident. Er korrigierte mich immer, zum Beispiel wenn ich fragte: «Dürfte ich Sie bitten, mir ein Heft zu geben?» Ich hätte sagen sollen: «Wollt Ihr so gut sein und mir ein Heft geben?»

Während des Krieges war mein Vater Kommandant eines militärischen Aufanglagers für Flüchtlinge. Es war auf dem Gütsch in Luzern in einem älteren Hotel. Meine Mutter zog mit meinen kleineren Geschwistern auch in das Lager, und ich besuchte sie dort einmal. Ich hatte damals schon meine Ausbildung als Kinderpflegerin abgeschlossen und nahm mich dort deshalb ein wenig der Kinder an. Die Umstände waren sehr schwierig, denn die Leute hatten alle unglaublich viel Schweres erlebt und waren völlig erschöpft. Zudem gab es andauernd Wechsel, fast täglich kamen neue Flüchtlinge, und die anderen wurden in der ganzen Schweiz verteilt. Zusammen mit einigen Lehrerinnen und Lehrern, die es unter den Flüchtlingen gab, organisierte ich Schulunterricht und Spiel- und Bastelnachmittage für die Kinder. Als etwas später ein Inspektor von der

Zentralleitung der Arbeitslager vorbeikam, fragte der mich an, ob ich nicht in einem Zivillager eine Arbeit übernehmen wollte.

So kam ich Anfang 1944 mit neunzehn Jahren nach Moudon in ein Frauenlager. Die Frauen mussten dort arbeiten: stricken und die Wäsche für ein Arbeitslager machen. Deshalb wollte man eine *pouponnière* einrichten, eine Abteilung für Babys, und dafür wurde ich geschickt. Es hiess, ich würde von der vorherigen Kinderschwester eingeführt. Die hatte aber eine Kieferhöhlenentzündung, und wir mussten sie ins Spital bringen. Ich rief die Zentralleitung an, damit sie mir jemanden schickten, der mich einführt, aber die sagten: «Wir haben niemanden, sie müssen alleine zurechtkommen.» Mir liefen die Tränen nur so runter! Lagersanitäter Doktor Bär, selber ein Flüchtling, redete mir gut zu: «Fräulein Bay, wir helfen Ihnen! Bleiben Sie doch!» So fingen wir an. Die von der Zentralleitung hatten gesagt, ich solle eine Liste machen, was ich zur Einrichtung der *pouponnière* an Material brauchte. Wir begannen, Listen zu machen. Ich war sehr sparsam erzogen, und Doktor Bär sagte zu mir: «Bestellen Sie das Doppelte! Die schicken sowieso weniger.»

Schliesslich kamen dann die ersten Flüchtlingsfrauen mit Babys ins Lager. Es hiess, die Arbeit mit den Kindern dürfe nicht von den Müttern selber gemacht werden. Jene, die noch stillten, durften dies tun, aber sonst durften sie wie alle anderen nur am Abend ihre Kinder ins Bettchen legen. Darüber hinaus hätten sie keinen Kontakt zu ihren Kindern haben dürfen, die Arbeit mit den Kindern sollten andere Lagerinsassinnen machen. Ein typischer Entscheid vom Schreibtisch herab! Das waren eben diese Verrücktheiten, diese Sturheiten, die damals so stark waren. Ich hielt mich aber nicht daran, sondern sagte den Müttern, sie dürften mir helfen.

Die ZL war in Zürich und gehörte zum Justiz- und Polizeidepartement. Zentralleitung der Arbeitslager und Flüchtlingsheime hiess das offiziell. Die waren zuständig für die Organisation der nichtmilitärischen Lager und Heime. Das waren unsere Befehlshaber. Am grünen Tisch besprachen die alles, und wir bekamen nur Befehle. Ziemlich militärisch, obwohl es ja eigentlich Zivillager waren.

Nach zwei Monaten in Moudon bekam ich den Marschbefehl als Hilfsleiterin für ein Familienlager in Champéry, im Wallis. Dort sollte ich ebenfalls eine *pouponnière* aufbauen. Ich fragte die ZL, ob ich ein paar von meinen Müttern mit den Kindern als Hilfe mitnehmen dürfe. Das erlaubten sie mir erstaunlicherweise, und so bauten wir das auf. Ich liebte es natürlich! Alle diese Kinder und die wunderbar schönen Babys! Das Lager fasste 200 bis 300 Leute, und es

gehörten auch zwei Hotels dazu; dort hätte ich ein Zimmer gehabt. Aber ich musste mich um die Kinder kümmern, ich hatte doch die Verantwortung für sie! Deshalb richtete ich mir im Kinderhaus ein Stübli ein und wohnte dort.

Damals lernte ich einen jungen, holländischen Emigranten kennen, der sich bei den Bauern auf dem Tenn versteckte. Er hiess René, und ich begann mit ihm zu reden, und wir befreundeten uns. Er sagte: «Wenn die Schweizer mich erwischen, werde ich eingesperrt, denn ich gehöre zur ‚Verteidigung von Paris‘.» Das war eine Gruppe von Leuten, die Soldaten, die aus Interniertenlagern geflohen waren, über die Grenze brachten, damit sie zu den Alliierten zurückkehren konnten. Solche Soldaten führte René nach Frankreich, und von dort brachte er dann wieder Leute mit, die in die Schweiz kommen wollten. Ich hatte damals etwas oberhalb des Lagers für den Sommer ein kleines Häuschen gemietet, damit ich manchmal etwas rauskonnte. Ich sagte zu René, er könne dort wohnen, und ich beschaffte ihm auch Lebensmittel und so weiter.

Eines Tages brachte er einen Holländer und einen Engländer mit, die mit dem Flugzeug abgestürzt waren. Der Engländer war noch ein Junge, er trug einen Pfadfinderhut, nicht die Uniform. Sie waren bärtig und verdreckt, und René sagte: «Heute Nacht bringe ich sie über die Grenze, aber wir müssen bis um elf Uhr warten und gehen noch ein Fondue essen.» So gingen wir also in die Beiz. Als wir zurückkamen und ich mich verabschieden wollte, fragten sie: «Das ist jetzt also dein Kinderhaus? Und da sind Babys?» Ich sagte: «Ja, das sind alles meine Babys.» Da fragten sie: «Dürfen wir sie anschauen?» Das war natürlich verboten, aber ich ging hinein, und sagte zur Frau, die gerade Nachtwache hielt: «Hören Sie, da sind welche, die kämpfen gegen Hitler, und die würden gerne die Kinder anschauen.» Sie war einverstanden, und so gingen wir hinein. Die Kinder wachten auf, und sie nahmen sie auf die Arme. Kein Kind weinte. Es war eine Freude, diese Kinder zu sehen, die schönsten Kinder der Welt. Dann war es Zeit für die drei, ich verabschiedete mich, und sie zogen los. René sagte: «In spätestens zwei Tagen bin ich wieder da.» Er kehrte aber nicht zurück, und man hörte, dass Truppen da gewesen waren und alle, die über die Grenze kamen, erschossen hatten. Ich bekomme heute noch Gänsehaut, wenn ich daran denke. Ich habe die Schüsse gehört.

Ich sorgte auch in Champéry dafür, dass die Mütter bei ihren Kindern arbeiten konnten. Deshalb bekam ich einen Verweis. Der Lagerkommandant kam und sagte zu mir: «Fräulein Bay, was machen Sie denn da? Das ist doch ein Befehl! Die Mütter dürfen nicht mit den Kindern zusammen sein!» Da sagte ich: «Ich

habe nicht genug Helferinnen. Ich habe bei der ZL schon angefragt, sie sollen ausgebildete Schwestern schicken, dann kann ich die Mütter gerne wegschicken.» Aber das konnten sie ja nicht. Da meinte er: «Das geht hier eigentlich tadellos. Machen Sie ruhig weiter!» Aber dann kam die Inspektion. Zuerst kam ein Fräulein, die sagte: «Also, das ist ja schön hier bei Ihnen, aber das darf man eigentlich nicht.» Denn es war natürlich schnell in allen Flüchtlingslagern der Schweiz bekannt geworden: In Champéry sind die Kinder und die Mütter zusammen. Die Mund-zu-Mund-Propaganda funktionierte, und die ZL war wütend! Dann kam ein Inspektor. Der fragte: «Wieso wohnen Sie nicht im Hotel oben?» Ich antwortete: «Mir ist in diesem Stübli wohl, und ich trage die Verantwortung.» Da sagte er: «Sie machen diesen Leuten ja das Paradies!» Ich antwortete: «Danke für das Kompliment, aber wir sollten noch viel mehr machen!» Beleidigt zog er ab, und ich wurde strafversetzt, in ein jüdisch-orthodoxes Lager. Dort wollten die Schweizer nicht gerne hin. Zuerst fand ich auch: Das mache ich doch nicht! Ich gehe nach Hause und gehe studieren, oder was weiss ich. Aber dann dachte ich: Ich bin wenigstens freundlich zu den Flüchtlingen, ich habe sie gerne. Ich akzeptierte also und kam so nach Morgins.

Dort führte ich etwa zwei Monate lang das Kinderhaus. Das waren eher grössere Kinder, aber viele! Ich hatte sicher fünfzig oder sechzig Kinder. Es war ein grosses Lager, in drei Hotels, und es war streng orthodox. Zuerst musste ich mich daran gewöhnen. Als ich ankam, war gerade das Fest von der Zerstörung des Tempels. Da dürfen orthodoxe Juden keine Schuhe tragen, und deshalb hatten alle Papierchen an den Füssen. Und bärtig waren sie alle, denn sie durften sich nicht rasieren. Das war eine schwierige Situation für mich, aber wenn es ein Problem gab, trat ich jeweils an das erstbeste Fenster, schöpfte tief Atem, dann ging es wieder. Morgins liegt ja in einer wunderbaren Berggegend!

Wir hatten dort sehr viele strenge Regeln, die ich einfach nicht begreifen konnte. Im Lager war auch ein ganz junger Rabbiner, Rabbi Block, der war Nachtwächter im Haupthaus. Ihn fragte ich, ob er mir das nicht ein wenig erklären wolle. Er meinte: «Ach, Fräulein Bay, was wollen Sie sich den Kopf füllen? Das nützt Ihnen doch gar nichts! Sie sind ja keine Jüdin.» Aber ich fand: «Wenn ich das mitmachen soll, dann muss ich wissen, warum das so ist.» Da willigte er ein, und so lernte ich schliesslich wochenlang von ihm. Ich weiss mehr vom strengsten jüdischen Glauben als viele Juden. Das war eine ganze Schulung. Ist doch auch eine Kultur!

Nachher wusste ich dann Bescheid. Am Sabbat durfte man zum Beispiel nicht kochen. Man konnte das Essen vorbereiten und in Kochkisten fertig ko-

chen, aber sie hatten nicht genug solche Kisten für das Kinderhaus, und die Kinder hätten deshalb kaltes Essen bekommen. Ich fand: «Das gibt es nicht! Wir wollen warmes Essen haben!» Da trennten wir mit einer Schnur, die wir vom Kinderhaus zur Küche spannten, einen «Hof» ab. Nun durften sie das Essen herübertragen, denn im Hof darf man tragen, nur draussen nicht. Die Kinder erzählten mir auch, die Leute im Stetl hätten den Hausschlüssel als Verschluss ihres Gürtels benutzt, weil sie nichts tragen dürfen, wenn sie in die Synagoge gehen, also auch keinen Schlüssel. Kleidungsstücke dürfen sie jedoch haben, und da brauchten sie den Schlüssel als Gürtelverschluss. Alle diese Sachen lernte ich, und warum und wieso. Ich sagte: «Wenn ihr das glaubt, bitte, ich helfe euch und werde schauen, dass es auch so gemacht wird.» Mit der Zeit hatte ich dort sehr viele Freunde, und so ging das gut.

Morgins liegt direkt an der französischen Grenze. Da kamen manchmal «Maquis»-Leute, Widerstandskämpfer, zu uns herüber. Sie kehrten aber immer wieder zurück, denn sie wollten ja kämpfen und nicht dableiben. Wir halfen ihnen ein bisschen mit Essen, soweit man halt konnte. Eines schönen Tages stand ich mit einer Frau vor dem Kinderhaus, da sahen wir plötzlich einen gelben, deutschen Jagdflieger. Der war so nahe, dass wir sogar das Hakenkreuz erkennen konnten. Er drehte über uns, und plötzlich fiel eine Bombe herunter. Wie im Kino! So «tschümm tschümm a-bang»! Zuerst eine Bombe. Und dann noch eine und noch eine.

Der Bäcker von der Confiserie nebenan legte eine grosse Schweizerfahne auf den Boden vor seinem Haus, da verschwanden die Flieger wieder. In der Nähe war ein Flab-Bataillon. Sie waren gerade am Dislozieren und hatten zum Einpacken Auslegeordnung gemacht. Sie hatten eine Soldatenstube, auf die war eine der Bomben gefallen und hatte sie vollkommen zerstört. Auf ein Pensionat, das in der Nähe war, fiel auch eine Bombe. Bei uns gingen nur eine Reihe von Fensterscheiben kaputt. An jenem Tag waren der Lagerleiter und die Mitarbeiter zu einem Fest ins Lager nach Champéry gefahren, äusser mir war nur noch eine einzige Schweizerin da. Die Flüchtlinge blieben aber ganz ruhig. Sie gingen zur Soldatenstube, um zu helfen, denn da gab es Verwundete. Einer der Offizier hingegen war völlig nervös und kommandierte sinnlos herum. Ich dachte mir: Wenn wirklich Krieg wäre, hätten wir ja eine schöne Armee!

Meine Juden hingegen halfen und blieben ganz ruhig. Wir schauten einfach zum Himmel, ob die Flieger noch einmal kamen, was dann auch tatsächlich geschah. Wir überlegten uns, die Kinder aus dem Haus zu evakuieren, behielten

sie dann aber doch dort. Später rief ein Oberst aus Monthey an und sagte, wir sollten die Häuser verdunkeln. Das machten wir dann auch. Es war fantastisch, wie die jüdischen Rabbiner ihre Leute in der Hand hatten! Die konnten sie beruhigen: «Ihr bleibt jetzt hier und hört auf das, was Fräulein Bay sagt.» Fantastisch! Man kann wirklich sagen, die benahmen sich so, wie man sich in so einem Moment benehmen muss. Am nächsten Tag kam der Oberst bei uns vorbei. Meine Kollegin sagt, es sei sogar der General dabei gewesen. Der Oberst sagte zu mir: *«Je veux parler avec le chef du camp!»* Ich entgegnete: *«Il n'est pas là.»* Da war er ganz entrüstet: *«Mais vous êtes une femme!»* Der konnte sich nicht vorstellen, dass Frauen alleine ein Heim führen konnten. So blöd! Die ganze Sache ist dann vollkommen verschwiegen worden. Niemand in der Schweiz wusste, dass in Morgins eine Bombe abgeworfen worden war. Warum man das verschwiegen hat? Ich weiss es nicht. Vielleicht um nicht eingestehen zu müssen, dass wir uns nicht schützen konnten? Nicht mal meine Schwester, die im FHD Späherin bei der Flab war, hat davon gewusst. Irgendwo funktionierte ein Teil der Kontrolle nicht, und die deutschen Flieger konnten einfach reinkommen. Sie hatten geglaubt, diese Auslegeordnung des Flab-Bataillons sei ein Lager des «Maquis», das ist später dann geklärt worden.

Dann hörte ich, dass auf dem Beatenberg zum ersten Mal ein koscheres Lager organisiert werden sollte, im Hotel «Schweizerhof», denn in den normalen Lagern hatten orthodoxe Juden natürlich Probleme mit dem Essen und anderen Dingen. Ich meldete mich sofort und kam dann auch dort hin, um das Kinderheim aufzubauen. Ich war fast zwei Jahre dort. Der «Schweizerhof» hatte vorher einer deutschen Nazi-Gesellschaft gehört. Damals waren immer diese SA-Leute auf dem Beatenberg herumgelaufen, und sie hatten die Hakenkreuzfahne gehisst. Ich war damals auch einmal dort gewesen, und wenn man die Treppe hinaufkam, hing da ein riesiges Bild vom Führer. Das war natürlich schon weg, als wir kamen, um das Lager einzurichten. Wir hängten dann den Herzl dort hin, wo vorher Hitler gewesen war. Ein grosses Bild von Theodor Herzl, dem Begründer des Zionismus.

Wir begannen also, das Lager vorzubereiten. Das Geschirr kam von einer jüdischen Organisation in Zürich, denn es musste koscher sein. Das Besteck wurde von uns in Kübeln mit glühenden Steinen und Wasser gekoschert. Die Messer waren allerdings ein Problem, denn die wären kaputtgegangen, wenn man sie so behandelt hätte. Wir brauchten sie aber, denn es sollte Kartoffeln, Käse, Brot und Kaffee geben am ersten Abend. Die rettende Idee waren dann

die Geräte, die es im «Schweizerhof» hatte, mit denen man früher die Messer schliff und säuberte. Ich sagte: «Wenn wir die Messer schleifen, sprühen doch die Funken nur so!» Einer der Religionslehrer schaute sich das an. Er rief einen anderen dazu, und sie berieten sich. Schliesslich erklärten sie, dass die Messer so gekoschert werden konnten. Es kamen siebzig Leute am ersten Abend, und sie konnten ihre Kartoffeln koscher essen.

In dieses Lager kamen nur orthodoxe Juden. Wir hatten eine Synagoge, und im Keller wurde eine Mikwe eingerichtet. Das ist ein Reinigungsbad für die Rabbiner und die Frauen, die die Periode gehabt hatten. Da müssen sie sich reinigen, sonst dürfen sie nicht zu ihren Männern in die Betten. Alles war streng geregelt, und gerade ich war sehr dafür: Wenn wirs machen, dann machen wir es richtig, sagte ich mir.

Eine Zeit lang hatten wir einen Wunderrabbi, Rabbi Steif aus Budapest, bei uns. Der hatte einen eigenen Mundschenk dabei, der extra für ihn kochte, und er legte sich nie in ein Bett, sondern schlief immer nur sitzend. Ein kleines Mannli war das, aber mit einem riesigen Bart! Ein ganz feiner Rabbiner. Ich redete oft mit ihm, um die religiösen Dinge zu besprechen. Zum Beispiel bekamen wir als Notvorrat Militärzwieback, der in Fettpapier eingepackt war, das durften sie nicht essen. Da hiess es dann nur: «Wenn sie den nicht wollen, dann sollen sie halt hungern!» Wir schickten den Zwieback zurück. Solche Dinge konnte ich mit Rabbi Steif besprechen. Er ist dann weitergereist, und als er ging, gab er mir die Hand. Das war ein Skandal! Erstens bin ich keine Jüdin, und zweitens hätte ich ja die Periode haben können! Ein Rabbiner gibt einer Frau nicht die Hand. Viel später, als ich schon in Brasilien lebte, kamen Leute einer jüdischen Organisation zu uns, und eine Frau sagte: «Ich muss Fräulein Bay sehen. Unser Wunderrabbi hat ihr die Hand gegeben.»

Die Flüchtlinge im Lager mussten arbeiten: Das Haus musste geputzt werden, es gab eine Nähstube, die Waschküche, das Kinderheim, und eine Equipe war in der Küche. Die Leute wurden eingeteilt, je nach Erfahrung, die sie hatten. Wenn sie ankamen, fragte man sie: «Was können Sie?» Sie sagten meist: «Ich kann alles.» Wenn es dann hiess: «Gut, wir brauchen Leute für den Hausdienst», sagten sie aber: «Das kann ich nicht, ich habe einen Ischias, ich bin erkältet, ich kann nicht», und so weiter. Am Schluss kamen die, die gar nichts anderes konnten, zum Kartoffeln schälen oder in die Nähstube. Eine Frau sagte, sie könne auch das nicht: «Da wird so viel von den schrecklichen Sachen geredet, die wir erlebt haben.»

Ich hörte viele solche Geschichten. Einer der Flüchtlinge, der Lagersamari-

ter, der hatte ein Gesicht! Wir fragten uns immer: Wieso schaut der so drein? Er war alleine in die Schweiz gekommen, hatte aber seine Frau und seine beiden Söhne hier wieder gefunden. Das war ein Wunder! Die ganze Familie war wieder zusammen. Einmal, als er Medikamente bestellen musste und ich die Liste für ihn tippte, begann er zu erzählen: «Wir lebten in Lodz in Polen. Eines Tages kamen Gestapo in unsere Wohnung und befahlen, wir müssten in zehn Minuten unsere Sachen packen und hinaus auf den Platz. Dort mussten die Frauen auf die eine Seite, die Kinder auf die andere und ich als Mann noch mal woanders hin. Wir mussten in Züge einsteigen, und schon wussten man nichts mehr voneinander. Schliesslich kam ich nach Buchenwald. Weil ich Arzt war, wurde ich dort Lagerältester. Eines Tages kam ein Zug mit Kindern, und da waren meine beiden Kinder drin. Ich konnte sie zu mir nehmen und in der Baracke verstecken.» Man glaubt es kaum! Er konnte sie verstecken! Dann begannen die Vergasungen und Verbrennungen. Es gelang ihm, dafür zu sorgen, dass ihre Baracke als letzte drankam. Da halfen sich die Lagerinsassen teilweise sehr! Sie waren solidarisch untereinander. Es kam aber so weit, dass auch sie hinausmussten. Er selber kam zum Verbrennungsofen, während die Kinder noch versteckt waren. Er erzählte mir, dass die Nazi-Schergen ihn in den Ofen hineingestossen hätten, dass aber die Türe nicht zuging und er wieder herausgefallen sei. Im letzten Moment seien dann die Amerikaner gekommen. Solche Sachen erzählte er mir.

Das Kinderheim war ganz mein Gebiet. Einmal bekam ich einen jungen Mann als Hilfe, der abbüssen wollte, was sein Vater schlecht gemacht hatte. Er erzählte mir, dass sein Vater bei der Fünften Kolonne gewesen war und geholfen hatte, Juden aus der Schweiz wegzuschicken und den Nazis Nachrichten zu liefern. Darüber war er so entsetzt, dass er selber etwas für die Flüchtlinge tun wollte. Er hiess Bernhard und engagierte sich später weiterhin in der Flüchtlingshilfe. Er hatte eine gute Erziehung, war in Luxemburg an einer internationalen Schule für Diplomatenkinder gewesen und war allgemein sehr bewandert. So kam er also zu mir, und wir versuchten, das Leben im Lager so angenehm wie möglich zu gestalten. Die ganzen religiösen Regeln akzeptierten wir natürlich: Wenn die Leute vor dem Sabbat vergessen hatten, das Licht anzuzünden und im Dunkeln sassen, ging man und machte es für sie. Oder wir öffneten ihnen am Sabbat die Briefe, damit sie sie lesen konnten. Bernhard wollte die Arbeitseinteilung genau systematisieren und zeichnete dafür einen schönen Plan. Obwohl wir das vorher natürlich auch schon eingeteilt hatten.

Bernhard schrieb Gedichte. Er war furchtbar traurig darüber, was auf der Welt passierte. Da verstanden wir uns sehr gut: Was ist eigentlich los hier in der Schweiz? Was wollen diese Schweizer? Wenn ich aus dem Lager hinaus ging und jemandem begegnete, den ich kannte und zum Beispiel erzählte, dass die Flüchtlinge Mahlzeitencoupons bekamen, wenn sie hin und wieder mal Ausgang hatten, dann war die Reaktion: «Was? Denen gibt man Mahlzeitencoupons? Was? Die bekommen Taschengeld?» Völlig unmöglich! Man konnte nichts erzählen. Ich ging schon gar nicht mehr hinaus, ich wollte niemanden sehen. Mein Leben fand in den Lagern statt. Zu Hause konnte ich natürlich schon erzählen, aber sonst ... Die Leute wollten einfach nichts wissen. Sie fanden: «Die sollten froh sein, dass sie überhaupt da sein dürfen!»

Es waren damals tausende von Flüchtlingen in der Schweiz. Sie gingen sich gegenseitig in den verschiedenen Lagern besuchen und hatten kaum Kontakte zu Schweizern. Oder sie hatten jüdische Freunde in der Schweiz, die sie einluden. Manche versuchten auch, ein Studium zu beginnen. Und sie hatten das Recht, pro Monat zwei bis drei Tage frei zu bekommen. Man bekommt ja den Lagerkoller! Dann durften sie gehen, und man gab ihnen ein kleines Taschengeld und Mahlzeitencoupons, denn sonst hätten sie nirgends essen können. Geld hatten sie zum Teil auch selber, aber Coupons mussten wir ihnen geben. Unser Bürochef sagte einmal: «Es ist mir egal, wenn Geld fehlt, aber Coupons dürfen keine fehlen!»

Die meisten Leute im Dorf interessierten sich nicht für die Flüchtlinge: «Vorher sind die Deutschen im ‚Schweizerhof‘ gewesen, die haben wir nicht gewollt, und jetzt sind es die Juden, das interessiert uns eigentlich auch nicht.» Sie wollten nichts von den Flüchtlingen wissen. Es interessierte sie dann aber sehr, wenn die Flüchtlinge in die Confiserie gingen, um Güetsi zu essen.

Manche gingen, wenn sie Ausgang hatten, auch ins Hotel. Eine sagte mir, sie hätte Schmuck verkauft, damit sie wieder einmal in ein Hotel konnte: «Da bin ich endlich wieder mal die Herrin gewesen, die ich vorher war.» Im Lager sassen sie natürlich alle am gleichen Tisch: Leute, die sehr reich gewesen waren und alles verloren hatten, und ganz einfache Leute. Das war schwierig. Wir bekamen Kleiderpakete aus Amerika. Das habe ich gehasst! Wir breiteten das dann alles aus, Kleider, Mäntel, dann kamen die Leute, um auszuwählen: «Oh, das ist schön!» Nachher holten wir aus dem Schrank einer dieser eleganten Damen vier Pelzmäntel heraus, die sie gehamstert hatte! Sie sagte verzweifelt: «Wenn ich das gewusst hätte, wäre ich nicht in die Schweiz gekommen!» – «Ja, dann wärst du wohl vergast worden!», sagte ich.

Wir hatten eine Familie, die aus Frankreich geflüchtet war. Sie hatten ihren ältesten Jungen bei einer Bauernfamilie in Frankreich gelassen, weil sie Angst hatten und dachten, wenigstens er solle überleben. Als der Krieg zu Ende war, schrieb diese Pflegefamilie, sie hätten zu wenig zu essen und Mühe, das Kind weiter zu behalten, und baten, er solle doch jetzt zu den Eltern zurückkommen, in die Schweiz. Das probierten wir dann zu organisieren. Und das war unmöglich! Man konnte dieses Kind nicht in die Schweiz bringen. Die Eltern hatten schon Ausreisevisa, für Amerika oder für Israel, sie hatten Beweise, dass er ihr Junge war, und trotzdem war es nicht möglich. Ich fuhr deswegen extra nach Bern und ging aufs Amt. Man wusste ja, wo man es versuchen musste. Rothmund zum Beispiel war ein Gräuel. Von dem hörte ich nur hin und wieder einmal etwas, persönlich habe ich ihn nie erlebt. Aber vor dem haben die alle gezittert! Ich sagte dann zu diesem Beamten: «Schauen Sie, die Leute können das Kind nicht mehr behalten. Die Eltern sind ganz vernünftige Menschen. Die haben schon Ausreisevisa. Wir übernehmen dieses Kind hier in der Schweiz.» Mein Vater gab zudem als Schweizer Offizier eine Garantie ab. Es war nicht möglich! «Es kommt keiner rein, es geht keiner raus ohne unsere Order», hiess es. Das war Bern. Derart stur!

Inzwischen hatte ich meinen späteren Mann Jean kennen gelernt, im Flüchtlingslager. Er stammte aus einer deutschen Adventistenfamilie, die vor dem Krieg aus Deutschland geflohen war, und studierte in Genf. So war er ein Staatenloser geworden und musste in den Semesterferien im Lager arbeiten. Weil er Adventist war und den Sabbat feierte, kam er in unser koscheres Lager. Ich erzählte ihm diese Geschichte. Da nahm er mit dieser französischen Familie Kontakt auf. Sie vereinbarten, das Kind in die Nähe der Schweizer Grenze zu bringen, und Jean ging es zusammen mit einem Schweizer Freund holen, obwohl er als Staatenloser riskierte, eingesteckt oder ausgeschafft zu werden. Das sei sein Dank dafür, dass es ihm in jener Zeit doch relativ gut ergangen sei, sagte er.

Damals hatten wir also mit den Autoritäten zu tun, und da erreichte man gar nichts. Auch bei der Zentraleitung: überhaupt nichts. Mit denen wollten wir so wenig wie möglich zu tun haben. Wir bekamen von ihnen immer wieder Befehle. Dann lachten wir und sagten: «Das kommt wieder mal vom grünen Tisch. Wir machen es halt so, wie es geht.» Sie konnten ja auch nicht alles kontrollieren. Und weil sie mit uns nicht zu viele Probleme hatten, liessen sie uns in Ruhe. Einmal wurde zwar ein neu ankommender Flüchtling beinahe totgeschlagen, weil die anderen ihn erkannt hatten und wussten, dass er ein Kollabo-

rateur war und den Nazis Juden ausgeliefert hatte. Da mussten wir die Polizei rufen, um ihn sicher wegzueskortieren.

Ein kleiner Junge, Oskar hiess er, war alleine hier. Er war von einer Gruppe von Flüchtenden in Frankreich auf der Strasse gefunden worden. Damals war die Schweizer Grenze für Flüchtlinge geschlossen, nur Personen mit Kleinkindern und Leute über sechzig wurden hereingelassen. Deshalb hatte eine junge Frau ihn mitgenommen und als ihren Sohn ausgegeben. Als er bei uns im Lager ankam, wussten wir nichts von ihm, äusser seinen Namen und dass er beschnitten war und dass er so in die Schweiz gekommen war. Mein Mann kümmerte sich etwas um ihn. Das war ein schüchternes Bübchen! Wir überlegten damals sogar, ihn mitzunehmen, als wir nach Brasilien auswanderten. Aber das wäre nicht reell gewesen. Wir hatten ja auch keine sichere Zukunft vor uns und mussten alles zuerst erkämpfen.

Wir gaben Oskar dann der WIZO. Das war eine israelische Frauenorganisation, die versuchte, für Kinder, die keine Eltern und Verwandten mehr hatten, Kontakte zu suchen. Manchmal fanden sich Kinder und Eltern so auch wieder. Ich habe da die unwahrscheinlichsten Geschichten gehört! Teilweise half ich auch mit, solche Leute wieder zu finden. Zum Beispiel hiess es einmal, es kämen Leute aus dem KZ Bergen-Belsen an die Grenze. Dort wurden sie vom Roten Kreuz empfangen. Ich hatte damals gerade einen freien Tag, und da ging ich mit einer Liste von Namen dorthin, um nach bestimmten Personen zu suchen. Fast alle Frauen hatten rasierte Köpfe, denn aus den Haaren hatten die Nazis ja Decken gemacht! Das schockierte mich wahnsinnig, die ganzen Kinder und Mütter mit rasierten Köpfen, das war grauenhaft. Dabei war Bergen-Belsen ein Lager gewesen, um das das Rote Kreuz sich gekümmert hatte. Das war ein Musterlager. Wenn das Rote Kreuz kam, schickten die Nazis die Leute einfach weg, auf ein Feld und machten Vorhänge an die Baracken und sagten: «Kommt schauen, wie wunderbar diese Leute es hier haben.»



Adolf Hitler in Innsbruck, 1938. Foto Hans Staub.

Vor dem Krieg zog es viele junge Schweizerinnen und Schweizer ins Ausland: Sie wollten dort arbeiten, ihren Horizont erweitern, Sprachen lernen. Sie wurden zu Zeuginnen und Zeugen des wachsenden Nationalismus, erlebten mit, wie die Nationalsozialisten Deutschland militarisierten und die Juden entrechteten und verfolgten. Sie sahen, wie die Italiener Mussolini zujubelten, wie die Deutschen in Wien einmarschierten und wie im Londoner Hyde Park Schützengräben ausgehoben wurden. Während des Zweiten Weltkrieges sassen die meisten Schweizerinnen und Schweizer dann in ihrem Land fest. Ins Ausland konnten nur noch wenige. Umso grösser war nach dem Ende des Krieges das Bedürfnis auszubrechen.

Sigurd Schottlaender *1928 Unsere Familie lebte lange Zeit in Deutschland: Mein Vater war Schweizer und arbeitete als Theaterkapellmeister in Berlin. Das war 1932. Damals war man in Berlin schon sehr nervös, denn es war kurz bevor Hitler an die Macht kam. Ich war noch ganz klein, ging in den Kindergarten und bekam von diesen Sachen nicht viel mit. Aber etwas habe ich noch gut in Erinnerung: Die SA, die in ihren braunen Hemden in Zehnerreihen vorbeimarschierten und das Horst-Wessel-Lied sangen. Das war mir unheimlich. Aber ich muss sagen, ich lehnte es nicht vollständig ab. Ich empfand eine gewisse Begeisterung für diesen SA-Aufzug. Die Nazis waren ja sehr geschickt darin, das Volk und vor allem die Jugend für sich zu gewinnen. Als kleines Kind entdeckte ich einmal eine Nazi-Puppe in SA-Uniform auf dem Jahrmarkt. Die wollte ich unbedingt haben. Das Dienstmädchen, das bei mir war, sagte: «Das darf man nicht haben. Der Vater wird schimpfen, wenn wir damit nach Hause kommen.» Mein Vater war jüdischer Herkunft. Doch ich wollte diese Puppe unbedingt haben. Schliesslich gab das Dienstmädchen nach und kaufte sie mir. Zu Hause gab es einen Ricsenkrach. Mein Vater glaubte natürlich, das Dienstmädchen hätte mir die Puppe geschenkt. Sie sagte: «Nein, ihr Sohn wollte sie haben.» Er glaubte ihr nicht. Das war meine erste Berührung mit dem Nationalsozialismus.

Ursula Geiger *1919

Bei uns im Pfarrhaus in Beggingen war ein ständiges Kommen und Gehen, da brauchte meine Mutter eine Haushalthilfe. Meistens waren diese Mädchen aus dem Schwabenland. Mit denen hatten wir es sehr schön. Vor allem mit Rosa Nonnenmacher. Sie war als Waisenkind zu meinen Eltern gekommen und besorgte mit meiner Mutter den Haushalt. Die beiden kamen mir immer vor wie zwei grosse Freundinnen, sie machten alles gemeinsam, und Rosa war mein Zufluchtsort. Wenn ich spät nach Hause kam und Mutter noch mit Leuten der Kirchgemeinde zusammensass, ging ich zu Rosa in die Küche. Sie machte mir Abendbrot, setzte sich zu mir, und wir plauderten zusammen. Sie erzählte mir, wie sie elternlos aufgewachsen war, und sie erzählte mir von August, den sie heiraten wollte, obwohl August ein Hitler-Anhänger war. Das machte ihr Angst.

Vater war ein sehr fleissiger Zeitungsleser. Er unterhielt sich mit unseren Gästen oft über Politik. Hitler wurde noch und noch verhandelt! Rosa musste sich schliesslich entscheiden, ob sie einen Äpler heiraten wollte, den sie in Wildhaus kennen gelernt hatte, oder ob sie zu August wollte. Sie entschied sich für August, weil er auch ein Waisenkind war. So kehrte sie nach Deutschland zurück. Meine Mutter schenkte ihr eine Aussteuer, und ich besuchte sie, als sie ihr erstes Kind bekam. Ich machte ihr den Haushalt und versorgte das Kind, denn sie und August waren bettelarm und mussten gemeinsam den ganzen Tag auf dem Feld arbeiten. Ich wurde Gotte der kleinen Helene und erlebte die Anfänge der Nazi-Zeit in Deutschland.

Ich ging in den BDM, den Bund Deutscher Mädchen. Ich wollte einfach wissen, was sie machten und wie das so war. Anfangs war ich begeistert. Annemarie, die Leiterin, sagte jedoch immer: «Einem jüdischen Mädchen reiche ich nicht die Hand.» Da sagte ich: «Annemarie, spinnst du eigentlich? Wieso denn?» Wir hatten grosse Diskussionen, und mir kamen die ersten Zweifel, obwohl ich Annemarie glühend verehrte. Äusserlich gab der BDM ein wunderbares Bild ab: Man feierte Sonnenwende, sprang über das Feuer, sang miteinander, fuhr mit grossen Autobussen aus, spielte und ass zusammen am Feuer. Ich begann dann jedoch, gut zuzuhören. Da merkte ich, dass das alles nur Schönfärberei war und dass die Juden schon damals sehr schlecht gemacht wurden. Rosa redete mir jeweils gut zu und sagte: «Du musst ihnen nicht alles glauben.» Aber ich merkte, dass die Nazis ein Doppelspiel spielten. Sie streuten den Leuten Sand in die Augen. Deshalb verkrachte ich mich mit Annemarie und trat aus dem BDM aus.

Manchmal kamen junge Mädchen an die Türe, die Abzeichen verkauften.

August sagte zu Rosa: «Du musst ihnen eines abkaufen!» Das Geld steckte Hitler dann in die Waffenproduktion, obwohl die Abzeichen unter anderen Vorwänden verkauft wurden. Rosa sagte den Verkäuferinnen manchmal: «Ich habe kein Geld. Wir sind arm, ich kann das nicht kaufen.» Aber das war ein gefährliches Spiel. Man wusste genau: Rosa Nonnenmacher ist nicht für die Nazis.

Ein weiteres Mal war ich mit Vater in Deutschland. Er traf dort Leute, die in der Kirche waren und Opposition gegen die Nazis machten. Einmal waren wir aber auch bei einer Arztfamilie zu Besuch, die voll und ganz hinter Hitler stand. Mit ihnen debattierte Vater sehr heftig und vertrat seinen Standpunkt. Ich weiss noch, wie ich damals innerlich auf der Seite von Vater stand und dachte: Das ist für uns Schweizer eine riesige Gefahr. Wir müssen Hitler Gegensteuer geben! Wir dürfen uns nicht einfach blind in diese Sache hineinbegeben!

Arthur Bill *1916 1935 machte ich mit einem Kollegen eine Reise durch Holland und Deutschland. Auf der Rheinfahrt nach Rotterdam hatten wir einen deutschen Koch. Er zeigte mir die Maginotlinie, den französischen Schutzwall, und sagte: «Die werden wir einmal durchbrechen. Und zwar wenn möglich zusammen mit den Engländern.»

Als wir später mit unseren Velos die holländisch-deutsche Grenze erreichten, gab mir mein Kollege einen Wimpel und sagte: «Du musst dieses Schweizerfähnchen ans Velo hängen! Jetzt kommen wir dann ins Deutsche, und die sollen wissen, woher wir kommen.» Der Wimpel war rot mit einem langschenkigen Kreuz. Ich wusste nicht, was das war. Ich sagte: «Das ist ja gar kein gewöhnliches Schweizerkreuz. Was hängt du mir da an?» Er antwortete: «Das ist die alte Schweiz-Fahne.» Am diesem Abend erreichten wir eine Jugendherberge in Deutschland. Dort war eine Schweizergruppe, die mich mit Hallo begrüßte und sagte: «Was hast du denn da am Velo? Auch so ein cheibe Fröntier!» Darauf fragte ich meinen Kollegen: «Was hast du mir da angehängt?» Es stellte sich heraus, dass es die Fahne der Fröntier war, der Schweizer Anhänger des Nationalsozialismus. Das hatte ich nicht gewusst. Ich entfernte den Wimpel sofort von meinem Velo und sagte: «Damit fahre ich sicher nicht herum!» Mein Kollege versuchte, mich umzustimmen. Er fand, es sei nicht ungefährlich in Deutschland. Ich solle die Leute immer mit dem Hitlergruss begrüßen! Da sagte ich: «Das werde ich nicht tun! Ich werde höflich sein, aber nie den Hitlergruss machen.»

So fuhren wir also durch Deutschland. Manchmal übernachteten wir bei Bauern. Am Abend hörte man Hitler am Radio. Die meisten Bauernfamilien

hörten fasziniert zu. Viele fanden: Das ist einer, der etwas macht! Der baut Autobahnen! Der baut die grosse Zahl der Arbeitslosen ab! Der hilft! Dass er nicht sehr demokratisch vorgeht, ist ganz richtig: Es muss einmal einer befehlen! Man muss diktieren, was laufen soll in diesem Land! Die meisten sahen Hitler als Retter. Mich überraschte das. Ich hatte das Gefühl, sie denken nicht an die Konsequenzen, die es haben könnte, wenn man die Demokratie demontiert. Wir diskutierten aber nicht mit ihnen. Wir wollten sie nicht provozieren.

In einigen Ortschaften im süddeutschen Raum hing über dem Ortsschild noch ein zweites Schild: «Dieses Dorf ist judenfrei». Das war 1935, drei Jahre vor der «Reichskristallnacht». Die Bedeutung dieses Satzes war mir völlig bewusst, weil ich mir auf der Reise den «Völkischen Beobachter» und den «Stürmer» gekauft hatte. Das waren nationalsozialistische Hetzblätter. Dort stand sehr deutlich, was man mit den Juden machen wollte. Mich verwunderte deshalb nicht, was in der «Kristallnacht» und danach mit den Juden passierte. Den Leuten in diesen Dörfern hatte man verboten, jüdische Geschäfte zu besuchen. Richtige Ausschreitungen hatten damals, 1935, noch nicht stattgefunden.

Ich kaufte mir die nationalsozialistischen Zeitungen, weil ich informiert sein wollte. Hitler war ja schon seit zwei Jahren Kanzler. Mich interessierte, was die Deutschen politisch machen wollten, auch als Bewohner eines kleinen Nachbarlandes. Die Bedrohung war damals schon spürbar.

Elisabeth Fischer-Roy *1910 1935 ging ich als Lehrerin nach Hamburg an die Rudolf-Steiner-Schule. Zuvor war ich Referendarin in Gnadenfeld gewesen, einem Ort in Sachsen, wo ich aufgewachsen war. Am Tag meiner Ankunft erhielten wir Bescheid, dass wir keine neuen Schüler mehr aufnehmen dürften. Das war für diese Schule natürlich das Todesurteil. Man verlangte dann von uns, einen Treueeid auf Adolf Hitler zu leisten. Dann könne die Schule vielleicht wieder neue Schüler aufnehmen. Es gab stundenlange Konferenzen. Schliesslich lehnte das Kollegium geschlossen ab, diesen Eid zu leisten. Das war grandios. Nicht alle Deutschen waren Mitläufer des Nationalsozialismus! Die Zusammenarbeit mit diesen mutigen Kollegen hat mich enorm geprägt.

Annemarie Spahr *1922 Mein Vater war bis zu seiner Heirat 1921 deutscher Staatsangehöriger. Wir hatten deshalb viele deutsche Verwandte. Mit zehn Jahren fuhr ich zum ersten Mal zu meinem Grossvater nach Heilbronn in die Ferien. Das war zurzeit der Depression, der grossen Arbeitslosigkeit. Es hiess damals, man solle am späten Nachmittag und Abend nicht hinausgehen, weil die

Strassen wegen der vielen Arbeitslosen unsicher seien. Das zweite Mal war ich 1936 oder 1937 in Deutschland. Wir fuhren nach Norddeutschland in die Ferien, wo meine Mutter und mein Bruder zur Kur waren. In der Schweiz hätten wir uns diese Kur nicht leisten können, aber dank der so genannten Touristenmarken, die Hitler eingeführt hatte und die man sehr billig kaufen konnte, ging es. Wir wohnten dort bei einer Cousine meines Vaters. Sie war Mitglied der NSDAP, und wir bekamen dort so einiges mit. Sie fand beispielsweise, man solle Frauen, die keine normalen Kinder hatten, unterbinden, damit sie keine solchen Kinder mehr bekamen. Das machte mich eigentlich damals schon stutzig. Man sah auch viele nationalsozialistische Formationen, SA und auch SS. Die ganze Bevölkerung war begeistert.

Ruja Erb *1915 1937 ging ich als Au Pair nach Paris, zu einer jüdischen Familie. Sie waren Fabrikanten. Ich sollte den Kindern Deutschunterricht erteilen. Die Familie war in einer total angespannten Situation, das spürte ich durch das enge Zusammenleben sehr gut. Sie hatten von den Judenverfolgungen in Deutschland gehört und wussten nicht, wie lange sie noch bleiben konnten. Ausserdem hatten sie Angst um den Grossvater, denn er war krank und hätte nicht mit ihnen fliehen können. In dieser schwierigen Situation fragten sie mich immer wieder, wie wir in der Schweiz die Lage beurteilten. Denn sie hofften, dass ich als Schweizerin mehr über die politische Situation wüsste. Ich wusste dazu leider nicht viel zu sagen, denn in der Schule war diesbezüglich nichts erwähnt worden, und so konnte ich nur berichten, was ich von meinem Vater gehört hatte und was in der Zeitung stand. Was mit Frankreich passieren würde, wusste ich doch auch nicht!

Ich blieb ein Jahr lang bei dieser Familie. Schliesslich wollte ich aber auch noch Englisch lernen und bemühte mich um eine Stelle in England. Das klappte jedoch nicht, denn in England herrschte grosse Arbeitslosigkeit, und ich bekam keine Arbeitsbewilligung. Deshalb fand ich, ich könnte eigentlich nach Neapel gehen und von dort nach Ägypten Weiterreisen, um dort in einer englischsprachigen Familie zu arbeiten oder, wenn das nicht klappte, nach Spanien gehen oder als Stewardess auf einem Schiff arbeiten.

Anfang 1939 kam ich nach Neapel. Zuerst war ich eine Weile in einem Haus stationiert, das von Schweizer Diakonissinnen geführt wurde. Sie betreuten vor allem Dienstmädchen, die auf Stellensuche waren, oder solche, die in Erwartung waren, weil sie von ihren Arbeitgebern geschwängert worden waren und nun auf der Strasse standen. Eine der jungen Fürsorgerinnen zeigte mir die

Stadt. Wir gingen Schweizer besuchen, die sich niedergelassen hatten und zum Teil schon seit hundert Jahren dort lebten. Sie zeigte mir auch Stadtteile, die ich alleine nie und nimmer betreten hätte. Dort herrschten teilweise ärmliche Verhältnisse. Manche Familien lebten in einem einzigen Raum mit einem grosses Doppelbett, und irgendwo in einer Ecke hatte es eine Kocheinrichtung. Die Frauen lebten vor allem auf der Strasse draussen, wo sie miteinander schwatzten. Es war März oder April und bereits recht warm.

Der Faschismus machte sich damals stark bemerkbar. Wenn irgendwo Militär durch die Strassen marschierte, streckte alles die Hände hoch und rief wie aus einer Kehle: «*Evviva il Duce!*» Die Begeisterung war riesig! Was sonst noch geschah, davon merkte ich nicht viel. Ich hörte aber, dass es Menschen gab, die vor den Faschisten in die Berge flüchten mussten, wo sie sich in Einsamkeit und Armut durchschlugen.

Eines Tages rief mich meine Schwester an und sagte: «Vater will, dass du nach Hause kommst! Er ist furchtbar aufgeregt, er hat Angst um dich!» Ich arbeitete damals als Sekretärin in einem Meeresaquarium in Neapel, wo viele deutsche Forscher arbeiteten, die mit ihren Familien da waren. Und nun wurden diese Leute Knall auf Fall heimbeordert. Ich kann mich noch erinnern, wie ich an einem Gartenzaun stand und sah, wie sie rauskamen. Viele weinten. Sie sagten, sie hätten keine Ahnung gehabt, dass so etwas auf sie zukommen könnte. Viele waren jung und kriegsdienstpflichtig. Sie schüttelten mir alle die Hand und verabschiedeten sich von mir. Damals begriff ich das erste Mal richtig, was es für diese Menschen bedeutete: Ich konnte bleiben, und sie mussten nach Hause, in den Krieg. Ich sehe das noch vor mir, als wäre es gestern gewesen; es erschütterte mich dermassen.

Dann waren sie alle weg, und ich hatte nichts mehr zu tun. Ich blieb noch eine Weile und arbeitete bei einer Familie, deren Kinder ich schon vorher betreut hatte. Erst im Frühling 1940 spürte ich langsam: Wahrscheinlich sollte ich jetzt nach Hause gehen. Meine Schwester hatte mich immer wieder angerufen und schliesslich gesagt: «Wenn du jetzt nicht endlich nach Hause kommst, hast du das Leben deines Vaters auf dem Gewissen!» Er ängstigte sich derart um mich und ahnte, dass es besser wäre, nun nicht nach Ägypten zu reisen. Ob das eine Vorahnung von ihm war? Auf jeden Fall fand in Ägypten dann während des Krieges eine grosse Schlacht statt, in El Alamein.

Der Zug nach Hause war voller junger Italiener. Sie waren müde und hatten Hunger. Es gab aber bis am Abend nichts zu essen, und wir waren von Neapel nach Mailand sehr lange unterwegs. In Mailand musste ich umsteigen und en-

gagierte einen Gepäckträger für meinen Koffer. Als er sah, dass ich Schweizerin war, fragte er mich, ob Italien in den Krieg hineingezogen würde. Ich sagte: «Keine blasse Ahnung!» Ich käme gerade von Neapel und sei auf der Heimreise. Als ich am nächsten Tag mit dem Zug den Lötschberg hinauffuhr, stand unter jedem zweiten Brückenbogen ein Soldat, und ich dachte: «Donnerwetter, jetzt ist es offenbar wirklich nicht mehr lustig!» Als ich zu Hause ankam, hörte ich, dass Italien in den Krieg eingetreten war.

Denise Dupuis-Raiguel *1914

Im März 1938 war ich in Berlin. Bevor ich in die Schweiz zurückkehrte, wollte ich eine Rundreise machen. Ich wollte Dresden, Prag, Wien und Budapest besuchen. In Wien blieb ich vier Tage, ich hatte in einer Schweizer Pension ein Zimmer reserviert. Ich nahm ein Taxi und schaute auf dem Stadtplan nach, wo es durchfahren musste, damit der Fahrer keinen Umweg machte. Ich sagte zu ihm: «Sie nehmen nicht den direktesten Weg.» Der Chauffeur antwortete: «Machen Sie sich keine Sorgen, Madame, ich muss einen Umweg machen, in Wien ereignet sich gerade eine Revolution.» Endlich gelang es ihm, mich zu der Schweizer Pension zu bringen. Ich läutete. Ein Fenster öffnete sich. «Wer sind Sie? Ach ja, das ist in Ordnung, ich komme runter und mache ihnen auf.»

Ich erlebte die Tage des «Anschlusses» Österreichs an Deutschland. Das interessierte mich jedoch überhaupt nicht. Ich wollte das Museum besuchen, doch es war geschlossen. Zusammen mit einer Amerikanerin stand ich vor dem Eingang. Wir sagten dem Pförtner: «Wir sind in Wien, um uns schöne Dinge anzusehen. Was hier vorgeht, interessiert uns nicht besonders.» Er sagte: «Kommen Sie doch rein!» Wir gaben ihm ein paar Schilling, dann konnten wir das Museum besichtigen. Wir zwei waren ganz alleine im Museum, hinter uns wurde die Türe wieder geschlossen.

Als wir rauskamen, sahen wir die Nazis in den Strassen, ihre Truppen defilierten auf dem Ring. Ich habe gesehen, wie die jüdischen Geschäfte mit Pflastersteinen und Knüppeln zerstört wurden. In meiner Pension wohnte eine junge Österreicherin, die in Wien studierte. Ich habe ihr mein Mitgefühl ausgedrückt. Ich hatte miterlebt, was sich in Berlin ereignet hatte, und ich wusste, das würde nicht lustig werden. Doch sie sagte: «Aber ganz und gar nicht! Das wird wunderbar sein. Wir werden keine Steuern mehr bezahlen müssen, und wir werden Arbeit haben.» Die Propaganda war in Österreich so erfolgreich gewesen, dass die Truppen der Nazis dort eindringen wie in Butter. Das war für mich eine Erfahrung, die ich nicht vergessen werde.

Ich wollte weiter mit dem Schiff nach Budapest und ging deshalb ins Reisebüro. Dort sagte man mir: «Sie können schon fahren, ich kann Ihnen aber nicht garantieren, dass Sie zurückkommen. Es wäre besser, sofort in die Schweiz zurückzukehren.» Ich nahm den ersten Zug, der in die Schweiz fuhr. Im Zug traf ich Journalisten, die wissen wollten, was ich erlebt hatte. Für mich war das amüsant, aber für die Bevölkerung war es überhaupt nicht lustig. Bevor der Zug in Wien abfuhr, sagte jemand auf dem Perron: «Auf Wiedersehen.» Und bekam zur Antwort: «Es ist kein Wiedersehen, es ist ein Adieu.»

Im Zug sass ich neben einer Familie: eine ältere Frau um die siebzig und ein junges Paar mit zwei Kindern. Der Knabe war zwischen zehn und zwölf Jahre alt. Wir sprachen während der ganzen Fahrt kein einziges Wort. Aber als wir in Innsbruck eintrafen, bestiegen Nazi-Soldaten den Zug und zwangen den Mann, die Frau und die beiden Kinder, auszusteigen, nicht aber die alte Frau. Einen Moment später setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Die Dame sagte: «Ich kann mir gut vorstellen, was passiert.» Als wir die Schweizer Grenze passierten, brach sie zusammen und erklärte mir: «Ich werde sie nie wiedersehen. Mein Schwiegersohn ist Jude.» Sie hatte eine kleine Tasche dabei. «Sehen Sie, das ist alles, was ich mitgenommen habe. Ich hatte ein grosses Anwesen, und das ist alles, was ich mitnehmen konnte.» Ich sagte zu ihr: «Hören Sie, es ist furchtbar, was Ihnen zustösst, geben Sie mir Ihren Namen, und ich geben Ihnen die Adresse meiner Familie. Wir können Ihnen helfen, wenn es nötig sein sollte.» Sie sagte: «Zufällig habe ich einen Sohn in Zürich und einen anderen, der ein Hotel in London hat. Sie werden mich unterbringen können. Ich werde zu meinen Sohn nach Zürich gehen und versuchen, von dort nach London zu gelangen.» Ich hörte dann nichts mehr von ihr. Aber ich fand es furchtbar, wie diese Frau von ihrer Familie getrennt wurde; diese Familie, die wahrscheinlich zu fliehen versuchte, die hoffte, in die Schweiz zu gelangen, und nicht konnte.

Marthe Gesteli *1917 Vor dem Krieg war ich zwei Jahre lang in England, als Gouvernante bei einer Bankiersfamilie, um den Kindern Französisch beizubringen. Ich hatte vor, danach noch nach Italien zu gehen, um Italienisch zu lernen, denn ich hätte mich gerne den Sprachen gewidmet. Leider kam der Krieg dazwischen.

1938 war ich zu Hause in Worblausen in den Ferien, als gerade in München die Friedensverhandlungen zwischen Hitler und dem englischen Premierminister Chamberlain stattfanden. Damals wusste man nicht, wie das herauskommen

würde, und man fürchtete, jetzt breche ein Krieg aus. Meine Eltern fanden, es sei riskant, mich wieder nach England zu schicken. Ich wäre gerne wieder zurückgegangen, weil es mir dort sehr gut gefallen hatte, und die englische Familie hätte mich auch gerne zurückgehabt. Mein Vater erkundigte sich im Bundeshaus, wie man die Lage einschätze. Man riet ihm, er solle mich noch nicht reisen lassen, sondern wir sollten warten, bis Klarheit herrschte. Als der englische Premierminister Chamberlain offenbar erfolgreich von der Konferenz in München zurückkehrte und damit ein Krieg abgewendet schien, fuhr ich wieder nach England.

Es war eindrücklich zu sehen, wie sich dort die Stimmung geändert hatte. Während der ersten anderthalb Jahre, die ich in England gewesen war, hatte ich festgestellt, dass sehr viele Engländer «Mein Kampf» lasen, auf Englisch. Aber sie nahmen Hitler nicht ernst. Man machte sich fast ein wenig lustig über ihn. Die Engländer hatten immer das Gefühl: *«Nothing can happen to us, we have our navy!»* Uns kann nichts passieren, wir haben unsere Marine. Diesen Spruch hörte ich sehr oft.

Dann dieser Umschwung, dieses Umdenken, als ich 1938 wieder zurückkam! London war vollkommen verwandelt. Nun hiess es überall: «Jetzt gibt es Krieg!» Im Hyde Park wurden Schützengräben ausgehoben, und man begann mit Kriegsvorbereitungen. Die Engländer hatten plötzlich gemerkt: Die politische Situation ist brisant. Im April 1939 kam der Vater der Kinder, die ich betreute, eines Tages nach Hause und sagte, so Leid es ihm täte, er würde mir anraten, nach Hause zu gehen, denn wahrscheinlich werde es Krieg geben.

Ich hatte die Engländer recht gut kennen gelernt während meines Aufenthalts. Sie waren zurückhaltend, aber wenn sie einen einmal kannten, waren sie gute Freunde, und wenn sie von etwas überzeugt waren, dann hatten sie einen enormen Durchhaltewillen. Das war auch der Grund, weshalb ich schon zu Beginn des Krieges glaubte, die Engländer würden letzten Endes siegen, obwohl sie viele Rückschläge hinnehmen mussten.

Eva Auf der Maur-Kohler *1919 Als meine Eltern 1931 Deutschland verliessen, nahmen sie den grössten Teil ihres Vermögens mit in die Schweiz. Ihre Versicherungen liefen jedoch noch weiter, und auch das Haus war noch dort. Damals wurde es noch nicht beschlagnahmt, obwohl mein Vater Jude war. Ab 1933 konnte man kein Geld mehr aus Deutschland herausnehmen. Das wurde völlig gesperrt. 1939 fanden meine Eltern, dieses Geld müsse nun doch noch irgendwie verbraucht werden. Weil ich damals gerade im Kindbett lag, schick-

ten sie meinen Mann nach Deutschland, er solle so viel Geld, wie er nur könne, abheben und seine deutschen Freunde, die er noch vom Studium her kannte, einladen und einen Teil des Geldes verjubeln. In Nürnberg hatte mein Vater einen Cousin, der dort Oberrichter gewesen war und auswandern wollte. Dem sollte mein Mann den Rest des Geldes bringen, denn dieser hatte nicht genug, um die geforderte Steuer zu zahlen, um auswandern zu dürfen. Fast drei Wochen lang war mein Mann in Deutschland unterwegs. Er erzählte dann, es hätte überall Uniformierte gehabt. Sonst interessierte ihn weniger, was lief. Er traf einfach seine Studienfreunde.

Karl Furrer *1918 Ich hatte Verwandte in Augsburg. Mein Onkel war Schweizer Staatsbürger und besass dort ein grosses Warenhaus. Nach der Machtübernahme der Nazis kam ein Parteifunktionär zu ihm und sagte: «Sie besitzen ja gar kein Bild unseres Führers!» Ich weiss nicht, ob mein Onkel danach diese Hitlerbüste geschenkt erhielt oder ob er sie gekauft hatte, auf jeden Fall stand sie plötzlich im Garten seines Einfamilienhauses. Aber das genügte nicht. Damals wurden viele Schweizer, die Geschäfte in Deutschland besaßen, enteignet. Und so drängten die Nazis meinen Onkel, er solle Deutscher werden, dann hätte er alle Privilegien, und sein Geschäft könnte weiter expandieren. Er lehnte ab. Doch die Nazis liessen nicht locker: «Aber Ihre Söhne könnten doch Deutsche werden?» Dann gab es einen Familienrat. Schliesslich entschloss sich einer der beiden Söhne, Willi, Deutscher zu werden. Daraufhin florierte das Geschäft weiter, und der Onkel konnte Schweizer bleiben. Die Familie litt darunter, weil in ihr nun zwei Richtungen vertreten waren.

Zu Beginn des Krieges wurde Willi in die deutsche Wehrmacht eingezogen. Irgendwann erhielten wir Bericht, er sei verschollen. Später kam ein deutscher Feldweibel zu meinem Onkel und brachte ihm die Armbanduhr von Willi. Er wusste auch nicht, was mit Willi passiert war. Er hatte nur den Auftrag erhalten, diese Uhr abzugeben.

Ernst Arnold *1917 Ich war seit meiner Jugend bei den Kommunisten aktiv. Damals waren die Kommunisten in Basel ziemlich stark. In den Gewerkschaften wurde Schulung betrieben, es gab Arbeiter-Sportvereine. Wir hatten auch Kontakte zu deutschen Emigranten, die von den Nazis ins Konzentrationslager gesteckt worden waren und denen es vor dem Krieg gelungen war, in die Schweiz zu kommen. Zum Teil lebten sie legal hier. Einer dieser Emigranten war in Süddeutschlandjugendleiter gewesen. Er betrieb auch bei uns Schulung.

Eines Tages fragte er mich: «Hör mal, könntest du nicht Material in Frankreich holen und in die Schweiz schmuggeln?» Ich antwortete: «Warum nicht?» Ein Genosse fuhr mich dann mit dem Motorrad über die Grenze nach Burgfelden. Dort wartete ein französischer Genosse, der mir kleine Broschüren im Postkartenformat übergab. Die ersten beiden Seiten handelten von Sport, dann kam marxistische Schulung. Solche Texte waren damals in der Schweiz verboten. Ich band mir diese Broschüren mit einem Riemen um den Bauch, vorne ein Bündel, hinten ein Bündel. Dann fuhren wir wieder über die Grenze zurück nach Basel. Das machte ich mehrere Jahre lang, bis der Krieg begann.

Nach einer Weile hiess es: «Wenn du rausgehst, kannst du nicht noch das hier mitnehmen?» Es waren Ordner aus dem Archiv der Deutschen Kommunistischen Partei. Darin waren Aufzeichnungen über die Prozesse gegen deutsche Kommunisten und solche Sachen. Ich brachte auch dieses Material nach Frankreich. Ebenfalls auf dem Körper, ein Bündel vorne, eines hinten.

Ende 1938 oder Anfang 1939, genau weiss ich das nicht mehr, kam erneut ein Emigrant auf mich zu. Er hatte im Spanischen Bürgerkrieg gekämpft, war dort Brigadekommandant gewesen und lebte illegal in der Schweiz. Er fragte mich, ob ich bereit sei, mit Material nach Deutschland zu fahren. Ich erhielt einen Koffer mit einem doppelten Boden. Darin waren die Dokumente versteckt, die ich nach Deutschland bringen sollte. Im Koffer selbst lagen Hemden, Schuhe und Hosen – das war aber nur zur Tarnung. So fuhr ich nach Frankfurt. Dort stellte ich den Koffer in ein Schliessfach. Den Schlüssel steckte ich in ein Couvert und schickte ihn an eine Adresse in Frankfurt. Dann fuhr ich zurück nach Basel. Das machte ich drei-, viermal. Angst hatte ich keine. Ich dachte mir: Wenn etwas passiert, dann passiert es halt, das nehme ich in Kauf. Meine letzte Lieferung machte ich im Herbst 1939, eine Woche bevor der Krieg ausbrach. Als ich in Frankfurt ankam, war der ganze Bahnhof gestossen voll. Überall hatte es Soldaten mit umgehängten Gasmasken. Da dachte ich mir: «Hier kann ich nicht bleiben!» Sonst blieb ich jeweils ein bisschen in Frankfurt und schaute mir die Stadt an. Diesmal interessierte mich nur, wann der nächste Zug zurückfuhr. Am nächsten Morgen kam ich um vier Uhr morgens wieder in Basel an. Dort erwartete mich schon mein deutscher Genosse und fragte mich: «Und, wie war es?» Ich erzählte ihm, was ich gesehen hatte. Da sagte er: «Es gibt Krieg!» – und er hatte Recht.

Während des Krieges waren wir weiterhin politisch aktiv, auch wenn die Kommunisten ab 1940 in der Schweiz verboten waren. Wir machten unter anderem Aktionen für die Kommunistische Partei Deutschlands. Wir bedruckten

A4-Blätter mit politischen Losungen und mit Informationen über den Kriegsverlauf. Die verschnürten wir zu kleinen Päckchen, die wir mit Verdunkelungspapier umwickelten. Diese Päcklein warfen wir in die leeren Güterwagen der Reichsbahn, die von Italien nach Deutschland zurückfuhren.

Gian Carlo Frizzoni *1912

Wie ich zum Nachrichtendienst kam? Als ich zu Beginn des Krieges wieder einmal auf dem Bernina-Hospiz einrückte, wurde ich aufgefordert, mich bei der Brigade zu melden. Die machten ein grosses Geheimnis daraus. Ich kannte den Offizier nicht, der mich in Empfang nahm. Es hiess, ich müsse zum Armeestab, Oberst Masson, Chef des militärischen Nachrichtendienstes, wolle mich sprechen.

In dem Moment, als ich Masson zum ersten Mal sah, vertraute ich ihm. Er fragte mich: «Sprechen Sie Italienisch? Können Sie italienische Dialekte? Wie viele Dialekte? Kennen Sie Italien gut?» Als ich alles beantwortet hatte, fragte er mich, ob ich für ihn den Nachrichtendienst in Italien machen wolle. Ich sagte zu. Ich war Nummer siebzehn. Niemand wusste etwas von meiner Tätigkeit im Nachrichtendienst, das war die Sicherheit, die man hatte.

Masson sorgte dafür, dass ich eine gründliche Ausbildung bekam. Eine der wichtigsten Regeln für Nachrichtendienstler war, aus den Informationen kein Drama zu machen. Wer das tut, ist kein guter Nachrichtler. Es gab zu viele in der Schweizer Armee, die irgendetwas gehört hatten, es weitererzählten und noch etwas dranhängten. Das durfte man nicht. Zu denjenigen, die Geschichten weitererzählten, gehörte Nachrichtenoffizier Hans Hausamann. Einmal etwa hiess es, in Innsbruck stünden drei deutsche Regimenter bereit, um das Engadin zu «befreien». Das wurde von Hausamann verbreitet. Masson fragte mich, ob ich davon etwas gehört hätte. Ich verneinte, sagte aber, ich würde in Österreich nachschauen gehen. Das war mein erster Auftrag. Bis zur Schweizer Grenze fuhr ich mit dem Postauto, dann ging ich über die grüne Grenze. Ich fand ein Velo, mit dem ich nach Innsbruck fahren konnte. Ausserhalb von Innsbruck liess ich den Tag vergehen. Ich war als italienischer Quintalpino-Soldat gekleidet. Wenn sie mich gepackt hätten, hätte ich kein Wort Deutsch gekonnt. Sie hätten mich wieder laufen lassen, weil ich mich als Deserteur ausgegeben hätte. Ich hatte immer so wenige Papiere dabei wie möglich. Papiere sind ein Verhängnis. Denn wenn man ein Dokument vorzeigt, wird es überprüft. Da vergeht Zeit, und die geht immer zulasten des Überprüften. Ich hatte nur einen Ausweis des Armeekommandos. Der war nur dazu da, dass ich ihn an der Schweizer Grenze zeigen konnte, wenn man mich nicht kannte. Den Ausweis

trug ich im Nastuch im Hosensack. Wenn es schwierig geworden wäre, hätte ich ihn verschluckt.

In Innsbruck klopfte ich sämtliche Orte ab, wo man drei Regimenter hätte unterbringen können. Drei Regimenter in einem Städtchen wie Innsbruck zu verstecken, ist praktisch unmöglich. Ich suchte alles ab, fand aber nichts. Als ich das meldete, meinte Masson: «*Que voulez-vous, c'était le bureau H.*» Hausmann wollte sich einen guten Ruf zulegen, indem er immer wieder Informationen brachte. Zuletzt hiess es bei uns: «Er hat es wieder in irgendeiner Zeitung gelesen.»

Walter Harry Lang *1921 Ich musste wegen eines Augenleidens aus der Rekrutenschule ausscheiden. Das enttäuschte mich sehr, und ich fand, ich wolle trotzdem etwas tun. Damals bewunderte ich das finnische Volk sehr für seinen Freiheitsdrang im Kampf gegen die Russen und dachte, das wäre etwas, wo ich helfen könnte. Ich hatte einen Lichtbildervortrag im Kongresshaus Zürich gesehen. Dort war auch zu Hilfe aufgerufen worden. Nicht unbedingt zu persönlicher Hilfe; gemeint war finanzielle Hilfe, aber ich legte es anders aus: Ich wollte in der finnischen Armee dienen. Denn Finnland war dem Riesenreich Russland genauso ausgeliefert wie die Schweiz Deutschland. Ausserdem wäre das Skifahren toll gewesen. Die finnischen Soldaten fuhren ja alle super Ski. In weissen Anzügen mit weissen Hauben über dem Helm. Sie hatten in der kurzen Zeit, in der die Schlachten stattfanden, die Russen derart verhauen, das glaubte man kaum.

Deshalb schrieb ich ans finnische Konsulat, ich wäre ihnen gerne behilflich und würde gerne in ihrer Armee beim Abwehrkampf mithelfen. Andere gingen in die Fremdenlegion, ich hätte nach Finnland gewollt. Wenn ich damals schon alt genug gewesen wäre, wäre ich auch in den Spanischen Bürgerkrieg gegangen, denn ich kannte einen, der dort gewesen war. Walti Baumann. Der war eine Grösse in der Zürcher Innenstadt. Er trug immer ein Béret mit den französischen Farben und ging mit mir in die Gewerbeschule, die er nachholen musste. Wenn er mir erzählte, war ich ganz begeistert. Die Finnen schickten mir dann allerdings eine Absage. Ob ich wirklich gegangen wäre, wenn es ernst geworden wäre? Ich weiss es nicht. Es war ein Versuchsballon meinerseits gewesen.

Max Siegrist *1918 Im März 1942 kam ich als Kondukteur zu den SBB. 1943 musste ich zum ersten Mal nach Singen hinausfahren. Das war alles andere als gemütlich für uns. Wir brauchten einen Spezialausweis, damit wir in deutsches

Gebiet fahren durften. Das Portemonnaie mussten wir in Ramsen zurücklassen. Man durfte kein Geld nach Deutschland mitnehmen.

Wie der Kontakt mit den deutschen Beamten war? Es kommt sehr darauf an, wann. 1943 wurden wir mit «Heil Hitler!» begrüsst. Wir gaben zur Antwort: «Grüezi.» Von uns sagte niemand «Heil Hitler». 1945 empfingen sie uns mit: «Guten Tag, Schweizer! Hast du mir eine Zigarette?» Das war der stufenweise Abstieg des stolzen Nationalsozialisten zum Bettler.

Am Heiligen Abend 1943 fuhren wir einmal nach Singen. Ich hatte ein angerauchtes Päcklein Villiger-Stumpen bei mir. Die wollte ich dem Tschechen schenken, der in Singen jeweils unsere Lokomotive an- und abhängte. Ich sagte zu ihm: «Geh ins Büro, dort hat es etwas für dich!» Und dann kam der cheibe Löli einfach nicht mehr raus. Das war für mich sehr peinlich. Die Gestapo sah uns nämlich sehr genau auf die Finger. Nach einiger Zeit ging ich zu ihm rein. Der Tscheche lag über den Tisch gebeugt und weinte wie ein Kind: So ein schönes Weihnachtsgeschenk hätte er Zeit seines Lebens nicht bekommen. Ich fragte ihn, was er früher gemacht habe. Er antwortete, er sei Besitzer einer Grossmetzgerei in Prag gewesen, mit diversen Filialen. Die Nazis hatten ihn so nudelfertig gemacht, dass er wegen ein paar Stumpen weinte. Das sind Sachen, die man nie vergisst.

Gian Carlo Frizzoni *1912

Wenn ich als Nachrichtendienstler für die Schweiz in Italien war, trug ich bis zur Unterwäsche italienische Kleider. Als Nachrichtendienstler darfst du nie auffallen. Ich beherrschte das klassische Italienisch und auch verschiedene Dialekte. Es war verboten, Papier und Bleistift mitzunehmen. Wir durften keine Silbe schreiben.

Ich wollte wissen, wo die italienischen Panzer gebaut wurden, und besuchte deshalb die Werkstätten. In Norditalien bauten praktisch alle Autofabriken und mechanischen Werkstätten Panzer und Panzerteile. Die Italiener bekamen von den Deutschen Stahl für Zahnräder und produzierten neben dem eigenen Bedarf Zahnräder für die Deutschen. Eines Tages stellte mich ein Magaziner in einer Fabrik einem SS-Mann vor. Er sagte, ich sollte ihm berichten, wie es in der Schweiz sei. Ich sagte zu. Auch Oberst Masson meinte: «Das machen wir, *ça peut être utile.*» Als ich das nächste Mal nach Italien ging, hatte ich drei Schreibmaschinenseiten von Masson dabei, über die Schweiz. Der SS-Mann las sie und sagte, das sei wunderbar. Dafür erhielt ich von ihm eine «Carta rosa». Ich wusste zu Beginn gar nicht, was das war, stellte dann aber fest, dass man damit überall durchkam. Mit dem SS-Mann hatte ich immer wieder Kontakt. Er war jedes Mal hell begeistert, wenn er meinen Brief bekam.

Es hiess immer, es bestünden Pläne für einen italienischen Einmarsch in die Schweiz. Masson sagte zu mir: «Irgendetwas Wahres muss dran sein.» Ich sagte: «Ich versuche, es herauszufinden.» Mit der «Carta rosa» konnte ich gratis Bahn fahren und bekam bei allen italienischen Departementen Auskunft. Wenn ich die «Carta rosa» zeigte, nahmen die Italiener Achtungstellung an.

Ich ging nach Rom und verlangte dort beim Militärdepartement die militärischen Pläne. Und ich bekam sie. Ich fotografierte die Dokumente mit meiner Minox-Kamera. Auf der Karte waren alle italienischen Einheiten eingezeichnet.

Einmal kam die Meldung, eine italienische Panzereinheit, die «Corazzata Julia», bereite sich auf einen Einfall in die Schweiz vor. Masson war etwas aufgeregt. Ich ging nach Italien und fragte die Panzerfahrer, was los sei. Sie sagten mir, sie gingen nach Westen und nicht in die Schweiz. Ich hatte eine Idee: Auf jedem Panzer hatte es dreistellige Nummern. Ich kratzte jeweils in einer Ecke so viel Farbe ab, dass man auf Fotos sah, dass die Farbe weg war. Dann folgte ich der Panzereinheit nach Savoyen. Eines Morgens hiess sie nicht mehr «Julia», sondern war mit «Savoya» angeschrieben. Es waren immer noch die gleichen Panzer, wie ich aufgrund der abgekratzten Farbe auf den Nummernschildern feststellen konnte. Das Spielchen wiederholten sie mit dieser Einheit in Venedig und an zwei weiteren Orten. So gaukelten sie nicht nur uns, sondern auch ihren eigenen Leuten etwas vor, weil sie nur eine Einheit hatten und nicht fünf. Und die war erst noch schlecht ausgerüstet. Mit ihr wären sie nie in die Schweiz gekommen.

Hans Heinrich Zürcher *1918 Ein Theologieprofessor, bei dem ich studierte, fragte mich 1944, ob ich an einer Arbeit für Kriegsgefangene in Deutschland interessiert wäre. Ich sagte sofort zu. Das war genau die Herausforderung, die ich bei meiner bisherigen Arbeit als Theologe immer vermisst hatte. Ich ging nach Genf, wo die Zentrale der Kriegsgefangenenhilfe lag, um mich auf meine Arbeit vorzubereiten. Die Kriegsgefangenenhilfe wurde vom Christlichen Verein Junger Männer organisiert. In Genf nahm ich Sprachunterricht. Ich besserte mein Englisch und mein Französisch auf, lernte Italienisch und, was am wichtigsten war: Ich lernte Russisch. Im Juli 1944 reiste ich nach Deutschland. In Singen wurde ich von den deutschen Zöllnern kontrolliert. Am Ende der Überprüfung sagte einer der Zöllner zu mir: «Von jetzt an gehören Sie zu uns.» Diese Einteilung begleitete mich das ganze Jahr hindurch, das ich in Deutschland war: Wir und sie – wir und der Feind.

Ich fuhr dann mit dem Zug nach Berlin und von dort aus weiter nach Sagan

in Schlesien. Dort hatte die Kriegsgefangenenhilfe ein Büro. Wir betreuten zwanzig bis dreissig grosse Kriegsgefangenenlager in Ost- und Westpreussen, in denen Polen, Serben, Engländer und Amerikaner untergebracht waren. Wir besuchten diese Lager regelmässig und unterhielten Kontakte mit Vertrauensleuten der Gefangenen. Unsere Hilfe war einerseits materiell: Wir besorgten den Gefangenen Bücher in ihrer Landessprache, Fussbälle und Spielkarten. Wichtig war aber auch, ihnen das Gefühl zu vermitteln: Ihr seid nicht allein. Die Welt hat euch nicht vergessen. Mit der eigentlichen Kontrolle der Lebensbedingungen in diesen Lagern, also mit allem, was Unterkunft, Behandlung oder Essen betraf, hatten wir nichts zu tun. Das wurde vom Internationalen Komitee vom Roten Kreuz übernommen. Sie durften auch allein mit den Gefangenen reden. Das durften wir nie. Wir wurden immer von deutschen Abwehrleuten begleitet.

Lager mit russischen Kriegsgefangenen durften wir nie besuchen, weil die Sowjetunion die Genfer Konvention zur Behandlung von Kriegsgefangenen nicht unterschrieben hatte. Einmal führte uns aber ein deutscher Lagerkommandant zum Friedhof, der neben einem solchen Lager lag. Da waren ganze Reihen von Erdhügeln zu sehen. Der deutsche Kommandant sagte: «Unter jedem Hügel liegen vierzig russische Kriegsgefangene.» Das muss ihn sehr bedrückt haben.

Uns wurde eingeschärft, uns nicht politisch zu äussern, sonst würden wir weggeschickt. Mein Vorgänger hatte sich einmal für ein jüdisches Kind eingesetzt und wurde deshalb ausgewiesen.

Im Januar 1945 gelang es mir, einmal ohne deutsche Begleitung ein polnisches Lager zu besuchen. Als die polnischen Offiziere realisierten, dass ich allein war, fragten sie mich: «Was halten Sie von den Russen?» Ich sagte: «Ich sehe das nicht so schwarz-weiss. In der Sowjetunion wird vieles anders.» Da sagten die Polen: «Das ist wieder typisch. Wir hatten vor zwei Tagen Besuch von Delegierten des Roten Kreuzes. Das waren auch Schweizer. Denen haben wir die selbe Frage gestellt, und die haben ganz ähnlich geantwortet.» Daran sehe man wieder, dass die Schweizer weit weg vom Geschehen seien und keine Ahnung hätten. Die Polen hatten sehr gelitten unter den Russen, nachdem die Rote Armee im September 1939 die Hälfte des Landes besetzt hatte.

In Westen Deutschlands merkte man damals noch wenig vom Krieg. Aber im Osten, wo die Front näher war, war alles in Bewegung. Die schlimmste Zeit begann im November 1944. Damals kamen die Flüchtlinge, die vor der Roten Armee flohen: Zehntausende von Menschen, die Tag für Tag zu Fuss oder mit ihren Pferdewagen durch Danzig zogen. Ganze Dörfer flüchteten damals nach

Westen. Viele Deutsche waren damals noch überzeugt, dass der Krieg noch eine Wende nähme. Schliesslich spreche Göring doch immer von einer Wunderwaffe, die man noch in Reserve habe. Ein deutscher Offizier sagte mir einmal: «Eine deutsche Niederlage ist für mich unvorstellbar. Das westliche Abendland geht unter, wenn die Russen kommen!» Nach dem Einmarsch der Russen verübten viele Deutsche Selbstmord.

In meinem Zimmer in Danzig hatte ich einen Radioapparat. Einen, der nicht plombiert war, wie es sonst in Deutschland üblich war, sondern einen, mit dem man BBC hören konnte. Immer wieder kamen französische, belgische oder holländische Kriegsgefangene vorbei, die sich kurzzeitig aus dem Lager hatten stehlen können, um bei mir Radio zu hören. Da hiess es: Jetzt sind die Russen noch fünfzehn Kilometer von Danzig entfernt, jetzt noch zehn. Wir sehnten die Befreiung wirklich herbei. Aber wir wussten: Die letzten Tage vor der Befreiung würden schlimm sein, und wir überlegten uns, wie wir sie überstehen könnten. Zuerst wollten wir uns in den Wäldern verstecken, aber dann begann es stark zu schneien. Ein deutscher Uniprofessor hatte die Idee, wir könnten uns in alten Bunkern verstecken. Doch das ging auch nicht, weil sie bewacht wurden. Schliesslich wurde uns klar, dass wir der Bombardierung nicht würden entfliehen können.

Dann kam der Palmsonntag. Plötzlich hörten wir ein Krachen in der Luft. Wir wussten zuerst nicht, was es war, und dachten, es sei Artillerie. Dann merkten wir: Das sind Bomben. Wir gingen in den Keller, wo sich die deutschen Bewohner bereits eingefunden hatten. Als wir uns während dieser Bombardierung einmal an die Wand lehnten, erschrakten wir: Die ganze Kellerwand bebte, so sehr wurde die Erde durch die Detonationen erschüttert. Es war reiner Zufall, dass unser Haus verschont blieb. Die Häuser in der Nachbarschaft wurden alle zerstört.

Am nächsten Tag sah ich, dass bei der Bombardierung auch ein Lager mit italienischen und russischen Kriegsgefangenen getroffen worden war. Viele Gefangene waren getötet worden, viele verletzt. Die deutschen Frauen pflegten sie, aber es gab auch Frauen, die sagten: «Nein, Russen kommen uns nicht ins Haus!» Zu diesem Zeitpunkt hatte die Wehrmacht Danzig bereits geräumt. Ich half Verbände anlegen, aber das war bloss eine hilflose Geste. Viele Verwundete riefen nach Wasser, doch ich wusste: Jemandem mit einer Bauchverletzung darf man kein Wasser geben, das bedeutet seinen sofortigen Tod. Ein russischer Sanitäter sagte mir: «Das waren keine russischen Bomben! Russen machen so etwas nicht!» Später erfuhr ich, dass Danzig tatsächlich von den Engländern

bombardiert worden war. Der Anblick von sterbenden Männern und dieses Gefühl von absoluter Ohnmacht setzte mir so zu, dass ich zurück in meinen Luftschutzkeller ging und nicht mehr hoch wollte.

Am nächsten Morgen hörten wir oben auf der Strasse das Rumpeln der ersten russischen Panzer. Die deutschen Frauen im Luftschutzkeller begannen zu beten. Sie hatten wahnsinnige Angst: Jetzt kommt der Feind! Ihr Bild von den Russen war geprägt durch die jahrelange nationalsozialistische Propaganda, die die Russen als blutrünstige Mongolen gezeichnet hatte. Nach den Panzern fuhr ein Lautsprecherwagen durch die Strassen, und verkündete auf Deutsch: «Deutscher Soldat, ergib dich! Die Zivilbevölkerung soll im Keller bleiben, ihr geschieht nichts.» Kurz darauf ging die Kellertür auf, und der erste russische Soldat stand in der Tür, das Gewehr in der Hand, das Bajonett aufgepflanzt. Er suchte nach deutschen Soldaten. Ich ging mit den anderen beiden Ausländern, die im Keller waren, zwei französischen Kriegsgefangenen, auf ihn zu und sagte: «Wir sind Franzosen.» Da umarmte er uns: «Brüder!» Er setzte sich zu uns, wurde bewirtet, man sang zusammen, und ich sagte zu den deutschen Frauen: «Sehr ihr? Eure Angst vor den Russen war völlig unbegründet.»

Doch am Abend kamen zwei weitere Russen. Wir Ausländer wollten wieder gute Stimmung machen, doch die schoben uns einfach zur Seite und leuchteten den Leuten im Keller mit einer Taschenlampe ins Gesicht. Sie waren auf der Suche nach jungen Frauen. Da begann einer der Leute auf Russisch auf die Soldaten einzureden. Es war ein Pole, der seine Schwägerin verteidigen wollte, die sich einer der Russen gegriffen hatte. Der Pole wollte wissen, was sie mit ihr vorhatten und wohin sie sie bringen würden. Da zog einer der Russen die Pistole und schoss. Zwar nur am Kopf des Polen vorbei, aber wir waren alle wie gelähmt. Wir wussten, jetzt sind wir denen völlig ausgeliefert.

Am nächsten Morgen rief der erste Russe, der eine Vermittlerrolle zwischen uns und den anderen beiden Soldaten übernommen hatte, in den Keller hinunter: «Kommt herauf in den Hof. Ein Kommissar ist da.» Da begannen die Frauen wieder laut zu weinen: «Jetzt werden wir alle erschossen.» Doch es war nur eine Kontrolle durch einen russischen Hauptmann, der sehen wollte, ob deutsche Soldaten hier versteckt waren, und die Leute zählen wollte.

Später kamen ein paar Artilleristen in unser Haus. Einer erblickte das Klavier und setzte sich gleich hin, um die Internationale zu singen. Andere durchwühlten die Koffer, um herauszufinden, ob irgendwo etwas Wertvolles versteckt war. Einer der Russen kam auf mich zu. Ich sagte, ich sei Schweizer und zeigte ihm meinen Pass. Da führte er mich in ein Zimmer, zeigte auf den Pass

und sagte: «Das ist ein Faschistenkreuz! Die Deutschen haben dich gekauft!» Was sollte ich sagen? So gut Russisch konnte ich auch wieder nicht! Jedenfalls meinte der Russe: «Her mit deiner Uhr!» Diese Uhr hatte ich von meinem Vater zum Eintritt ins Gymnasium erhalten. Ich wollte sie nicht hergeben. Sofort hatte ich die Pistole auf der Brust. Was blieb mir da anderes übrig?

Von da an machte ich es mir einfacher und sagte, ich sei Franzose. Da hatte ich den richtigen Riecher, denn Schweizer, die wie ich in der Kriegsgefangenenhilfe gearbeitet hatten, waren für die Russen als Auskunftspersonen interessant. Ein dänischer Kollege wurde nach Moskau gebracht und verbrachte dort ein Jahr im Gefängnis.

Wir drei Ausländer wurden dann an einen anderen Ort geführt. In den Strassen wurde zum Teil immer noch geschossen. Unterwegs sahen wir die verwüsteten Häuser. Danzig sah damals schlimm aus. In der Altstadt war kein einziges Haus mehr intakt. Alles war zerstört. Was mich noch viel mehr beeindruckte: Die Strassen waren menschenleer! Vor der Bombardierung war Danzig eine lebendige Stadt mit tundertausenden von Einwohnern gewesen. Im Strassengraben lag ein toter deutscher Soldat, mit Kohle war ein Hakenkreuz auf seine Haut gezeichnet, etwas weiter ein totes Ehepaar, ebenfalls mit Hakenkreuz. Überall waren Leute mit Handwägelchen unterwegs, die eine Unterkunft suchten. Dann trafen wir auf eine Kolonne von französischen Kriegsgefangenen, die von einem russischen Offizier geführt wurde. Wir wurden in einem ehemaligen deutschen Kulturinstitut untergebracht. Insgesamt waren dort 2'000 Franzosen, Italiener und noch ein paar Angehörige anderer Nationen. Die Russen sagten uns: Jetzt geht es heim. Da war die Freude natürlich gross: Jetzt geht es nach Paris! Jetzt ist der Krieg vorbei! Doch das dauerte. Als wir nach mehreren Wochen immer noch nicht aus Danzig rausgekommen waren, hatte ich genug und setzte mich ab.

Am 5. Mai verliess ich Danzig und machte mich auf den Weg nach Zürich. Ich war 32 Tage unterwegs. Etwa einen Drittel der Strecke legte ich zu Fuss zurück, einen Drittel per Zug, und einen Drittel per Lastwagen. Zum Teil machte ich Umwege, weil mir jemand einen Brief mitgab, den ich irgendwo abrieferte und als Lohn einen Teller Suppe erhielt. Damals waren in Deutschland zehntausende von Menschen unterwegs, die meisten zu Fuss. Unzählige Gerüchte kursierten: Die Amerikaner hätten den Russen den Krieg erklärt. Das hörte ich mehr als einmal.

Auf dem Weg gab es zwei grosse Hindernisse: die Oder und die Elbe. Wie sollte ich da ohne Kontrolle durchkommen? Es hiess, bei der Elbe würden alle

Männer von den Russen kontrolliert und zum Teil verhaftet. Ich erreichte zuerst die Oder und wurde ohne Probleme von zwei Deutschen mit einer Fähre auf die andere Seite gebracht. Ich übernachtete in einem Jagdhäuschen im Wald. Der Boden war übersät mit Patronenhülsen.

In der Nähe von Dresden kannte ich Leute, die Beziehungen zur Kriegsgefangenenhilfe hatten. In Meissen konnte ich in einem Schloss übernachten. Dort wohnte eine Baronin von Siebeneichen, die Anthroposophin war. Sie hatte sich in den letzten Monaten vor Kriegsende intensiv mit russischer Kultur beschäftigt. Dann war ein russischer Soldat gekommen und hatte sie vergewaltigt, obwohl sie bereits sechzig war. Als Begründung habe er ein Bild seiner Frau und seiner Kinder gezeigt, die von den Deutschen umgebracht worden waren.

Der Bürgermeister von Dresden hatte trotz der Warnung der SS die weisse Fahne gehisst. Es kam deshalb in Dresden kaum zu Übergriffen durch die Russen. In Danzig dagegen hatten sich die Deutschen bis zuletzt verbissen gewehrt, weshalb sich die Russen nach dem Einmarsch an den Deutschen rächten. Es hatte auch in Danzig eine Gruppe von deutschen Offizieren und Soldaten gegeben, die die Stadt den Russen kampfflos übergeben wollten. Doch die SS hatte sie geschnappt und ein Exempel statuiert. In einer Allee erhängten sie an jedem Baum einen deutschen Soldaten und banden ihm ein Schild um den Hals: «Ich war zu feige, um zu kämpfen.» Wenn diese Soldaten erfolgreich gewesen wären, hätten sie zehntausenden von Menschen das Leben gerettet!

Einmal konnte ich ein Stück weit auf einem Güterwagen mitfahren. Neben mir sassen Deutsche. Als wir nach Würzburg kamen und diese komplett zerstörte Stadt sahen, sagte einer spontan: «Das verdanken wir unserem Führer.» Aber nur einmal hörte ich spät nachts in einem dunklen Zugabteil einen Deutschen richtig über Hitler fluchen.

Schliesslich erreichte ich Ravensburg. Nun war es nicht mehr weit bis zur Grenze. Kurz bevor ich in der Stadt ankam, durchquerte ich einen Wald. Ich hatte Hunger und nahm mir vor: Wenn du aus dem Wald kommst, gehst du ins erstbeste Haus und fragst nach etwas zu essen. Als ich aus dem Wald trat, was sah ich? Den Sântis! Da war der Hunger vergessen. Da wusste ich: Jetzt kommt das Heimweh. Vor einem Hotel in Ravensburg sah ich eine Schweizerfahne. Die gehörte zu einem Personenwagen des Internationalen Roten Kreuzes. Mit dem konnte ich dann bis zur Schweizer Grenze fahren. In St. Margrethen stieg ich aus und ging zum Zoll. Der Schweizer Zöllner sah sich meinen Pass an und fand: «Alle, die jetzt an die Grenze kommen und behaupten, Schweizer zu sein, haben einen gefälschten Pass!» Und sie seien alle verlaust. Darum müsse ich für

24 Stunden in ein Quarantänelager. Das war jedoch nicht so schlimm, endlich konnte ich wieder einmal duschen und die Kleider desinfizieren. Am Abend brachte eine FHD mir und den anderen Insassen des Lagers das Essen. Sie sagte: «Esst, so viel ihr wollt! Diese Käseschnitten kann man äusser den Schweinen niemandem mehr geben.» Uns konnte man sie aber noch zumuten. Das war die Begrüssung in der Schweiz.

Am nächsten Tag bekam ich ein Billett für die Fahrt nach Zürich. Es war ein seltsames Erlebnis, als ich diesen SBB-Wagen betrat: Alles sauber, alles frisch lackiert, jeder sitzt in seiner Ecke, keiner nimmt Anteil am anderen. In Deutschland war das ganz anders gewesen: Dort diskutierte man intensiv über die Zukunft. So etwas dürfe nie mehr passieren! Jetzt müsse eine demokratische Ordnung gefunden werden! Aber in der Schweiz war jeder zufrieden und sass hinter seiner Zeitung.

Als ich in Zürich ausstieg, fiel mir als Erstes ein Lebensmittelladen in der Bahnhofstrasse auf. Dort waren Früchte aus allen möglichen Ländern aufgestellt. Ich fragte mich: Darf so etwas möglich sein? Im Ausland wird gehungert, und hier gibt es einen solchen Überfluss! In Deutschland hatte ich einmal ein Stück Brot gegessen, das ein amerikanischer Soldat weggeworfen hatte, solchen Hunger hatte ich. Und hier in der Schweiz: eine solche Verschwendung.

Margrit Brügger *1920 Am Ende des Krieges arbeitete mein Mann auf dem Amt für Auslandschweizerfragen beim Bund. Er ging mit Zügen Flüchtlinge holen, im zerbombten Berlin und in Warschau. Ganze Eisenbahnzüge voller Schweizer brachten sie nach Hause. Sie hatten dort oft als Käser oder Bauern gearbeitet, und man hatte sie «Oberschweizer» genannt. Nun hatten sie ihre Existenz verloren und kehrten in die Schweiz zurück. Mausarm. Das Geld hatte man ihnen wohl abgenommen. Mein Mann war dafür zuständig, dass man ihnen half, hier wieder eine Existenz aufzubauen. Sie bekamen Darlehen vom Bund. Mein Mann musste schauen, ob das, was sie machen wollten, Hand und Fuss hatte: ein Laden oder eine Gärtnerei oder irgend so etwas. Tausende kamen so zurück.

Von seinen Reisen nach Berlin und Warschau erzählte mir mein Mann, wie es dort zu- und herging. Manchmal mussten sie die Besatzungsmacht bestechen, damit sie wieder eine Lokomotive bekamen, um zurückzufahren. Und manchmal hockten sie drei Wochen lang auf irgendeinem Bahnhof herum und kamen nicht mehr weiter, weil sie keine Kohle bekamen. Dann mussten sie auch jemanden bestechen. Andererseits seien Leute zu ihnen gekommen und hätten

ihnen alles Mögliche verkaufen wollen, damit sie zu etwas Geld kamen, um zu überleben. Einmal brachte er zum Beispiel ein paar sehr schöne Kristallgläser mit nach Hause. Fotos vom zerbombten Berlin brachte er auch mit. Es war entsetzlich, das zu sehen. Vor allem die Auslandschweizer taten einem Leid. Sie hatten vorher gute Positionen gehabt, hatten Käsereien und Kühe und Zeug und Sachen gehabt und sich selbst versorgt, und nun waren sie einfach nichts mehr. Die Cleveren machten dann allerdings wieder ähnliche Sachen in der Schweiz.

Walter Harry Lang *1921

Können Sie sich vorstellen, wie gerne ich gereist wäre? Die geschlossenen Grenzen waren eine gewaltige Einschränkung. 1947 fuhr ich das erste Mal nach Mailand. 1948 kam ich durch eine Französin, die ich in der Schweiz kennen gelernt hatte, ins Elsass und nach Paris. In Paris waren alle Strassen völlig leer, und auch die Busse waren leer.

Ich reiste gerne; ich wolle etwas erleben. Und ich wurde überall quasi als Heiliger behandelt. Wo ich auch hinkam nach dem Krieg, hiess es: «Was? Aus der Schweiz?» Wir hatten einen Ruf nach dem Krieg, so goldig, wie er jetzt schlecht ist! Der kommt aus dem Paradies!, dachten die Leute. Das habe ich überall so erlebt, sei es nun Frankreich, Italien oder Österreich.

Ich war damals Mitglied des Fussballclubs Zürich. Wir bildeten zusammen mit den Grasshoppers eine Mannschaft und absolvierten nach dem Krieg ein Spiel in Deutschland, quasi als Freundschaftsgeste. Während des Krieges hatte man nicht mehr gegen Deutschland gespielt. 1938, kurz vor dem Krieg, war die Weltmeisterschaft in Paris gewesen. Dort hatte die kleine Schweiz Grossdeutschland mit vier zu zwei besiegt! Das war toll. Denn gegen Deutschland hatten wir sonst immer nur verloren. Und nun sogar Grossdeutschland besiegt! Nach dem Krieg wurde Deutschland von allen sportlich geschnitten. Kein einziger Sportler wollte etwas mit Deutschen zu tun haben. Da sagten wir in Zürich: «Wir reichen euch sportlich die Hand: Wir machen bei euch ein Fussballspiel.»

Das Spiel fand in Stuttgart in einem zerstörten Stadion statt. Was ich da erlebt habe, kann man gar nicht schildern. Ich fuhr als Supporter mit, in einem Extrazug. Das war das erste Mal, dass man wieder etwas von Deutschland sah. Die Leute dort rissen sich nur so um uns. Jeder zerrte mich am Arm: «Kommens zu uns! Bei uns könnens übernachten!» Am Abend wollten wir mit dem Zug wieder retour. Den Bahnhof von Stuttgart gab es kaum mehr. Das war eine Ruine. Genau wie in Wien. Als ich das erste Mal nach Wien kam, standen am

Bahnhof nur ein paar Holzwände. Kein Bahnhof. Nichts. Weg. War nicht mehr da! Ich habe diese riesigen Zerstörungen alle gesehen, auch in Frankreich, in Mulhouse. Und vor allem in Stuttgart. Dort war alles dem Erdboden gleichgemacht.

Charles Inwyler *1919

Nach dem Krieg meldete ich mich als Dolmetscher für die amerikanische Besatzungszone in Deutschland. Ich war an den Voruntersuchungen beteiligt, bei denen Überlebende aus den Konzentrationslagern und Zwangsarbeiter als Zeugen für die bevorstehenden Kriegsverbrecherprozesse befragt wurden. Ein amerikanischer Offizier und ich reisten im Land herum und suchten Zeugen und Täter für diese Prozesse. Ein paar konnten wir aufreiben, aber viele fanden wir nicht. Damals wurde mir erst klar, was in Deutschland Grässliches passiert war. Was ich jämmerlich fand: In ganz Deutschland waren keine Nazis zu finden! Niemand war dabei gewesen. Es hiess immer bloss: «Dann waren sie plötzlich an der Macht. Was sollten wir tun? Wir waren ihnen wehrlos ausgeliefert.»

Die Entnazifizierung war grotesk. Es war ja praktisch jeder, der irgendeine Funktion innegehabt hatte, in einer Nazi-Organisation gewesen. Die Amerikaner stellten deshalb zuerst einmal die grossen Fische kalt. Sie mussten ihren Beruf aufgeben. Das Resultat war, dass die Gemeindeverwaltungen nicht mehr funktionierten. Die kaltgestellten Nazis hatten nun Zeit für den Schwarzmarkt. Sie zogen ein schwunghaftes Geschäft mit Zigaretten auf. Und die Amerikaner machten mit.

Eva Auf der Maur *1919

Im Februar 1947 reiste ich auf einer Journalistenreise mit dem Auto nach Deutschland in die Trümmer hinein. Darüber habe ich dann geschrieben. Die Durchquerung der französischen Besatzungszone war unangenehm, die Franzosen waren arrogant bis det und änn use! Besonders in Ravensburg waren die Franzosen widerlich. Ich glaube, die Leute in den französischen Zonen hatten es nicht gerade gut. Man machte dreimal das Kreuz, wenn man die französische Zone hinter sich hatte und in die amerikanische kam. Die Amerikaner waren viel weniger arrogant.

Anfang 1949 war ich nochmals in Deutschland und hatte in Württemberg eine Autopanne. Ich fuhr damals einen Jaguar Sportscar und musste auf ein Ersatzteil warten, das aus der Schweiz geliefert wurde. Da kam ein junger Mann, ein langer Lulatsch, auf mich zu und fragte: «Sind Sie aus der Schweiz?» Ich sagte Ja und fragte, ob er auch von dort sei. Da brach er in Tränen aus und sagte,

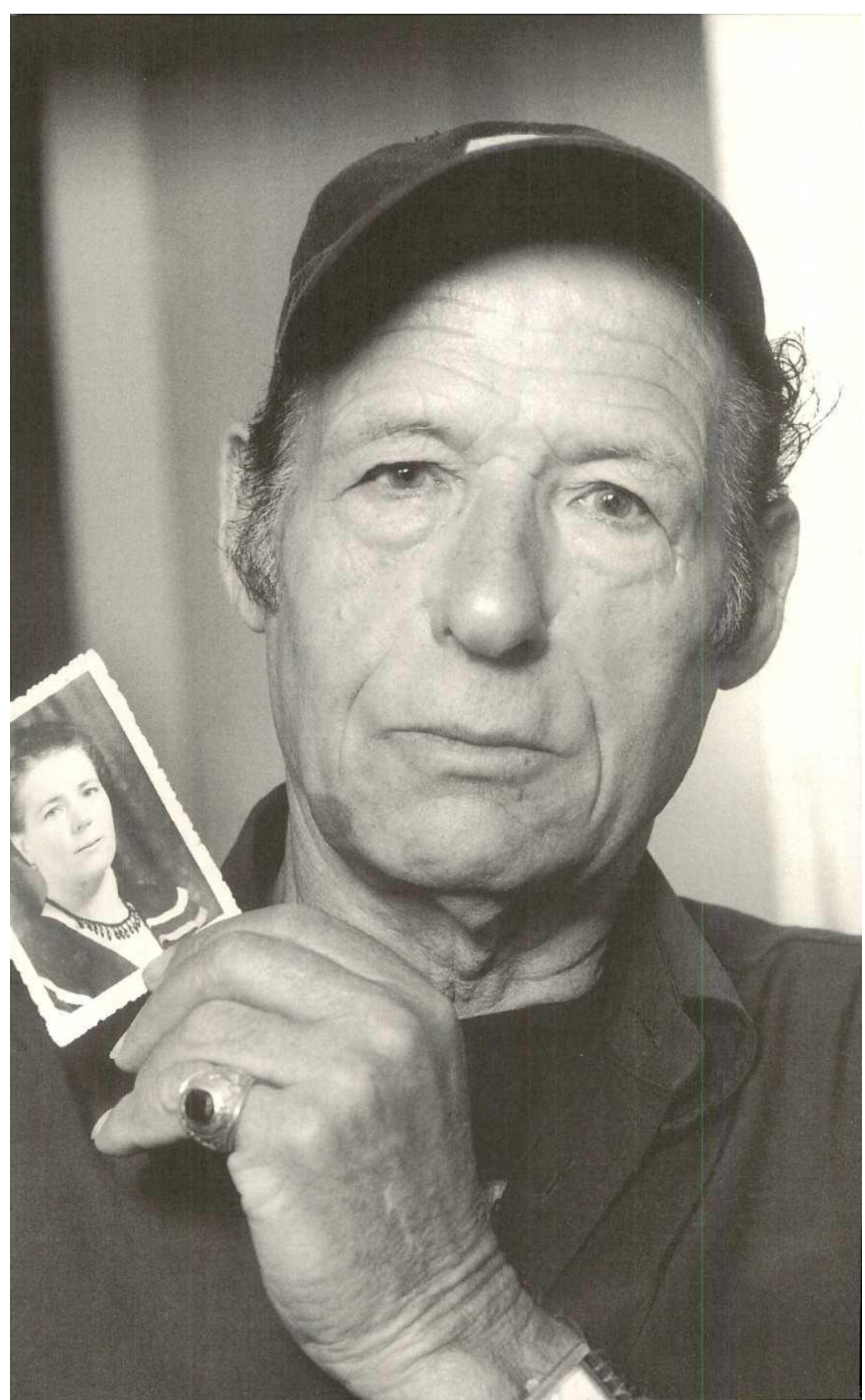
ja, er sei aus der Schweiz und könne nicht mehr nach Hause. Seine Eltern seien Deutsche, die Schweizer geworden waren. Sie hatten sich in Arth-Goldau eingekauft. Weil er damals noch minderjährig war, was er ebenfalls Schweizer geworden, anders als sein älterer Bruder, der als Deutscher in der Schweiz geblieben war. Er selber ging zur SS.

Die SS wurden nach dem Krieg nicht luxuriös behandelt, er hatte grossen Hunger, und ich gab ihm von meinen Sachen. Da weinte er wieder und sagte, er wolle nach Hause. Er bat mich, zu seinen Eltern zu gehen und ihnen auszurichten, es tue ihm Leid. Das machte ich dann auch sofort, als ich wieder in der Schweiz zurück war. Seine Eltern weinten auch, und ich sagte: «Ist doch verrückt, dass er als Schweizer rausgeht. Mit viel Geld eingekauft! Und dann geht er als Schweizer zur SS!»

Die SS waren alle unter dem Arm tätowiert. So wurden sie nun auch kontrolliert: Sie mussten die Arme heben, und wenn sie da eine Narbe hatten, wusste man, dass die Tätowierung herausoperiert worden war. Die SS wurden von den Alliierten kaserniert und in Lagern zusammengepfercht. Und zwar nicht gerade luxuriöse Lager. Sie bekamen nur die nötigsten Rationen und mussten auf ihren Prozess warten. Das war auch richtig so. Aber eben, wenn ein dummer Löffel aus der Schweiz betroffen war, konnte einem das schon Leid tun.

Auf meiner Deutschlandreise war ich drei Tage lang in Nürnberg am Prozess gegen die IG-Farben-Leute. Dort sah ich unter den Gefangenen einen der besten Freunde meines verstorbenen Vaters wieder, Generalfeldmarschall Wilhelm von List von der Heeresgruppe Ost. Früher war er für uns Onkel Wilhelm gewesen. Er hatte mit meinem Vater das Gymnasium gemacht und war in den Dreissigerjahren noch bei uns zu Besuch gewesen. Es war seltsam, diesen Onkel Wilhelm wieder zu sehen. Er war ganz mager, und der Hemdkragen schlotterte ihm um den Hals. Der zuständige amerikanische Major fragte mich, ob ich mit ihm sprechen wolle, doch ich wollte nicht. Nachher dachte ich, ich hätte ihn vielleicht doch ansprechen und ihm sagen sollen, ich sei die Tochter von Doktor Kohler. Onkel Wilhelm starb dann im Gefängnis. Zum Glück hat Vater das nicht mehr erlebt.

Onkel Wilhelm war einer der Obersten der Heeresgruppe Ost gewesen, und er hatte die Strafe verdient. Als Wehrmachtangehöriger hatte er zwar keine Parteikarriere machen müssen, aber bitte! Wenn man Generalfeldmarschall ist, ist man verantwortlich für das, was unter seinem Kommando geschieht. Die Wehrmacht hat vielleicht graduell weniger gemordet als die SS. Aber eben nur graduell.



«Alan roch die Henkersmahlzeit»

Paul Schmid, geboren 1924, Gelegenheitsarbeiter auf Bauernhöfen in der Schweiz, Frankreich und Deutschland und in einem deutschen Rüstungsbetrieb

Als ich sechs Monate alt war, ging meine Familie nach Frankreich. Das war 1925. Dort arbeitete mein Vater als Melker auf verschiedenen Bauernhöfen. Er liess auch zwei Brüder aus Frutigen kommen, weil es dort keine Arbeit gab. Vater und Mutter kamen nicht gut aus miteinander. Vater feierte oft mit seinen Brüdern. Wenn er betrunken war, wurde er bösartig. Eines Tages sagte meine Mutter, das mache sie nicht mehr mit, sie gehe nach Hause. Das war 1932. Mutter brachte uns Kinder, mich und meine Schwester, zurück in die Schweiz. Mein kleiner, vierjähriger Bruder, blieb bei Vater in Frankreich.

In der Schweiz wurden wir bei Verwandten und Bekannten untergebracht. Ich kam zu einem Onkel in der Nähe von Adelboden. Er war Bauer und böse. Ich musste jeweils in den Stall, misten und putzen, bevor ich in die Schule durfte. Wenn er betrunken war, packte er mich und drückte mich in den Brunnen, bis ich fast erstickte. Wenn die Ziegen in den Garten kamen und das Gemüse frassen, befahl er mir: «Jetzt schnappst du dir die Geiss und beisst sie in die Ohren, bis sie möögget.» Als meine Mutter mich besuchte, weinte ich und sagte: «Hier bleibe ich nicht, sonst gehe ich kaputt.» Mutter nahm mich mit, und wir gingen wieder zum Vater nach Frankreich.

1935 oder 1936 wollte Mutter zurück in die Schweiz, und wir kamen erneut nach Frutigen. Ich war bereits zwölf, musste aber in der Schule in den unteren Klassen anfangen, denn in Frankreich hatte ich nur während eines Jahres die Schule besucht. In Frutigen konnte ich nie zu Hause sein. Wenn ich nicht zur Schule ging, musste ich arbeiten, und im Sommer war ich auf der Alp.

Damals arbeitete mein Vater im Wald. Eines schönen Tages kam er mit einer Armschlinge nach Hause. Er hatte sich den linken Daumen abgehackt. Absichtlich. Mit dem Geld, das er dafür von der Versicherung bekam, konnten die

Paul Schmid mit einem Foto seiner Mutter als 27-Jährige.

Eltern Schulden bezahlen und uns Kleider kaufen. Es waren halt schlimme Zeiten. Das habe ich meinem Vater immer hoch angerechnet. Er musste schon Mut haben, sich den Daumen abzuhacken.

Als es 1938 in Frutigen wieder einmal keine Arbeit gab, wollten meine Eltern nach Kanada auswandern. Im letzten Moment sagte Mutter jedoch, sie wolle nicht nach Kanada, worauf wir wieder nach Frankreich gingen, auf einen Bauernhof in der Nähe von Troyes. Ich musste nicht mehr zur Schule, denn ich war schon vierzehn, und der Unterricht war nicht obligatorisch.

In Frankreich hatten wir während zwei Jahren eine gute Zeit. Leider kam dann der Krieg. Das war im Juni 1940. Die Leute aus dem Dorf waren schon morgens um zwei mit Pferd und Wagen geflüchtet. Mein Vater sagte: «Wir bleiben hier und kümmern uns um das Vieh.» Wir dachten, die Deutschen würden uns nichts tun. Morgens um zehn kamen dann die Franzosen, die auf dem Rückzug waren. Sie stellten am Waldrand ihre Kanonen auf und befahlen: «Alle müssen weg!» Also gingen auch wir. Wir beluden einen Wagen, setzten die kleine Schwester obenauf und zogen ab. Den Wagen haben wir geschoben, und wir gingen zu Fuss, weil es keine Pferde mehr hatte.

Etwa acht Tage später holten uns die Deutschen ein. Wir waren in einem Wald, als es hiess, die Deutschen seien in einem Dorf in der Nähe. Mein Vater und mein Bruder gingen nachschauen. Flüchtlinge, die aus dem Norden kamen, erzählten grausige Sachen über die Deutschen. Etwa, dass sie den Frauen die Brüste abschnitten. Da bekam man wirklich Angst. Mein Vater sagte zu meinem Bruder: «Komm, Kari, wir gehen ins Dorf und schauen, was die Deutschen mit uns machen.» Nach drei, vier Stunden kamen sie zurück und brachten Schokolade mit. «Die Deutschen tun uns nichts, wir sollen nur runterkommen», erzählten sie. Wir Kinder bekamen Schokolade. Das war super.

Mein Vater wollte dann zurück auf den Hof, meine Mutter in die Schweiz. Sie setzte sich durch. Wir zogen deshalb weiter in Richtung Schweizer Grenze. Die Deutschen sagten zu uns: «Was wollt ihr zu Fuss gehen, hier hat es hunderte von Pferden, die die Franzosen freigelassen haben.» Im Juni war es sehr heiss, die Pferde, die von den deutschen Tieffliegern getroffen worden waren, lagen auf der Strasse, sie lebten zum Teil noch und waren aufgebläht, die Därme quollen ihnen aus den Bäuchen. Einige waren noch eingeschrirrt. Mein Vater erschoss jene, die noch lebten, mit einem Revolver. Dann fingen wir auf den Feldern Pferde ein. Ich lockte mit Hafer ein schönes Pferd mit einem Sattel an. Später nahm mir ein deutscher Offizier das Tier wieder ab. Als er sah, dass es

ein Armeepferd war, packte er die Zügel und sagte: «Runter von dem Gaul, sonst knalle ich dich ab.» So habe ich mein Pferd verloren. Nach ein paar Tagen fanden wir eine Kalesche und spannten ein Pony und einen Esel ein.

Am 14. Juni waren wir aufgebrochen und etwa drei Wochen unterwegs, bis wir die mehr als 300 Kilometer zur Schweizer Grenze bei Pontarlier zurückgelegt hatten. Nachdem uns die Deutschen überholt hatten, mussten wir uns nicht mehr beeilen. Übernachtet haben wir jeweils in verlassenem Häusern oder in Parks. In Pontarlier war die Grenze gesperrt. Wir konnten nicht in die Schweiz einreisen. Den Winter 1940/41 verbrachten wir deshalb auf einem Bauernhof in der Nähe von Pontarlier.

Als wir wieder nach Frutigen kamen, wurden wir verspottet. Damals riefen in der Schweiz noch viele «Heil Hitler!», und als wir von unserer Flucht erzählten, wurden wir ausgelacht: «D Franzose mit de rote Hose, die Cheibe stinke», und solche Sachen sangen die Leute. Die Gemeinde Frutigen behandelte uns nicht gut. Mutter konnte uns nicht behalten, sie musste nach Thun in die Munitionsfabrik arbeiten gehen, und wir wurden an verschiedenen Orten untergebracht. Sie hätten wenigsten schauen können, dass wir Kinder mit der Mutter hätten zusammenbleiben können. Man reisst doch nicht eine Familie auseinander. Das waren schlimme Zeiten.

Es hiess, ich müsse arbeiten. Ich wurde Ausläufer bei einem Metzger in Thun. Da habe ich einen Seich gemacht. In Steffisburg hatte ich ein Zimmer. Dort machte mir eine jüngere Frau ein Angebot: «Paul, wenn du mir ein Cheseli mit fünf Kilo Schmutz (Schmalz) aus der Metzgerei bringst, gebe ich dir einen Funfliber.»

Das war damals viel Geld. Ich liess mich überreden, brachte ihr ein Cheseli mit Schmutz und kassierte dafür den Fünfliber. Ich freute mich, das war eine Menge Geld. In der Metzgerei erwartete mich jedoch bereits der Chef und herrschte mich an: «Schnudercheib, bring sofort das Schmutzchesseli zurück!» Das gab mir einen Schlag. Die Frau hatte das mit ihm abgemacht, um herauszufinden, ob ich etwas stehle.

Danach fühlte ich mich nicht mehr wohl. Ich sagte mir: Da gibt es nur eines, zum Vater nach Frankreich. Mit dem Ausläufervelo fuhr ich dann an die ich französische Grenze, habe sie zu Fuss überquert und auf einem Hof in der Nähe von Pontarlier meinen Vater gefunden. «Wo kommst du her?», wollte er wissen. Ich erzählte ihm alles und sagte, er müsse auch Mutter holen, so sei das kein Leben. Mein Vater sagte: «Du schaust zum Vieh, und ich hole die Familie.» Nach ein paar Tagen kam er wieder zurück, aber nur mit Mutter und der klei-

nen Schwester. Ich fragte: «Wo ist Kari?» Er sagte: «Der Bauer wollte ihn nicht hergeben.»

Mein Vater kannte sich gut aus. Der Bauernhof war an der Grenze. Er schmuggelte sogar Juden. Gegen Bezahlung. Einmal, während der Heuernte, kam mein Vater mit einem komischen Fuder zum Haus: Unter dem Heu verbarg sich ein jüdisches Mädchen, das das Geld im Rock eingenäht hatte. In der Nacht brachte er das Mädchen dann in die Schweiz.

Im Frühling 1941 gingen wir, ich, Vater, Mutter und die kleine Schwester, von Pontarlier nach Romilly-sur-Seine. Dort arbeitete mein Vater auf einem grossen Bauernhof als Melker. Meine Eltern hatten wieder einmal Krach, wohl auch weil etwas zwischen meiner Mutter und den deutschen Soldaten gelaufen war, die auf dem Flughafen einquartiert waren. Meine Mutter sagte: «Ich gehe nach Hause und komme nicht mehr zurück.» Sie ging und nahm meine Schwester mit. Ich blieb bei meinem Vater und half ihm mit dem Vieh. Eines Morgens war auch mein Vater weg. Darauf musste ich das Vieh alleine versorgen, denn der Bauer war in Kriegsgefangenschaft. Eine Polin und die Tochter des Bauern halfen mir dabei. Es war ein grosser Stall, etwa siebzig Stück Vieh, wovon etwa zwanzig gemolken werden mussten.

Eines Tages sagte einer der deutschen Soldaten, die auf dem Flughafen arbeiteten, zu mir: «Paul, du musst doch nicht hier arbeiten. Komm auf den Flughafen, wir brauchen Dolmetscher.» Ich liess mir das durch den Kopf gehen. Warum nicht, wenn man es schöner haben kann, dachte ich und ging. Auf dem Flughafen musste ich am Morgen jeweils den französischen Arbeitern Aufträge erteilen, dann hatte ich frei. Die Deutschen liessen zu dieser Zeit haufenweise Bäume pflanzen, um die Flugzeughallen zu schützen.

Eines Tages befahl der deutsche Leutnant: «Schmid, du musst zehn bis zwölf zuverlässige Arbeiter aussuchen und mitkommen.» Wir fuhren zum Bahnhof. Da standen Bahnwagen, alle bewacht. Ich hatte keine Ahnung, worum es ging. Dann kam ein Lastwagen, und wir mussten etwa 25 Kisten aus dem Zug in den Lastwagen laden. Beim Ausladen fiel eine Kiste zu Boden und sprang auf. Sie war mit Goldbarren gefüllt. Der Leutnant sagte zu mir: «Schmid, weisst du, wo die übrigen Kisten hingehen? In deine Heimat, in die Schweiz.» Das hat mich damals nicht interessiert. Im Nachhinein habe ich festgestellt, dass das stimmte. Das Gold ging über Italien und Chiasso in die Schweiz. Tonnenweise. Das war 1942. Die 25 Kisten, die wir abgeladen hatten, waren eigentlich für Berlin bestimmt.

Obwohl ich es schön hatte, begann es mir auf dem Flughafen zu verleiden. Ich wollte unbedingt nach Hause, in die Schweiz. In Pontarlier überquerte ich die Schweizer Grenze. Zu Fuss ging ich bis nach Gampelen in der Nähe von Neuenburg. Dort sass ich auf einem Zaun, als ein Bauer vorbeikam und mich fragte, was ich hier machte. Ich sagte, ich käme aus Frankreich. Er nahm mich zu sich ins Haus, und seine Frau machte mir etwas zu essen. Dann sagte er: «Es ist wohl besser, wir gehen sofort nach Erlach auf den Polizeiposten.» Er hat mir wohl nicht so recht getraut. Mit wunden Füessen musste ich von Gampelen nach Erlach laufen; er fuhr auf dem Velo neben mir her. Im Schloss in Erlach übernachtete ich im Gefängnis. Am nächsten Tag brachten sie mich wegen des Schmutzchessels und des Velos des Metzgers nach Thun aufs Jugendamt. Dort wollten sie mich zuerst in die Jugenderziehungsanstalt Tessenberg in Prêles einweisen. Der Polizist liess mich alleine im Büro. Die Türe war halb offen. Ich hörte, wie er sich mit einem Fräulein besprach, die sagte: «Am besten schicken wir den nach Tessenberg.» Das ist nichts für mich, dachte ich, sprang aus dem Fenster und haute ab.

Sie erwischten mich aber und brachten mich bei einem Bauern unter. Ich machte meine Arbeit, aber der Bauer hat mich immer schikaniert. Eines Tages verjagte es mich, und ich habe ihm mit dem Besen eine runtergehauen. Was hat er gemacht? Aufs Jugendamt angerufen. Da kam ein Bonze und fragte: «So, Bürschchen, was hast du mit dem Bauern gemacht?» Ich antwortete: «Er hat mich schikaniert.» – «Jetzt ist fertig, jetzt verräumen wir dich», sagte der Bonze. Er redete dann noch einmal mit dem Bauern und ging mit der Drohung, wenn noch einmal etwas passiere, sei ich dran.

Während dieser Zeit, das war 1942, musste ich in Konolfingen an die Aushebung. Kurz nach der Aushebung stahl ich dem Bauernsohn hundert Franken und fuhr mit dem Velo nach Frankreich. Mit dem gestohlenen Geld kaufte ich in der Schweiz Zigaretten, die ich in Frankreich weiterverkaufte. Ich suchte Arbeit und lungerte in Pontarlier herum. Irgendwann war es mir verleidet, draussen zu schlafen und Rüebli und Chabis zu essen, die ich in den Gärten fand. Vis-à-vis der Kirche in Pontarlier, wo ich manchmal übernachtete, war ein Büro. Dort suchten sie Arbeiter für Deutschland, *des ouvriers pour l'Allemagne*. Ich dachte: Wenn einer reingeht, gehe ich auch. Als ein älterer Mann eintrat, folgte ich ihm. Eine Frau fragte mich auf Französisch, was ich wolle. Ich sagte, sie könne Deutsch mit mir sprechen, ich sei Schweizer. Dann kam ein Leutnant vorbei. Sie sagte zu ihm: «Hier ist ein Schweizer, der nach Deutschland will.»

Der Leutnant klopfte mir auf die Schultern und sagte: «Bravo, Junge!» Das gab mir Mumm. Er fragte mich, wohin ich wolle. Ich sagte, es sei mir egal. Er sagte: «Ich bin aus Berlin. Geh nach Berlin. Berlin ist schön.» Ich musste mich ausweisen, Identitätskarte und Dienstbüchlein. Sie haben mich genommen und nach Berlin geschickt.

Im Herbst 1942 kam ich dort an. Wir wurden den Dürener-Metallwerken zugeteilt. Dort stellten sie Flugzeugpropeller und Flugzeugteile her. Zuerst arbeitete ich an der Blechwalze. Später fuhr ich mit Wagen die Blechteile herum. Wir mussten zehn bis zwölf Stunden arbeiten, auch Nachtschicht. Ich weiss nicht mehr, ob wir überhaupt Lohn bekamen. Ich glaube, ich habe gar keinen Lohn bekommen. Im Werk gab es nicht nur Freiwillige, sondern auch Zwangsarbeiten. Die aus dem Osten hatten ein Abzeichen, blau-weiss, die Polen ein «P», Juden hatte es keine. Ich lernte eine kriegsgefangene russische Pilotin kennen, die gut Deutsch konnte.

Wir wohnten in einem Barackenlager, Leute aus allen möglichen Ländern. Ich schlief in einem zweistöckigen Bett. Der über mir machte ins Bett, und es tropfte auf mich runter. Es war dreckig, und wir hatten überall Läuse, so viele, dass der Pullover fast davonlief, wenn man ihn ablegte. Das Essen war schlecht, und es gab viel zu wenig. Am Freitag bekamen wir jeweils die Lebensmittelkarten für eine Woche: 200 Gramm Brot pro Tag, etwas Kartoffeln und für die ganze Woche ein oder zwei Eier. Am Sonntagabend war die Lebensmittelkarte bereits leer. Da gingen wir jeweils «auswärts essen». Abends fuhr ich zusammen mit zwei Franzosen in ganz Berlin mit der U-Bahn herum. Wir leerten die Aschenbecher, sammelten den Tabak aus den Stummeln der Stumpen und verkauften ihn. Mit den paar Mark, die so zusammenkamen, kauften wir Brot. Im Schwarzhandel bezahlte man fünf Mark für ein Brot. Oder wir gingen raus nach Wannsee, wo die Bauernhöfe waren. Überall hatte es grosse Plakate: «Wer Obst oder Gemüse stiehlt, wird mit dem Tod bestraft», hiess es da. Wir klauten bei den Bauern Chüngel und grillierten sie unten an der Spree. Morgens um eins oder zwei kehrten wir ins Lager zurück. In der Unterkunft kochten wir die gestohlenen Kartoffeln. Die anderen kamen aus ihren Betten und assen die Kartoffelschalen, solchen Hunger hatten sie. Eigentlich durften alle aus dem Lager hinaus, aber die meisten hatten Angst, sich etwas zu essen zu organisieren.

Während der Nachtschicht liess ich jeweils das Wägelchen stehen und ging auf die Toilette schlafen. Die Werkpolizei erwischte mich und drohte: «Schmid, noch einmal, dann bist du dran.» Ich nahm mich zusammen. Das ging dann

zwei, drei Tage gut. Dann war es wieder so weit: Morgens um zwei suchte mich die Werkpolizei, und ich hockte auf der Toilette und schlief. Sie holten mich raus, und ich musste bis zum Schichtende um sechs Uhr morgens mit erhobenen Armen dastehen. Jedes Mal, wenn ich die Arme sinken liess, schlugen sie mich mit einem Stock auf den Rücken. Zudem hatten sie einen Polizeihund, der mich jedes Mal schnappen wollte, wenn sie mich schlugen. Ich weinte und rief nach meiner Mutter. «Du kannst lange nach deiner Mutter rufen, die hört dich hier nicht», höhnte einer der Aufseher. Sie haben mich gewarnt: «Noch einmal Schmid, dann kommst du ins KZ.» Ich wusste genau, dass ich wieder einschlafen würde, und schrieb meiner Mutter. Sie schrieb mir, ich solle doch zurückkommen, aber ich hatte einen Vertrag für ein Jahr und konnte nicht weg.

Dann kam vor Weihnachten 1942 ein Brief meiner Mutter. Sie teilte mir mit, mein Vater sei in Ingolstadt bei München und arbeite dort im Reichsbahnausbesserungswerk. Ich erkundigte mich, ob ich über Weihnachten zu meinem Vater könne. Das gehe nicht, hiess es, ich müsse ein Jahr lang bleiben. Ich ging trotzdem. Auf dem Bahnhof löste ich ein Billett Richtung München. Ich wusste nicht, dass die Züge von der Gestapo kontrolliert wurden. Ich sass im Zug, und auf einmal kam die Gestapo. «Ausweis, bitte!» Ich konnte mich nicht ausweisen, hatte keinen Urlaubsschein, nur ein Papier der Dürener-Metallwerke. Die Gestapo-Polizisten sagten, das gehe nicht, so könne ich nicht herumreisen. Sie verhafteten mich, und ich wurde zusammen mit einem desertierten Offizier, der an der Ostfront gewesen war und den sie im Zug geschnappt hatten, ausgeladen. Der Offizier hatte Urlaub gehabt und war danach nicht mehr nach Russland zurückgekehrt. Der Offizier und ich gingen nebeneinander her, beide mit einem Gewehr im Rücken. In einer dunklen Gasse sagte er zu mir: «Hau ab!» Er wollte, dass ich weglaufe, damit die beiden hinter uns abgelenkt wurden. Er hatte nichts mehr zu verlieren, am nächsten Tag wurde er erschossen. Ich lief nicht weg und wurde eingesperrt. Später holten sie mich zum Verhör. Ich weinte, zeigte den Brief meiner Mutter und sagte, ich wolle über Weihnachten zu meinem Vater nach Ingolstadt. Sie sperrten mich wieder ein. Plötzlich ging die Türe auf. Ich solle meine Sachen packen, ich könne für vierzehn Tage zu meinem Vater. Ich bekam einen Passierschein und fuhr nach Ingolstadt, wo ich kurz vor Weihnachten 1942 meinen Vater fand. «Ich will nicht mehr zurück, ich möchte hier bei dir bleiben», sagte ich. Vater erkundigte sich bei seinen Vorgesetzten, aber es hiess, ich hätte einen Vertrag und müsse zurück.

Über Weihnachten war ein Franzose aus Verdun in München, den mein Vater gut kannte. Er solle mich bis an die Grenze nach Verdun mitnehmen, fand

mein Vater. Wir fuhren zusammen an die Grenze bei Pangy-sur-Moselle. Dort erklärte er mir, ich solle aus dem Zug steigen und in Richtung Rebberge verschwinden. Ich ging. Das Geld behielt er bei sich und gab mir seine Adresse in Verdun. Ich überquerte die Grenze und gelangte auf Umwegen nach Verdun und von dort nach Paris, wo ich über Neujahr blieb.

Von Paris aus ging ich wieder nach Romilly-sur-Seine. Dort erfuhr ich, dass sie in Anglure einen Melker suchten. Ich blieb etwa ein halbes Jahr in Anglure. Es hatte etwa zehn Kühe, das war gäbig zu machen. Auf dem Bauernhof hatte es einen Karrer, ein dummer Löli. Der sagte immer zu mir: «Komm, wir gehen zur ‚Légion volontaire contre le bolchevisme‘. Was sollen wir hier krampfen? Lass uns nach Paris gehen und uns bei der Legion melden.» Die Deutschen rekrutierten damals freiwillige Franzosen, um gegen die Russen zu kämpfen. Ich dachte: Gut, gehen wir. In Paris gingen wir in die Kaserne. Ich sagte noch: «Das sollten wir nicht tun.» Er aber sagte: *«Je veux y aller.»* Also gingen wir halt.

Ich zeigte mein Dienstbüchlein, da sagten sie: *«Non, ce n'est pas pour les étrangers, c'est seulement pour les français.»* Sie nahmen nur Franzosen. Ich sagte, ich wolle trotzdem gehen. Der Karrer wartete. Sie lehnten mich ab. Zum Glück. Der Karrer ist geblieben.

Dann ging ich nach Dijon und lungerte dort etwas herum. Nach elf Uhr durfte man nicht mehr im Freien sein, dann war Ausgangssperre. Eines Abends, es war nach elf, kam ich in eine Kontrolle der Gendarmerie. Sie wollten meine Papiere sehen. Ich musste mit auf die Kommandantur. Ich hatte den Ausweis der Dürener-Metallwerke dabei, den fanden sie. Das wurde mir zum Verhängnis. Sofort wurde ich gefragt: «Du warst ja in Berlin, bist du ein Spion?» Ich verneinte und erzählte meine Geschichte. Ich müsse meine Zeit in Deutschland abdienen, wurde mir gesagt, ich könne aber sagen, wohin ich wolle. Ich wollte so nah wie möglich an die Schweizer Grenze, damit ich im Notfall nach Hause konnte. Deshalb entschied ich mich für Innsbruck. Sie schickten uns zu zwölf über München Richtung Österreich. Ich sagte, ich wolle zu einem Bauern, weil ich dachte, da gibt es wenigstens genug zu essen. In Innsbruck gab es keine Bauern, die Hilfskräfte brauchten, so kam ich nach Bregenz. Ich kam zu einem Bauern und blieb dort drei Tage. Der Hof lag am Rhein, direkt an der Schweizer Grenze. Wenn ich nur drüben auf der anderen Seite wäre, dachte ich. Aber man konnte nicht rüber, alles war bewacht. Der Bauer war böse. Nach drei Tagen nahm ich mein Köfferchen und ging in Bregenz auf den Bahnhof. Ich wollte nach Frankreich und von dort in die Schweiz.

Kurz vor Ulm kontrollierte die Gestapo den Zug: «Ausweis, bitte!» Ich zeigte mein famoses Dienstbüchlein. Die Polizisten fragten, ob ich sonst nichts hätte. Ich habe verneint, worauf sie mich am Bahnhof in Ulm aus dem Zug nahmen. In Ulm erlebte ich eine schlimme Zeit. Sie steckten mich ins Gefängnis Frauengraben. Ich war in Zelle 20. Tagsüber durften wir uns nicht hinlegen. Die Eisenbetten wurden aufrecht an die Wand gestellt und abgeschlossen. Wir klebten in der Zelle Waschpulver-Kartons und drehten Garbenbündel. Den ganzen Tag verbrachten wir in der Zelle, nachmittags durften wir etwa eine halbe Stunde im Hof spazieren gehen. Zum Frühstück gab es Kaffeersatz und 200 Gramm Weissbrot. Das war mager. Zum Mittagessen bekamen wir Wassersuppe und abends zwei kleine Kartoffeln und einen Suppenlöffel Quark. Ich hatte solchen Hunger, dass ich den Leim ass, mit dem wir die Kartonschachteln zusammenklebten – der sah aus wie Honig. Auf dem Weg in den Hof kamen wir jeweils am Fressnapf des Polizeihundes vorbei. Er bekam auch Suppe, die er nur selten frass. Wenn die Zellentüren aufgingen, rannten wir die Treppe runter, der Erste, der am Fressnapf ankam, steckte seine beiden Hände in die Schüssel und begann, die Suppe zu essen. Wir prügeln uns beinahe um den Napf des Hundes. Wenn wir im Hof spazierten, sahen uns die Polizeiangehörigen zu und warfen Bananenschalen und Apfelgehäuse aus dem Fenster. Wir stürzten uns darauf, und sie lachten über uns. Das war schlimm. Als ich im September 1943 nach drei Monaten aus dem Gefängnis kam, wog ich noch 45 Kilo.

Alle paar Wochen wurden Gefangene geköpft. Im Hof stellten sie jeweils die Guillotine auf. Man roch die Henkersmahlzeit. Ich hatte Angst. Jedes Mal, wenn es gut roch, dachte ich mir, jetzt bist du dran. Das machte mich kaputt. Die Hinrichtungen konnten wir nicht direkt beobachten, wir hörten sie aber. Auch Frauen wurden hingerichtet. Eine rief: «Mein Mann, mein Mann.» Der Wärter erzählte mir, worum es ging: Der Mann dieser Frau war in Russland an der Front, und sie hatte einen russischen Kriegsgefangenen bei sich im Haus. Das kam aus, und sie wurde hingerichtet. Wenn das «Geschäft» vorbei war, mussten wir das blutige Sägemehl wegräumen und den Platz putzen, die Guillotine war schon weg. Die Geköpften kamen in Holzkisten, die zugenagelt wurden. Wir konnten sie jeweils zählen. Meist wurden etwa siebzehn Leute hingerichtet.

Eines Tages kam der Wärter, mit dem ich mich jeweils unterhielt, zurück aus den Ferien und sagte: «Schmid, du bist immer noch da? Dich haben sie vergessen.» Der Frauengraben war ein Durchgangsgefängnis. Ich hätte nicht so lange

da sein sollen. Am anderen Tag höre ich im Gang: «Schmid, Zelle 20, entlassen» – das werde ich nie vergessen, das war der schönste Moment in meinem Leben.

Nach der Entlassung begleitete mich ein Beamter der Gestapo aufs Arbeitsamt. Ich wollte als Erstes richtig Mittagessen gehen. In einem Restaurant habe ich ein Menü bestellt und dazu ein Bier. Doch aus dem Festessen wurde nichts, denn mein Magen war völlig zusammengeschrumpft. Ich konnte nicht richtig essen, es blähte mich auf. Die Serviertochter fragte: «Hat es nicht geschmeckt?» Ich war bleich. «Doch, es ist gut», sagte ich, «aber ich komme gerade aus dem Frauengraben.» Ich konnte nicht einmal die Hälfte essen.

Am Nachmittag wurde ich auf dem Arbeitsamt von einem Bauern aus Beumerstetten abgeholt. Das Dorf liegt etwa zwanzig Kilometer von Ulm entfernt. Ich war mager und bleich wie ein Toter und gefiel dem Bauern nicht. Auf der Fahrt mit dem Zug nach Beumerstetten sprach er kein Wort mit mir. Ich ging raus auf die Plattform und roch die frische Luft. Mit meinen dünnen Händen, ich konnte fast durchschauen, so bleich und mager waren sie, konnte ich weder melken noch eine Heugabel längere Zeit halten, ich bekam sofort Blasen. Schon am zweiten Tag schaffte ich es nicht einmal mehr bis aufs Zimmer, so erschöpft war ich. Und mit Essen war auch nichts. Es gab anständig zu essen, ich habe tüchtig eingepackt, aber ich konnte es nicht behalten.

Nach ein paar Tagen ging ich – nachts, zu Fuss – nach Ulm auf den Bahnhof und von dort mit dem Zug Richtung Stuttgart. Jetzt muss ich nach Hause, dachte ich, sonst falle ich tot um. Doch, wer kam im Zug? Die Gestapo: «Ausweis, bitte!» In Stuttgart haben sie mich ausgeladen. Ich kam in den Wartsaal, da sassen andere Verhaftete, die von zwei Soldaten mit aufgeflepptem Bajonett bewacht wurden. Ich fragte einen Belgier, wohin sie gebracht würden. «Ins Konzentrationslager», sagte er mir. Ich dachte: Jetzt ist fertig. In meinem Zustand kann ich nicht arbeiten, und wer im KZ nicht arbeiten kann, wird umgelegt und verbrannt. Ich musste in ein Büro. Dort sass ein Mann in einem braunen Anzug, ein Gestapo-Chef. Er fragte, woher ich komme. Ich erzählte alles und zeigte meine Hände, die Haut war weg. Er fragte: «Sie sind Schweizer? Ich liebe die Schweiz.» Er sagte, er kenne Interlaken und Kandersteg, er habe vor dem Krieg immer in der Schweiz Ferien gemacht. Er erzählte mir nur Gutes über die Schweiz. Dann kam ein Soldat rein und sagte, sie müssten gehen, der Zug fahre ab, der Schweizer solle jetzt kommen. Da sagte der Chef: «Nein, der Schweizer bleibt hier. Mit den anderen können sie abfahren.» Ich dachte: Uh, jetzt bist du gerettet. Wir redeten lange miteinander. Er fragte mich, ob ich in einem Rebberg arbeiten könne, er habe einen Kollegen, der in der Nähe von

Stuttgart einen Rebberg habe. Ich sagte, ich hätte noch nie in einem Rebberg gearbeitet, würde aber gerne zu einem Bauern gehen. Er sagte, das sei kein Problem, er komme mit mir aufs Arbeitsamt. Im Tram vom Bahnhof zum Arbeitsamt erzählte ich meine Geschichte. Rundherum hörten Frauen zu und gaben mir Brot und andere Nahrungsmittel, ich wusste nicht mehr, wohin damit.

Auf dem Arbeitsamt schickten sie mich nach Weilimdorf zum dortigen «Ortsbauernführer». Dessen Schwestern waren ältere Damen. Sie pflegten mich während vierzehn Tagen. Dann konnte ich wieder normal essen. Eine Zeit lang arbeitete ich auf dem Feld und dann bei einem Weinhändler. Dort putzte ich grosse Weinfässer. Dann musste einer der Bauern in den Krieg. Er hatte einen kleinen Hof mit vier Kühen, den ich über ein Jahr lang führte, von Ende 1943 bis Ende 1944. Ich war mein eigener Meister und im Dorf Hahn im Korb. Im Sommer kamen Mädchen vom Bund Deutscher Mädchen, BDM, um mir bei der Ernte zu helfen. Alles lief gut. Einmal kam der Bauer aus Russland zu Besuch. Er war sehr zufrieden und gab mir etwas mehr Lohn. Wenn ich etwas brauchte, nahm ich Speck oder Zucker und fuhr in die Stadt. Damit konnte ich alles kaufen. Statt mit Geld bezahlte ich mit Lebensmitteln. So konnte ich mir schöne Reithosen leisten.

Ich war alleine auf dem Hof und hörte englische Sender ab. Darauf stand die Todesstrafe. Die Alliierten warfen auch Flugblätter ab, die man nicht lesen durfte. Trotzdem habe ich sie jeweils auf dem Feld aufgehoben und gelesen. Manchmal half mir die Tochter des «Ortsbauernführers» bei der Arbeit. Sie wollte dafür auf dem Pferd reiten. Ich sagte: «Ruth, wir können nicht herumkaspern, ich muss meine Arbeit machen.» Worauf sie wütend wurde. Einmal habe ich zu ihr gesagt: «Nächstes Jahr kommen die Franzosen, dann kannst du reiten, so viel du willst.» Das ist mir rausgerutscht. Sie ging damit zur Polizei. Das war Ende 1944.

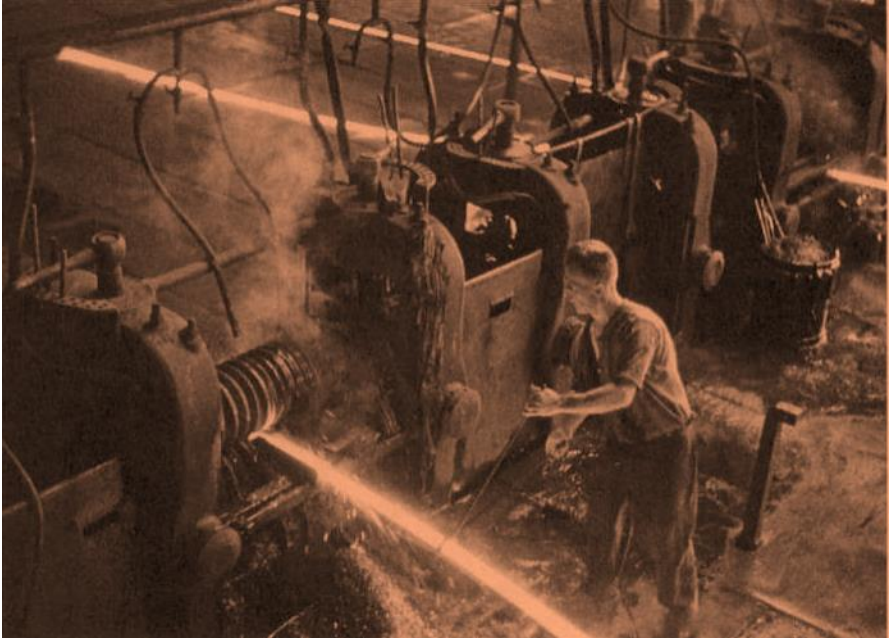
Ich machte auch noch «Sabotage». Einem Bauern zerlegte ich den Pflug – wegen eines polnischen Mädchens, das bei ihm arbeitete. Mit ihr und einer Ukrainerin unterhielt ich mich ab und zu. Der Bauer fuhr dazwischen und sagte, hier gebe es nichts zu besprechen. Ich sagte ihm, ich könne machen, was ich wolle, ich sei kein Deutscher. Eines Nachts schraubte ich seinen Pflug auseinander und verstreute die Teile. Am nächsten Tag konnte er nicht mehr pflügen. Das könne nur der Schmid gewesen sein, hiess es. Am Silvesterabend holten sie mich ab. Mir wurde Sabotage vorgeworfen. Sie nahmen mich mit ins Gefängnis nach Stuttgart. Am 2. Januar 1945 wurde ich verhört. Der Richter sagte, ich würde nicht nur um einen Hut kürzer, sondern um einen Kopf:

«Sabotage wird mit dem Tod bestraft.» Doch ich war sicher, dass mich morgens um eins niemand gesehen hatte, als ich den Pflug zerlegte. Deshalb gab ich es nicht zu. Das mit den Flugblättern und dem Radio stritt ich auch ab.

Nach vierzehn Tagen musste ich wieder vor den Richter. Er sagte, sie hätten nur Gutes von mir gehört. Sie hatten Erkundigungen über mich eingezogen. Trotzdem musste ich zwei Wochen absitzen. Lieber vierzehn Tage im Gefängnis als einen Kopf kürzer, dachte ich. Ich wurde nach Bad Cannstatt gebracht. Dort nahmen wir in einer zusammengeschossenen Siemensfabrik Motoren auseinander, um das Kupfer zurückzugewinnen, das wieder verwertet wurde. Es war sehr kalt in diesem Winter. Auf dem Weg vom Frauengefängnis zur Siemensfabrik gaben uns die Leute an der Strasse Brot und Obst. Das war kurz vor Kriegsende. Die Deutschen wussten, dass sie den Krieg verlieren würden.

Nachdem ich meine Strafe abgesessen hatte, ging ich zurück auf den Bauernhof, der dann bei einem Luftangriff schwer beschädigt wurde. Alles war kaputt. Ich nahm das Velo und fuhr auf der Autobahn Richtung Westen. Wegen der Tiefflieger der Alliierten hatte es keine Autos mehr. Wenn ich einen Flieger hörte, versteckte ich mich. In Karlsruhe beobachtete ich, wie von ennet dem Rhein viele Leute zur Arbeit kamen. Sie fuhren mit ihren Velos über die Brücke und wedelten mit den Pässen. Das kann ich auch, habe ich mir gedacht. Ich fuhr mit dem Velo und schwenkte den Pass. Sie liessen mich rüber. Auf der anderen Seite hatte es viele deutsche Truppen in Schützengräben. Ich kam ins Frontgebiet. Am Abend hörte man Gewehrfeuer. Es war dunkel. Ich fuhr auf einem Feldweg und hörte ein Geräusch. Ich freute mich schon und dachte, vielleicht sind es Franzosen. Kannst du denken! Es war ein deutscher Soldat mit einem Velo. Er packte mich, weil er glaubte, ich sein ein Deserteur oder ein Überläufer. Der Soldat nahm mich mit und drohte, mich zu erschiessen, falls ich flüchtete. Er brachte mich in einen Bunker der Wehrmacht. Ich zeigte meinen Pass und erzählte meine Geschichte. Sie gaben mir etwas zu essen. Ein Offizier sagte: «Junger Schweizer, der Krieg ist bald zu Ende, du musst nichts riskieren, indem du dich im Frontgebiet aufhältst.» Ich solle zurück nach Karlsruhe. Dort habe er eine Bekannte, die eine Gärtnerei betreibe. Bei ihr solle ich mich melden. Ich ging also zu ihr nach Dürlach. Dort blieb ich bis Ende März 1945. Wir haben heute noch Kontakt.

In Dürlach lernte ich einen Franzosen kennen, Gaston. Mit dem ging ich dann nach Karlsruhe. Dort trafen wir Franzosen, darunter auch Legionäre. Die sagten mir, ich solle doch in die Legion kommen, das sei schön. So kam ich in die Fremdenlegion. Doch das ist eine andere Geschichte.



Giesserei von Roll, Gerlafingen 1942. Foto Hans Peter Klausner.

Transitverkehr und wirtschaftliche Kooperation mit dem Ausland

Während des Krieges war die Schweiz weiterhin wirtschaftlich eng mit dem Ausland verflochten. Die Exporte von schweizerischen Unternehmen waren eine wichtige Voraussetzung, um im Gegenzug Rohstoffe und Lebensmittel in die Schweiz einführen zu können. Die Hauptsorge der Schweizer Regierung galt der Aufrechterhaltung der Landesversorgung und der Verhinderung von Arbeitslosigkeit, und die Schweizer Exportwirtschaft versuchte in den Kriegsjahren, Hightechprodukte zu entwickeln, die auch nach Ende des Krieges international konkurrenzfähig sein würden. Obwohl sich die Schweiz bemühte, die wirtschaftlichen Beziehungen zu allen Ländern aufrechtzuerhalten, waren die Achsenmächte Deutschland und Italien zwischen 1940 und 1944 weitaus die wichtigsten Abnehmer schweizerischer Waren. Auf deutschen Druck hin gewährte die Schweizer Regierung den schweizerischen Exporteuren eine Zahlungsgarantie für Exporte nach Deutschland und Italien. Diese Zahlungsgarantie – ein faktischer Rüstungskredit der Schweiz zugunsten der Achsenmächte – ermöglichte den Achsenmächten, ihre Rüstungskäufe in der Schweiz zu finanzieren. Bis Kriegsende subventionierte die Schweizer Regierung so die Exporte von Schweizer Firmen nach Deutschland und Italien mit über einer Milliarde Franken.

Für die Achsenmächte waren ausserdem die Schweizer Alpentransversalen von grosser Bedeutung. Während des Krieges nahm der Transitverkehr durch die Schweiz stark zu. Zwischen 1939 und 1941 verdreifachten sich beispielsweise die Transporte von Deutschland nach Italien. Der Grossteil bestand aus Kohlelieferungen. In der Öffentlichkeit blieb die Intensivierung des Transitverkehrs nicht unbemerkt. Gerüchte über die Art der Transporte machten die Runde: Es würden heimlich Truppen und Waffen durch die Schweiz geschleust, hiess es. Neuere historische Untersuchungen kommen zum Schluss, dass während des Krieges nie heimlich fremde Truppen durch die Schweiz gefahren wurden. Die Transporte beschränkten sich auf die Beförderung von schwer verwundeten Soldaten. Entgegen der Legende wurden auch keine Deportierten durch die Schweiz in die Vernichtungslager gebracht. Ebenso wenig wurden Zwangsarbeiter durch die Schweiz transportiert. Bis zum Herbst 1943 wurden jedoch zahlreiche italienische Arbeitskräfte, die sich freiwillig für die Arbeit in deutschen Unternehmen gemeldet hatten, in ge-

schlossenen Konvois durch die Schweiz transportiert. Ob heimlich Waffen durch die Schweiz transportiert wurden, lässt sich heute nicht mehr feststellen, da die Schweizer Behörden während des Krieges darauf verzichtet hatten, die plombierten Wagen zu untersuchen.

Die Schweiz war im Zweiten Weltkrieg der wichtigste Umschlagplatz für Gold aus dem Machtbereich des Dritten Reiches. Dank der Goldkäufe von Schweizer Banken konnte sich Deutschland, dessen Währung auf den internationalen Märkten nicht mehr akzeptiert wurde, Devisen beschaffen, die es für den Erwerb kriegswichtiger Ressourcen benötigte. Obwohl die Schweizerische Nationalbank spätestens 1943 Hinweise erhielt, dass das deutsche Gold von Privatpersonen und Zentralbanken in den besetzten Ländern geraubt worden war, gingen die Transaktionen bis kurz vor Kriegsende weiter.

Die Schweiz war während des Krieges auch ein wichtiger internationaler Umschlagplatz für geraubte Kunstgüter. Diese stammten oft aus jüdischem Besitz. Sie waren entweder von ihren Besitzern auf der Flucht in die Schweiz gebracht und hier zu sehr tiefen Preisen verkauft worden. Oder die Kunstwerke waren den Besitzern von den Nationalsozialisten geraubt und von diesen in der Schweiz auf den Markt gebracht worden. Der Erlös dieser Verkäufe floss in die deutsche Kriegswirtschaft. Die Käufer interessierten sich meist wenig für die Herkunft der Kunstwerke und gaben sich mit vagen Auskünften zufrieden.

Max Wickart *1920 Nach Hitlers Machtergreifung kam es in Deutschland zu einem Wirtschaftsaufschwung. Das beeindruckte die Arbeiter bei uns in Arbon nicht gross. Die meisten waren damals gewerkschaftlich organisiert, und die Gewerkschaften sagten: Hitler ist gefährlich. Es gab eine starke Abwehrhaltung gegen die Deutschen.

Durch den Wirtschaftsaufschwung in Deutschland zog auch in der Schweiz die Konjunktur an: Wir erhielten wieder mehr Aufträge aus Deutschland. Etwa ab 1935 gab es in unserer Region kaum mehr Arbeitslose – dies, obwohl 1936 in der übrigen Schweiz der Höhepunkt der Arbeitslosigkeit war. Bei uns hing die Zahl der Arbeitslosen von der Firma Saurer ab. Das war ein richtiger Monopolbetrieb. Saurer profitierte natürlich ebenfalls vom Aufschwung in Deutschland. Mit der Zeit kamen auch wieder Aufträge aus Frankreich und anderen Ländern. Die Wirtschaft hatte sich europaweit erholt. Noch 1939 lieferte Saurer Omnibusse nach Warschau.

Die Deutschen bestellten bei Saurer vor dem Krieg Webmaschinen, und zwar in rauen Mengen. Wissen Sie warum? Die brauchten doch Millionen von

Uniformen für ihre Armee! Für die Deutschen war eine Webmaschine ein Rüstungsartikel, obwohl man es der Maschine selber nicht ansah. Dadurch hatten wir in Arbon wieder mehr Arbeit, die Arbeiter erhielten mehr Lohn, sie konnten sich wieder zwei Cervelats kaufen statt nur einen. Das war eine richtige Kettenreaktion, die der ganzen Region zugute kam. Für die deutschen Aufträge war man dankbar. Dem Arbeiter, der an der Drehbank steht, ist es doch hundewurst, ob das, was er herstellt, nach Frankreich geliefert wird oder nach Deutschland. Hauptsache, er erhält seinen Zahltag. Bei uns im Betrieb galt die eiserne Regel: Am Arbeitsplatz wird nicht politisiert. Es hiess: «Wenn ihr politisieren wollt, könnt ihr an die Gewerkschaftsversammlung gehen; im Betrieb gibt es das nicht.»

Ralph Winkler *1915

Ich machte bei der Firma Sulzer in Winterthur eine Lehre als Maschinenschlosser. Weil ich einen guten Lehrabschluss gemacht hatte, konnte ich Monteur auf Grossdieselanlagen werden. Kurz vor dem Krieg war ich zwölf Monate lang in Schweden auf Montage. Ich kam dann zurück in die Schweiz und hätte schon bald nach Norwegen auf Montage gehen sollen. Aber da die Deutschen im April 1940 in Norwegen einmarschiert waren, klappte das nicht mehr. Ich arbeitete deshalb wieder in Winterthur. Sulzer stellte damals U-Boot-Motoren für die Deutschen her. Das fand ich eine Sauelei. Ich hatte doch nicht Maschinenschlosser gelernt, um für das Töten zu arbeiten! Deshalb verliess ich Sulzer. Die wurden natürlich wütend. Immerhin hatten sie mich zum Monteur ausgebildet, und jetzt lief ich ihnen einfach davon. Also dachte ich mir: Ich gehe in die Landwirtschaft, da muss ich wenigstens nicht für den Krieg arbeiten. Auf mein Inserat im «Schweizer Bauer» erhielt ich über dreissig Offerten. Ich entschied mich für eine Stelle im Solothurnischen. Diese Stelle bot mir dann aber nicht das, was ich mir erhofft hatte. Ich erhielt nur vierzig Franken Lohn im Monat, musste dafür aber zehn, zwölf, vierzehn Stunden pro Tag arbeiten. Der Bauer war ein gfürchiger Chrampfer, dem konnte man nicht schnell genug sein. Ausserdem wurde mir klar: Flier komme ich nicht weiter. Ich komme nie zu einem eigenen Betrieb, und den Rest meines Lebens als Knecht zu verbringen, war auch nicht das, was mir vorgeschwebt hatte. So ging ich schliesslich nach einem Jahr schweren Herzens wieder zurück in die Maschinenindustrie. Während des Krieges war es kein Problem, dort eine Stelle zu finden.

Zuerst kam ich zu Escher-Wyss in Zürich. Die stellten damals unter anderem Kältekompressoren her. Da dachte ich: Wenigstens mal eine Arbeit, die

nichts mit dem Krieg zu tun hat. Eines Tages liess mich der Werkstattchef ins Büro kommen und bot mir an, mich zum Monteur zu befördern. Ich winkte ab, weil für mich die Arbeit in der Industrie ein blosser Broterwerb war und ich immer noch hoffte, es gelinge mir, einen Beruf im sozialen Bereich zu finden. Da wurde der Werkstattchef wütend und sagte: «Man siehts ja schon an Ihrem Zeugnis von Sulzer, dass mit Ihnen etwas nicht stimmt!» Ich hatte von Sulzer nur ein ganz kurzes Arbeitszeugnis erhalten, weil sie wütend waren, dass ich ihnen als ausgebildeter Monteur davongelaufen war.

Ich blieb dann nicht mehr lange bei Escher-Wyss. Ich stellte nämlich fest, dass man dort Kühlzellen für den Afrikafeldzug des deutschen Generalfeldmarschalls Rommel herstellte. Das waren riesige Kisten, gross wie Eisenbahnwagen, in denen eine Kühlanlage stand, die die Deutschen in der Wüste benutzen konnten, um ihre Würste und ihr Bier zu kühlen.

Dass die Schweizer Industrie damals für Hitler arbeitete, war allgemein bekannt. Das schien aber niemanden zu beunruhigen. Einmal landete ich beispielsweise in einer Bude in Zürich, die unter anderem grafische Maschinen und Munitionsdrehbänke für die Schwaben herstellte. Das ging mir zünftig gegen den Strich, und ich diskutierte deswegen mit dem Präsidenten der Arbeiterkommission. Der meinte nur: «Das ist uns doch egal. Hauptsache, wir verdienen gut.»

Auch bei Sulzer wussten alle Arbeiter, dass man Rüstungsgüter herstellte. Bei den Alliierten existierte ja eine schwarze Liste von Firmen, die für die deutsche Rüstung arbeiteten. Einmal kam eine Untersuchungskommission der Alliierten bei Sulzer vorbei, um zu schauen, was da los sei. Denen wurde gesagt, es sei alles in Ordnung, Sulzer arbeite nicht für die Deutschen. Dabei hätten sie nur irgendeinen Arbeiter fragen müssen, der hätte ihnen sagen können, dass man für Hitlers Krieg arbeitete. Ja, das war eine Sauerei. Ich habe jedenfalls nie an das Märchen geglaubt, dass die Schweiz nur wegen der Armee nicht in den Krieg hineingezogen worden sei. Hitler wäre ja der grösste Idiot gewesen, wenn er die Schweiz kaputtgemacht hätte, wo sie doch eine so gute Waffenschmiede war. Natürlich wurde man von den Deutschen unter Druck gesetzt. Man hätte aber weniger machen können.

Karl Furrer *1918 Wir wussten damals, dass verschiedene Schweizer Firmen Material nach Deutschland exportierten. Contraves zum Beispiel. Oder Bührlé in Oerlikon. Oder Sulzer. Äusser in Deutschland hatte die Maschinenindustrie ja keine Absatzgebiete mehr. Wir konnten sonst nirgends mehr hinliefern! Es

war alles gesperrt! Es hätte bei uns noch viel mehr Arbeitslose gegeben, wenn man diesen Handel nicht hätte betreiben können. Das machte man natürlich nicht mit gutem Gewissen. Ich hatte Kollegen, die in der Rüstungsindustrie gearbeitet hatten und den Beruf wechselten, weil sie eine solche Arbeit vor sich selber nicht verantworten konnten. Aber andere konnten es sich nicht leisten, die Stelle zu kündigen. Sie waren abhängig von ihrer Arbeit.

Max Wickart *1920 1941 trat ich bei Saurer ein. Saurer produzierte damals praktisch nur noch Nutzfahrzeuge. Die waren für die Schweizer Armee bestimmt, gingen aber auch an die deutsche Wehrmacht. Ausserdem produzierten wir Motorengehäuse für die deutschen JU-88-Bomber, um im Gegenzug von den Deutschen Öl, Gas und Kohle zu erhalten. Saurer war von den Rohstofflieferungen aus Deutschland abhängig. Es war also notwendig, für die Deutschen zu arbeiten.

Aber es war ein echter Gewissenskonflikt. Wenn ich jeweils vor den Motorengehäusen für die deutschen Bomber stand, dachte ich oft: «Das ist ja heller Wahnsinn! Jetzt arbeite ich an einem Motorengehäuse, das nachher in deutsche Flugzeuge eingebaut wird, die damit irgendwelche Städte bombardieren.»

Uns war bewusst, wie abhängig die Schweizer Wirtschaft von Deutschland war. Einer unserer Direktoren, ein wirklich standfester Mann, sagte oft: «Mir graut vor der Situation, in der wir stehen. Aber für uns heisst es: Vogel, friss oder stirb. Wenn uns die Deutschen kein Aluminium mehr liefern, können wir auch keine Militärfahrzeuge für die Schweizer Armee mehr herstellen. Also arbeiten wir halt auch für die Deutschen.» Wir Arbeiter diskutierten oft darüber. Dann hiess es: «Mal angenommen, du wärest kompetent, was würdest *du* tun? Würdest du es ablehnen im vollen Bewusstsein, dass wir dann auch unsere eigene Armee nicht mehr beliefern könnten und wir alle auf der Strasse stehen würden?»

Manchmal kamen deutsche Kontrolleure vorbei. Sie kündigten sich nie vorher an, sondern kamen immer unangemeldet. Einmal kam beispielsweise der Direktor in Begleitung einer unbekanntenen Person bei uns vorbei. Dieser andere vermass etwas, dann verschwanden sie wieder. Daraufhin kam ein Arbeitskollege zu mir und sagte: «Du, das war ein Schwabe!» Uns sagten sie es nie, wenn wieder ein Deutscher den Betrieb kontrollieren kam. Wahrscheinlich befürchteten sie, dass wir gegenüber diesen Kontrolleuren handgreiflich geworden wären.

Martha Jäggi *1909 Ich arbeitete ab 1932 als Buchhalterin in einem Transportunternehmen im Rheinhafen Basel, der Neptun Schifffahrtsgesellschaft. Sie hatte am ganzen Rhein Filialen, bis hinauf nach Holland. Unsere Firma stand während des Krieges auf der schwarzen Liste der Alliierten, denn unsere beiden Direktoren waren ziemlich deutschfreundlich. Sie führten das Unternehmen, weil der Besitzer der Firma bei Kriegsausbruch nach Amerika geflüchtet war. Der Besitzer war ein Jude. Man konnte ihm also nicht verübeln, dass er geflohen war. Während des Krieges hatte er keinen grossen Einfluss mehr auf die Firma.

Margrit Brügger *1920 Ich wollte besser Französisch lernen und suchte mir deshalb via Zeitungsinserat eine neue Stelle. Schliesslich fand ich etwas in Genf. Meine Eltern waren entsetzt: «Jetzt ist die noch so jung und geht ausgerechnet nach Genf!» In Genf wohnte ich zuerst bei einer Familie in Vollpension. Das fand ich furchtbar langweilig, aber immerhin lernte ich dort gut Französisch. Nach einem Jahr hatte ich aber genug davon, jeden Mittag und Abend zum Essen da sein zu müssen, und ich suchte mir ein Einzelzimmer.

Die Firma, in der ich arbeitete, war die Hispano Suiza, eine Waffenfabrik. Die produzierten Flab-Kanonen und Munition. Daneben machten sie auch noch Werkzeugmaschinen, aber ich glaube, das war bloss zur Tarnung. Wenn jeweils Bomber kamen und Fliegeralarm war, hatten wir schon etwas Angst, obwohl diese Flugzeuge ja Mailand bombardieren gingen und in Genf eigentlich nichts wollten. Aber manchmal wurden von irgendwelchen Gruppierungen Flugblätter verteilt, auf denen stand, die Hispano unterstütze fremde Kriegsmächte. Das stimmte auch: Die Hispano lieferte nach Deutschland, Schweden, Finnland – überallhin. Aber wenn sie es nicht gemacht hätte, wären die Leute arbeitslos geworden. Ich weiss nicht, wer diese Flugblätter verteilte. Sicher niemand aus der Firma selber; die wären sofort hochkant rausgeflogen! Ich weiss einfach, dass die Hispano eine Zeit lang in einem etwas schiefen Licht stand. Deshalb hatten wir Angst vor den Bombern.

Einmal hiess es, General Guisan komme auf Firmenbesuch. Da putzten und polierten wir die ganze Firma. Doch dann kam nur der Sohn des Generals. Das war eine grosse Enttäuschung. Es war schon ein Guisan, aber eben der Junior.

Ob mir damals bewusst war, was diese Firma herstellt? Natürlich, ich schrieb ja jeweils die Offerten. Und hörte, wie der Chef sagte, er fahre jetzt nach Schweden. Dann nahm er einen ganzen Koffer voller goldener Uhren mit, damit die Geschäfte besser liefen, wegen den Ausfuhrbewilligungen und so.

Aber das durfte ich jeweils nicht so genau wissen. Ich durfte diese Uhren nur einpacken. Unser Chef fuhr oft nach Schweden, Finnland und Deutschland. Mich störte es damals nicht, in einer Waffenfabrik zu arbeiten. Das entsetzt mich heute ziemlich.

Wir diskutierten damals schon darüber. Aber irgendwie war man ja machtlos, oder? Man hätte sagen müssen: «Also, ich will nicht mehr hier arbeiten.» Aber wo hätte man sonst eine Stelle gefunden? Ausserdem wurden wir gut bezahlt. Die Hispano war die erste Firma weit und breit, die an Weihnachten einen doppelten Lohn bezahlte. Ich weiss noch, wie ich überall damit plagierte habe. Das hatte sonst niemand. Nur wir. Heute weiss ich, warum. Die Hispano hat natürlich gut verdient.

Bei uns ging es sehr patriarchalisch zu und her. Da war der grosse Chef. Den durfte man kaum richtig anschauen, einen solchen Respekt hatten wir vor ihm. Er hatte ein Verhältnis mit seiner Chefsekretärin, obwohl er verheiratet war. Sie kam aus Zürich, und wir nannten sie *la poule*.

Bevor der grosse Chef diese Madame gefischt hatte, hatte jeder Chef eine eigene Sekretärin gehabt. Das war schön. Dann kam sie und sagte, das rentiere nicht. Also wurde ein Grossbüro eingerichtet. Dort sasssen wir dann an unseren Schreibpulten, eine hinter der anderen. Die Chefs mussten von nun an bei der Madame anfragen, wenn sie eine Sekretärin brauchten. Dann wurde ihnen eine, die gerade Zeit hatte, zugeteilt. Wir arbeiteten also abwechslungsweise bei allen Chefs.

Wenn wir einen Brief getippt hatten, kontrollierte ihn die Chefsekretärin. Sie hielt jeden Brief gegen das Licht. Wenn etwas radiert war, zerriss sie ihn. Damals habe ich gelernt, zwanzig Seiten ohne Fehler zu schreiben. Wir fluchten oft im Hintergrund über sie, ich natürlich auch. Das kam ihr offenbar zu Ohren. Eines Tages betrat sie das Büro und sagte, ich solle zusammenpacken, hier sei der Lohn für zwei Monate, ich könne jetzt gehen. «Adieu, Fräulein Marti!» Innerhalb einer halben Stunde musste ich weg sein. So lief das. Weil ich Opposition gemacht hatte.

Nach der Entlassung dachte ich zuerst einmal: Das dürfen meine Eltern nicht erfahren! Deshalb blieb ich weiterhin in Genf und suchte von dort aus eine neue Stelle, wieder in Bern, wo ich aufgewachsen war. Meine Eltern freuten sich, als ich sagte, ich käme wieder nach Hause. Aber mir stank es gewaltig, wieder in mein kleines Zimmer und unter die elterliche Obhut gehen zu müssen. Bei der Hispano war es immer so lustig gewesen. Dort hatten viele junge Leute gearbeitet, und es war immer etwas los gewesen.

Max Siegrist *1918

Nach der Rekrutenschule trat ich eine Stelle in einer Schreinerei in Albisrieden bei Zürich an. Dort kam ich das erste Mal in Berührung mit dem grossen Geschäft, das die Schweiz mit den Nazis machte. Am Dienstag nach Pfingsten 1941 mussten wir am Bahnhof Oerlikon Barackenteile abliefern und auf einen deutschen Flachwagen verladen. Schon das kam uns spanisch vor, denn uns hatte man gesagt, es handle sich um Baracken für die Schweizer Armee. Dieser Wagen wurde nachher bezettelt mit «Singen-Transit». Da wussten wir, woran wir waren. Mein Meister bekam einen Tobsuchtsanfall, als er merkte, dass die angeblichen Schweizer Militärbaracken nach Deutschland transportiert wurden. Lange nachher erfuhr ich aus dem Buch «Zwischen Bundesrat und General» von Erwin Bucher, dass in der Schweiz während des Krieges ein Milliardengeschäft abgewickelt worden war mit Militärbaracken, die nach Deutschland geliefert und dann zum Teil für Konzentrationslager verwendet worden waren. Der Leiter dieser Aktion war der Sohn unseres Generals gewesen. Er hiess ebenfalls Henri Guisan.

Charles Inwyler *1919

Bei der Bombardierung von Oerlikon im Dezember 1940 hatte ich den Eindruck: Das ist eine Warnung der Alliierten. Ich wusste, dass Bührle diese Zwanzig-Millimeter-Kanonen herstellte, die auch nach Deutschland gingen. Ich konnte deshalb einfach nicht glauben, dass die Bombardierung ein Irrtum gewesen war. Wir diskutierten auch im Aktivdienst darüber, denn wir waren wütend, dass wir wegen dieses Vorfalles nicht in den Weihnachtsurlaub durften. Wir hockten damals am Gotthard. Es hiess, dass da Güterzüge mit fragwürdiger Fracht durchfahren würden. Wir hofften immer, dass einmal einer dieser Güterwagen entgleisen würde, damit wir sehen könnten, was drin war. Aber es passierte nie so etwas.

Ernst Benninger *1924

Von 1943 bis 1946 arbeitete ich auf dem Zürcher Steueramt. Zufälligerweise in der Abteilung, die Emil Georg Bührles Steuererklärung kontrollieren musste. Das war der Direktor der Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon. Auf die Zahlen kann man mich nicht behaften, aber Bührle hatte ein Einkommen von etwa 100 Millionen Franken deklariert sowie ein Vermögen von um die 400 Millionen Franken. Den Grossteil davon hatte er in den Kriegsjahren verdient. Bührle war ein grosser Kriegsgewinnler.

Max Siegrist *1918

Ich möchte noch ein anderes Drecksgeschäft erwähnen: Die Galerie Fischer in Luzern verkaufte während des Krieges Bilder aus franzö-

sisch-jüdischem Besitz. Ich hatte einen Freund, der in Zürich als Restaurator und Bildhändler wirkte und den ich regelmässig besuchte. Als ich sah, dass der plötzlich mit französischen Impressionisten handelte, fragte ich ihn: «Du, woher kommen diese Bilder?» Er antwortete: «Das geht dich nichts an!» Da verabschiedete ich mich schlagartig. Von dem wollte ich nichts mehr wissen. Aber was danach kam, hat mich echt empört.

Einer derjenigen, der diese Bilder kaufte, war Herr Bührlé, der Besitzer der Waffenfabrik in Oerlikon. Dieser Herr Bührlé war Doktor, und nicht etwa Doktor der Staatswissenschaft oder so etwas, sondern Doktor der Kunstgeschichte. Und dieser Herr Bührlé kaufte Bilder, die aus dem Privatbesitz von französischen Juden stammten und von den Nazis geraubt und ins Ausland verkauft worden waren. Herr Bührlé behauptete nachher, er habe nicht gewusst, dass diese Bilder aus jüdischem Privatbesitz stammten. Also, das Mindeste, was ein Kunstwissenschaftler wissen sollte, ist, dass Bilder aus Privatbesitz meistens in den entsprechenden Œuvre-Katalogen verzeichnet sind. Wenn ich also ein Kunstwerk kaufe und nachher behaupte, ich wüsste nicht, dass es sich dabei um Raubkunst aus jüdischem Privatbesitz handelt – also Entschuldigung: Entweder bin ich dann ein Lügner oder ein ganz dumme Siech, nicht wahr?

Ernst Benninger *1924 Wir haben allzu viele der Forderungen aus Hitler-Deutschland akzeptiert und uns angepasst. Heute denke ich, dass all das Nachgeben nichts genützt hätte, wenn es in Hitlers strategische Planung gepasst hätte, die Schweiz anzugreifen. Aber Hitler war eine Schweiz von Nutzen, die nicht besetzt war, weil es hier ein qualitativ hohes Potenzial an Rüstungsindustrie hatte. Nicht unser anpasserisches Verhalten hat uns schliesslich gerettet, sondern der Sieg der Alliierten.

Max Wickart *1920 Wir hofften, die Deutschen würden davon absehen, die Schweiz zu erobern, weil unsere Industrie so nützlich für sie war. Bei einem deutschen Einmarsch hätten wir sämtliche Brücken und Tunnels und die ganze Infrastruktur in die Luft gesprengt. Mit einer kaputten Schweiz hätten die Deutschen nichts anfangen können. Uns war aber natürlich klar: Wenn die Deutschen erst einmal ganz Europa erobert haben würden, dann würden sie sich schliesslich auch noch die Schweiz holen. Es gab damals bei den Deutschen ein geflügeltes Wort: Die Schweiz packen wir ein, wenn wir alles andere erledigt haben – dafür genügt dann die Berliner Feuerwehr.

Ernst Arnold *1917

Während des Krieges war unsere kommunistische Jugendorganisation weiterhin aktiv. Nachts schlichen wir uns manchmal auf den Güterbahnhof, um deutsche Güterwagen zu sabotieren. Die Güterwagen besaßen damals Ölbehälter, die während der Fahrt ständig Öl auf die Achsen träufelten. Wir hatten Büchsen dabei, die mit Sand gefüllt waren. Einige meiner Kollegen waren damals gerade in der Mechanikvorlehre. Die brachten Bohrspäne mit. Diese Sachen füllten wir in die Ölbehälter, damit die Achsen der Güterwagen nicht mehr geschmiert würden und heiss liefen. Einmal hörten wir, dass ein Güterwagen am Gotthard in Brand geraten war, sodass man den Zug ausrangieren musste. Wir vermuteten, dass das auf eine unserer Aktionen zurückging.

Hans Peter Dreier *1921

1943 bewachte unser Regiment im Tessin die Gotthardlinie. Unsere Kompanie war in Faido, die eine Hälfte machte Ausbildung, die andere war auf fünf oder sechs Wachtposten entlang der Gotthardlinie verteilt. Ich war damals Leutnant und machte tagsüber mit den Soldaten Ausbildung. In der Nacht wurde ich von unserem Hauptmann auf Patrouille geschickt, um die Wachtposten zu kontrollieren. Dazu fuhr ich jeweils mit dem Zug bis nach Ambri-Piotta und dann mit dem Velo die Leventina hinab. Dann sah ich jeweils die Güterzüge, wie sie mit glühenden Rädern das Tal herabkamen. Das war ein schöner Anblick!

Nach dem Krieg wurde behauptet, in diesen Güterzügen seien deutsche Truppen durch die Schweiz transportiert worden. Das war wieder so eine Kommunistenlüge! In diesen Wagen war kein Mensch. Die Züge mussten manchmal stoppen und eine Viertelstunde warten, um einen Gegenzug abzuwarten. Wenn tatsächlich jemand drin gewesen wäre, hätte man das doch gehört oder gesehen. Aber in den fünf Wochen, die wir dort waren, ist nie so etwas passiert.

Mit diesen Zügen wurde Schrott und Kohle zwischen Deutschland und Italien hin- und hertransportiert; das waren normale Güterzüge. Dass deutsche Züge durch die Schweiz fahren, störte uns nicht. Die Deutschen hatten ja den Gotthardtunnel mitfinanziert. Deshalb hatten sie damals im Gotthardvertrag das Recht zugesprochen erhalten, den Tunnel zu nutzen. Da konnte die Schweiz nicht einfach sagen: «Jetzt dürft ihr nicht mehr durchfahren.» Nur im Kriegsfall hätten wir den Tunnel sperren dürfen. Aber wir waren ja neutral. Wir befanden uns nicht im Krieg mit den Deutschen oder den Italienern.

Wir wussten, dass verschiedene Schweizer Firmen und Banken Wirtschaftsbeziehungen zu Deutschland unterhielten. Die Firma, in der ich die Lehre

machte, stellte Teile für Zünder oder Granaten her, die für Deutschland bestimmt waren. Wir wussten das, aber das war halt unsere Arbeit. Wie hätten wir sonst Arbeit bekommen sollen? Es störte sich niemand daran. Man hatte auch nie Bedenken, dass man so den Deutschen indirekt helfen würde, ihren Krieg zu führen. Es ist ja behauptet worden, das, was die kleine Schweiz gemacht hat, habe den Krieg verlängert. Nur schon der Gedanke ist lächerlich! Aber durch diese Arbeit hatten wir etwas zum Leben. Und wir hatten damals ja ein recht schweres Leben.

Alois Tschopp *1921 Zum Glück hatten wir den Gotthard, durch den die Deutschen und die Italiener während des Krieges Waren transportieren konnten. Wir Schweizer mussten das zulassen, damit wir als Gegenleistung den Hafen von Genua nutzen und von dort Lebensmittel holen konnten. Die Waren, die die Schweiz während des Krieges von Brasilien und Argentinien bezog, kamen via Genua.

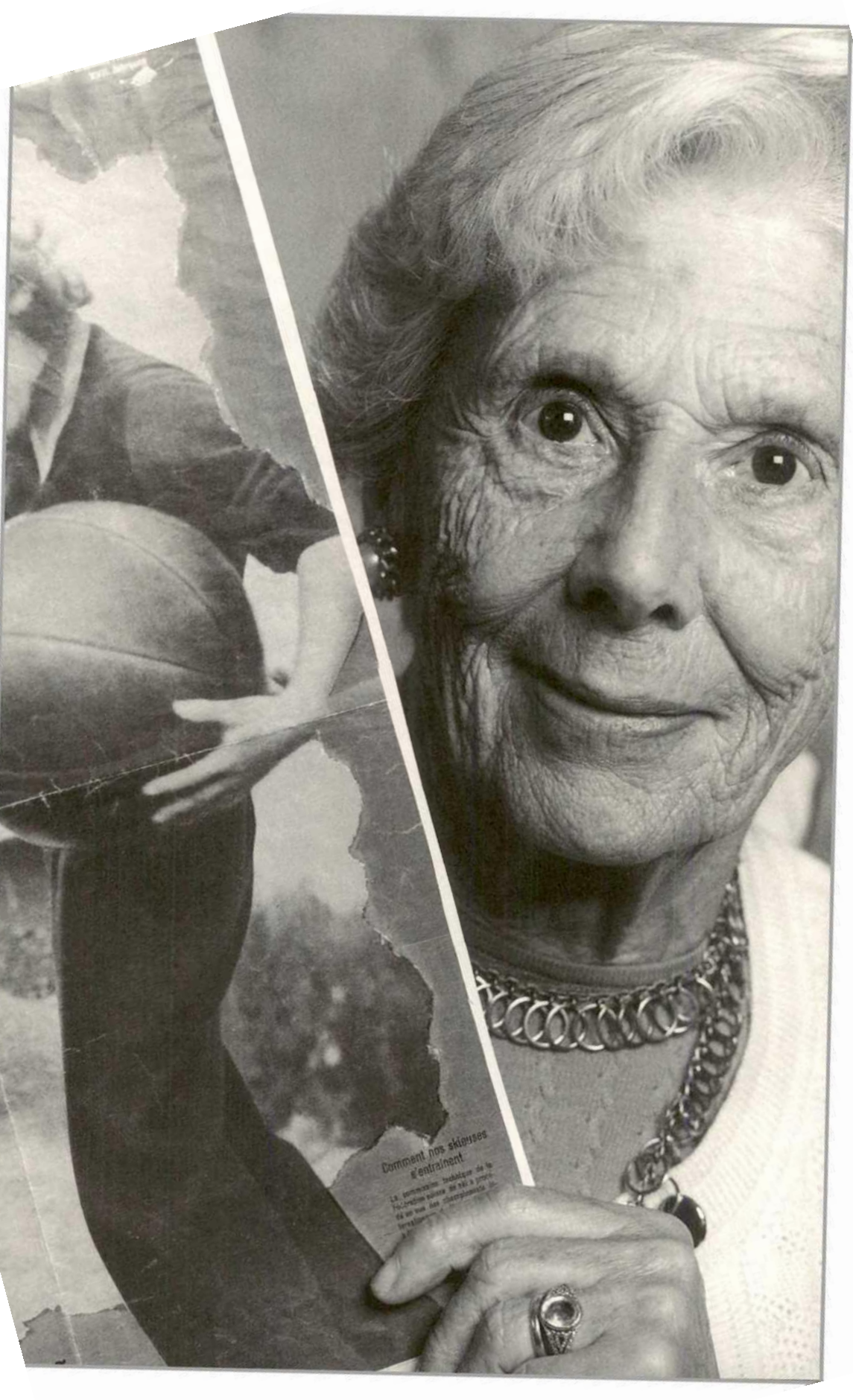
Max Siegrist *1918 Ich musste 1941 in Airolo vierzehn Tage lang am Gotthardtunnel Wache stehen. Dort sah ich, wie viele deutsche Güterzüge damals durch die Schweiz fuhren. Sie waren mit Kohle oder Schrott beladen und wurden in Blockdistanz über den Gotthard geschleust. Unser Wachlokal stand am Südportal des Gotthards. Es war aus Granit gebaut, sehr solide, aber auch sehr feucht und kalt. Ich habe mich nie damit gebrüstet, einen Diebstahl begangen zu haben, aber ich stehe heute noch dazu: Bei jedem Kohlezug, der vor unserer Tür hielt, luden wir einen Zentner Kohle ab. So hatten wir es in unserem Wachlokal immer schön warm. Das war natürlich eine Schandtat im Sinne des Strafgesetzbuches, aber ich bin heute noch stolz darauf. Denn jedes Stück Kohle, das nicht in die Schmelzöfen in Oberitalien gelangte, war für uns ein Stück gewonnener Krieg. Wir waren selbstverständlich auf der Seite der Alliierten.

Sigurd Schottiaender *1928 Es gab damals dieses Bonmot: Die Schweizer arbeiten sechs Tage lang für die Deutschen, und am siebten Tag gehen sie in die Kirche und beten für den Sieg der Alliierten. So sah die schweizerische Neutralität aus. Darüber wusste man schon damals Bescheid. Ich hatte zum Beispiel gesehen, wie die Grosspeter-Garage in Basel während des Krieges die requirierten Lastwagen, die sich die Deutschen in Frankreich angeeignet hatten, mit Holzvergäsern ausrüstete. Anschliessend wurden diese Lastwagen an die Ostfront geschickt. Die arbeiteten also für Deutschland. Das war ein offenes Ge-

heimnis. Und viele andere Firmen machten das ebenfalls. Zum Beispiel die Metallwerke in Dörnach. Davon wussten die Alliierten. Deshalb kamen dort auch einmal Bomben runter.

Alois Tschopp *1921 Wegen der deutschen Transporte bombardierten die Alliierten während des Krieges mehrmals Schweizer Bahnhöfe. 1942 griffen sie den Bahnhof Rennens an, wo ein deutscher Zug hätte durchfahren müssen. Ende 1945 wurde der Bahnhof in Basel bombardiert.

Max Siegrist *1918 1944 führte die Lokomotiv-Fabrik Winterthur einen Besuchstag durch. Ich kannte damals jemanden, der dort arbeitete und der nahm mich mit an diesen Besuchstag. Wir schauten uns die ganze Fabrik an und kamen schliesslich auch in die Malerei. Dort standen ein halbes Dutzend Dampflokomotiven. Da sagte mein Kollege zu mir: «Stell dich mal dort rüber und pass auf. Wenn einer kommt, hustest du. Was ich dir jetzt zeige, darf niemand sehen.» Er entfernte ein Brett, das mit Draht an der Seite des Führerstandes einer dieser Lokomotiven befestigt war. Dann winkte er mir: Ich solle kommen. Da sah ich es mit eigenen Augen: Hermann-Göring-Werke. Nicht: SLM – Schweizerische Lokomotiv- und Maschinenfabrik! Diese Lokomotiven waren für Deutschland bestimmt! Sie wurden dann aber nicht mehr abgeliefert. Dieser Besuchstag fand im Oktober 1944 statt, und nachdem sich herausstellte, dass die Deutschen nicht mehr zahlungsfähig waren, wurden die Lokomotiven nach St. Gallen befördert und schliesslich nach Jugoslawien verkauft. Ob man damals wusste, dass Schweizer Betriebe für Deutschland arbeiteten? Ich habe es auf jeden Fall gewusst. Ich finde, alleine schon durch das Dulden solcher Praktiken wie der geplanten Lieferung dieser Lokomotiven nach Deutschland haben wir uns mit Schande beladen, die bis ans Ende aller Tage reicht. Aber eben, wenn man so etwas sagt, dann wird man bereits als Kommunist bezeichnet.



Comment nos skieuses
s'entraînent

La préparation technique de la
patineuse suisse au ski a pour
début un jeu des déplacements
sur la neige.

*«Ein amerikanischer Diplomat
fragte mich einmal,
was Neutralität sei»*

Lucie Burckhardt,

geboren 1921 in Basel, Pfad-
finderin im Aktivdienst,
Sportlerin, Diplomategattin

Ende August 1939, kurz vor der ersten General-
mobilmachung, rückte ich mit etwa achtzig Bas-
ler Pfadfinderinnen in Luzern in die Militär-
sanitätsanstalt ein. Wir hatten uns bereits 1937
freiwillig zum Militärdienst gemeldet. Wir sagten

uns: «Wenn es Krieg gibt, leisten wir Militärdienst.»

Zuerst wusste man nicht, was man mit uns anfangen sollte. Bei einer solchen Mobilmachung geht es halt drunter und drüber. Wir wurden im Hotel «Du Lac» einquartiert, wo eine Militärküche eingerichtet worden war. Um nicht untätig zu sein, meldeten eine Freundin und ich uns dort beim Küchenchef. Wir schälten dann jeden Tag für 120 Soldaten Zwiebeln und Kartoffeln.

Das Militär schätzte uns sehr. Wir mussten natürlich auch etwas leisten. Wegen meiner Sprachkenntnisse wurde ich zusammen mit einem Hilfsdienstler einem Offizier zugeteilt, der die Entlassungen der geheilten Soldaten vornahm. Man schickte sie zurück zur Truppe, denn sie waren wieder kriegsfähig. Wir mussten ihnen den Sold auszahlen und ihnen die Transportgutscheine ausstellen.

Diese Entlassungen fanden im Kino «Flora» statt, morgens um sieben Uhr. Der verantwortliche Offizier betrank sich am Abend manchmal derart, dass er am Morgen nicht aufstehen konnte. Der HD, also der Hilfsdienstler, hätte ihn wecken sollen, doch wenn er ihn nicht aus dem Bett brachte, musste ich als damals Zwanzigjährige die Entlassungen vornehmen. Ich machte das mit einem heiligen Ernst. Der HD konnte die Soldaten nicht entlassen, weil er nur Hochdeutsch sprach. Und damals konnten sie im Militärdienst ums verrode nicht einen mit perfektem Hochdeutsch Befehle geben lassen. Ich fälschte auch die Unterschrift dieses Offiziers auf den Transportgutscheinen, denn die Soldaten mussten ja wieder zurück zu ihrer Truppe.

Lucie Burckhardt mit einer Fotografie aus der Illustrierten «Sie und Er» von 1941; sie wurde beim Training für die internationalen Skiwettkämpfe abgelichtet, die dann aber abgesagt wurden.

Wahrscheinlich war es dieser Ernst, mit dem ich den Soldaten sagte: «Sauft nicht herum, bevor ihr auf den Zug geht!», oder: «Macht den obersten Kragenkнопf zu!», der sie veranlasste, vor mir die Achtungstellung einzunehmen.

Einmal kam eine Inspektion aus Bern. Das waren alles Offiziere, ein so genanntes Rösslispiel. Nachdem ich die Soldaten entlassen hatte, fragten die mich: «Wie geht denn das hier zu und her? Sie sind hier ganz alleine?» Ich antwortete, der Hauptmann sei leider krank. So war das. Viel später erzählte mir einer dieser Inspektionsoffiziere, wie sehr sie sich zusammengenommen hätten, damit ich nicht hörte, wie sie lachen mussten beim Anblick dieses Mädchens, das seine Sache mit einem solchen Ernst machte. Man war eben Soldat, man war vereidigt, man musste dem Land dienen, das war ganz selbstverständlich.

Wir Mädchen waren damals sehr sportlich. Vor dem Krieg, in Basel, gingen wir nach der Schule an den Rhein schwimmen und trafen dort unsere Freunde und Freundinnen. Aus diesen Freundschaften resultierten später einige Hochzeiten. Meine Eltern hatten ein wenig Angst, wen ich da alles treffen könnte. Sie versteckten das aber vor mir, so gut es ging.

Im Winter bin ich Schlittschuh gelaufen. Ich trainierte sehr ernsthaft für die Schaulaufen. Einmal war ich zusammen mit meinem Vater auf dem Bahnhof. Da trafen wir per Zufall meinen Schlittschuhpartner, der dort als Zeitungsverkäufer seinen Wagen rollte. Als ich meinem Vater sagte, wer das sei, bekam er einen Lachkrampf. Es war für ihn derart unerwartet, dass ein Zeitungsjunge mit mir zusammen auf dem Eis tanzt – immerhin stammte unsere Familie aus dem Basler Daig.

Mit fünfzehn hörte ich mit Schlittschuhlaufen auf. Ich fand Skifahren viel lustiger. Ich war sehr ehrgeizig, nahm an Nachwuchskursen teil und landete schliesslich in der Nationalmannschaft. 1940 erhielt ich Auslandurlaub für Skirennen in Terminillo bei Rom, in den Abruzzen. Dafür liess ich mich gerne vom Militärdienst dispensieren. Die Stimmung zwischen den Schweizern und den Italienern war allerdings nicht gut, vor allem bei den Männern nicht. Es war ein wenig Kriegsstimmung. Wir fuhren an diese Rennen, um es den Italienern zu zeigen. Aber wir kämpften nicht nur, wir hatten es auch lustig. Die Preisverleihung führte Benito Mussolinis Sohn Bruno durch. Er liess uns stundenlang warten. In den Schweizerfarben – weisser Pullover, rotes Polohemd und dunkelblaue Hose – standen wir dort und wussten nicht, was tun. Da veranstalteten wir ein Rollschuhrennen Italien gegen die Schweiz. Vom Schlittschuhlaufen her konnte ich das recht gut, aber ich wusste nicht, wie bremsen. Ich stürzte nach

der Zieldurchfahrt auf die frisch geteerte Strasse, sodass mein weisser Pullover ganz dreckig wurde. Man brachte mich zur Sanität, holte die Steinchen aus den Händen und legte einen Verband an. Als Bruno Mussolini um drei Uhr endlich erschien, gab er allen die Hand. Meine Hände sahen mit diesen Verbänden aus wie zwei Kissen. Da sagte er zu mir: «Ah, Signorina, es war offenbar sehr eisig in Terminillo!» Ich antwortete: «Nein, ich bin Rollschuh gelaufen.» Der dachte wohl, ich sei nicht ganz richtig im Kopf, dass ich beim Skirennen Rollschuh lief.

Die Weltmeisterschaften 1942 in Garmisch-Partenkirchen kamen dann nicht zustande. 1941 trainierten wir dafür in Lausanne. Der Sohn von General Guisan war damals Präsident des Schweizerischen Skiverbands. Er hielt uns eine Rede und mahnte uns zu kämpfen: «*Vous allez essayer de gagner, vous penserez pas à vous, vous penserez à votre pays, vous penserez à la Suisse!*» Ich dachte mir: Also zuerst denkt man schon noch an sich selber! Ich wollte mir für die Schweiz nicht unbedingt die Knochen brechen. Obwohl ich natürlich hoffte, dass wir gewinnen würden. Dann kam aber der Krieg dazwischen: Die deutsche Skiweltmeisterin Christel Kranz übergab Adolf Hitler ostentativ ihre Skier für die Soldaten an der Ostfront. Viele tausend Deutsche folgten ihrem Beispiel, darunter auch die gesamte deutsche Mannschaft. So waren keine Skier mehr da, und man musste die Weltmeisterschaft absagen.

Wir waren sehr erleichtert. Wir wären nur ungern hingefahren. Äusser Italien, Deutschland und der Schweiz hätten nicht mehr viele Länder teilgenommen. Österreich und Frankreich waren ja besetzt, das waren keine eigenständigen Länder mehr. Ich weiss nicht, wer sonst noch teilgenommen hätte. Vielleicht noch die Schweden. Ich wäre natürlich trotzdem hingefahren; ich verstand das als Dienst an der Heimat. Wir hätten mit den Deutschen ja nicht trainiert, sondern wären gegen sie Ski gefahren. Wir wollten zeigen, dass wir mit ihnen mithalten konnten. So wie man den Deutschen auch sonst auf den Deckel gegeben hätte, wenn sie gekommen wären. Wir hätten die Weltmeisterschaften also nicht boykottiert, sondern hätten dort gegen die Deutschen gekämpft.

Sympathien für Nazi-Deutschland gab es in der Schweiz mit Sicherheit. Ich persönlich habe sie aber nie erlebt. Das ist vielleicht Zufall, aber ich habe nie jemanden getroffen, der Sympathien für den Nazismus hatte. Für Deutschland als Kulturnation natürlich schon. Wir lasen ja deutsche Gedichte, hörten deutsche Musik. Deshalb war es für uns unbegreiflich, dass der Nazismus kam; das brachten wir nicht zusammen.

Vor dem Krieg waren wir einmal in Deutschland zum Skilaufen. Die Schneeverhältnisse waren schlecht. Deshalb gingen wir in ein Restaurant. Dort hing an der Wand eine Fotografie von Hitler. Wir konnten nicht an einem Tisch sitzen, wo uns dieses Gesicht die ganze Zeit anschaute. Deshalb drehten wir die Fotografie um. Passiert ist uns nichts.

Den Nazismus fand man grässlich. Schauen Sie sich nur einmal einen Film an, in dem Adolf Hitler spricht oder Goebbels! Dieser Ton! Dieses Zackige lag uns nicht. In Basel hat man eine starke Beziehung zu Süddeutschland und zum Elsass – aber gewiss nicht zu Preussen. Die Härte und Verlogenheit des Nazismus lehnten wir ab. Uns war klar: Die lügen! Das Tausendjährige Reich – eine solche Überheblichkeit!

Deshalb traute sich dieser HD, mit dem ich in Luzern zusammen gearbeitet hatte und der nur Hochdeutsch konnte, ja auch nicht, mit den Soldaten Hochdeutsch zu sprechen. Diese Sprache machte einem damals Angst. Hochdeutsch fédéral war etwas anderes, das wurde auch im Militär gesprochen. Dass die Offiziere ihre Befehle auf Hochdeutsch gaben, das kam noch aus der Militärschule und vielleicht aus dem Ersten Weltkrieg, vom deutschen Drill. Sogar wir Frauen mussten beim Hauptverlescn Achtungstellung einnehmen. Das war lächerlich. Diesen Drill fand ich ekelhaft! Ich fand es erniedrigend, dass wir Frauen in Achtungstellung salutieren und uns anmelden mussten: «Herr Hauptmann, Pfadi Lucie!» Ich dachte: Mit dieser ewigen Achtungstellung gewinnt man keinen Krieg.

1943 heiratete ich. Ich kannte meinen Mann, Jakob Burckhardt, schon seit ich zwölf war. Wir verkehrten in ähnlichen Kreisen und begegneten uns immer wieder an Einladungen. Aber er war für mich damals weit weg, denn er war acht Jahre älter als ich. Später trafen wir uns wieder in den Ferien. Ganz weit entfernt waren mein Mann und ich miteinander verwandt. Meine Mutter war eine geborene Burckhardt, und unsere Urgrossväter waren Vettern.

Meine Eltern hatten als Auslandschweizer in Oberitalien gelebt; mein Grossvater war Teilhaber an einer Gerbstofffabrik. Der Geschäftssitz befand sich in Mailand, wo auch meine Mutter aufgewachsen ist. Dort lernten sich meine Eltern kennen. Mein Vater brachte seine Braut dann mit nach Basel. So bin ich in Basel aufgewachsen. Der Basler Daig hat mich natürlich geprägt. Ich wäre nach der Matura gerne etwas ausgebrochen. Auch drängte es mich nicht, jemanden aus der d'Albe, so nannte man den Daig damals, zu heiraten. Da ist eben auch der Krieg daran schuld. Wenn ich ins Ausland hätte gehen können, hätte ich vielleicht nicht in Basel geheiratet. Aber das ist nur so eine Vermutung.

1943 war ein schlechter Moment zum Heiraten. Wir hatten damals ja diese Lebensmittelcoupons, und die reichten nicht. Weil ich nicht genug Milch kaufen konnte, verdünnte ich sie heimlich mit Wasser, bis mein Mann es merkte. Meine Mutter und meine Schwiegermutter hatten noch Lebensmittel in Reserve, aber sie hüteten sich, mir etwas davon zu geben.

Mein Mann verdiente am Anfang 450 Franken im Monat. Damit kommen Sie nicht weit. Eigentlich wollte er Advokat und Notar werden. Er wurde aber von Bern gebeten, sich als Generalsekretär für die Schutzmachtabteilung zu bewerben, und er erhielt den Posten.

Die Schutzmachtabteilung wahrte die Interessen der Kriegführenden. Die deutsche Botschaft in London zum Beispiel wurde von Schweizern betreut, ebenso die französische Botschaft in Rom. Auch der Austausch von Kriegsgefangenen lief über die Schutzmachtabteilung. Das waren vor allem Verwundetentransporte, zum Beispiel Transporte von deutschen Soldaten aus Nordafrika. Sie wurden mit einem Schiff nach Marseille transportiert und anschliessend mit dem Zug in die Schweiz gebracht. In der Schweiz pflegte man sie kurz und brachte sie dann an die deutsche Grenze, wo sie gegen alliierte Kriegsgefangene ausgetauscht wurden. Zu Beginn wollte Hitler davon nichts wissen, weil es damals noch zu wenig verwundete deutsche Kriegsgefangene gab. Als der Krieg sich aber für die Deutschen immer ungünstiger entwickelte, war er plötzlich damit einverstanden. Dann ging es bei der Schutzmachtabteilung auch um Firmen, zum Beispiel englische Firmen in Deutschland. Oder um Häuser in Deutschland, die Engländern gehörten, oder Häuser von Deutschen, die in England lagen. Sie wurden von der Schutzmachtabteilung mit Schutzbriefen versehen und versiegelt.

1943 folgte ich meinem Mann nach Bern. Dort lernte ich die verfeindeten deutschen und alliierten Diplomaten kennen. Die pflegten miteinander keinen Kontakt, auch keinen telefonischen. In der Nacht bevor mein Sohn zur Welt kam, war mein Mann noch im Büro. In dieser Nacht fuhr ein Schiff mit schwer verletzten Deutschen von Afrika in Richtung Frankreich. Die Positionen dieser Lazarett-Schiffe wurden jeweils der Schutzmachtabteilung bekannt gegeben, damit die Kriegführenden nicht aus Versehen ihre eigenen Leute bombardierten. Um elf Uhr kam ein Anruf von der englischen oder der amerikanischen Gesandtschaft, ich müsse den Deutschen die Positionen weitergeben, denn sie hatten meinen Mann und auch sonst niemanden im Büro erreicht. Ich hatte bereits die ersten Wehen und musste die Positionen des Schiffes aufschreiben und

an die Deutschen weitergeben. In diesem Moment dachte ich: «Der Krieg ist schon der grösste Blödsinn, den es gibt!» Da war man in der gleichen Stadt, und für so etwas Wichtiges konnten die nicht einmal miteinander telefonieren! Das ärgerte mich furchtbar, und am Morgen war das Kind auf der Welt.

Wir waren manchmal in die deutsche Gesandtschaft eingeladen und ebenso oft in die englische und die amerikanische. Man befreundete sich natürlich eher mit den Alliierten. Der deutsche Gesandte, Herr Köcher, war in Basel zur Schule gegangen. Ich glaube, sein Vater war dort deutscher Konsul gewesen, jedenfalls sprach er Baseldeutsch. Er zeigte mir einmal ein Bild eines Schlosses im Baselbiet und sagte: «Schauen Sie, diese Burg hat man meinem Vater angeboten, aber er hat sie dummerweise nicht gekauft, sonst würde heute keiner mehr sagen, ich sei ein Sauschwob!» Das sagte mir der deutsche Gesandte!

Mit den Alliierten war man viel entspannter. Ich spielte Tennis mit Lady Norton, der Frau des englischen Gesandten. Sie spielte nicht gerade gut, aber sie spielte gerne und war eine lustige Frau. In den letzten Tagen vor Kriegsende spielten wir auf einem Platz in der Nähe der deutschen Gesandtschaftskanzlei. Dort waren sie gerade dabei, Akten zu verbrennen. Der Rauch drang fast bis auf den Tennisplatz. Lady Norton spielte noch schlechter als sonst, weil sie eine solche Wut kriegte: «*Why do the Swiss not stop them?*» Warum denn die Schweizer das nicht stoppen würden, und zuliessen, dass die Deutschen so viele Akten verbrennen könnten. Ich sagte: «Wir können nichts machen, wir sind neutral.»

Ein amerikanischer Diplomat fragte mich einmal: «*Please explain me what neutrality is.*» Ich sagte ihm, er solle mit meinem Mann über die Schutzmachtfunktion der Schweiz sprechen, da sehe er, was Neutralität sei: Dass die Schweizer amerikanische Soldaten gegen deutsche austauschten und eng mit dem Internationalen Komitee vom Roten Kreuz zusammenarbeiteten. Diese Aufgabe fand ich sinnvoll, wegen der Hilfe, die wir leisten konnten.

Einmal waren wir bei einer Einladung in der deutschen Gesandtschaft, zusammen mit dem damaligen Aussenminister Pilet-Golaz und dessen Frau. Man konnte an diesem Ort nicht über den Krieg sprechen, zumindest ich konnte es nicht. Ich war jung und musste oft aufs Maul hocken. Vielleicht sprachen wir Frauen am Ende über Kochrezepte: «Wie macht man Dampfnudeln in Baden?», oder was weiss ich. Auf dem Flügel im Salon stand eine Fotografie von Adolf Hitler. Beim Kaffee waren wir einen Moment lang nur unter Schweizern. Unter uns befand sich auch Pilet-Golaz, der einen Schnurrbart hatte, der so aussah wie der von Hitler. Plötzlich kämmte er seine dunklen Haare in die Stirne und

stellte sich neben diese Fotografie: Er sah aus wie Hitler. Ein unvergesslicher Moment. Pilet-Golaz, der sehr gerne schauspielerte, machte sich über das Bild lustig. Als die Deutschen hereinkamen, strich er sein Haar sofort zurück. Komische Geschichte.

Die Flüchtlingspolitik war damals nicht so ein brisantes Thema wie heute. Man dachte eigentlich immer zuerst an die Schweiz und sagte diesen schlimmen Satz: «Das Boot ist voll.» Man fragte sich: «Haben wir noch genug zu essen? Haben wir genug Platz?» So gross ist unser Land nicht, und so gut ging es uns auch wieder nicht. Und man dachte, wenn die Schweiz noch mehr Juden aufnimmt, wäre das für Hitler ein Grund, um über die Schweiz herzufallen. Man arbeitete so viel, dass man gar keine Zeit hatte, um über die Flüchtlinge nachzudenken. Wir hatten unsere eigenen Probleme. Wenn Sie wie ich in der Militär-sanitätsanstalt hunderte von Patienten betreuen müssen, lesen Sie am Abend nicht mehr viel Zeitungen oder hören Radio.

Ob die Schweiz mitschuldig ist an der Judenverfolgung? Was den Juden angetan wurde, ist natürlich grauenhaft, aber wir haben ja das Nazitum nicht erschaffen. Ich fühle mich nicht schuldig, sonst wäre ja die halbe Welt mitschuldig! Auch in Amerika wurden viele Juden abgewiesen, sie wurden fast überall abgewiesen.

Gegen Ende des Krieges machte sich auf der deutschen Gesandtschaft eine gewisse Verzweiflung breit. Die Deutschen in der Gesandtschaft wussten nicht, was aus ihnen wird, und sie versuchten, möglichst viele Akten zu vernichten. Das war das Ende, und da taten sie einem Leid. Der deutsche Gesandte beging drei Wochen nach dem Waffenstillstand Selbstmord.

Nach Ende des Krieges wurden alle Mitglieder der deutschen Gesandtschaft in einem Hotel in den Bergen interniert bis eine neue deutsche Regierung im Amt war. Damit beschäftigte sich auch wieder die Schutzmachtabteilung. Mein Mann übernahm die deutsche Kanzlei. Der Kanzlist meinte, es sei noch Reichsgold im Safe, aber das stimmte nicht. Da lagen nur ein paar Uhren und wenige Münzen, also nichts Wertvolles.

Am Friedenstag fuhr ich zusammen mit meinem Mann und einem Vetter mit dem Velo aufs Land, um in einem Beizli zu feiern. Wir waren selig: Jetzt ist Schluss, jetzt ist fertig. Auf dem Rückweg fuhren wir am Hotel «Bellevue» vorbei. Dort begegnete uns eine Kolonne von Kriegsgefangenen oder Flüchtlingen, die von Schweizer Soldaten geführt wurde. Die sahen so traurig aus, dass mir die Freude verging. Ich dachte: Wie geht es jetzt weiter? Was haben die Sowjets noch vor? Sicher war man ja nicht.

1945 wurde mein Mann als diplomatischer Mitarbeiter auf die Gesandtschaft nach Prag geschickt. Auf der Fahrt nach Prag kamen wir durch Deutschland. Es gab zwischen der Schweiz und Prag keine Übernachtungsmöglichkeiten, deshalb mussten wir durchfahren. Wir kamen ins ausgebombte München, das damals unter amerikanischer Besatzung stand. Da lernten wir die Amerikaner einmal von einer anderen Seite kennen: Sie sagten, wir seien zu schnell gefahren, konfiszierten das Auto und sperrten uns drei Stunden ein.

Prag war damals noch von den Russen besetzt. Die russischen Soldaten waren unheimlich, vor allem wenn sie getrunken hatten. Als ich einmal einkaufen ging, liess ich den Kinderwagen mit dem Kind vor dem Laden stehen. Als ich wieder rauskam, war der Wagen nicht mehr da. Ziemlich weit weg sah ich zwei russische Soldaten mit ihren Pelzkappen und ihren Maschinengewehren auf dem Rücken meinen Kinderwagen schieben. Ich rannte ihnen nach und rief: «*Dawai, dawai!*» Gebt her! Gebt her! Sie spielten mit dem Kind, das strahlte und lachte und es lustig fand, wie die Soldaten mit ihm spielten. Sie gaben es mir sofort zurück.

Besonders unheimlich war es, wenn man ihnen nachts begegnete und sie mit ihren Maschinengewehren umherschwanzten. Sie waren unberechenbar, und sie stahlen wie verrückt. Sie räumten ganze Bibliotheken aus und leerten Häuser. Uns, die wir aus einem unversehrten Land kamen, machte das einen grossen Eindruck.

Wir durften in Prag nicht Deutsch sprechen, die Sprache war zu verhasst. Erst unterhielten mein Mann und ich uns auf Schweizerdeutsch, aber dafür ernteten wir misstrauische Blicke. Deshalb begannen wir, miteinander Französisch zu sprechen. Dabei konnten in Prag viele Leute sehr gut Deutsch. Wenn man sie aber fragte, verneinten sie das, auch Russisch könnten sie nicht. Zuletzt sprachen sie dann doch Deutsch. Aber zuerst musste man alle anderen Sprachen durchprobieren.

1945 bis 1948 war eine sehr interessante Zeit. Damals war in der Tschechoslowakei schon die Vorbereitung für die kommunistische Revolution im Gange. Diese begann mit einem Generalstreik. Die Studenten versuchten, Staatspräsident Benesch zu stärken, und gingen vor den Hradschin, wo sich der Sitz des Staatspräsidenten befindet. Damals gab es im Land bereits dreissig Prozent Kommunisten, auch die Polizei und das Militär, die auf die Studenten losgingen, waren mehrheitlich kommunistisch. Meine Kinder waren gerade mit Trudi unterwegs, die während 32 Jahren bei uns war. Sie kam zufällig in diese Aktion rein, begriff aber nicht recht, worum es ging, alles kam ja so überraschend.

Überall entstanden Barrikaden, und sie konnte mit den beiden Kindern nicht mehr nach Hause. Sie dachte sich wohl: Die Polizei, dein Freund und Helfer, und bat den erstbesten Polizisten, ihr zu helfen, den Kinderwagen über die Barrikade zu heben. Der machte das prompt. Nach diesem Vorfall bekam ich Angst und schickte die Kinder in die Schweiz zurück.

Wir waren eindeutig gegen den Kommunismus. Wenn Sie den Kommunismus erlebt haben, wenn Sie ständig beobachtet werden, wenn Ihre Freunde ins Haus kommen und gleich Kissen auf das Telefon werfen, weil Sie befürchten, abgehört zu werden, wenn Sie realisieren, dass in der Gesandtschaft überall Wanzen eingebaut wurden, sodass Sie nur im Freien wirklich unbefangen mit jemandem sprechen können! Das war der Kommunismus für uns.

1948 wurde mein Mann nach Oslo versetzt. Norwegen hatte auch unter der deutschen Besetzung gelitten. Deshalb reagierten sie auf bestimmte Details sehr empfindlich. Mein Mann trug beispielsweise zum Wandern und Langlaufen Knickerbocker und weisse Wollsocken. Unsere norwegischen Freunde warnten ihn: «Du solltest diese Socken nicht tragen. Nimm rote oder dunkelblaue, aber nicht weisse, die haben die Deutschen immer getragen.» Also keine weissen Socken. Und ich hatte noch meinen Pullover vom Schweizerischen Damen-Ski-club mit der Aufschrift «SDS». Da sagten sie: «Zieh um Himmels willen diesen Pullover nicht an! Er sieht aus wie der des deutschen Staatssicherheitsdienstes.»

Der Krieg hat meine Generation geprägt. Kürzlich habe ich mit Bekannten herausgefunden, dass wir gebrauchte Schnürchen nicht wegwerfen, sondern sie aufbewahren. Der Krieg formte den Charakter. Man lernte, mit weniger auszukommen, man lernte, sich zusammenzunehmen und harte Momente zu ertragen. Und bei Kriegsende diese Freude, frei zu sein, frei sprechen zu können, seine Meinung ausdrücken zu dürfen! Krieg ist etwas Grauenhaftes, das sollte es gar nicht geben. Aber es hat immer Kriege gegeben in der Geschichte. Man hat sich ständig auf die Köpfe geschlagen. Seit tausenden von Jahren sind die Menschen eigentlich immer gleichgeblieben. Das ist auch eine Art Bilanz: In dieser Beziehung macht die Menschheit keine Fortschritte.



Zerstörte Häuser im Zürcher Industriequartier nach dem Bombenabwurf vom 22. Dezember 1940. Foto Hans Staub.

Verdunkelung und Kriegserlebnisse

Im Zweiten Weltkrieg starben über dreissig Millionen Menschen. Durch die Bombardierungen der Städte und den deutschen Vernichtungskrieg in Osteuropa wurden in bis dahin nicht gekanntem Ausmass Zivilpersonen Opfer von kriegerischer Gewalt. Die Schweiz war eines der wenigen Länder Europas, das vom Krieg weitgehend verschont blieb. Für die meisten Schweizerinnen und Schweizer waren die Verdunkelung und die Bomber, die die Schweiz überflogen, die einzigen direkt wahrnehmbaren Zeichen dafür, dass tatsächlich Krieg herrschte.

Doch auch auf Schweizer Territorium fielen vereinzelt Bomben. Und einige Schweizer sahen aus nächster Nähe Kriegshandlungen oder waren mit Menschen konfrontiert, die in den Kämpfen verwundet worden waren.

Alois Tschopp *1921 1943 hielten wir Wache am Genfersee und bewachten die Grenze. Gleich auf der anderen Seite der Grenze lag der französische Ort St-Gingolph. Eines Tages vernahmen wir, dass Angehörige der französischen Widerstandsbewegung, die sich im «Maquis» versteckt hielten, in St-Gingolph ein paar deutsche Soldaten umgebracht hatten. Einige Tage später kam die SS. Sie sperrte das Dorf ab und zündete es an. Gleichzeitig brachten die SS-Leute vierzig Einwohner des Dorfes, fast alles Männer, in die Kirche und erschossen sie. Das war die Revanche für die Ermordung der Wehrmachtssoldaten. Immer, wenn in einem Dorf Soldaten der Wehrmacht umgebracht worden waren, kam kurz darauf die SS und erschoss die Zivilbevölkerung.

Wir waren auf der anderen Seite der Grenze und konnten praktisch zuschauen. Dazwischen war nur ein Fluss, die Viese. Das gab einen riesigen Aufruhr. Viele Schweizer Soldaten wollten eingreifen und auf die SS schiessen. Aber wir konnten nichts machen, das hätte sonst den grössten diplomatischen Aufruhr gegeben. Für uns war das ein sehr trauriger Moment. Uns hätte es genau gleich ergehen können. Wenn wir besetzt worden wären, wäre ich auch in den Widerstand gegangen. Wir hätten als Partisanen sicher ein paar dieser Kerle umgebracht.

Elisabeth Fischer-Roy *1910

Ich verkehrte damals häufig im «Oleander», das war ein Restaurant in der Nähe des Zürcher Schauspielhauses. Eines Abends gab es Luftalarm. Das hiess, man durfte das Restaurant nicht mehr verlassen. Vorher waren die Leute alle einzeln an ihren Tischen gesessen. Jetzt begannen sie plötzlich, lebhaft miteinander zu diskutieren. Wir waren gewissermassen zu einer Schicksalsgemeinschaft geworden. Es wurde nichts mehr ausgeschenkt, aber die Wirtsleute mussten uns drinnen sitzen lassen, denn wir durften ja nicht auf die Strasse. Das dauerte etwa bis halb zwei Uhr. Dann kam der Endalarm und ein freundlicher Mensch, den ich gar nicht kannte, fragte mich: «Wo müssen Sie denn hin?» Er begleitete mich durch die verdunkelten Strassen nach Hause. Zu Fuss natürlich, denn es fuhr kein Tram mehr. Das kann man sich heute kaum mehr vorstellen: Zürich verdunkelt, und man hatte keine Angst! Was bin ich durch das dunkle Zürich gewandert! Auch die Trams waren verdunkelt. Der Kontrolleur kam mit einer Lampe, damit er die Billette sehen konnte. Es brannte nur noch irgendwo ein blaues Licht.

Martha Jäggi *1909

Dann wurde Basel bombardiert. Am Winkelriedplatz gab es sogar einen Toten. Bei uns im Quartier wurden unter anderem die Tramgeleise getroffen. Die lagen kreuz und quer auf der Strasse, sodass die Trams nicht mehr fahren konnten. Auf dem Balkon unserer Wohnung, die im vierten Stock war, lagen Steine, gross wie Kartoffeln. Die hatte es zu uns hinaufgeschleudert. Während der Bombardierung war gerade meine Nichte auf dem Weg zu uns. Als sie eben durch das Gartentor trat, ging fünfzig Meter hinter ihr eine Brandbombe nieder, genau dort, wo sie zwei Minuten zuvor gewesen war. Die Bombe war von den Amerikanern abgeworfen worden. Irrtümlich – zumindest behaupteten sie das.

Sigurd Schottlaender *1928

Bei den Luftangriffen auf deutsche Städte heulten jeweils auch in Basel die Alarmsirenen. Am Anfang machte einem das noch Angst, und man ging in den Keller. Gegen Ende des Krieges hatte man praktisch jeden Tag Alarm. Da machte einem das keinen Eindruck mehr. Wir blieben einfach auf der Strasse und schauten zu, wie die Flugzeuge Deutschland angriffen. Bis eines Tages auch Bomben auf Basel fielen. Bei der Münchensteinerbrücke fielen amerikanische Brandbomben. Später hiess es, die Amerikaner hätten sich geirrt. Aber das glaube ich nicht. Die wollten die deutschen Eisenbahnwagen treffen, die auf einem Abstellgleis des Güterbahnhofs standen. Während des Krieges fand ein intensiver Transitverkehr zwischen Deutschland und Italien statt. Die

Schweiz war ein wichtiges Durchgangsland. Ich denke also, die Amerikaner hatten es auf diese Wagen abgesehen. Sie trafen sie auch. Aber einige Bomben verfehlten das Ziel und gingen bei der Münchensteinerbrücke nieder. Auch im St.-Alban-Quartier wurden einige Häuser beschädigt. Glücklicherweise waren dort keine Leute drin. Die waren gerade in den Ferien.

Hans Beeler *1926 In der Innerschweiz merkte man wenig vom Krieg. Was man mitbekam, waren die englischen Bomber, die nachts um elf über uns hinwegflogen, ihre Bombenlast in Mailand und Turin abwarfen und nach Mitternacht wieder zurückflogen. Dann gab es Fliegeralarm und Verdunkelung. Man musste im Haus die Plastik- und Stoffstoren hinunterziehen, und die Autos mussten blaue Verdunkelungslampen montieren. Deshalb sah man sie kaum. Wir Buben hängten bei diesen Autos hinten Blechbüchsen an, damit man sie nachts schon von weitem hörte, wenn sie kamen. Das war unheimlich. Aber von der ganzen Gewalt des Krieges hat man in unserem Dorf wenig mitbekommen.

Annemarie Spahr *1922 1942 ging ich nach Schwand bei Münsingen in die Bäuerinnenschule. In meiner Klasse war ich die Einzige, die nicht aus bäuerlichen Verhältnissen stammte, alle anderen waren Berner Bauerntöchter. Politische Diskussionen gab es an unserer Schule keine. Nicht einmal die Anbauschlacht war für diese Bauerntöchter ein Thema. Was die interessierte, waren der Verlobte, den die meisten schon hatten, und die Höfe, auf die sie kommen sollten, wenn sie heirateten. Auf der Schwand merkte man 1942 nichts vom Krieg. Es gab schon Schülerinnen, deren Verlobte im Dienst waren, aber man fand da nichts weiter dabei. Wir hatten in der Schule auch kein Radio und keine Zeitungen. Und nach Hause durfte man nur alle sechs Wochen.

Gertrud Häusermann *1921 Während des Krieges hatten wir die Verdunkelung. Die Strassenlaternen brannten nicht, und bei den Fenstern durfte kein Licht zu sehen sein. Das war unheimlich. Einmal, als ich nachts allein unterwegs war, wurde ich von einem Mann verfolgt. Der wollte mich «fällen». Ich rannte wie verrückt, aber er war mir dicht auf den Fersen. Das war ein Gefühl, als ob man rückwärts laufen würde! Plötzlich hörte ich weiter oben auf dem Weg Stimmen. Ich wusste, das müssen Soldaten sein. Ich schrie. Sie hörten das und kamen angesaust. Sie versuchten, meinen Verfolger zu fassen. Doch der hatte ein Velo und fuhr davon. In diesem Moment dachte ich: Soldaten in der Nacht, das ist schon ein Segen.

Martha Jäggi *1909

Diese Verdunkelung war auch so ein Kapitel. Abends konnte man zwar noch auf die Strasse, aber man musste immer eine Taschenlampe mitnehmen. Das war schlimm. Als junge Frau traute man sich kaum mehr auf die Strasse. Während der Verdunkelung gab es viele Exhibitionisten. Plötzlich stand im Dunkeln so einer vor dir. Das ist mir mehr als einmal passiert.

Sigurd Schottlaender *1928

Wir Jungen fanden es sehr abenteuerlich, im verdunkelten Basel spazieren zu gehen. Ich ging damals häufig ins Theater. Nach der Vorstellung spazierten wir durch das dunkle Basel und fanden das ganz toll. Es war irgendwie gespenstisch. Die Autos mussten ihre Scheinwerfer durch eine blaue Lampe ersetzen, und so wurde jeweils die ganze Strasse in ein blaues Licht getaucht, wenn ein Auto vorbeifuhr.

Margrit Brügger *1920

Als ich in Genf arbeitete, erlebte ich immer wieder Fliegeralarme. Manche Leute hatten Angst. Ich eigentlich nicht. Irgendwie war es am Schluss jeweils fast lustig: Wir rannten einfach in irgendeinen Keller, und dann schauten wir, wer sonst noch da war. Man lernte neue Leute kennen und hatte zusammen ein bisschen «den Plausch». Dann war der Alarm vorbei, und man ging wieder nach oben. Ich hatte nie Angst, dass etwas passierte.

Liselotte Meyer-Fröhlich *1922

Was negativ war, waren die vielen Alarme. Es gab auch an der Uni ab und zu Probealarme. Dann wurde der Unterricht unterbrochen, und wir mussten in den Keller. Die Verdunkelung störte mich hingegen nicht gross. Ich lernte meinen Mann während einer Verdunkelung kennen, als wir nach einem Fest auf die dunkle Strasse traten. Die einen sagten, sie gingen Richtung Bellevue, die anderen zum Bahnhof, und er sagte, er müsse in Richtung Pfauen, und da schloss ich mich ihm an. So lernten wir uns kennen. Angst hatten wir nie wegen der Verdunkelung.

Die Verdunkelung wurde damit begründet, dass die Deutschen nicht sehen sollten, wo die Grenze ist. Nein, das ist nicht wahr! Es war wegen der Flugzeuge: Damit die Amerikaner nicht sehen sollten, wo Deutschland anfängt, damit sie sich nicht an der Schweiz orientieren konnten. Wenn wir beleuchtet gewesen wären und auf der anderen Seite der Grenze wäre es plötzlich dunkel geworden, dann hätten sie gewusst: Das ist jetzt Deutschland. Für die Schweiz war die Verdunkelung ein grosses Risiko, vor allen für die Grenzregionen, weil die Amerikaner nie genau wussten, wo sie waren, und die Gefahr bestand, dass

sie eine Schweizer Stadt mit ihrem Ziel in Deutschland verwechselten. Doch wir mussten halt gehorchen. Wir mussten die Verdunkelung für die Deutschen machen. Das hinterfragten wir damals nicht, wir hinterfragten sehr wenig. Heute wird alles hinterfragt. Wir nahmen einfach zur Kenntnis: Man muss verdunkeln, damit die Flugzeuge den Weg nicht finden.

Leni Altweg *1924 Im letzten Kriegsjahr zog ich nach St. Gallen, wo ich eine einjährige Laborlehre absolvierte. Dort bekam ich vom Krieg am meisten mit. Wir stiegen beispielsweise auf den Rosenberg, um zuzuschauen, wie Friedrichshafen bombardiert wurde. Man hörte die Detonationen über den Bodensee hinweg. Wir waren ziemlich viele Leute auf dem Rosenberg. Man fand es schlimm, aber es war auch spannend. Eigentlich sah dieses Bombardement sehr schön aus, ähnlich wie ein Feuerwerk. Man wusste auch, dass das einer der Schlussakte des Krieges sein würde. Und man hatte das Gefühl, wenn so ein Ereignis bei uns in der Nähe passiert, dann muss man dabei sein.

Eigentlich war es ein Wahnsinn, dass man sich dieses Bombardement anschaute. Es kam ja immer wieder vor, dass sich ein paar Bomben verirrtten. Wobei sich nach dem Krieg herausstellte, dass diese angeblich verirrtten Bomben sich gar nicht immer verirrt hatten. In Schaffhausen zum Beispiel. Das ging mir besonders nahe. Ich kannte den Konservator des Allerheiligenmuseums in Schaffhausen. Als dann eine Bombe das Museum traf, war ich sehr betroffen. Es gab viele Diskussionen über diese Bombardierungen. Offiziell hiess es, die Alliierten hätten den Weg nicht gefunden. Aber das konnte man sich nicht recht vorstellen. Deshalb gab es viele Spekulationen. Man meinte auch, die Verdunkelung sei zu unserem Schutz. Man war felsenfest überzeugt: Wenn wir nicht verdunkeln, kommen die Bomben. Aber genau das Gegenteil ist logisch. Die Verdunkelung wurde im Interesse der Deutschen verordnet. Wenn wir nicht verdunkelt hätten, hätten die Alliierten gemerkt, dass sie bei uns am falschen Ort waren. Die Verdunkelung erfolgte deshalb wahrscheinlich im Einvernehmen mit den Deutschen. Aber das ist uns damals nie in den Sinn gekommen. Mir auf jeden Fall nicht. Ich erfuhr erst hinterher, dass Leonhard Ragaz, der pazifistische Theologe, das schon während des Krieges verkündet hatte. Der weigerte sich auch zu verdunkeln, bis er gebüsst wurde. Letzthin las ich wieder einmal etwas von ihm und dachte mir: Gopfriedstutz, hätte man doch damals nur auf den gehört! Dann bräuchten wir heute keine Bergier-Kommission. Ragaz sagte das alles schon während des Krieges, aber seine Ansichten wurden von der Regierung unterdrückt. Über solche Sachen durfte man damals nicht sprechen.

Gertrud Viale *1932

Wir hatten in unserem Haus in Romanshorn eine Mieterin, eine sehr alte deutsche Dame. Sie hiess Julie und war quasi unsere Grossmutter. Sie kam aus Sigmaringen und war sehr katholisch. Als nun diese Bombenangriffe kamen und Fliegeralarm war, hiess es: Sofort alle in den Keller! Man darf nicht oben bleiben. Einmal sass ich im Keller neben Julie, und sie betete einen Rosenkranz nach dem anderen und sagte verzweifelt: «Und meine Verwandten? Was geschieht jetzt mit denen?» Das ging mir sehr unter die Haut. Ich hörte es nur, weil ich dicht neben ihr sass, denn es war ein unglaublicher Lärm und man konnte kaum mehr miteinander reden. Im Haus klapperte alles, und die Motoren der Flieger brummen ohne Unterlass, und dann die Einschläge! Es war ein Inferno. Man dachte immer: Jetzt kommt dann gleich einer auf uns hinab, ein Volltreffer. Wir hatten wahnsinnig Angst.

Einmal bei einem solchen Angriff war Vater mit seiner Truppe ganz in der Nähe stationiert. Da sagte der Hauptmann – das war ein kluger Mann, den lasse ich heute noch hochleben: «Alle Männer, die hier in der Nähe wohnen, gehen nach Hause. Ihr müsst jetzt nicht hier sein, ihr gehört zu euren Familien!» So fuhr Vater dann im schlimmsten Moment mit dem Velo von Kreuzlingen nach Hause. Das war sehr gefährlich. Die deutsche Fliegerabwehr schoss manchmal bis weit über den See, und es landeten immer wieder Geschosse auf der Schweizer Seite. Es gab deswegen auch Tote in der Schweizer Bevölkerung. Wenn sie trotz Alarm nach draussen gingen, um das Spektakel anzusehen, wurden manchmal halt welche getroffen. Es gab auch Leute, die fotografierten. Ein Fotograf aus dem Dorf ging einmal an den See hinab, als die Bombardierung noch im vollen Gange war. Man muss sich das einmal vorstellen! Der riskierte sein Leben. Die Fotos verkaufte er dann. Es gab natürlich viele, die sie haben wollten.

Am Morgen nach dem Bombardement mussten wir nicht in die Schule; wir hatten ja die ganze Nacht im Keller verbracht. Als Friedrichshafen bombardiert wurde, waren am Morgen danach fast alle Schaufenster kaputt, vom Luftdruck. Es war ein Samstag, und es ging der Ostwind, und da waren alle Strassen und alle Trottoirs und Gräben voller schwarzer Papierasche. Es stellte sich dann heraus, dass die aus dem Rathaus von Friedrichshafen stammte, wo sämtliche Akten verbrannt waren. Die hatte es über den See geblasen. Manches konnte man noch lesen, das war sehr interessant. Wir Kinder sammelten alles, was man noch irgendwie lesen konnte. Allerdings nahm es uns der Lehrer in der Schule dann wieder weg.

Eigentlich hatten die Bombardemente ja den deutschen Rüstungsfabriken

gegolten. Wir wussten, dass die Dornierwerke unterirdisch produzierten. Und später hörte man auch, dass in der Nähe von Friedrichshafen die V2-Raketen produziert worden waren. Das wussten die Alliierten sicher, und es war wohl beabsichtigt gewesen, die zu treffen. Aber offenbar zielten sie nicht besonders gut, denn es ging vor allem die Stadt kaputt, und in den Werken wurde weiter produziert.

Mit den Deutschen hatte hier niemand Mitleid. Man sagte: «Das geschieht ihnen recht! Jetzt bekommen sie einmal auf den Ranzen.» Denn es war schon zu viel passiert: Man hatte die Luftangriffe auf Polen und Holland und die Besetzung Frankreichs miterlebt, man lebte selber ständig in dieser Gefahr. Ich hörte nie jemanden Mitleid mit den Deutschen äussern, äusser eben Leute, die Verwandte in Deutschland hatten, wie diese Julie.

Bei einem der ersten Angriffe, die wir 1942 miterlebten, starb eines meiner Geschwister. Es war noch sehr klein, gerade einmal drei Monate alt. Wir transportierten es mit dem Stubenwagen in den Keller, und zwei Tage später war es tot. Der Arzt stellte eine Herzlähmung fest und meinte, das käme wahrscheinlich von diesen wahnsinnigen Erschütterungen und dem Luftdruck, der bei den Detonationen herrsche. Das waren ja unglaubliche Luftdruckstärken! Man kann das gar nicht recht beschreiben – es war, wie wenn einem jemand mit ganzem Gewicht auf den Brustkorb fallen würde. Ich kann mir schon vorstellen, dass so ein kleines Kind das nicht aushält.

Arthur Bill *1916

Zur Fliegerei kam ich durch Zufall. Ein Feldweibel fragte mich, ob ich zu den Fliegern wolle. Das Militär suchte damals dringend Piloten und fragte bei allen Einheiten, ob sie geeignete Männer hätten. Ich dachte mir: Wenn es wirklich losgeht, hast du bei der Fliegerei andere Möglichkeiten als bei den leichten Brigaden, wo ich bis dahin gewesen war. Wir hatten in unserer Brigade zu Kriegsbeginn nur eine einzige Infanterickanone, gegen die deutschen Panzer hätten wir also wenig ausrichten können.

Mein erster Ernsteinsatz war 1943. Im Sommer 1940 hatte die Schweizer Luftwaffe ja einige deutsche Flugzeuge über dem Jura abgeschossen, was heftige Proteste aus Deutschland ausgelöst hatte. Darauf gab der Bundesrat die Weisung, dass in grenznahen Gebieten keine Luftkämpfe mehr geführt werden dürften, um die Deutschen nicht zu provozieren. Ab 1943 nahmen die Überflüge der Alliierten zu. Deutsche Flugzeuge kamen fast keine mehr. Nun wurden wir wieder eingesetzt – gegen die alliierten Bomber. Das lief so: Wir hatten einen Sender, der uns die Position der gegnerischen Flugzeuge durchgab. Dann

starteten wir in einer Viererpatrouille. Zwei Flugzeuge setzten sich vor den Bomber, und einer davon wackelte mit den Flügeln. Das hiess: Der Bomber sollte landen, sonst würde er von den beiden Flugzeugen abgeschossen, die sich an sein Heck gehängt hatten. Meistens funktionierte das. Einmal wurde allerdings ein Bomber abgeschossen, weil er nicht reagierte und über Dübendorf hinaus in Richtung Grenze flog. Ein Teil der Besatzung konnte sich mit dem Fallschirm retten, aber es gab drei oder vier Tote. Hinterher stellte sich heraus, dass dieser Bomber nicht mehr hatte gesteuert werden können und keine Funkverbindung hatte herstellen können, um das den Schweizer Flugzeugen mitzuteilen. Ein tragischer Vorfall.

Im September 1944 flog ich einen Einsatz gegen einen amerikanischen Mustang, das waren die besten amerikanischen Jagdflugzeuge. Damals waren die Alliierten von Südfrankreich her im Vormarsch Richtung Norden. Deshalb musste der Schweizer Grenzschutz verstärkt werden. Unser Fliegerregiment flog dreimal am Tag mit einer Zweierpatrouille Überwachungsflüge an der Nordgrenze. Am 10. September, einem Sonntag, flogen wir entlang der Grenze bei Basel und dem Pruntrut Zipfel. Plötzlich meldete das andere Flugzeug: «Alarm! Diabolo rera alto cinque», das heisst, ein gegnerisches Flugzeug greift uns von rechts oben her an. Und tatsächlich! Als ich mich umblickte sah ich, dass uns ein Flugzeug aus der Wolkendecke angriff. Der schoss bereits auf das zweite Flugzeug unserer Patrouille, das hinter mir flog. Ich machte sofort eine Kurve, um hinter das feindliche Flugzeug zu gelangen. Ich schoss, doch ich konnte meine Kanone nicht entsichern – eine technische Störung! Dann sah ich, dass meine Nummer zwei nicht mehr da war. Ich vermutete, sie sei abgeschossen worden. Der Mustang griff mich nun fröhlich dreimal von hinten an. Jedes Mal, wenn er zu schießen begann, wich ich zackig zur Seite aus. Er schoss jedes Mal daneben. Gleichzeitig wurde er von meinem Beobachter mit dem Doppelmaschinengewehr beschossen. Das veranlasste ihn, seine Taktik zu ändern und mich von vorne anzugreifen. Ich wich wieder aus. Dann sagte ich mir: So kann das nicht weitergehen! Wir waren ganz in der Nähe des Doubs. Ich überlegte: Jetzt gehe ich auf das Wasser nieder, und zwar hocke ich fünf Meter über den Fluss. Der andere kannte die Gegend ja nicht so gut, der würde nicht wagen, mich dort anzugreifen. Und tatsächlich, er wartete am Knie des Doubs bei St-Ursanne auf mich. Ich flog an der Kapelle von St-Ursanne vorbei und dachte: Vielleicht ist das das Letzte, was ich in meinem Leben sehe. Ich kam die Uferböschung hoch und wurde wieder angegriffen. Als er erneut danebenschoss, wusste ich: Das ist kein Ass. Dann machte er einen kapitalen Fehler. Er

begann vor der Saone-Schlucht zu kreisen. Das war das Dümme, was er machen konnte. Ich hatte eine geringere Flügelbelastung als er und konnte viel enger kurven. Es gelang mir, mich ihm von hinten bis auf fünfzig Meter zu nähern. Ich verschoss die restliche Munition meines zweiten Maschinengewehrs – das funktionierte noch, das andere hatte ja eine Störung.

Dann hockte ich armer Teufel ohne Munition hinter diesem Mustang. Ich überlegte mir: Wenn ich geradeaus wegfliege, schießt er mich ab, wie eine Maus. Ich muss also weg, ohne dass er es merkt. Ich war ganz nahe hinter ihm, etwa fünfzig Meter. Ich konnte den Piloten sehen; er schaute sich immer wieder nach mir um. Da wurde mir plötzlich bewusst: Du bekämpfst kein Flugzeug, du bekämpfst einen Menschen! Ich fragte mich: Warum greift uns dieser dumme Siech an? Sieht der denn nicht, dass wir Schweizer sind? Ja, ich wehre mich natürlich! Wahrscheinlich verwechselte uns der Amerikaner mit einem deutschen Flugzeug. Wir hatten zwar ein Schweizerkreuz auf dem Leitwerk, aber unsere C 36 sah ganz ähnlich aus wie die deutsche Messerschmidt 110. Ich war also hinter ihm, aber ohne jede Munition. Ihm konnte nichts mehr passieren, nur noch mir. Ich dachte mir: Wenn ich vor dieser Saone-Schlucht im Tieflug rechts wegziehe, dann merkt er das nicht. So machte ich das. Als wir im Tiefflug wegflogen, fragte ich meinen Beobachter: «Du, kreist der immer noch?» – «Ja, der kreist immer noch.»

So konnte ich mich absetzen. Ich dachte: Wo ist wohl der andere Flieger aus meiner Patrouille? Plötzlich meldete er sich per Funk. Über Bern trafen wir uns wieder. Ich flog ganz nahe zu ihm hin und sah die Einschüsse in seinem Rumpf. Er hatte zwölf Einschüsse! Unter anderem war eines seiner Steuerkabel zerfetzt worden. Er hatte wahnsinnig Glück gehabt, dass er davongekommen war. Ich natürlich auch, aber ich hatte dank meiner brutalen Ausweichtechnik keine Einschüsse.

Hildegard Janser *1920 1943 arbeitete ich als Serviertochter in Landquart. Ab und zu war Fliegeralarm, doch das nahmen wir gar nicht mehr richtig ernst. Die Flugzeuge flogen ja immer nur oben durch. Eines Tages, als auch wieder Alarm war, hörten wir unsere Flab am Calanda drüben schießen, und da gingen wir nach draussen, schauen, was los war. Wenn man hinaufschaute, sah man die Flieger ganz weit oben als kleine Silbervögel in der Mittagssonne glänzen. Wir waren etwa zu zehnt, die da vor dem Restaurant standen und hinaufstarrten. Ein paar Soldaten waren auch dabei. Und am Calanda drüben schossen sie wacker. Plötzlich gab es einen riesigen Knall, und eines der Flugzeuge explodierte.

«Hei, der wurde aber schön getroffen!», riefen wir. Auf einmal ging er in Flammen auf und fiel in hundert Stücken herab. Und dann kamen auch Bomben herab, direkt über uns; denn das Flugzeug hatte seine Bomben noch nicht abgeworfen. Wir sind schön schnell geflohen! Die einen rannten auf diese Seite, die anderen auf jene, und alle wollten unter ein Dach. Und dann krachte und knallte es, als die Bomben explodierten! Wir sagten: «Man könnte meinen, wir seien im Krieg!» Wir hatten allerdings Glück: Eine Bombe fiel in den Rhein, eine andere in einen Sandhaufen. Häuser wurden keine getroffen.

Dann sahen wir die Fallschirme der Besatzung, und unsere Soldaten mussten sie suchen. War das ein Gstürm! Wir bekamen den Befehl, drinnen zu bleiben, und vor das Restaurant wurde eine scharfe Wache gestellt. Etwas später hiess es, sie hätten die Überlebenden der Besatzung gefunden. Es war ein amerikanischer Bomber gewesen. Einer der Abgesprungenen war tot, ein anderer hing in einem Baum. Auf jeden Fall brachten sie dann fünf oder sechs Amerikaner zu uns ins Restaurant. Die Gesichter dieser Männer sehe ich heute noch vor mir! Die hatten eine solche Freude, dass sie in der Schweiz gelandet waren. Als unsere Soldaten ihnen das gesagt hätten, seien sie sich vor Freude um den Hals gefallen. Die hatten doch gemeint, sie seien in Deutschland. Wir waren ja nahe an der Grenze. Ein bisschen weiter, und sie wären im Deutschen gewesen. Obwohl sie von den Schweizern abgeschossen worden waren, waren sie froh, in der Schweiz zu sein. Denn nun war der Krieg für sie vorbei. Den Schweizern blieb nichts anderes übrig, als auf sie zu schiessen. Sie mussten auf alles schiessen, was über unser Territorium flog; das war Befehl von oben. Und unsere Flab war natürlich gut, die trafen gut.

Ich dachte: Diese Amerikaner sind auch armi Sieche. Müssen nach Europa kommen und das Leben riskieren, nur wegen diesem cheibe Hitler. Sie hätten ja auch sagen können: «Macht ihr dort drüben doch, was ihr wollt, wir bleiben in Amerika!» Also, ich hatte Mitleid mit ihnen. Sie wurden dann von der Sanität verarztet, und wir mussten ihnen zu essen bringen. Nachher wurden sie vermutlich irgendwo interniert. Von da an durfte niemand mehr hinaus, wenn Fliegeralarm war. Alle mussten in den Keller, und vor dem Restaurant gab es eine scharfe Wache.

Maria Biaggini *1915 Im Spital von Bellinzona pfl egten wir während des Krieges viele Kriegsverletzte. Wir hatten viel zu tun. Die Patienten lagen in den Korridoren, im Bad, überall. Im Garten wurde eine Baracke errichtet. Die Verwundeten wurden Tag und Nacht eingeliefert. Praktisch alle kamen aus Italien. Ein

siebzehnjähriger Junge hatte sich die Beine im Schnee abgefroren, und man musste sie ihm amputieren. Es gab alles: Patienten mit gebrochenen Beinen, mit offenen Wunden, solche, die sich am Stacheldraht verletzt hatten.

Wir hatten auch drei amerikanische Piloten bei uns. Sie waren 1944 über der Lombardei abgeschossen worden. Sie konnten abspringen, und als sie unten waren, waren sie überzeugt, noch in Italien zu sein, obwohl sie in Wirklichkeit bereits in der Schweiz waren. Der erste Pilot landete in der Magadinoebene. Sein Arm war gebrochen. Der zweite Pilot fiel in Bellinzona in einen Baum. Der dritte fiel auf einen Berghang und versteckte sich, weil er eben überzeugt war, in Italien gelandet zu sein. Acht Tage lang hielt er sich zwischen den Felsen verborgen. Das war im Januar 1944. Es war sehr kalt, und so konnte er sich nicht ewig im Freien aufhalten. Als er eine Gruppe Schulkinder mit einer Schweizerfahne erblickte, wurde ihm klar, dass er in der Schweiz war, und da stellte er sich. Er wurde zu uns nach Bellinzona gebracht, genau wie vor ihm die beiden anderen Piloten. Den ersten, den mit dem gebrochenen Arm, entkleidete ich. In seinem Overall hatte er Esswaren und Whisky und ausserdem Geld in den unterschiedlichsten Währungen. Er besass auch eine Flasche mit einer roten Flüssigkeit. Das war ein Öl, mit dem er auf einem Gletscher oder im Schnee eine Markierung hätte anbringen können. Eine andere Flasche enthielt eine silbrige Flüssigkeit, die auf dem Wasser schwamm. Das waren alles Hilfsmittel, damit man ihn von der Luft aus finden konnte, wenn er abspringen musste. Dieser Pilot hiess Louis und stammte aus Louisiana. Er war ein hervorragender Patient. Sobald sein Arm ein wenig besser war, half er uns bei der Pflege der anderen Patienten. Als die amerikanischen Piloten das Spital verlassen mussten, boten sie dem Personal und den anderen Patienten von ihrem Whisky an. Ich nahm auch einen Schluck. Ich hatte noch nie zuvor Whisky getrunken. Er war dermassen stark, dass mir der Oberpfleger danach in mein Zimmer helfen und mich dort ins Bett legen musste.

Heinrich Waider *1920

Während des Krieges arbeitete ich bei der Heerespolizei. Damals fuhren deutsche Truppen, die in Italien an der Front gewesen waren, mit Sanitätszügen durch die Schweiz. Die durften transitieren, und wir von der Fleerespolizei mussten sie begleiten. Wir waren immer zu zweit oder dritt. Mit den Verletzten hatten wir nichts zu tun, aber auf diesen Sanitätszügen war immer ein deutscher Bewachungstrupp dabei. Den mussten wiederum wir bewachen. Für die Fahrt durch die Schweiz nahmen wir ihnen die Waffen ab. Mit diesen Zügen wurden vor allem Schwerstverwundete transportiert. Die

Wagen waren extra dafür eingerichtet, mit Liegebahnen und so. Da gab es ganz wüste Verletzungen! Manche hatten keine Beine mehr, manche keine Arme. Fürchterlich. Manche der Verletzten starben während dieser Fahrt durch die Schweiz. Einer, der keine Beine mehr hatte, sagte einmal: «Uns hats erwischt, aber wir kämpfen weiter für den Führer!» Solche Parolen kamen von diesen jungen Leuten. Von Soldaten, die noch nicht einmal zwanzig Jahre alt und so schlimm dran waren, die am Sterben waren.

Wir begleiteten auch Züge, mit denen italienische Fremdarbeiter nach Deutschland verfrachtet wurden, um für die deutsche Industrie zu arbeiten. Das waren alles gesunde Leute, grösstenteils Frauen. Ich begleitete auch die Züge, mit denen die italienischen Fremdarbeiter, die in Deutschland ausgedient hatten, wieder in ihre Heimat zurückkehrten. Die waren zum Teil schon zwei oder drei Wochen in diesen Wagen drin, als wir die Züge übernahmen. Die hygienischen Zustände waren fürchterlich. In einem solchen Zug waren etwa 400 Leute. Sie hatten oft kein Wasser mehr. Die Toiletten waren verschmiert und auch in den Zwischengängen war alles verschmutzt. Zum Teil wurden die Leute auch in Güterwagen transportiert. Sie hatten ihr ganzes Gepäck dabei, das war überall aufgetürmt. Und Männer und Frauen waren dicht gedrängt beieinander. Da hatten sie – ich schäme mich fast, das zu erzählen – manchmal auch Sex miteinander. Und sie litten Hunger.

Einmal hiess es: «Diese Frau bekommt ein Kind, sie liegt schon in den Wehen.» Ja, was wollten wir? Mein Kollege und ich waren zuerst ratlos. Wir wussten, dass der Zug in Arth-Goldau halten würde, denn dort sollten wir ihn den italienischen Carabinieri übergeben. Die hatten die Bewilligung, nach Arth-Goldau zu kommen, um dort die Leute zu übernehmen. Wir dachten, man könne die Frau vielleicht dort aus dem Zug nehmen, damit sie ärztlich betreut werden könne. Aber dann hatte die Frau immer stärkere Wehen. Es war mitten in der Nacht, und wir hatten kein Licht und kein Wasser, und die Frauen, die dabei waren, jammerten die ganze Zeit. Sie versuchten zu helfen, mit ihren Stofftüchern und was sie halt hatten. Wir Heerespolizisten leuchteten mit der Taschenlampe, als die Frau gebar. Wir sagten uns: «Diese Frau braucht einen Arzt! Jetzt ziehen wir die Notbremse!» Kurz vor Muri zogen wir die Notbremse. Von der Station aus telefonierten wir nach Arth-Goldau und sagten, sie sollten einen Arzt bestellen. Als wir endlich in Arth-Goldau ankamen, war der Arzt schon da, ein Schweizer. Der sagte: «Wir nehmen sie raus, sie muss in Spital.» Die Carabinieri waren aber auch schon da, und die waren dagegen. Es entstand eine hitzige Diskussion, und schliesslich setzten sich die Carabi-

neri durch, und die Frau durfte nicht ins Spital. Sie wurde einfach kurz sanitärisch betreut, dann ging die Fahrt weiter.

Die Zugsinsassen mussten ihre Pässe abgeben. Wir bewahrten den ganzen Stapel während der Fahrt auf und übergaben ihn dann den Carabinieri, die die Leute abholten. Unsere Hauptaufgabe war es, dafür zu sorgen, dass niemand den Zug verliess oder zustieg, wenn wir anhielten. Und wenn es Krach gab zwischen den Leuten im Zug, mussten wir auch eingreifen. Wir hatten alle Schlüssel für die Wagen und konnten die Türen abschliessen. Es konnte also niemand hinaus. Äusser durch die Fenster. Mir ist es zweimal passiert, dass jemand zum Fenster hinaus flüchten wollte. Der Eine ist entwischt, der Zweite wurde von den anderen Passagieren, die im Zug waren, zurückgehalten.

Einmal, als wir durch den Zug patrouillierten, stellten sich plötzlich zwei Italienerinnen halb nackt vor uns in den Gang und sagten, wir könnten sie haben, gegen Obulus natürlich. Da sagte ich: «Ihr habt zwei Minuten, um euch wieder anzuziehen!» Solche Vorfälle gab es. Die Leute waren zum Teil wirklich schlimm dran. Manche Frauen weinten. Das machte einen schon nachdenklich. Aber wenn man auf jedes Gejammer hätte eingehen wollen, hätte man einen solchen Kopf gekriegt! Und man hatte ja sowieso schon einen solchen Kopf. Man musste seine Emotionen kontrollieren, sonst hätte man diesen Dienst gar nicht machen können. Andererseits war es für mich auch interessant. Es war ja fast ein Privileg, zur Heerespolizei zu gehören. Von der Schweizer Armee waren es nur ganz wenige, die zur Heerespolizei durften. Und wir erlebten während des Krieges viel mehr als jeder andere Dienstangehörige: Tote zusammensetzen, Diebstähle und ich weiss nicht, was sonst noch alles.

Es gab damals das Gerücht, dass die Züge, die wir begleiteten, in Deutschland im Schwarzwald in einen Tunnel gefahren würden, wo die Schwerverwundeten allesamt liquidiert würden. Es hiess, die Deutschen wollten die Verletzten nicht mehr pflegen. Wir wussten nicht, ob das stimmte. Wir dachten uns nur: Das kann doch nicht sein, dass die einen solchen Aufwand für den Transport machen und dann alle liquidieren.

Maria Biaggini *1915 Mein jüngerer Bruder arbeitete bei der Heerespolizei. Als der Krieg zu Ende war, verlangten die Italiener ihre Soldaten zurück, egal ob sie gesund waren oder verwundet. Sie wurden in Zügen, die oft aus Deutschland kamen, durch die Schweiz transportiert und in Chiasso den Italienern übergeben. Mein Bruder begleitete diese Verwundetenzüge. Die Züge hielten nie in den Bahnhöfen, aber manchmal auf offener Strecke. Einmal hielt ein sol-

cher Zug in der Nähe von Melide. Mein Bruder ging durch den Zug und schaute, ob einer der italienischen Soldaten etwas benötigte. Es hatte auch einige darunter, die schwer verwundet waren. Plötzlich hörte er jemanden mit dünner Stimme rufen: «Peppino, Peppino!» Mein Bruder dachte sich: Wer könnte denn das sein, der mich da beim Namen ruft? Er schaute sich im Wagen um und hörte wieder: «Peppino, Peppino!» Dann sah er einen, und der flüsterte ihm zu: «Peppino, ich bins, Bavena.» Jetzt war das einer seiner Schulkameraden aus Muralto. Als der Krieg begonnen hatte, waren viele unserer italienischen Schulkollegen für Mussolini in den Kampf gezogen. Sie waren im Tessin zur Welt gekommen und in Muralto oder Locarno aufgewachsen und waren damals noch keine zwanzig Jahre alt gewesen. Mein Bruder holte den Pfarrer, der den Zug begleitete. Der meinte: «Der hat doch noch eine Mutter und zwei Schwestern hier im Tessin. Man muss die Mutter benachrichtigen, dass ihr Sohn noch lebt, und man muss schauen, ob man ihn nicht hier im Tessin in ein Spital bringen kann.» Sie benachrichtigten sofort die Mutter, aber es war nicht mehr möglich, den Schwerverwundeten im Tessin auszuladen. Der Zug hielt erst wieder in Como. Die Italiener liessen aber die Mutter einreisen, damit sie ihren Sohn noch einmal sehen konnte. Er starb vier Stunden nachdem er seine Mutter ein letztes Mal gesehen hatte. Mein Bruder hat dieses Erlebnis nie vergessen.

Jeannette Christen *1922 1945, kurz vor Kriegsende, bekam ich vom FHD ein Aufgebot für die Begleitung von drei Verwundetentransporten des Roten Kreuzes von Marseille nach Konstanz und zurück. Als wir das Aufgebot erhielten, wussten wir zuerst nicht, wofür. Wir kamen nach Interlaken. Dort war ein Eisenbahnzug mit alten Holzbänken. Es hiess, die Wagen seien für Verwundetentransporte bestimmt, und wir müssten sie umrüsten. Strohballen wurden gebracht, mit denen wir Strohsäcke füllten, und die Bänke wurden rausgenommen und stattdessen Bahren montiert, immer zwei übereinander. In einem Wagen hatte es Platz für sechzehn Verwundete.

Dann fuhren wir mit dem Zug nach Marseille. Ein Drittel des Begleitpersonals bestand aus Soldaten, ein Drittel aus Schwestern und ein Drittel aus FHD. Es hiess, wir müssten zwischen Marseille und Konstanz Verwundete der Deutschen und der Alliierten austauschen, die beim jeweiligen Gegner in Kriegsgefangenschaft waren. Die verwundeten Deutschen kamen aus Gefangenenlagern in Afrika.

In Marseille mussten wir einen Tag warten. Neben dem Geleise war ein Gefangenenlager mit deutschen Soldaten. Unsere Zugfenster waren mit blauer

Farbe angemalt, und wir durften sie nicht öffnen. Als ich einmal ausstieg, rief ein Deutscher, ob ich nicht seiner Mutter schreiben könne, dass er noch lebe. Er rief mir auch die Adresse zu. Vor jedem Wagen stand ein amerikanischer Soldat. Einer von ihnen hörte das und schoss. Ich musste weg, der Deutsche konnte mir nicht einmal mehr die ganze Adresse zurufen. So ist das im Krieg.

Wir hatten Schweizer Soldaten als «Ehrenwörter» dabei. Das dünkte uns etwas seltsam. Kaum waren wir in Marseille, realisierten wir, weshalb: Die Ersten, die aus den Schiffen kamen, waren Irrsinnige. Sie schrien die ganze Zeit. Unsere Gefangenenwärter standen bereit und brachten sie in spezielle Wagen. Die Fahrt dauerte 36 Stunden. Wir mussten immer wieder Medikamente holen und dabei die Wagen mit den Irrsinnigen passieren. Da waren wir froh, dass es Fachpersonal gab, das die Leute im Griff hatte.

Die Deutschen, die wir in Marseille einluden, waren von den Alliierten sehr gut gepflegt worden. Sie hatten alle frische Gipsverbände, und alles war beschriftet: Es war angegeben, was für eine Verletzung sie hatten, und sogar das Datum und der behandelnde Arzt waren vermerkt. Der Jüngste war siebzehnjährig. Er hatte am Kopf einen Streifschuss und konnte fast nicht mehr sprechen. Der Älteste war 44, er hatte einen Bauchschuss. Wir mussten den Mann zu dritt hochheben, damit wir ihm neue Verbände anlegen konnten.

Zuerst brachten wir die deutschen Verwundeten nach Konstanz. Der Empfang am Bahnhof war grauenhaft. Es hatte Tannenbäumchen, eine SS-Musik spielte, die Hitlerjugend war da. Weiter hinten warteten die Angehörigen der Männer, die zurückgebracht wurden. Ein Betrieb wie an einem Volksfest. Dabei brachten wir dermassen grässliche Fälle mit!

Kaum hatte der Zug angehalten, stürmte die Hitlerjugend in die Wagen. Wir erhielten den Befehl, niemand dürfe raus und wir müssten aufpassen, sonst seien unsere Wagen innerhalb von einer Viertelstunde leer: Kissen und Wolldecken wären sofort ausgeräumt worden.

Wir hatten den Eindruck, dass die Deutschen die alliierten Gefangenen, die ganz schwer verwundet worden waren, gar nicht mehr richtig gepflegt hatten, sondern einfach hatten sterben lassen. Anders kann ich mir nicht erklären, dass die Soldaten der Alliierten, die wir dann von Konstanz nach Marseille brachten, nicht so schwer verwundet waren wie die Deutschen, die wir in die umgekehrte Richtung transportierten. Das Rote Kreuz wählte ja die Leute in den Gefangenenlagern aus, sie hatten sicher die mit den schwersten Verletzungen genommen. Bei den Transporten der alliierten Gefangenen von Konstanz nach Marseille hatten wir auch keine Todesfälle, in der anderen Richtung schon.

Die alliierten Soldaten freuten sich, dass sie nach Hause konnten. Die Deutschen hatten Angst davor. Sie wussten nicht, was zu Hause los war. Sie hatten Angst vor dem Kriegsende, weil sie wussten, dass sie den Krieg verlieren würden. Sie machten sich Gedanken, was sie erwartete, was sie zu Hause antreffen würden. «Habe ich noch ein Haus, wenn ich heimkomme? Ist die Familie noch da?» Meist wussten sie nichts. Ich litt mit den Patienten. Sie hatten ja keine Zukunft mehr. Sie waren in der Hitlerjugend gross geworden. Sie waren getrimmt auf «Heil Hitler» und «Sieg heil». Deshalb war es für sie ein unerhörter Gedanke, nach Hause zu kommen und den Krieg zu verlieren. Das beschäftigte sie sehr. Wenn sie nicht schlafen konnten, erkundigte ich mich, was los sei. Dann offenbarten sie mir ihre Gefühle. Sie waren froh, mit jemandem sprechen zu können. Einer zeigte mir ein Foto und fragte, ob seine Braut wohl auf ihn gewartet habe. Einer der deutschen Soldaten – er trug immer noch eine blutbespritzte Uniform – fragte mich: «Schwester, ist wahr, was wir hier im Zug über Hitler erfahren haben?» Er habe von Konzentrationslagern gehört und von der Judenverfolgung und dass der Krieg nicht zum Sieg führe. Ob das wirklich stimme? Er wollte mir nicht glauben.

Als wir in Konstanz einfuhren, schrie einer der Irrsinnigen – er hatte anscheinend auf dem ganzen Weg kein einziges Wort gesprochen –, er riss das Fenster auf und rief auf den Perron hinaus: «Hitler ist ein Schuft!» Er habe alle belogen. Da kam die SS reingestürzt: «Hinten hinaus mit diesem Mann, hinten hinaus!» Sie brachten ihn dann hinten raus.

Viele glaubten noch an Hitler, aber jene, die länger in Gefangenschaft gewesen waren, wussten Bescheid. Die Amerikaner hatten sie aufgeklärt. Die Verblendung war bei den Jungen teilweise sehr gross. Dem siebzehnjährigen Patienten mit dem Streifschuss musste ich das Essen einlöffeln. Er sagte mir, er werde gesund und dann gehe er wieder in den Krieg. Ich brachte ihm schonend bei, wie es um die Deutschen stand. Ich weiss nicht, ob er es mitbekommen hat. Auf jeden Fall sagte er nichts. Wenn wir etwas erzählten, glaubten die Deutschen jeweils, wir machten Propaganda für die Amerikaner, damit sie mutlos würden. Da konnte man nicht viel machen. Sie merkten erst, wie es stand, als sie nach Hause kamen. Wobei sie sehr erfreut waren, als sie das Fest in Konstanz sahen.

Aber als sie ausgeladen wurden, sah es anders aus. Wir hatten schwer verletzte Patienten wie denjenigen mit dem Bauchschuss. In Konstanz holten die Deutschen den Mann: Einer nahm ihn auf den Buckel und trug ihn raus. Mir wurde fast schlecht. Solche schweren Fälle brachten sie nicht in den Sanitätswa-

gen, der gleich auf dem Nebengeleise stand und in den sie alle anderen luden. Was mit den Schwerverletzten passierte, wussten wir nicht. Einer unserer Offiziere sagte, die würden wohl in einen Keller gebracht, wo es ihnen gleich ergehe wie den Juden. Die Deutschen hätten keine Zeit und kein Geld mehr, um solche Menschen zu pflegen.

Die weniger schweren Fälle kamen in einen Sanitätswagen. Sie riefen uns zu, wir sollten zu ihnen rüberkommen. Sie wollten uns auf Wiedersehen sagen. Die Mutter eines Patienten nahm mich in die Arme und sagte, sie danke mir im Namen aller deutschen Frauen für das, was wir für diese jungen Männer getan hätten. Das freute mich sehr. Es waren noch zwei, drei Frauen da, die sich anschlossen. Man sah, wie dankbar die deutschen Frauen waren, die den Krieg mitgemacht hatten, die teilweise den Mann hatten hergeben müssen, die Söhne.

Als ich wieder zu Hause war, verfolgten mich die Bilder tagelang. Es war grauenhaft. Ich ertrug es fast nicht mehr, wenn sie am Radio einen Bericht von der Front brachten und sagten: Soundso viele würden «in die Schlacht geworfen». Wissen Sie, wenn Sie das hören: junge, gesunde Leute, «in die Schlacht geworfen», und nachher sind sie so dran, wie die, die wir nach Hause gebracht hatten. Ich brauchte sehr lange, bis ich das verkraftet hatte. Kriegsberichte konnte ich nicht mehr hören.

In Frankreich kreuzten uns Züge mit jungen Männern, die in den Krieg gingen. Meist waren es Afrikaner. Sie winkten uns zu. Zwei, drei Tage später waren sie vielleicht gleich dran wie diejenigen, die wir in unseren Wagen hatten. In der Gegend um Avignon fuhren wir beispielsweise durch ein Gebiet, auf dem kurz vorher eine Schlacht stattgefunden hatte. Das Gelände war leicht ansteigend, und oben hatte es einen Wald. Aber da standen keine Bäume mehr, alles Holz war weggeschossen. Ein ganzer Eisenbahnwagen lag umgekippt neben dem Geleise. Alles sah noch aus wie während der Schlacht, nichts war weggeräumt. Man hatte das Gefühl, man müsse noch die Menschen unter den Trümmern hervorsuchen.

Das ist Krieg. Manchmal denke ich, es würde nichts schaden, wenn junge Leute sich so etwas ansehen müssten. Nur zwei Tage. Vielleicht gäbe es dann keine Kriege mehr.



Bürgermeister
der Stadt Stralsund

Herrn-Frau Pfl. Fankhauser
Nachdem in Ihrem He...
hergestellt ist, verp...

[Handwritten signatures and text]
Bürgermeister
der Stadt Stralsund

Stralsund

«Du denkst irgendwann: Drück doch ab, dann ist Schluss»

Georg Fankhauser,

geboren 1916 in Hamburg,
Aktivdienstler, Guts-
verwalter in Pommern und
Flüchtling

Ich erlebte eine behütete, sorglose Jugend. Meine Eltern besaßen in Hamburg eine Blumenhandlung. Mein Schweizer Grossvater hatte sich 1870 niedergelassen. Hamburg ist eine Hafenstadt, eine Arbeiterstadt. Ich habe die Auseinandersetzungen auf der Strasse miterlebt. Da

wurde demonstriert und skandiert: «Hamburg ist rot und bleibt rot. Gebt ihnen kein Wasser, gebt ihnen kein Brot.» Das war 1926, ich war zehnjährig. Dann kamen Hitlers SA, und es gab Strassenkämpfe. Gegen 1930 haben sich die Auseinandersetzungen zugespitzt. Das hat mich sehr bewegt. Ich war damals am Gymnasium. Der «Stürmer» kam auf, ein Hetzblatt der Nationalsozialisten, das überall aufgehängt wurde. Meist war ein dicker Jude vorne drauf. Manchmal beobachtete ich morgens oder abends auf dem Schulweg, wie die Polizei die Häuser umstellte und Leute praktisch rausprügelte. Das war eine schlimme Zeit, auch fürs Gewerbe. Meine Eltern hatten Mühe, ihre Existenz zu sichern.

Am Gymnasium gefiel es mir nicht, ich musste Latein und Griechisch lernen und hatte weder das eine noch das andere gerne. Deshalb verliess ich im Sommer 1932 mit Untersekundareife die Schule und machte ganz etwas anderes: Ich begann eine zweijährige Ausbildung als Landwirt auf einem landwirtschaftlichen Lehrbetrieb, einem rund hundert Hektar grossen Bauernhof in Büchen in der Nähe von Hamburg. Das entsprach meinem Naturell und hat mir sehr gefallen.

Als Hitler 1933 an die Macht kam, arbeitete ich als Lehrling auf diesem Gut. Unser Gespannführer war in der SA. Eines Abends war er nicht mehr da: Die SA wurde zusammengezogen, falls etwas passieren sollte. Das realisierten wir jedoch erst im Nachhinein. Am nächsten Tag hiess es dann: Hitler hat die Macht übernommen.

Georg Fankhauser mit einer Aufforderung des Bürgermeisters von Stralsund vom Juni 1945, sofort in seinen Heimatort zurückzukehren.

Man war begeistert, als 1933 der Umbruch kam. In Hamburg hatte es viele Arbeitslose, und auf einmal war die Arbeitslosigkeit weg. Die Jungen wurden zum Arbeitsdienst aufgeboten und nachher ins Militär. Auf einmal herrschten Ruhe und Ordnung. Eine Ruhe und Ordnung, die man im Moment als angenehm empfand. Später realisierte man dann, dass diese Ruhe und Ordnung nur eine Vorbereitung gewesen war auf das, was noch kam. Hitlers «Mein Kampf» habe ich nie gelesen. Die meisten Deutschen haben das Buch nie gelesen. Wenn man es gelesen hätte, hätte man gewusst, was er im Kopf hatte.

1934 und 1935 besuchte ich dann zwei Semester lang die Bäuerliche Werk-
schule in Hamburg. Zu dieser Zeit begann der Umbruch, die Deutschtümelei, das «Blut und Bodentum», das Gerede von den «Erbhofbauern». Im Sommer-
halbjahr 1935 war ich als «Eleve» – das heisst als Assistent des Gutsinspektors – auf der Staatsdomäne Moisling bei Lübeck tätig. Körperlich musste ich nun nicht mehr mitarbeiten, jetzt war der Kopf gefragt.

1936 war ich mit meiner Lehre fertig und meldete mich freiwillig auf dem Hamburger Konsulat für die Rekrutenschule in der Schweiz. Nach Abschluss der Landwirtschaftsschule im April 1936 machte ich mich für rund dreieinhalb Monate auf die Walz. Im Kopf hatte ich nur: Am 10. August musst du in die Rekrutenschule einrücken. Von der Schweiz wusste ich überhaupt nichts. Mein Vater war nie in der Schweiz gewesen. Äusser mit dem Konsulat hatten wir überhaupt keinen Kontakt zur Schweiz.

Als ich 1936 in die Schweiz kam, hatte ich zwölf oder dreizehn Franken. Mehr Mark durfte ich in Deutschland nicht in Franken umwechseln. Mit dem Geld kaufte ich zuerst Schokolade, dann bin ich losgetippelt. Ich wollte über die Innerschweiz nach Bern. Wegen meines deutschen Aussehens – kurze Hose, Felltornister aus dem Ersten Weltkrieg und eine braune «Kletterweste» als Regenschutz – konnte ich nicht mehr Autostopp machen wie in Deutschland. Ich merkte, als Deutscher war man hier nicht willkommen. Das Geld reichte bis Andermatt. Dort wurde mir gesagt, ich müsse möglichst schnell ins Bernbiet. Ich hatte ja das Aufgebot für die Rekrutenschule im Kanton Bern.

Ich weiss heute nicht mehr, wie ich das geschafft habe, aber in einem Tag bin ich von Andermatt über zwei Pässe nach Innertkirchen marschiert. Als ich auf dem Weg nach Meiringen durch Innertkirchen ging, fuhr der Dorfpolizist mit dem Velo hinter mir her. Er wollte mich verhaften und fragte, wo ich herkomme und wer ich sei. «Sie werden lachen», sagte ich, «ich habe einen Schweizer Pass und ein Aufgebot für die Rekrutenschule im August.» Das war etwa Ende Juli. «Das ist in Ordnung, Sie können weitergehen», sagte er. Worauf ich sagte:

«Nein, nein, das ist nicht in Ordnung.» Denn ich wusste nicht, wo übernachten, und hatte auch nichts zu essen. Als ich ihm meine Lage erklärte, war der Polizist wie ein umgedrehter Handschuh. Er nahm mich zu sich nach Hause. Seine Frau machte mir zu essen, und er rief den Sektionschef in Meiringen an. Dort konnte ich dann im Gefängnis übernachten. Der Sektionschef besorgte mir bei der Gärtnerei Aebi eine Stelle. Das vergesse ich ihm nie. Ich wurde sehr gut aufgenommen und konnte etwas Sackgeld verdienen. Am 10. August 1936 rückte ich in Bern in die Rekrutenschule ein. Während der RS durfte ich der Familie Aebi mit dem Postsäcklein meine schmutzige Wäsche schicken. Wenn ich sie zurückbekam, war meist eine Wurst oder Käse oder Apfel dabei. So war der Empfang in der Schweiz: teilweise unfreundlich wegen meines deutschen Aussehens, weil die Schweizer nicht wussten, wer ich war, teilweise sehr freundlich, sobald sie wussten, wer ich war.

Ich bin Antimilitarist. Beim Einrücken hatte ich noch meine Lockenpracht. Als ich die anderen Rekruten mit den kurz geschorenen Haaren sah, dachte ich: «Was ist denn hier los?» Alle grinsten. Sie schickten mich zum Coiffeur. Der schnitt mir die Haare ratzekahl ab. Ich hätte weinen können. Der Kahlschnitt war damals obligatorisch.

In der Rekrutenschule fühlte ich mich nicht wohl, obwohl es viele politische Diskussionen gab. Ich hatte den Eindruck, in einer anderen Welt zu sein. Ich war noch sehr infiziert mit dem, was ich vorher in Deutschland erlebt hatte.

Ich hatte ursprünglich gedacht, ich könnte nach der Rekrutenschule in der Schweiz auf meinem Beruf arbeiten. Mein Hauptmann, er hiess Wüthrich, sagte zu mir: «Fankhauser, du kommst zu mir als Meisterknecht.» Ich hatte dann aber doch anderes im Kopf und ging wieder zurück nach Deutschland. Dort hatte ich die besseren Aufstiegsmöglichkeiten.

Bei der ersten Generalmobilmachung 1939 bekam ich das Aufgebot der Schweizer Armee und musste einrücken. Das war ein Empfang, den ich nie vergessen werde. In Basel wurden wir am Bahnhof schon erwartet. Wir wurden von Pfadfinderinnen empfangen, netten, hübschen Mädchen. Ich musste nach Bern, das war an einem Freitag. Bis am Montag konnten wir in Zivil in der Kaserne herumspazieren. Das war typisch für die Schweiz: Man nahm den Krieg nicht allzu ernst. Am Montag bei der Einkleidung im Zeughaus in Bern wurde ich nach meinem Namen und der Einteilung gefragt: «Fankhauser Georg, Füsilier, Geb. Kompanie 11/33», antwortete ich. Darauf verschwand der Zeughausbeamte in den Katakomben und kam mit einer grossen Schachtel zurück. Darin befand

den sich meine Uniform, mein Karabiner, der Tornister und so weiter, ich glaube, sogar meine Bergschuhe. Die Sachen hatte ich 1936 nach Beendigung der RS im Zeughaus abgeben müssen. Sie hatten meine Sachen drei Jahre lang aufbewahrt!

Damals änderte sich meine politische Haltung. Durch die Schweizer Zeitungen bekam ich einen anderen Blick auf die politische Lage. In Deutschland durfte nichts gegen die Regierung geschrieben werden, alles wurde positiv dargestellt. Man war unkritisch.

In der Rekrutenschule 1936 hatte ich Deutschland noch verteidigt. Ich sagte den Schweizern: «Ihr irrt euch, wenn ihr glaubt, dass wir in Deutschland unterjocht sind, dass man sich nicht frei äussern darf.» Damals durfte ich dort noch alles tun. Deshalb ging ich wohl auch ganz gerne wieder zurück nach Deutschland. Ich war noch eindeutig deutsch infiziert, durch Geburt und Verwandtschaft; ich war mehr Deutscher als Schweizer.

Nach dem Krieg gegen Polen und dem «Anschluss» Österreichs begriff ich langsam, dass etwas nicht mehr stimmte. Ich begann, mir Gedanken zu machen: Weshalb gab es den Arbeitsdienst? Weshalb musste mein damaliger Berufskollege zuerst ein halbes Jahr in den Arbeitsdienst und dann zweieinhalb Jahre ins Militär? 1939 kam er gar nicht mehr nach Hause. Die Nazis arbeiteten ganz bewusst auf den Krieg hin. Das realisierte ich erst 1939/40 während meines Aktivdienstes in einer Emmentaler Kompanie. Wir diskutierten viel, ich wurde oft angezündet. Damals sprach ich noch reines Schriftdeutsch. Aber die Leute interessierten sich dafür, was in Deutschland los war. In den Diskussionen erfuhr ich einiges, das mir zeigte, dass mein bisheriges Bild von Deutschland falsch war. Ich sagte mir: «Nein, du gehörst nicht nach Deutschland, sondern hierher, in die Schweiz.»

Meinen Schweizer Kameraden sagte ich: «Wenn ihr die Schweiz zur verteidigen versucht, überrennt euch die Berliner Feuerwehr in einer Woche.» Wir hatten ja keine Panzer. Mir war klar: Militärisch ist die Schweiz ein Zwerg. Ich wusste, was rüstungsmässig auf der anderen Seite lief. Aber ich habe nie geglaubt, dass die Schweiz angegriffen würde. Die Nazis brauchten das «Kapitalistenland» Schweiz. Sonst hatten sie alles, Mussolini auf der einen, Hitler auf der anderen Seite. Der kleine Fleck mittendrin interessiert den Adolf gar nicht, dachte ich damals. Und es musste noch einen Ort geben, wo die diplomatischen Missionen abgewickelt werden konnten.

Von überall her waren die Auslandschweizer in den Aktivdienst eingerückt – aus Deutschland, Frankreich, England. Bald waren die Behörden jedoch froh,

wenn sie uns wieder abschieben konnten. Wenn man zurück ins Ausland wollte, konnte man 1940 ein Gesuch stellen, das ohne Weiteres bewilligt wurde. In der Schweiz hatten sie damals genug Soldaten, und ich war kein Offizier, sondern ein ganz gewöhnlicher Füsler und deshalb für die Verteidigung des Vaterlandes nicht mehr unbedingt nötig.

Während des Krieges musste ich allerdings immer damit rechnen, wieder eingezogen zu werden. Heute weiss ich, dass wir von der Eidgenossenschaft so genannten Urlaub erhielten, die Deutschen uns aber nur unter der Bedingung aufnahmen, dass wir von der Schweizer Armee nicht mehr aufgeboten wurden. Wenn ich gewusst hätte, dass ich nicht mehr aufgeboten werden konnte, hätte ich ein ruhigeres Leben gehabt. Das habe ich jedoch erst später erfahren. Die Deutschen hatten ein Interesse, dass wir zurückkamen, um die Güter zu bewirtschaften, deren Besitzer – meist waren das Offiziere – an der Front waren. Ich ging 1940 zurück, hauptsächlich wegen meiner Freundin, die ich dann 1942 heiratete. Mit ihr wollte ich etwas aufbauen.

In Deutschland ging ich zuerst zu meiner Mutter nach Hamburg. Von dort aus suchte ich mir eine neue Stelle. Ich hatte gute Chancen: Ich war fachlich ausgewiesen, konnte einen einwandfreien Lebenslauf vorweisen und war «unabkömmlich», das heisst, ich konnte nicht mehr zum deutschen Militärdienst einberufen werden. Die meisten deutschen Männer in meinem Alter waren an der Front. Ich konnte mir eine Stelle aussuchen und bereits in relativ jungen Jahren Verantwortung übernehmen.

Zuerst bekam ich eine Stelle als Gutsverwalter in Rathsdamnitz in Hinterpommern. Meine Frau kam aus dieser Gegend. Dort waren die Grossgrundbesitzer noch die Herrscher. Als Stellvertreter des Besitzers führte ich einen 500 Hektar grossen Betrieb. Wenn ich damals als junger Bursche in dieser Position durchs Dorf ging, zogen die Leute schon in zehn Metern Entfernung die Mützen und grüssten mich: «Guten Tag, Herr Inspektor.» Das war mir eher peinlich, zeigt aber die damalige Unterwürfigkeit der Leute gegenüber denen vom «Gutshause».

Später suchte ich mir eine neue Stelle, weil wir heiraten wollten. Ich fand eine in der Nähe von Stralsund, westlich von Rostock. Uns stand das ganze Gutshaus zur Verfügung. Unsere Möbel reichten aber nur für drei Zimmer, kaufen konnte man ja nichts.

Schwierigkeiten mit der Aufenthaltsbewilligung hatte ich keine. Man musste jedes Jahr zum Landratsamt und bekam dort den Hakenkreuzstempel in den Pass.

Das erste Mal mit der Judenvernichtung konfrontiert wurde ich nach dem Russlandfeldzug, etwa 1942/43 in Barth, dem Sitz unserer politischen Behörde. Dort musste ich beispielsweise Lebensmittelmarken oder Bekleidung für meine Zwangsarbeiter beantragen. Als Arbeitskräfte für unser Gut bekam ich ukrainische Familien. Die hatten wahrscheinlich die SS in der Ukraine zusammengetrieben. Wir hatten keine Arbeitskräfte mehr, denn die Deutschen waren alle an der Front, zurück blieben nur die Alten. Ich versuchte dann, auf dem Landratsamt Kleidung für die Ukrainer zu beschaffen. Dort lagen bündelweise Kleider herum, alle mit dem «J» drauf. Dass es Konzentrationslager gab, wusste ich. Wenn ich in Barth geschäftlich etwas erledigen musste, sah ich manchmal Arbeiter in gestreifter Kleidung auf der Strasse. Aber dass es Gaskammern gab, wusste ich damals noch nicht. Als ich diese Kleider sah, fragte ich mich: «Wo sind die Menschen?» Da musste man ein dummer Cheib sein, wenn man nicht merkte, was los war. Die Kleider waren nicht gereinigt, sondern einfach zu Bündeln geschnürt. Trotzdem war ich froh, dass ich die Bündel mitnehmen konnte, ich musste ja das Funktionieren des Betriebes gewährleisten.

Für meine Leute setzte ich mich ein. Später bekamen wir russische Kriegsgefangene. Sie retteten mir das Leben, als die russische Armee kam. Wenn wir diese Menschen – wie dies einige Kollegen taten – wie Vieh behandelt hätten, wären wir wie unsere Nachbarn von den Russen erschossen worden. Als die Russen zu mir kamen, sagten ihnen die Kriegsgefangenen: «Der ist gut.»

Die Zeit bis zum Russlandfeldzug 1941 war relativ sorglos. Als der Feldzug losging, zog man dann jedoch Parallelen zum Ersten Weltkrieg und wurde unsicher. Doch zuerst kam der Marsch nach Moskau. Ab 1943 folgte dann der Rückzug der deutschen Armee. Aus Ostpreussen kamen die ersten Flüchtlinge zu uns. Endlose Trecks von Heimatlosen. Ganz schlimm wurde es 1944, als alles zusammenbrach. Das Kriegsende war das totale Chaos. Kurz vor dem Zusammenbruch, als ich sah, jetzt geht es dem Ende zu, fuhr ich noch zum Schweizer Konsulat nach Berlin und erkundigte mich, was ich tun sollte. Damals dachten wir, wir könnten Pferd und Wagen nehmen und wegfahren. Auf dem Konsulat bekam ich die dumme Antwort: «Bleibt da, wo ihr seid, in acht Tagen ist alles wieder in Ordnung.» Das Konsulat war bewusst zurückhaltend, behauptete ich heute, damit wir nicht in die Schweiz kamen. Denn der Konsul musste vom Jalta-Abkommen wissen, das heisst, dass wir in der russischen Zone waren, und er musste auch von den Gräueltaten wissen, die beim Vor-

marsch der Russen im Osten passierten. Eine Schwester mit drei Kindern, meine Schwägerin mit fünf Kindern und meine Mutter waren bei uns auf dem Hof. Sie waren alle zu uns geflüchtet und glaubten, sie seien in Sicherheit. Wir hätten in einem Tag zu Verwandten nach Hamburg reisen können. Der Familie wäre so sehr viel Leid erspart worden.

Die deutschen Flüchtlingstrecks kamen mit Ross und Wagen. Wir brachten die Menschen bei uns unter, im Gutshaus hatten wir bis zu 65 Personen. Dann bombardierten die Amerikaner Stralsund, das etwa zwanzig Kilometer von uns entfernt lag. Darauf flüchteten die Insassen des dortigen Lazaretts zu uns.

Die Russen kamen am 1. Mai 1945. Das vergesse ich nie. Von den Getreidemieten aus – etwa vier Meter hoch aufgeschichtetes, ungedroschenes Getreide, das auf freiem Feld gelagert wurde – konnten wir beobachten, wie sie in endlosen Kolonnen von Stralsund in Richtung Barth zogen. Das Ziel der Russen war die im Abkommen von Jalta mit den Alliierten vereinbarte Demarkationslinie, die in der Nähe von Rostock lag.

Unser Gut lag etwas abseits der Strasse. Ein Trupp kam zu uns. Wir hatten einen grossen Schutzbrief des Schweizer Konsulats an der Türe und draussen die weisse Fahne gehisst. Es nützte alles nichts. Als die russischen Offiziere kamen, sassen wir in der Stube. Sie hatten das ganze Dorf durchsucht und in der Scheune die verwundeten deutschen Soldaten gefunden. Die wurden ins Wohnzimmer geschleppt. Am nächsten Tag fand ich Waffen unter den Möbeln in meiner Wohnstube, die die Soldaten in letzter Minuten hatten loswerden wollen.

Die Russen merkten, dass wir noch Brotkorn hatten. Wir mussten deshalb das Getreide ausdreschen. Als wir nichts mehr zu essen hatten, mussten wir vom eigenen Korn klauen. Ich frage mich manchmal, was wir gegessen haben, ich weiss es nicht mehr.

Mai und Juni 1945 war die schlimmste Zeit. Im Dorf gab es Schiessereien. Man hörte, wie die Russen mit den Maschinenpistolen Hühner jagten. Sie jagten auch Frauen. Nachts versteckten wir uns mit den Frauen und den Kindern in den Feldern.

Wir wurden anders behandelt als die Deutschen. Meine Mutter konnte es gut mit dem russischen Politikommissar, der für uns verantwortlich war. Er beschützte uns etwas. Solange wir ihn hatten, wurde bei uns im Haus nicht eingebrochen.

Irgendwann entdeckten die Russen unser Motorrad. Sie fragten: «Wem gehört dieses Motorrad?» Ein Russe stand besoffen und mit der Maschinenpistole

im Anschlag da und sagte: «Bring das Motorrad in Gang!» Mit dem Motorrad konnten wir schon lange nicht mehr fahren, weil wir kein Benzin mehr hatten und die Batterie abgeben mussten. Bring ein Motorrad in Gang, ohne Batterie und ohne Most! Ich weiss nicht mehr, wie ich da rauskam. Vielleicht entdeckte der Russe etwas anderes – ein schönes Mädchen etwa. Nachts schob ich das Motorrad vom Gut und warf es in einen Graben, um zu verhindern, dass noch einmal so etwas passierte.

Die Russen glaubten, ich gehörte zur SS, weil wir als Berufskleidung eine Joppe, eine Reithose und hohe Stiefel trugen. Ich hatte auch das richtige Alter. Sie bedrohten mich immer wieder. Wenn du drei oder vier Mal mit der Maschinenpistole im Genick dastehst, denkst du irgendwann: Drück doch ab, dann ist Schluss! Über kurz oder lang hätten mich die Russen festgenommen oder verschleppt, denn sie glaubten mir nicht, dass ich nicht zur SS gehörte. Den Schutzbrief konnten sie nicht lesen, das Schweizerkreuz kannten sie nicht. Das bedeutete für sie so viel wie «Doktor». Von meiner Schwägerin erwarteten sie deshalb, dass sie ihre Syphilis behandelte. Die Russen waren alle besoffen. Die Deutschen hatten die vollen Tanks der Schnapsbrennereien nicht geleert, bevor die Russen kamen. Mit einem von ihnen musste ich Brennsprit trinken.

Die Lage war so schlimm, dass wir zu flüchten versuchten. Es ging einfach nicht mehr. Wir war unseres Lebens nicht mehr sicher. Es brauchte viel, Mutter, Schwester, Schwägerin und acht Kinder zu verlassen. Unsere Tochter war kurz vor dem Einmarsch der Russen gestorben. Damit hatten wir eine Bindung weniger. Zusammen mit meiner Frau zog ich los, zu Fuss in Richtung Berlin. Unterwegs sahen wir die Häuser der Nachbarsgüter: ausgeraubt, alles total kaputt. Wir sagten uns: Da sind wir ja noch relativ glimpflich davongekommen.

In einem Wald wurden wir dann von russischen Soldaten angehalten. Es waren vier oder fünf Mann. Was wollten sie? Meine Frau, das war ganz klar. Wenn ich mich gewehrt hätte, wäre ich heute wahrscheinlich nicht mehr am Leben. Wir hatten Glück. Im kritischsten Moment lief eine Bache mit ihren Frischlingen über den Weg. Die Russen rannten mit ihren Maschinenpistolen hinterher. Für einen Augenblick waren sie total abgelenkt. Ich nahm meine Frau am Arm, und wir rannten in den Wald. Wir mussten uns eingestehen, dass es so nicht ging, wir hatten keine Chance durchzukommen. Deshalb kehrten wir zurück. Auf der Strasse nach Stralsund kamen uns russische Amphibienfahrzeuge entgegen. Sie waren auf dem Weg zur Insel Rügen, dort hatte es noch deutsche Soldaten. Die Fahrzeuge hielten an. Wir dachten: Jetzt ist es aus. Auf einem der hinteren Tanks rief ein Russe: «Frau, komm, Frau, komm.»

Die russischen Offiziere zeigten auf eine Karte. Ich merkte, die wollten nach Stralsund. Ich nahm meine Frau und sagte: «Wir wollen auch nach Stralsund.» Bei den Offizieren war meine Frau sicher. Wir kletterten auf den Tank und fuhren mit der Kolonne von etwa zehn russischen Amphibientanks mitten auf den Marktplatz von Stralsund. Als Dank bekamen wir ein Brot.

Das war das Ende unserer ersten Flucht. Wir waren wieder da. Wir versuchten, uns anzupassen, doch es ging nicht. Etwas später fuhr ich noch einmal nach Stralsund, um mir einen Passepartout, wenn möglich auf Russisch und Deutsch, ausstellen zu lassen. Unsere zweite Flucht hatte ich bereits geplant. Ich erhielt den Passepartout mit dem Vermerk: «Er darf in die Schweiz fahren.» Ein lapidarer Satz, auf Deutsch und Russisch in meinem Pass eingetragen, den ich immer noch habe.

Ende Juni 1945 wurde es für mich immer schlimmer. Wir hatten jetzt eine russische Kommandatur auf dem Gut, dadurch waren zumindest die Frauen und meine Familie weniger gefährdet. Von mir wurde fast Unmögliches verlangt. Obwohl wir keine Pferde mehr hatten – die Polen, die seit 1939 in Deutschland gefangen gehalten worden waren, hatten sie beim Einmarsch der Russen in ihren Besitz genommen und waren mit ihnen nach Polen zurückgekehrt – und obwohl meine Arbeitskräfte aus der Ukraine das Gut ebenfalls verlassen hatten, hätten wir das Land bewirtschaften sollen. Das war nicht mehr möglich. Deswegen bedrohten mich die Russen. Und immer wieder die Behauptung: «Du bist ein SS!»

Der einzige Ausweg war ein erneuter Fluchtversuch. Ich sagte zu meiner Frau: «Jetzt müssen wir weg, ich bin in Lebensgefahr.» Wir flüchteten zum zweiten Mal, obwohl es uns schwer fiel, die zu uns geflüchteten Familienangehörigen im Stich zu lassen.

Mit dem Zug fuhren wir bis Rostock und am nächsten Tag an die Demarkationslinie zwischen den Russen und den Engländern und Amerikanern. Wir hatten unsere Pässe und den Kinderwagen mit «unentbehrlichen» Sachen wie zum Beispiel Silberbesteck. Wir dachten: Jetzt gehen wir rüber zu den Engländern. Doch wir wurden als Schweizer, ausdrücklich als Schweizer, gefangen gesetzt. Die Russen erzählten uns: «In der Schweiz werden den Russen Nasen und Ohren abgeschnitten.» In der Schweiz muss etwas mit russischen Internierten passiert sein, das die Russen veranlasste, Schweizer auch gefangen zu nehmen. Was das war, weiss ich auch nicht. Wir wurden in einen Eisenbahnwagen gesperrt. Glücklicherweise wurden wir bewacht, sonst hätten sie die Frauen rausgeholt.

Englische Offiziere gingen vorbei, meine Frau und ich konnten etwas Englisch und versuchten, Kontakt aufzunehmen. Das passte den Russen nicht, sie holten uns aus dem Wagen und schleppten uns ins Dorf. Dort wurden wir in ein Haus eingesperrt, wieder mit einem Posten vor der Türe. Wir hatten immer noch den Kinderwagen bei uns und etwas zu essen. Als wir fragten, was los sei, sagten sie uns: «Ihr könnt nicht zurück in die Schweiz, ihr kommt nach Sibirien.» Das ging vier oder fünf Tage so. Langsam kamen wir mit dem Wachposten in Kontakt. Meine Frau war schwanger. Wir konnten ihn davon überzeugen, dass sie immer schwächer wurde und wir zur Kommandatur wollten, um kräftigere Kost, eventuell Milch, zu bekommen. Der Posten erlaubte es uns. Wir hatten nur ein Milchchesseli und unsere Pässe bei uns. So machten wir uns auf zur Kommandatur. Angeblich. Auf dem Weg kamen wir wieder zum Güterbahnhof. Dort fuhr ein deutscher Zug ein. Russische und amerikanische Gefangene wurden ausgetauscht. Rund um den Zug standen russische Soldaten. Der Wagon, in dem wir eingesperrt gewesen waren, stand auf dem Abstellgleise. Wir sahen einen deutschen Eisenbahner, der den Zug entlangging und mit einem Hammer die Räder kontrollierte. Ich fragte ihn: «Wo fährt der Zug hin?» Er sagte: «Nach Lübeck.» Ich fragte: «Kannst du uns mitnehmen?» Er zeigt nach oben auf den russischen Posten. Das bedeutete: Ich darf nicht.

Die Züge hatten jeweils am Schluss einen Wagon mit einem Bremserhäuschen. Bei diesem waren beide Türen offen. Ich sagte zum Eisenbahner: «Mach die Türe auf der Seite des Postens zu.» Er tat es. Wir schlüpfen unter dem Wagon durch, stiegen ins Bremserhäuschen und schlossen die Türe. Jetzt begann das Herzklopfen. Nach einer halben Stunde piff es, und der Zug ruckte an. Das war eine Erleichterung. Wir wussten, jetzt sind wir weg. Später hat uns der Eisenbahner aus dem Häuschen geholt, und wir konnten in einen Personenwagen sitzen. Kurz vor Lübeck hielt der Zug noch einmal. Die Bahnpolizei machte Kontrolle. Ich weiss nicht mehr, ob es Engländer oder Amerikaner waren. Sie fragten: «*Do you have a Reichsbahnpass?*» Ich verneinte und zeigte stattdessen meinen Schweizer Pass. Die Bahnpolizisten brachten uns bei der Ankunft des Zuges in Lübeck in ihr Büro im Bahnhof. Dort brach meine Frau zusammen. Es war Nacht. Englische Soldaten fuhren uns mit dem Jeep in die deutsche Kaserne. Die Kaserne war für uns, wie für viele andere Flüchtlinge auch, das Notquartier. Das war die schlimmste Zeit. Wir hatten nichts mehr. Keine Zahnbürste, keine Seife, nichts, äusser, was wir auf dem Leib trugen. Auf dem Marktplatz war das Internationale Rote Kreuz in einem schönen Pavillon untergebracht. Wir gingen mit unserem Pass und stolz geschwellter Brust rein.

Doch wir bekamen nichts: «Die Schweiz ist keine Krieg führende Nation, wir dürfen euch nichts geben», wurde uns mitgeteilt. Zack. Dank eines hilfsbereiten Mädchens bekamen wir wenigstens die notwendigsten Toilettenartikel.

Von Lübeck aus hatten wir Kontakt zum Schweizer Konsulat in Hamburg aufgenommen. Wir fuhren nach Hamburg, wo wir anständig aufgenommen wurden und die nötigste Kleidung und finanzielle Unterstützung erhielten. Übernachten konnten wir bei einer Tante. Langsam, aber sicher wurden wir wieder lebendig.

Das Konsulat teilte uns mit, dass ein Transport von Lübeck in die Schweiz fahre, vier oder fünf Lastwagen. Wir konnten mit. Die Fahrt von Lübeck nach St. Margrethen dauerte drei Tage. Die Strassen waren alle zerbombt. In St. Margrethen kamen wir ins Quarantänelager, das mit Stacheldraht eingezäunt war. Dafür hatten wir Verständnis, sie wussten ja nicht, ob wir Seuchen mitbrachten.

Von St. Margrethen wurden wir dann in ein leeres Hotel bei Brunnen am Vierwaldstätter See gebracht. Während der Quarantänezeit lebten wir fast wie Hotelgäste. Doch auf einmal hiess es: «Ihr müsst weg», und wir wurden in ein Lager oberhalb von Neuenburg verlegt. Wieder ein Lager mit Stacheldraht. Die Einheimischen bestaunten uns wie wilde Tiere. Sie gingen rund ums Lager, wie um den Berner Bärengaben. Manchmal haben sie eine Schokolade rübergeworfen. Im Lager waren Frauen und Männer getrennt. Wir verstanden nicht, weshalb man uns in ein solches Lager steckte. Hinterher erfuhren wir, dass Russen in der Schweiz in solchen Lagern waren. Der Hintergedanke der Behörden war: Wir dürfen unsere eigenen Landsleute nicht besser behandeln als die Internierten. Das war eine Sauerei. Wir empfanden das als menschenunwürdig.

Schliesslich bekamen wir Urlaub und konnten Bekannte in Thun besuchen. Sie haben uns finanziell unterstützt. Von Bern aus suchte ich Arbeit. Im Hotel «Löwen» in Worb wurden wir fündig. Meine Frau arbeitete in der Lingerie und ich als Hausbursche. Uns war das egal. Hauptsache, raus aus dem Lager. Das war der Anfang, unterste Stufe. Aber wir waren glücklich. Wir wollten den ganzen Dreck und all das Elend vergessen und wieder anfangen zu leben. Wir hatten nicht viel, aber es war wunderbar, mit dem ersten Lohn nach Bern zu fahren, Patisserie wie die Zwanzigerstücklein und Schokolade zu kaufen und Kaffee zu trinken. Das war wie im Paradies. Für uns bedeutete das: Wir kommen aus eigener Kraft zurück ins Leben.



Konvoi mit KZ-Häftlingen aus Dachau, Buchs SG Mai 1945. Foto Emil Brunner.

Das Ende des Krieges

Im Frühling 1945 brach die deutsche Wehrmacht unter den Angriffen der Alliierten – der USA, England, Frankreich und der Sowjetunion – zusammen. Deutschland wurde von Osten und Westen her besetzt. Nach dem Selbstmord Hitlers am 30. April unterzeichnete die Führung der Wehrmacht am 7./8. Mai 1945 die bedingungslose Kapitulation. Damit war der Krieg in Europa zu Ende. Doch im Pazifik wurde weitergekämpft, bis der Abwurf der Atombomben über Hiroshima und Nagasaki im August 1945 auch Japan zur Kapitulation zwang.

In Europa öffneten Truppen der Alliierten die deutschen Konzentrations- und Vernichtungslager und filmten und fotografierten, was sie dort antrafen. Die Bilder gingen um die Welt und dokumentierten, was sich an diesen Orten jahrelang abgespielt hatte. Die Schweiz, die den Krieg als unversehrte Insel inmitten des zerstörten Europa überstanden hatte, nahm einen Teil der ehemaligen KZ-Häftlinge und andere Flüchtlinge vorübergehend auf.

Das Ende des Krieges war von Unsicherheit geprägt: Wie würde es weitergehen? Kam es zum Krieg zwischen den beiden vorübergehend Verbündeten USA und Sowjetunion? Und wie sah die Zukunft Europas und insbesondere Deutschlands aus?

Margrit Brügger *1920 An das Kriegsende kann ich mich noch gut erinnern. Mein Mann arbeitete damals beim Bund und bekam frei. Es war ein wahnsinnig schöner Maitag. Wir nahmen das Velo und fuhren in den Wald hinaus. Alle Leute feierten und jubelten und sangen und lachten. Damals meinte man, es sei nun alles gut. «Jetzt ist fertig!», hiess es. Dabei stimmte das nicht ganz. Die Rationierung ging auf jeden Fall noch eine Weile weiter.

Hans Peter Dreier *1921 Der 8. Mai 1945 war der Tag des Waffenstillstandes. Überall im Land läuteten die Glocken, wir bekamen frei und gingen in die Stadt. Ich habe vorher und nachher nie mehr so viele Leute in der Stadt Bern gesehen wie an diesem Tag! Alle freuten sich, dass der Krieg vorüber war. Ich freute mich ebenfalls, doch schon bald tat es mir Leid. Plötzlich sah man nir-

gendwo mehr eine Uniform. Mir fehlten die dreissig Franken Uniformschädigung, die ich bis dahin für meine Arbeit im Zeughaus erhalten hatte. Sie machte fast zehn Prozent meines Lohnes aus. Jetzt musste ich wieder in Zivilkleidern arbeiten gehen.

Othmar Hauser *1926 Das Kriegsende am 8. Mai erlebte ich an der Bahnhofstrasse. Es hiess, dort an der Ecke zum Rennweg sei ein Büro der deutschen Kolonie, eine Presseagentur oder so etwas. Die Linken versammelten sich dort und wollten es stürmen, und die Polizei war auch da. Es gab einen Krawall, den ersten Krawall, den ich in Zürich erlebt habe.

Charles Inwyler *1919 Am Tag des Kriegsendes war Zürich wie gelähmt. Man war etwas ratlos, wusste nicht so recht, was man jetzt tun sollte. Ein paar gingen zum deutschen Verkehrsbüro, das an der Ecke Rennweg/Bahnhofstrasse lag, um die Schaufenster einzuschlagen und etwas zu randalieren. Aber sonst passierte nicht viel. Es war eine ganz seltsame, gedämpfte Stimmung. Erst am Tag danach ging es richtig los, dann wurde überall gefestet, Musik spielte, es wurde getanzt, und es herrschte eine grosse Begeisterung.

Walter Harry Lang *1921 Am Morgen des Friedenstages arbeiteten wir noch, nachmittags war ein Riesenfest. Es waren mehr Leute auf der Strasse, als ich vorher je gesehen hatte. An einer Ecke in Zürich hatte es ein deutsches Reisebüro, mit einer protzigen, goldenen Reichsadler-Gipsfigur. Die rissen wir herunter und schlugen sie in tausend Stücke. Das war keine Heldentat. Aber es zeigte unsere Erlösung. Einige versuchten sogar, das deutsche Konsulat zu stürmen, aber da schritt die Polizei ein. Manche trugen die Fahnen der Alliierten auf den Strassen, und alle sangen. Man spürte, dass das Volk aufatmete. Sogar solche, die vorher anders gedacht hatten, gestanden jetzt Fehler ein. In diesem Sinn kann man sagen: «Ende gut, alles gut.» Nach dem Krieg fragte man sich allerdings schon, was in der Schweiz genau passiert war. Man erfuhr von Dingen wie den plombierten Zügen nach Deutschland. Andererseits fragte ich mich, ob man es heute anders machen würde.

Heinrich Walder *1920 Am 8. Mai 1945 waren wir in der Verlegung im Jura. Als wir an diesem Tag einrückten, kam eine Delegation der Gemeinde, in der wir stationiert waren, und lud die ganze Kompanie zu einer Friedensfeier ein. Beim Hauptverlesen am Abend sagte der Kompaniekommandant dann jedoch:

«Kein Einziger von uns geht an dieses Fest!» Nebenan standen die Bewohner der Gemeinde: Sofort ging ein riesiges Pfeifkonzert los. Da rief der Kompaniekommandant: «Wache! Die jagen wir zurück!» Das war ein Theater! Der Gemeinderat hielt sich dann natürlich fürchterlich darüber auf. Ich sagte nachher zu meinem Kader: «Das lassen wir uns nicht bieten! Wir gehen an die Feier!» Das taten wir dann auch. Es war ja auch zu stupide, der Kompanie zu verbieten mitzufeiern.

Leni Altweg *1924 Das Kriegsende wurde natürlich gefeiert. Man traute sich jedoch nicht, ganz aufzuatmen. Von den Deutschen drohte jetzt zwar keine Gefahr mehr, dafür begann das Misstrauen gegenüber den Russen. Man hatte ihnen natürlich nie getraut, aber eine Zeit lang waren sie nützlich gewesen im Kampf gegen Deutschland. Doch kurz nach Kriegsende hatte man bereits wieder Angst vor ihnen. Die Stimmung wurde auch dadurch getrübt, dass in Ostasien der Krieg zwischen den USA und Japan noch nicht beendet war. Im August 1945 fielen die Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki. Das war ein absoluter Schock. Die Atombombe wurde als Vorbote des kommenden Weltuntergangs angesehen. Man sprach von Kettenreaktionen, die bald einmal möglich sein würden: Dann könne irgendeiner auf den Knopf drücken, und alles sei aus.

Sigurd Schottlaender *1928 Am 6. Juni 1944 landeten die Amerikaner und die Engländer in der Normandie. Wir Gymnasiasten waren wie elektrisiert und riefen: «Die Invasion findet statt!» Man wusste, jetzt geht der Krieg zu Ende. Man verfolgte genau, was da alles passierte. Die Befreiung von Rom und Paris wurde mit grossem Jubel begrüsst. Die Leute in meinem Umfeld sympathisierten natürlich mit den Alliierten. Dann kamen die letzten Tage des Krieges. Als die Franzosen das Elsass befreiten und an die Schweizer Grenze vorstiessen, gab es ein grosses Fest. Die Schweiz war ja jahrelang von Deutschland eingeschlossen gewesen. Jetzt fiel allen ein Stein vom Herzen, dass dieser Druck aufhörte. Kurz vor Kriegsende wurde es in Basel noch einmal ein wenig brenzlich. Man hörte immer wieder den Artilleriedonner, und man wusste, jetzt überqueren die Franzosen und Amerikaner den Rhein. Sie stiessen auf keinen grossen Widerstand mehr, denn die deutsche Armee war bereits dabei, sich aufzulösen.

Als die Alliierten nun vorrückten, stellten sich die Angehörigen des deutschen Volkssturmes – mehrheitlich alte Männer, die mit einer Binde als Armeeingehörige gekennzeichnet waren – in Einerreihe entlang des Rheins auf. Dann

hiess es: «Gewehre in den Rhein!», und alle warfen ihre Gewehre in den Rhein. Darauf streiften sie ihre Binde ab und ergaben sich den Amerikanern und Franzosen. Kampfhandlungen gab es fast keine mehr. Es gab nur noch einige wenige Widerstandsnester. Diese wurden von den Alliierten bombardiert. Einmal stand ich gerade an der Rheinbrücke und sah zu, wie Lörrach bombardiert wurde.

Ein paar Wochen später war der Krieg zu Ende. In der «National-Zeitung» stand gross die Schlagzeile: «Heute ist Victory Day». Für uns Gymnasiasten war das natürlich ein Ereignis. Der Unterricht wurde unterbrochen, und der Rektor hielt im Schulhof eine Ansprache: «Der Krieg ist zu Ende, aber es herrscht noch längstens nicht Frieden. Nur die Waffen schweigen. Ganz Europa ist zerstört, jetzt muss man an den Wiederaufbau denken. Da seid ihr jungen Leute besonders gefordert.» Das gab uns einen gewissen Auftrieb. Wir erhielten den Rest des Tages frei.

Ich stieg auf den Münsterturm, sah auf den Rhein hinab und dachte: So, jetzt ist der Krieg fertig. Aber dann fand ich: Warum soll ich an einem solchen Tag nur auf den Münsterturm steigen? Ich nehme das Tram und fahre an die Grenze. Also fuhr ich nach Kleinhüningen und ging bis zur Grenze und blickte hinüber. Die Grenze war ja immer noch gesperrt, man durfte nicht hinüber. Aber ich sah auf der anderen Seite ein paar französische Soldaten und ein paar deutsche, die dort hin und her gingen. Sonst war alles ruhig. Aber für mich war dieser Tag ein grosses Erlebnis, und für die anderen sicher auch. Später erhielt man Grenzscheine. Mit denen durfte man nach Lörrach hinüber, aber nur für einen Tag. Und weil die Deutschen fast nichts mehr zu essen hatten, brachten wir Basler Lebensmittel über die Grenze. Das war erlaubt, und so waren wir dort natürlich herzlich willkommen. Noch lieber als Lebensmittel waren ihnen allerdings Zigaretten. Zigaretten waren das beste Tauschmittel auf dem Schwarzmarkt.

Emil Ruppmann *1916 1945 zog sich die von den Alliierten geschlagene deutsche Armee zum Bodensee zurück. Ein Teil floh Richtung Schaffhausen. Die Deutschen wollten dort die Schweiz durchqueren und dann wieder auf deutsches Gebiet hinaus. Den ganzen Tag kamen ausgemergelte deutsche Soldaten. Wir entwaffneten und internierten sie, denn die Schweizer Regierung hatte beschlossen, dass es nicht angehe, dass die Deutschen einfach so durch Schweizer Territorium durchmarschierten. Als wir diese ausgemergelten Gestalten entwaffneten, erinnerten wir uns an die freche Schnorre der deutschen Soldaten, mit denen wir es fünf Jahre zuvor an der französischen Grenze im Jura zu tun

bekommen hatten. Das Schicksal wollte es, dass wir nun wieder deutsche Soldaten vor uns hatten. Doch jetzt waren sie in einer ganz anderen Verfassung. Wir beschlossen jedoch, nicht zu politisieren. Das waren Soldaten wie wir, die den Krieg überlebt hatten. Die waren nur noch Haut und Knochen. Meine Männer teilten ihre Lebensmittelrationen mit ihnen. Von Soldat zu Soldat.

Max Bosshard *1920 Dann war Schluss, man konnte heim und den Karabiner in die Ecke stellen. Wir waren den Engländern, den Amerikanern und den Russen dankbar, denn sie hatten den grossen Blutzoll bezahlt und nicht wir. Wir sind gut weggekommen.

Annemarie Spahr *1922 In den letzten Kriegstagen war ich in Winterthur im Dienst. Winterthur war damals eine Drehscheibe für Flüchtlinge, entlassene Kriegsgefangene und Militär aus dem süddeutschen Raum. Die kamen alle dahin: Kirgisen, Tataren, Menschen aus sibirischen Kriegsgefangenenlagern, deutsche Wehrmachtsoldaten, Franzosen, Russen, einfach alles, was man sich vorstellen kann. Sie alle wurden durch Winterthur geschleust. Ich war als FHD dort. Wir mussten Essen ausgeben und die Leute betreuen, vom Bahnhof in die Lager in den Schulhäusern und wieder zurück an den Bahnhof begleiten. Anschliessend kamen sie dann in Internierungslager im Landesinnern.

Wir hatten auch eine ganze Abteilung von Wehrmachtsoldaten, die damals ihre Offiziere nicht mehr akzeptierten. Die mussten wir sofort von der Mannschaft trennen. Das Höchste, was die Soldaten in ihrer Unterkunft noch akzeptierten, war ein Feldweibel. Wohin diese Offiziere nachher kamen, weiss ich nicht. Ihre Disziplin hielten die deutschen Soldaten aber immer noch aufrecht. Wenn wir das Essen ausgaben, mussten sie alle in ihre Zimmer gehen, die man dann abschloss, während meine Kollegin und ich uns im obersten Stock bereitstellten. Auf der einen Seite stand meine Kollegin mit den Würsten, auf der anderen Seite ich mit den Kartoffeln. Dann machten wir das erste Zimmer auf, und sie mussten hinaus und an uns vorbeigehen. Sie bekamen nur sehr wenig: Brot und mal eine Wurst, oder Gschwelli und eine Wurst oder so. Wir wussten genau, wie viel wir brauchten, und bei den Deutschen stimmte es immer. Bei den Franzosen hingegen reichte es nie, weil immer irgendeiner auf irgendeine Art und Weise eine Wurst mehr erwischte.

Einmal musste ich mit einem leicht verwundeten Deutschen zum Bahnhof hinunter. Ich wurde angepöbelt, weil ich einem Deutschen half. Andererseits spendete aber die Winterthurer Bevölkerung den deutschen Wehrmachtsolda-

ten noch und noch Zigaretten. Das war alles sehr ambivalent. Auch die Russen bekamen Zigaretten geschenkt. Mit denen hatten wir aber nur wenig zu tun. Sie waren alle zusammen total verlaust. Die Verständigung mit ihnen war schwierig. Da die Winterthurer jedoch schon seit langer Zeit immer mal wieder geschäftliche Beziehungen mit Russland gehabt hatten, gab es ein paar Winterthurer Herren, die Russinnen geheiratet hatten. Diese wurden nun eingezogen und mussten übersetzen helfen.

Marta Jurt *1922 Am Tag des Waffenstillstandes war ich in Winterthur. Da läuteten alle Glocken, und man ging auf die Strasse. In der Nähe war das Warenhaus EPA. Dort wurden amerikanische und englische Fähnchen verkauft. Was mir grossen Eindruck machte: Vom Bahnhof her kam eine Gruppe Flüchtlinge, hauptsächlich Frauen mit Kindern. Es hiess, das seien Russen. Sie liefen wie eine Prozession durch die Strasse, während wir am Strassenrand standen. Zerlumpte, arme Menschen.

In meiner Nähe stand eine Frau mit ihrem Kind. Als der Flüchtlingszug vorbeikam, zog die Frau ihrem Kind den Mantel aus und gab ihn einer dieser russischen Mütter. Das machte schon Eindruck. Aber sonst war natürlich ein Riesenfest. Alles winkte mit den Fähnchen, und man war unglaublich froh, dass es nun vorbei war. An diesen Tag kann ich mich sehr gut erinnern. Auch den meisten meiner Bekannten geht es so. Da weiss jede noch, was sie gemacht hat, genau wie beim Kennedy-Mord.

Marthe Gosteli *1917 Die privaten Hilfeleistungen werden viel zu selten erwähnt, wahrscheinlich, weil sie nirgends niedergeschrieben wurden. Was die Bevölkerung und vor allem die Frauen damals zugunsten der Flüchtlinge alles machten! Ich erinnere mich auch an einen Aufruf des Bundes Schweizerischer Frauenorganisationen, man solle sammeln, damit sie Flüchtlinge in der Schweiz betreuen und ihnen helfen könnten, die Weiterreise in andere Länder zu organisieren.

Nach dem Krieg wurden viele Kinder zur Erholung in die Schweiz geschickt. Die Kinder wurden gesammelt und in die Schweiz gebracht. Man konnte sich melden, und dann wurden einem die Kinder zugeteilt. Sie waren alle unterernährt und zum Teil tuberkulosegefährdet oder sonst kränklich. Wir hatten einen Jungen aus Manchester bei uns. Dieses Buebli war so bleich und mager, dass meine Cousine in Tränen ausbrach, als sie es das erste Mal sah. Er war wochenlang bei uns und ging dann putzmunter wieder nach Hause.

Margrit Brügger *1920

Gleich nach dem Krieg hatten wir für zwei Monate ein Gastkind aus Berlin bei uns, Hannelore. Ich hatte durch eine Bekannte gehört, irgendeine Organisation vermittele solche Kinder. Sie waren unterernährt, und man päppelte sie hier ein bisschen auf. Hannelore war gleich alt wie mein jüngstes Kind. Nach zwei Monaten kehrte sie nach Berlin zurück, und wir blieben in Kontakt mit ihren Eltern. Im Jahr darauf kam sie noch einmal, dann verlor sich der Kontakt. Vielleicht ging es ihnen wieder besser. Hannelore erzählte nichts vom Krieg, überhaupt nichts. Ich weiss auf jeden Fall nichts davon. Ich hatte auch nicht das Gefühl, sie sei traumatisiert, aber vielleicht habe ich das zu wenig realisiert. Ich habe sie nie danach gefragt. Aber vielleicht war sie ja auch nicht gerade mitten drin gewesen, in den Bombardierungen.

Gertrud Viale *1932

Nach dem Krieg kamen die Deutschen, die ennet dem Bodensee am Verhungern waren. Meine Schwester war damals in der Jungen Kirche. Das war eine protestantische Jugendorganisation für junge Erwachsene nach der Konfirmation. Dort machten sie Pakete für die deutsche Junge Kirche in Friedrichshafen und Umgebung. Meine Schwester befreundete sich mit einem deutschen Mädchen, einem 21-jährigen Fräulein, und wir luden sie einmal zu uns ein. Da konnte sie einen Tag lang richtig essen. Und man konnte diesen Besuchern auch noch ein bisschen etwas mitgeben. Unvorsichtigerweise erzählte sie aber, dass ihr Vater bei der NSDAP gewesen war. Da wurde mein Vater wütend! Er sagte: «Die will ich nie mehr in meinem Haus sehen. Ladet die nie mehr ein! Solche Leute haben kein Recht, sich bei uns den Bauch voll zu schlagen.» Sie tat mir Leid, aber ich fand auch, die Deutschen müssten nun einen Denkkzettel bekommen für das, was sie getan hatten.

Annemarie Spahr *1922

Kurz nach dem Krieg suchte das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement Betreuer für Internierungslager. Da meldete ich mich und wurde nach einer psychologischen Prüfung akzeptiert. Ich kam ins ehemalige Hotel «Tivoli» in Luzern, wo jüdische Überlebende aus Buchenwald und Theresienstadt untergebracht waren. Es waren die Gesunden, die im «Tivoli» waren, die anderen kamen in Spitäler und Erholungsheime. Dort erfuhr ich dann, was in diesen Lagern passiert war. Man sprach allerdings kaum mit den Flüchtlingen darüber. Es war eine relativ schwierige Zeit, denn sie waren nicht sehr diszipliniert. Im Nachhinein verstehe ich das schon: Wenn man plötzlich von einem Tag auf den andern wieder in einem freien Land ist, will man diese Freiheit natürlich ausnutzen. Viele hauten in der Nacht einfach ab

und kamen erst am Morgen wieder zurück. Wir wussten damals noch nicht, wie viele tausende in den Konzentrationslagern gewesen waren, wie viele da ums Leben gekommen waren und wie viele gerettet wurden. Man sah die Bilder, die die Amerikaner in den Konzentrationslagern gemacht hatten. Man war wahn-sinnig betroffen. Vorher hatte man nie solche Bilder gesehen. Details vernahm man erst nach und nach. Die Einzelschicksale gingen einem sehr nahe. Später lernte ich Leute kennen, die in der polnischen Resistance gewesen waren. Sie erzählten viel. Erst da begriff ich richtig, was sich dort abgespielt hatte. Die englischen Internierten, die wir bei uns zu Hause hatten, wussten von diesen Vorgängen eigentlich auch nichts.

Gertrud Viale *1932 In Romanshorn hatten wir vor dem Krieg viele Besuche aus Deutschland. Weil wir damals weit und breit die Einzigen waren, die ein Klavier hätten, kam jeweils ein Herr aus Friedrichshafen, um bei uns Klavier zu spielen. Er spielte wunderbar. Ende 1938 kam er plötzlich nicht mehr. Wir fragten uns immer, wo er wohl geblieben war. Nach dem Krieg wurde uns mitgeteilt, er sei vergast worden, weil er körperlich behindert gewesen war. Da kriegten wir eine wahnsinnige Wut auf die Deutschen.

Die Nachricht von den Vergasungen in den Konzentrationslagern hatte etwa ab 1944 durchzusickern begonnen. Aber damals glaubte man einfach nicht, dass das wirklich stimmte. Wir dachten: Das gibt es doch gar nicht, das sind Schauermärchen! Ich hörte das erste Mal von meinen Eltern davon. Sie waren total konsterniert und wollten nicht, dass wir davon wussten. Sie sagten immer: «Psst! Die Kinder dürfen es nicht hören!» Man kannte damals das wirkliche Ausmass dieser Sache noch nicht, und man wollte es einfach nicht glauben, bis dann die Beweise da waren, als die Alliierten die Lager aufmachten.

Im April oder Mai 1945 kam ein Transport aus Dachau in Romanshorn vorbei. Das war, als die Amerikaner die Gefangenen aus den Konzentrationslagern in Zügen hinaustransportierten – diejenigen, die überhaupt noch transportfähig waren. Mein Vater war als Bäcker beauftragt worden, für diesen Transport Weissbrot zu liefern. Ein anderer musste verdünnte Milch an den Bahnhof bringen, als Zwischenverpflegung. Ich weiss noch, dass Vater damals ein wenig verzweifelt war, weil er fast kein Weissmehl mehr hatte. Aber es hiess, es müsse unbedingt Weissbrot sein. Er musste es dann im ganzen Dorf zusammensuchen gehen, damit er diese Brötchen machen konnte. Wir Schwestern bekamen das mit und wollten wissen, worum es ging. Doch die Eltern wollten diese Sache vor uns verstecken und verboten uns, zum Bahnhof zu gehen.

Es wurde damals vieles verschwiegen, gerade den Kindern. Als die Mutter uns verbot, zum Bahnhof zu gehen, stach meine Schwester und mich natürlich der Gwunder. Wir kletterten also heimlich aus dem Fenster und liefen zum nahen Bahnhof. Dort war ein Zug voller KZ-Insassen aus Dachau. Alle sahen gleich aus: Sie waren kahl rasiert, und ihre Köpfe sahen aus wie Totenschädel mit Haut drüber. Sie streckten knochige Hände aus den Wagen, und man sah die eintätowierten Nummern. Wir wussten damals noch nicht, was sie bedeuteten. Sie riefen aus dem Zug, aber man konnte nicht definieren, was. Wir konnten ganz nahe an die Wagen ran, es war nicht abgesperrt. Wir hätten diese Menschen berühren können. Aber ihre Arme und Hände sahen aus wie Spinnen, da schauderte es mich irgendwie, und ich ging nicht so nahe zu ihnen hin. Frauen vom Hilfsdienst verpflegten sie mit den Brötchen und der Milch, und diejenigen, die es nötig hatten, wurden noch ärztlich versorgt. Dann fuhr der Zug weiter. Das alles war grauenvoll. Ich habe es nie mehr vergessen. Und ich hatte nachher monatelang ganz schlimme Träume. Wir dachten: Hätten wir den Eltern doch gehorcht!

Wir kehrten nach Hause zurück und wollten von Mutter wissen, was das sei und warum und wieso. Sie fand, es wäre nicht nötig gewesen, dass wir das auch noch gesehen hatten, wir hätten schon genug vom ganzen Krieg mitbekommen. Das sei nun noch ein schreckliches Schlussbouquet, aber es sei etwas weniger schlimm, wenn wir es miteinander bereden könnten. Mutter sagte uns, das sei ein ganz, ganz düsteres Kapitel, und sie schilderte uns, was passiert war. Wir konnten es fast nicht glauben. Wir hatten schon von Lagern gehört, wo die Amerikaner grauenvolle Zustände vorgefunden hatten, aber wir hatten uns nichts Konkretes darunter vorstellen können. Und was vorher durchgesickert war, hatte man einfach nicht geglaubt.

Nach dem Krieg wurde in der Schule und auch im Konfirmanden-Unterricht über diese Dinge geredet. Man sagte, dass man das nicht gewusst habe und dass man Angst gehabt habe, die Schweiz werde auch überrollt, wenn man mehr Flüchtlinge aufgenommen hätte. Ausserdem habe man nicht genug zu essen gehabt. Also, man hatte damals ganz verschiedene Ausreden. Für mich sind das Ausreden. Man hätte wahrscheinlich mehr Flüchtlinge aufnehmen können, da bin ich sicher.

Vor allem in den letzten Jahren hat mich das alles wieder sehr beschäftigt. Ich habe mir Literatur beschafft und viel darüber gelesen. Geschichten von KZ-Insassen. Zum Beispiel habe ich alle Bücher von Victor Klemperer gelesen. Seine Geschichte hat mich sehr beeindruckt. Das half mir, dass ich langsam,

langsam diese Dinge einordnen konnte. Ob es je ganz gelingen wird, weiss ich nicht. Das ist ein Kapitel, das ich bis heute nicht verarbeitet habe. Aber ich bin trotzdem froh, dass ich es hautnah erlebt habe, denn ich habe in letzter Zeit oft Leute sagen hören, das stimme gar nicht, es handle sich um eine Erfindung der Juden und sei gar nicht so schlimm gewesen. Denen muss ich einfach sagen: «Ich habe es mit eigenen Augen gesehen!»

Charles Inwyler *1919 Als ich nach dem Krieg meine Stelle bei einer Textilfirma in Zürich verlor, dachte ich: Jetzt sollte ich raus aus der Schweiz, raus aus diesem Gefängnis, in das man jahrelang eingesperrt war! Ich wäre gern ins Ausland gegangen, aber ohne Spezialkenntnisse, die im Ausland gesucht waren, hatte ich keine Chance. Ich war also etwas ratlos und schlug mich mit Gelegenheitsjobs durch. Im Juli 1945 boten die Schweizer den Amerikanern Urlaubsreisen für ihre Soldaten an. Ich meldete mich als Tourenführer und wurde wegen meiner Englischkenntnisse genommen. Kurz darauf ging es los. Ich war zuerst etwas blauäugig, denn ich dachte: Die Amerikaner wollen doch sicher etwas über die Schweiz erfahren. Aber keine Spur! Die wollten nur faulenzten. Sie interessierten sich auch nicht für die Landschaft. Sie sagten: « *We just want to have fun.* » Ist ja auch begreiflich. Das waren alles Soldaten mit Fronterfahrung.

Margrit Brügger *1920 Das Wichtigste war, dass die Männer nun nicht mehr in den Dienst mussten. Mein Mann war ja gleich nach seinem KV-Abschluss ins Militär gegangen und hatte null Weiterbildung gemacht, keine Sprachen und nichts. Nun konnte er das endlich nachholen. Der Krieg war kein Thema mehr; wichtig war der Fortschritt. Als der Krieg endlich vorbei war, wollte man mehr verdienen, eine bessere Stelle, eine bessere Ausbildung. Für die Männer war der Krieg ein Bremsklotz gewesen. Zwar hatten einige Offizier werden können, für die war das gut, aber beruflich war es ein Bremsklotz. Sie konnten nicht ins Ausland in jenen Jahren und mussten sich nachher, als sie schon nicht mehr ganz jung waren, anstrengen und in Ausbildungskurse gehen. Damals begannen alle, Sprachkurse zu nehmen. Alle möglichen Kurse wurden angeboten, weil die jungen Leute so viel Nachholbedarf hatten. Ich ging auch und habe Englisch, Spanisch und Italienisch gelernt. Man wollte damals alles lernen, was man nur konnte.

Elisabeth Fischer-Roy *1910 Kurz nach dem Krieg hatte ich Besuch von meinen beiden Patenkindern aus Hamburg. Das waren zwei Buben, Christian und

Michael. Als die hier ankamen, waren sie halb verhungert, nur noch Haut und Knochen, die Augen lagen ganz tief in den Höhlen. Kurz nachdem sie eingetroffen waren, war der 1. August. Da sagte ich mir: Es muss für diese Jungs, die den Krieg in Hamburg erlebt haben, grauenvoll sein, das Feuerwerk anzuhören. Deshalb ging ich zu Bekannten, die am Sonnenberg wohnten, damit sie sich aus Distanz ansehen konnten, was geschah. Wir saßen auf der Terrasse, und jedes Mal, wenn ein Knallkörper explodierte, zuckten sie zusammen und riefen: «Wieder 'ne Bombe, Tante Elisabeth, wieder 'ne Bombe!» Das war ganz schrecklich, wie diese Jungs, die damals immerhin schon neun und elf waren, durch dieses Feuerwerk erschüttert wurden. Auf dem Heimweg erklärte ich ihnen immer wieder, dass es keine Bomben gewesen seien. Aber das war für sie unbegreiflich. Als sie dann endlich im Bett lagen, gab es in unserer Strasse noch einen letzten Knall. Da fuhren sie wieder hoch und riefen: «Wieder 'ne Bombe!»

Die Diskussion um die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg

1996 geriet die Schweiz wegen ihres Verhaltens im Zweiten Weltkrieg in die Kritik. Ausgehend von einer Kontroverse um nachrichtenlose jüdische Vermögen, wurde der Kleinstaat als Kriegsgewinnler kritisiert, der mit den nationalsozialistischen und faschistischen Regimes in Deutschland und Italien kollaboriert und gleichzeitig an seiner Grenze hartherzig Flüchtlinge zurückwies. Die Kritik erschütterte die Schweiz, die sich ein halbes Jahrhundert lang vor allem als Hort von Freiheit und Demokratie im vom Zweiten Weltkrieg zerrissenen Europa gesehen hatte, und löste eine Diskussion über die Rolle des Landes während der nationalsozialistischen Herrschaft in Europa aus. Die öffentliche Debatte war heftig und wurde zum Teil sehr emotional geführt. Diejenigen, die den Krieg selbst miterlebt hatten, warfen den «jungen Historikern», die einen kritischen Blick auf die Vergangenheit des Landes warfen, vor, sie urteilten einseitig und ohne die Umstände der damaligen Zeit zu berücksichtigen.

Zum eigentlichen Feindbild eines Teils der Aktivdienstgeneration wurde die «Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg». Diese so genannte Bergier-Kommission unter der Leitung des Historikers Jean-François Bergier hatte vom Bundesrat den Auftrag erhalten, die Rolle der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs zu untersuchen. Die 1996 ins Leben gerufene Kommission hat 2002 ihren Schlussbericht veröffentlicht: «Die Schweiz, der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg» (siehe auch Bibliografie). Mit der Debatte wurden auch antisemitische Klischees wieder virulent, etwa jenes vom «geldgierigen Juden». Solche finden sich auch in Stellungnahmen der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen in diesem Kapitel. Sie wurden gefragt, wie sie die Diskussion über die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg und das damalige Verhalten des Landes beurteilen.

Hans Beeler *1926

Ich finde, man soll einen Schlussstrich unter die Geschichte ziehen und nicht immer grübeln und meinen, man müsse alles in Frage stellen. Damals sah man gewisse Entscheidungen eben als richtig an, und so sollte man das stehen lassen. Auch wenn die Entscheide selber vielleicht nicht immer richtig waren.

Marthe Gosteli *1917

Es ist nicht so, wie man das jetzt darstellt, dass wir Schweizer nur profitiert haben. Es ist nicht fair, dass man heute mit der Bevölkerung von damals so umgeht. Ich wehre mich dagegen, dass man meine Generation so einseitig anklagt. Man soll Fehler zugeben, aber es muss gerecht zu- und hergehen.

Ich muss Ihnen ehrlich sagen, mich hat die Kritik, die wir da über uns ergehen lassen mussten, erschüttert. Mich hat das manchmal richtig krank gemacht, wenn ich gehört habe, was manche Historiker und Historikerinnen von sich gegeben haben. Ich halte das nicht für sehr menschlich und fair. Das war zum Teil persönlichkeitsverletzend! Es gibt verschiedene Arten, Geschichte aufzuarbeiten und die Wahrheit ans Licht zu bringen. Das kann man auch auf faire Weise machen.

Es ist wahnsinnig schwierig, die damalige Zeit richtig zu betrachten. Sie können heute natürlich schon protestieren und sagen, man habe falsch gehandelt. Aber man muss auch die grossen Zusammenhänge kennen. Ich war damals noch jung und wusste noch nicht, was ich heute weiss. Vielleicht würde ich heute in vielem anders reagieren.

Aber vieles wusste man einfach nicht und kümmerte sich vielleicht auch zu wenig darum. Dass Leute an der Grenze zurückgewiesen wurden, kann man sicher nicht gutheissen. Aber wenn heute gesagt wird, wir hätten die Nazis bei der Judenvernichtung unterstützt, geht das zu weit. Da protestiere ich energisch dagegen! Es ist abstrus, zu behaupten, dass wir dabei geholfen haben sollen!

Hans Peter Dreier *1921

Wenn ich die heutige Diskussion um die Schweiz im Zweiten Weltkrieg verfolge, denke ich mir oft: In der schweizerischen Demokratie kann jeder einfach daherreden. Jeder Dahergelaufene will es besser wissen. Da diskutieren viele Leute mit, die entweder nicht drauskommen oder der Schweiz schaden wollen. Nach dem Untergang des Ostblocks verloren viele Schweizer Kommunisten ihren Halt und auch viele Schweizer Sozialisten, die eigentlich Kommunisten sind. Man kann ja heute nicht mehr zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten unterscheiden. Und Israel hat von den Schwaben seit dem Zweiten Weltkrieg hundert Milliarden Mark bekommen. Hundert Milliarden! Jetzt ist diese Geldquelle ausgetrocknet, jetzt kommt die Schweiz an die Kasse.

Was ich von der Bergier-Kommission halte: Das sind alles linksgedrehte Professoren, die einen Haufen Geld von der Schweiz erhalten und gleichzeitig

die Schweiz kaputtmachen und in den Dreck ziehen wollen. Der eine, der gesagt hat, der Rückzug der Armee ins Reduit sei eine «Demutsgeste» gegenüber Deutschland gewesen: Er kann es nicht verstehen! Er will es vielleicht nicht verstehen.

Rudolf Moser *1912 Das möchte ich der heutigen Generation sagen: Man soll der Generation, die damals dabei war, glauben, was sie sagt. Gut, sie sieht vielleicht nicht mehr alles ganz so scharf, alles etwas verschoben, das eine etwas rosiger und das andere etwas dramatischer, aber die Tatsachen muss man doch einfach anerkennen! Für die kritischen Stimmen habe ich absolut Verständnis, aber ich habe kein Verständnis für Stimmen, die sagen: «Das war alles nur halb so schlimm, und das bildet ihr euch ein, und dieses war nicht, und jenes war nicht.»

Ich fühle mich von den heutigen Historikern nicht verstanden. Wenn die Bergier-Kommission nicht einmal einen Minister Jolies, der 1946 das Washingtoner-Abkommen ausgehandelt hat, anhören will, dann ist das einfach nicht in Ordnung! Das ist doch schäbig. Mich belastet das zeitweise richtiggehend. Dass man sagt: «Ihr von der Aktivdienstgeneration, was erzählt ihr denn da? Das glaube ich nicht! Man hat doch damals das und das schon gewusst, und das und das sieht man doch.» Das ist, wie wenn man sagen würde: «Du spinnst, du lügst! Das ist ja schon nett, was du erzählst, aber das ist vorbei, und heute ist heute.» Aber dann masst man sich sechzig Jahre später an, über diese Zeit zu urteilen und sie zu verurteilen, ohne die Leute anzuhören, die dabei waren. Das ist unfair!

Max Bosshard *1920 Ich finde, dass die in den letzten Jahren geführte Diskussion um die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg sehr unfair ist, weil man einfach immer auslässt, wie die Verhältnisse waren. Hitler war ein Wahnsinniger. Morgens wachten wir auf, stellten das Radio ein, und dann hörte man, jetzt ist er in Dänemark einmarschiert, jetzt in Norwegen. Dann hörte man, er habe den Balkan überfallen, Griechenland überfallen. Man wusste nie, was der Spinner noch alles tut, nicht wahr? Sicherer fühlte man sich erst, als er Russland überfiel. Da hatte man den Eindruck, er überlupfe sich, genau wie Napoleon. Das hoffte man. Als dann die Deutschen bei Stalingrad von den Russen besiegt wurden, war uns wohler. Aber vorher, 1942, war der Siech auf der Höhe seiner Macht. Ganz Europa hatte er in seinen Klauen. Das war eine ganz schlimme Zeit.

Leni Altweg *1924 Den Bergier-Bericht finde ich sehr gut. Da sind unsere Behörden einmal ein bisschen über sich selbst hinausgewachsen und auch über die Bankiers. Das ist für mich eine der grossen Errungenschaften der letzten Zeit.

Der Bericht hat ja viele Gegner. Jedes Mal, wenn man über die Kriegszeit diskutieren will, fangen sie an, über diesen Bericht zu schimpfen. Aber gelesen hat ihn keiner. Dann sage ich immer wieder: «Ja gopfriedstutz, jetzt lest doch erst einmal, was die geschrieben haben! Da wird nicht einfach Dreck auf die Schweiz geworfen. Der Bericht stellt dar, was passiert ist.»

Viele Leute meiner Generation haben Mühe mit dem Bericht, sie sagen: «Wir haben etwas geleistet, wir haben die Schweiz beschützt, wir mussten Entbehrungen auf uns nehmen, und wir selber hatten ja nichts vom Geld der Juden, das auf den Konten der Schweizer Banken lag!» Wahrscheinlich ist auch diesen Leuten bewusst, dass unsere Banken auf Kosten der Juden Profite machten. Aber sie sagen sich: Wir sind ja nicht schuld daran! Davon haben wir nichts gewusst! Ich erlebte das im Kreis unserer ehemaligen Handelsschülerinnen. Wir diskutierten vor kurzem über die Kriegszeit, und eine von uns sagte: «Also, ich habe von all dem nichts gewusst, und ich distanziere mich von der Kritik an der Schweiz.» Ich widersprach: «Du kannst doch nicht behaupten, du hättest von all diesen Sachen nichts gewusst! Das ist schlicht und einfach nicht wahr. Wir haben darüber geredet!» Die haben dieselben Sachen erlebt, die ich auch erlebt habe. Aber es ist einfach unangenehm, sich daran zu erinnern. Man will sich die schöne Erinnerung nicht verderben lassen. Als 1989 mit der Diamantfeier das fünfzigjährige Jubiläum des Kriegsausbruches begangen wurde, sagte ich: «Da mache ich nicht mit!» Ich hätte mich zwar darüber gefreut, meine Bekannten von damals wieder einmal zu treffen. Aber nicht bei einer solchen Veranstaltung. Ich fand es eine wahnsinnige Geschmacklosigkeit, den Kriegsbeginn zu feiern!

Wie gesagt: Ich finde den Bergier-Bericht gut. Ich fühle mich von ihm auch nicht persönlich angegriffen. Wenn ich die einzelnen Sachen, die darin geschildert werden, schon während des Krieges gewusst hätte, hätte ich mich damals schon darüber aufgeregt. Ein solcher Bericht ist eine zukunftsgerichtete Sache. Das erschüttert mich: Man lernt nicht aus der Geschichte. Nur, wenn man sich dieser Geschichte nicht stellt, dann lernt man erst recht nichts.

Die Schweiz ist ja auch immer darum bemüht, sich gegen aussen hin piekfein zu präsentieren. Man möchte sich ja nirgends schmutzig machen. Und gerade weil man sich um eine so reine Weste bemüht und die Flecken darauf nicht zur Kenntnis nimmt, macht man sich im Grunde genommen erst recht dreckig.

Walter Edlmann *1923 Die Diskussion der letzten Jahre habe ich als ausserordentlich penibel erlebt. Wie man die Geschichte hinterher verfälschen kann, das ist verrückt. Die Historiker gehen nach gewissen Schriften und betonen Dinge, von denen man damals nicht einmal wusste. Wir haben zum Beispiel von den Verbrennungsöfen von Auschwitz nichts gewusst. Man hat gewusst, dass es in Deutschland Konzentrationslager gab. Es gab das Buch die «Moorsoldaten» von Wolfgang Langhoff, in dem er über Konzentrationslager schrieb. Ich dachte aber nie, dass dort Menschen vernichtet wurden. Hinterher wird das so aufgespielt, als ob man das damals gewusst und sich nicht gewehrt hätte. Das finde ich verrückt.

Im gleichen Atemzug heisst es, man habe gewusst, dass Hitler ohnehin nicht komme. Wir hatten echt Angst damals. Am 10. Mai 1940 wusste man, dass sich am Rhein Truppen sammelten. Während des grössten Teils des Krieges gab es eine ständige Bedrohung.

Ich hätte mein Leben eingesetzt. Aus heutiger Optik sieht man das als verrückt an. Aber damals war die geistige Landesverteidigung so weit, dass wir überzeugt waren: Manchmal muss eine Generation ein Opfer bringen, damit das Land weiterleben kann. Damals betrachtete man die Geschichte noch ganz anders als heute. Und nun kommen Leute, die lange nach dem Krieg geboren wurden, und erzählen uns, was wir da für Geschichten gemacht hätten. Es stimmt einfach nicht, dass wir alles wussten von den Konzentrationslagern, dass wir eine menschenverachtende Nation waren, die Flüchtlinge in den Tod zurückschickte. Das stimmt nicht. Hinterher kann man das vielleicht so sagen. Wir haben das aber nie so empfunden und nie so gewusst und nie so mitbekommen.

Das Militär wird auch lächerlich gemacht. Wir hätten kein Militär gebraucht oder weiss Gott, was sie sonst noch alles erzählen! Aber wenn wir nicht einigermaßen gerüstet gewesen wären ... Wir waren nicht vorzüglich gerüstet. Wenn die geistige Landesverteidigung nicht gespielt hätte und die grosse Mehrheit des Volkes nicht gewusst hätte, dass es ums Überleben geht und wir uns einsetzen müssen, dann hätten wir das Land wahrscheinlich gar nicht retten können. Gut, die Deutschen haben den Krieg verloren. Aber wir wären ganz sicher drangekommen. Das ist die Sicht, die ich aus jener Zeit heraus habe. Darum kann ich diejenigen nicht begreifen, die sagen, die Armee hätte es nicht gebraucht; die unser ganzes Verhalten ins Lächerliche ziehen. Diejenigen, die Geschichte hinterher schreiben, können den Geist, der damals herrschte, gar nicht erfassen.

Gian Carlo Frizzoni *1912

Ich will nicht überheblich sein, aber wir haben alle unsere Pflicht getan. Die zweihundert, die mit ihrer Eingabe beim Bundesrat verlangten, die Schweiz müsse sich Nazi-Deutschland anpassen, wären bald aus dem Weg geschafft gewesen. Die Schweiz hätte gegen die deutsche Wehrmacht eine Chance gehabt, weil wir gut vorbereitet waren. Sonst wären die Deutschen mit Sicherheit in die Schweiz gekommen. Aber sie sahen, dass die Grenzübergänge mit Panzersperren versehen waren, dass man da nicht wie im Flug durchkam wie in Polen, wo sie die Kavallerie gegen die Panzer eingesetzt hatten. Solche Sachen gab es bei uns nicht.

Ich übertreibe vielleicht etwas, aber das, was die Leute sagen, die den Krieg nicht mitgemacht haben und sich nur vom Hörensagen ein Bild machen und dann kritisieren, das gilt bei mir nicht. Denn wir waren überzeugt, wir tun das Beste. Ein Junger sagte kürzlich, das Reduit hätte nicht gehalten. Den hätte ich am liebsten zitiert und ihm gesagt: «Ich zeige dir etwas!» Ich hätte ihm das Reduit inwendig gezeigt. Das ist riesig; da können Sie 24 Stunden drin herumlaufen und kommen nie am selben Ort vorbei. Es hat auf allen Seiten Möglichkeiten, um sich zu verteidigen. Was dort gelagert war, hätte für die ganze Schweiz für drei Jahre gereicht.

Hans Wymann *1917

Es ist sicher recht, dass man aufrollt, was damals passierte, und dass man nicht alles in einem patriotischen Glanz sieht. Ein paar Spitzengremien haben Fehler gemacht. Das ist auf dem Tisch. Es ist richtig, dass man das darlegt und sich dazu bekennt. Ich bin jedoch gespannt, wie im Bergier-Bericht über das Schweizervolk gesprochen wird. Denn die paar, die in den Banken sassen oder den Befehl für die Grenzschiessung gaben, sind nicht das Schweizervolk! Man darf nicht das Schweizervolk identifizieren mit einigen wenigen, die nicht korrekt gehandelt haben. Das Schweizervolk hat damals eine Glanzleistung vollbracht. Die damalige junge Generation hat im Aktivdienst ihre Jugend geopfert. Und auch die Frauen standen voll im Einsatz. Das Ganze war getragen von einem Abwehrwillen gegen Deutschland. Zu sagen, die Schweiz habe versagt, ist eine totale Fehlinterpretation. Die Schweiz war das Volk, und das Volk hat durchgehalten und hat viel auf sich genommen und hätte sich sicher gewehrt. Wenn heute einer sagt, die Armee sei ja schon recht gewesen, aber Hitler sei nur wegen des Geldes nicht gekommen, dann verletzt einen das sehr. Jeder von uns hat doch grosse Opfer gebracht: persönlich, finanziell, studienmässig, beruflich.

Von all den anderen Sachen, von den Geldern, die den Juden nach dem

Krieg nicht ausbezahlt wurden, wusste man damals gar nichts. Man schaute auf die eigene Leistung zurück und sagte sich: Herrschaft noch mal, wir haben unseren Beitrag geleistet. Man verspürte eine gewisse Zufriedenheit darüber, dass es noch einmal gut gegangen war. Das wars. Man analysierte das Ganze nicht politisch, und man hatte auch keine Ahnung, was sonst noch alles gelaufen war.

Marthe Gosteli *1917 Schön war, wie damals in den verschiedenen Büros und Amtsstellen der Bundesverwaltung die Kameradschaft gepflegt wurde. Die gaben sich Mühe, Abende zu veranstalten, wo man bei einem Essen zusammensitzen konnte. Daran habe ich schöne Erinnerungen. Dieses Zusammengehörigkeitsgefühl und die gegenseitige Hilfsbereitschaft damals, das war schon etwas Positives. Heute mag man ja lachen über Dinge wie Heimatliebe und so, aber damals, in Zeiten der Not, da spürte man erst, was es bedeutet, an einem Ort in Sicherheit zu sein. Menschen, die selber nie eine wirkliche Bedrohung erlebt haben, wissen gar nicht, was das heisst. Was sie zu verlieren hätten. Heute kann man schon sagen, das töne geschwollen, wenn man von Freiheit redet. Aber damals war die Freiheit wirklich bedroht. Man muss sich vor Augen halten, was es bedeutete, in Deutschland unter dem Nationalsozialismus zu leben – das war fürchterlich. Zumindest für die, die freiheitsliebend waren. Alles war reglementiert, man durfte nicht mehr sagen, was man dachte, und es herrschte ein grässliches Spitzeltum, sodass sogar Kinder ihre eigenen Eltern anzeigten.

Was uns damals schrecklich aufregte, zumindest in meinen Kreisen, war der Schweizer Botschafter Frölicher, der in Berlin auf Anpassung machte und den Deutschen zu helfen versuchte. Solche Figuren gab es natürlich. Auch die so genannte «Anpasserrede» von Bundesrat Pilet-Golaz sorgte in meinen Kreisen für einen Sturm der Entrüstung. Andererseits war es natürlich für die Behörden damals nicht leicht, Entscheide zu fällen. Es standen ja auch wirtschaftliche Fragen zur Diskussion, und es wurden viele Druckversuche gemacht. Klar gab es Leute, die uns verkauft hätten. Aber die Mehrheit der Bevölkerung hat sich letzten Endes für den Widerstand entschieden, sonst wären wir nicht heil und ganz da rausgekommen. Ganz sicher nicht.

Lucie Schaad-Denner *1918 Man soll die Umstände beachten, die herrschten. Wir hatten wirklich Angst, von Hitler überrannt zu werden. Wir wollten die Menschen retten, die flüchten mussten. Aber uns fehlte der Platz, um alle aufzunehmen, die in die Schweiz kommen wollten. Und unser Militär brauchte ja auch noch Platz. Wir konnten nicht alle Truppenunterkünfte mit Flüchtlin-

gen vollstopfen, und wenn dann die Truppen aufgeboten worden wären, hätten sie keinen Platz mehr gehabt.

Den heutigen Druck auf die Schweiz finde ich nicht richtig. Vor allem, weil die Juden erst nach fünfzig Jahren kommen. Das ist viel zu spät. Sie hätten sofort kommen sollen. Und diese Rechtsanwälte wollen sich nur bereichern. Die engagieren sich nicht aus Sympathie zu den Juden oder aus Menschenliebe, sondern nur aus Eigennutz. Das ist, was mich daran stört.

Krieg ist immer ein Risiko! Mein Vater hat ja auch die Stelle verloren, weil er nicht mit den Nazis Zusammenarbeiten wollte. Er musste dann seine Bilder verkaufen. Man kann nicht sagen, man habe ein Anrecht auf etwas, auf das Leben oder auf Vermögen. Das kann plötzlich verschwinden.

Ich selber denke an den Krieg zurück als etwas Positives. Ich möchte diese Zeit nicht missen. Ich habe Sachen gemacht, bei denen ich mich heute noch frage, wie ich mich das getraut habe. Einmal gab eine Sängerin ein Konzert zugunsten der Nationalspende. Plötzlich hiess es, ich müsse zu ihr auf die Bühne gehen und ihr danken. Man muss sich das vorstellen: ich als zwanzigjähriges Mädchen! Ich hatte doch noch nie eine Rede gehalten. Ich dachte: Jenu, jetzt musst du halt! Also ging ich auf die Bühne und dankte ihr für das Geld, dass sie für die Soldaten und die Mütter zu Hause eingebracht hatte. Und es ging gut. Aber vorher hätte ich mich das nie getraut. Deshalb sage ich: Es war trotz allem eine schöne Zeit. Man muss es so sehen: Auch ein Krieg hat irgendwo positive Seiten. Man muss sie nur sehen. Er gibt einem ein gewisses Vertrauen in sich selber. Man kann etwas leisten, wenn man nur will.

Max Siegrist *1918 Was ich von den Leuten aus der Aktivdichtergeneration halte, die sich dadurch beleidigt fühlen, dass diese Zeit neu aufgerollt wird? Da kann ich auf gut Züritütsch nur sagen: Das sind Schafseckel! Wenn einer nach all diesen Sachen, nach Grenzschiessung und dem Spruch mit dem vollen Boot heute noch mit gutem Gewissen sagen kann, man habe damals Recht gehabt! Für mich disqualifizieren sich die Leute selbst, die sich mit solch unmenschlichen Befehlen identifizieren.

Max Wickart *1920 Mir persönlich waren die Juden vor dem Krieg gleichgültig. Das war überhaupt kein Thema. Wenn Sie mir gesagt hätten, Sie seien ein Jude, dann hätte ich gesagt: Und ich bin katholisch, was spielt das für eine Rolle? Aber heute, mit dem Wissen, was diesem Volk passiert ist, komme ich effektiv bald in die schizophrene Situation, dass ich einem Juden alles verzeihen

würde. Das Volk hat derart gelitten. Natürlich machen sie heute wieder Geschäfte, doch das steht in keinem Verhältnis zu dem, was dieses Volk gelitten hat.

Der einzige moralische Trost für unsere Generation ist, dass wir wirklich nichts gewusst haben. Wir wussten zwar, dass es während der Kriegszeit Flüchtlinge gab, aber was für ein schreckliches Drama hinter diesen jüdischen Flüchtlingen steckte, davon hatten wir keine Ahnung. Überfallartig kam uns diese Einsicht bei Kriegsende, als man die Schreckensmeldungen von den Konzentrationslagern hörte, in denen Millionen von Menschen umgebracht worden waren, nur weil sie Juden waren. Das war Wahnsinn! Wir fragten uns: Warum hat man nicht mehr getan? Warum hast *du* nicht etwas unternommen? Aber ich habe es nicht gewusst, wir haben nichts gewusst von diese Konzentrationslagern, aber deswegen ist es trotzdem wahnsinnig.

Die Kritik an der Flüchtlingspolitik der Schweiz, die heute gegen die damaligen Behörden laut wird, kann ich deshalb voll unterstützen. Ich bin entsetzt darüber, was unsere Behörden taten. Es gibt ja noch andere heikle Punkte aus dieser Zeit. Beispielsweise lieferten wir den Deutschen ja auch Motoren. Aber da gibts ein Argument: Diese Lieferungen waren notwendig, weil wir im Gegenzug von den Deutschen mit Lebensmitteln versorgt wurden. Deshalb kann ich das vertreten. Ich habe bei Saurer auch tagtäglich Maschinen hergestellt, die nach Deutschland gingen, und ich fühle mich deshalb nicht mitschuldig an den Untaten der deutschen Armee. Man muss die Zeit kennen. Aber trotzdem, auch wenn eine Zeit noch so dramatisch ist, gibt es eine Anstandsschwelle, und die wurde mit der Abweisung der jüdischen Flüchtlinge massiv überschritten. Bei den Lieferungen von Motoren und ähnlichen Dingen an die Deutschen würde ich sagen: Es war die Zeit, die verrückt spielte. Ich wüsste nicht, was die heutige Regierung machen würde, wenn wir wieder so eingekesselt wären. Wahrscheinlich würde sie sich noch schneller anpassen als die damalige Regierung.

Emil Ruppmann *1916

Die wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen der Schweiz und Nazi-Deutschland empfand ich nie als moralisches Problem. Damals herrschte eine Notsituation, und da musste man Kompromisse machen. Der Zweck heiligt die Mittel. Es tut mir immer weh zu sehen, wie gewisse junge Historiker keinen guten Faden an der damaligen Regierung lassen. Wenn Sie die Zeit miterlebt haben, dann beurteilen Sie es ein bisschen anders. Darum beschrieben die alten Historiker, die den Krieg selber miterlebten, wie Walther Hofer oder Jean-Rodolphe von Salis, die Sache etwas konzilianter.

Wenn meine Kompanie heute zusammenkommt, dann diskutieren wir oft über die Kriegszeit. Wir sehen das immer noch ähnlich wie damals. Wir sind dankbar, dass wir überlebt haben. Das ist der Grundtenor. Wir diskutieren nie darüber, ob die Regierung damals vielleicht etwas falsch gemacht haben könnte. Wir diskutieren ja auch nicht darüber, ob der Oberleutnant Ruppman vielleicht einmal ein scharfer Siech war. Das ist *passé*. Deshalb habe ich auch kein Verständnis für die Kritik an der Schweiz wegen ihrer Rolle im Zweiten Weltkrieg. Ich muss immer wieder dasselbe sagen: Wer selber erlebt hat, was es bedeutet, fünf Jahre lang bereit zu sein und auf alles andere zu verzichten, der ist einfach froh, dass er überlebt hat, und kritisiert nicht, dass man es damals anders hätte machen sollen.

Max Bosshard *1920 Natürlich mussten wir diesen Cheiben Waffen liefern. Wir hatten nicht genug Lebensmittel, um uns zu ernähren. Trotz der Anbauschlacht. Und man hatte Angst vor der Arbeitslosigkeit. Glauben Sie, wir hätten Freude gehabt, dass die Maschinenfabrik Oerlikon für die Deutschen arbeitete? Aber Oerlikon-Bührle hat, soviel ich weiss, bis ans Kriegsende auch den Engländern Waffen geliefert.

Später, als ich einmal als Zollbeamter bei Bührle war, hatte ich einen englischen Offizier dabei, der im Krieg Pilot gewesen war. Er erzählte mir, er hätte Waffen von Bührle gehabt. Wo Zürich lag, wusste er nicht recht, aber Oerlikon kannte er. Er erzählte, in seiner Spitfire habe er es immer vor sich gesehen: «Oerlikon». Wir lieferten den Engländern Waffen und bekamen dafür auch wieder Waffen. Für unsere Aufrüstung gegen die Deutschen brauchten wir aber auch deutsches Material, ohne das hätten wir nicht aufrüsten können, wie wir es dann taten.

Marthe Gosteli *1917 Ob wir damals wussten, dass Schweizer Fabriken den Achsenmächten Waffen lieferten? Aber natürlich! Was hätten wir denn tun sollen? Wir mussten die Leute ja beschäftigen! Es ist schrecklich, dass man das so sagen muss, aber es ist so. Es gab Zeiten, wo nicht mehr so viele Soldaten an der Grenze standen, und da musste man die Leute im Land drin beschäftigen. Und wo hätte man die Waren denn hinschicken wollen? Nach Amerika? Oder nach England? Und wenn man sich mal überlegt, was in den Kriegszeiten sonst noch alles geschah und wie viele andere Länder, die zwar miteinander in Fehde lagen, einander noch belieferten! Das darf man nicht so einseitig sehen. Natürlich ist das alles schrecklich. Aber wenn man sich die damalige Situation vor Augen

hält. Man muss sich auch in die Lage der Leute versetzen, die damals diese Entscheidungen treffen mussten. Sicher waren das nicht immer nur gute Entscheidungen, aber im grossen Ganzen ist es doch gelungen, die Schweiz aus dem Krieg herauszuhalten und unsere Freiheit nicht preiszugeben.

Margrit Brügger *1920 Wenn ich die heutigen Diskussionen um die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg höre, denke ich: Die haben vielleicht schon ein bisschen Recht, aber wir haben das damals nicht realisiert. Von diesen Fluchtgeldern hat man überhaupt nichts gewusst und von den Zügen, die durch den Gotthard fahren, auch nicht. Und was man diesen ausländischen Mächten damals sonst noch gestattete, damit sie uns in Ruhe liessen. Das realisierte ich erst später: Warum wir nicht angegriffen wurden. Sicher nicht wegen der Armee! Aber das hat mir mein Mann nie geglaubt. Er sagte immer: «Es war die Armee, die uns beschützte.» Und ich sagte: «Es war das Geld.» Darüber stritten wir. Er war einfach patriotisch eingestellt. Und ich habe nachher alle diese entsetzlichen Sachen gehört.

Aber ich will diejenigen, die das taten, gar nicht anklagen. Die machten das vielleicht auch nur, damit wir nicht angegriffen wurden. Denn es ist schwierig abzuschätzen, was passiert wäre, wenn sich die Bundesräte oder die Finanzleute einfach geweigert hätten mitzumachen. Dann hätten die anderen vielleicht gesagt: «Wenn ihr nicht wollt, dann kommen wir es halt selber holen.» Man darf unsere Behörden deshalb nicht verdammen.

Annemarie Spahr *1922 Ich finde schon, dass das mit den Zwangsarbeitern eine sehr schlimme Sache war. Aber warum kommt man erst jetzt darauf? Die ganze Frage ist ja erst seit etwa einem oder zwei Jahren auf dem Tapet. Fünfzig Jahre danach! Warum kam man nicht früher darauf zu sprechen? Zum Beispiel darüber, ob die eine Kompensation zugute hätten? Aber wahrscheinlich wollte man einfach nicht den Deckel von diesem Hafen heben. Und die, die damals etwas mit dieser Sache zu tun hatten, merkten wahrscheinlich im Nachhinein doch noch, dass sie Fehler gemacht hatten. Deshalb haben sie das alles einfach unter den Teppich gewischt und zugedeckt.

Walter Edelmann *1923 Wirtschaftlich mussten wir mit Deutschland zusammenarbeiten. Aber geistig haben wir uns damit nichts vergeben. Der Bundesrat spielte eine gute Rolle. Er schaute immer, was es noch brauchte, um das Land zu retten und die Versorgung zu sichern.

Als Bundesrat von Steiger das Wort «Das Boot ist voll» brachte, habe ich mich über ihn geärgert. Ich fand, er gehe zu weit. Ich konnte ihn nicht verstehen und habe ihn von da an nicht mehr so gemocht. Er sagte in einem Moment stopp, als ich dachte, es wäre noch nicht nötig. Es waren arme Cheibe, die da reinkamen, denen hätte man helfen sollen. Aber verraten hat der Bundesrat die Schweiz nicht.

Ernst Arnold *1917

Ich halte die ganzen Diskussionen um die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg für notwendig. Ich las vor kurzem einen Artikel eines amerikanischen Juden in der «Basler Zeitung». Der schrieb, man solle nicht nur die Schweizer Banken angreifen, sondern auch die amerikanischen. Die hätten nämlich auch nachrichtenlose Vermögen auf ihren Konten. Das glaube ich, die Juden haben doch ihr Geld gestreut. Die legten ihr Geld nicht nur an einem Ort an, sondern verteilten es. Deshalb muss es auch auf den amerikanischen Banken noch mehrere Millionen haben, die rumliegen.

Aber die Schweizer Banken, die sollen ruhig bezahlen. Die haben ja mit den jüdischen Vermögen auf ihren Konten gearbeitet und so Gewinne gemacht. Ich finde es auch in Ordnung, dass die Bergier-Kommission eingesetzt wurde. Es gibt sicher noch diverse Schweizer Unternehmen, die in ihren deutschen Niederlassungen Zwangsarbeiter beschäftigten. Die sollen auch zur Kasse gebeten werden. Obwohl die meisten Zwangsarbeiter in der Zwischenzeit wohl gestorben sind.

Karl Furrer *1918

Im Prinzip wäre es schön gewesen, man hätte nach dem Krieg all diese dunklen Punkte vergessen können. Das muss ich ganz ehrlich zugeben. Andererseits muss man sagen, es wurden Fehler gemacht, zum Teil vielleicht sogar ganz bewusst. Es gab aber auch Helden, zum Beispiel der St. Galler Polizeikommandant Grüninger. Aber wenn das jeder gemacht hätte, dann hätten wir ein Chaos gehabt. Bei der heutigen Diskussion finde ich, dass die, die sie aufgebracht haben, oft selber einigen Dreck am Stecken haben, all diese amerikanischen Anwälte mit ihren Sammelklagen zum Beispiel. Überhaupt die Amerikaner: Was haben denn die gemacht? Man wies tausende von jüdischen Flüchtlingen ab, die vor den Deutschen geflüchtet waren und per Schiff nach Amerika einwandern wollten. Aber uns machen sie deswegen Vorwürfe! Als wir ab 1939 an der Grenze standen, waren die Amerikaner noch nicht im Krieg. Wir hingegen waren komplett eingekreist und abhängig von der Einfuhr von Nahrungsmitteln. Ich gehe heute einig mit dem verstorbenen

Bundesrat Delamuraz, der sagte, die Klagen gegen die Schweiz seien eine Erpressung. Das waren sie.

Charles Inwyler *1919

Mich hat bedrückt, wie die offizielle Schweiz lange Zeit möglichst alle heiklen Punkte aus der Kriegszeit mit Wohlgefallen zu deckte. Das wurde mir klar, als ich ein paar Jahre lang als Redaktor beim Radio arbeitete und mich mit der damaligen politischen Lage in der Schweiz auseinandersetzen musste. Schon in den Fünfzigerjahren tauchten die Probleme mit den Fluchtgeldern auf Schweizer Banken auf, und das Schweizer Bankgeheimnis wurde international zum Thema. Ich schlug vor, dass der Schweizer Kurzwelldienst das Problem «Schweizer Bankgeheimnis» einmal in einer Serie behandeln sollte. Es wurde eine Arbeitsgruppe gebildet, in der ein paar Vertreter der Banken und jemand aus der Direktion der SRG sassen. Die brüteten ein Weilchen über diesem Problem und kamen schliesslich zum Schluss, das Thema sei jetzt gerade nicht opportun. Man wischte das Problem einfach wieder unter den Teppich.

In den folgenden Jahrzehnten wurden ziemlich viele Bücher zu diesem Thema publiziert. 1985 veröffentlichte Werner Rings beispielsweise sein Buch «Raubgold aus Deutschland». Die meisten Informationen über das Verhalten der Schweizer Banken im Zweiten Weltkrieg waren also verfügbar. Aber niemand interessierte sich dafür. Das hat mich immer wieder gwurmt. Ich bedauere, dass so viel Zeit verging, bis die Sache gründlich untersucht wurde, und ich finde es schade, dass dazu so viel Druck aus dem Ausland nötig war.

Ich fühlte mich von diesen Untersuchungen nie angegriffen. Ich hatte – im Gegensatz zu vielen anderen meines Alters – nie das Gefühl, jetzt werde meine Generation in den Schmutz gezogen. Aber ich muss sagen, dass ich viel Verständnis habe für die Menschen meines Jahrganges, die nach dem Krieg vor allem mit ihrem Alltag beschäftigt waren und einfach ihre Ruhe wollten. Für sie bedeutete die Diskussion der letzten Jahre natürlich ein schmerzliches Erwachen. Deshalb wehren sie sich auch so heftig. Sie möchten halt lieber die schönen Träume der Mutter Helvetia weiterträumen. Natürlich darf man nicht immer alle Wunden offen halten. Aber das Entscheidende ist: Man darf nicht vergessen, dass Wunden da sind. Die Wahrheit kann manchmal sehr unangenehm sein.

Die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen

Moritz Abrach (*1913) stammt aus einer jüdischen Familie und wuchs in Zürich auf. Er studierte an der Universität Zürich Chemie, musste das Studium während des Krieges jedoch unterbrechen. Moritz Abrach leistete Aktivdienst als Soldat bei der Infanterie und wurde Regimentskroqueur, das heisst, er zeichnete militärische Pläne. (131, 190, 212, 335, 340f)

Leni Altweg (*1924) wuchs in Wädenswil mit vier deutlich älteren Geschwistern auf. Ihr Vater war Primarlehrer und Gemeindepräsident. Nach der Sekundarschule arbeitete sie als Sekretärin des Chefarztes im Kantonsspital Wald. Während des Krieges leistete sie Dienst als FHD im Bleniotal. Von 1940 bis 1943 besuchte sie die Höhere Töchterschule in Zürich. Sie wollte eigentlich studieren, weil aber das Geld dazu nicht reichte, machte sie 1944/45 eine Laborantinnenlehre in St. Gallen. 1958 holte sie die Matura nach und studierte Theologie. Ab 1964 übernahm sie Pfarrämter in Schlieren und Adliswil. Leni Altweg engagierte sich in der Dritte-Welt-Bewegung, ihr besonderes Interesse galt Südafrika. Ab 1970 war sie im Vorstand des evangelischen Frauenbundes tätig. (78, 187, 299f, 421, 449, 462)

Ernst Arnold (*1917) wuchs in Basel auf. Der Vater war Bildhauer, später Angestellter in einem Elektrizitätswerk und in der Kommunistischen Partei aktiv, die Mutter war Schneiderin. Sein Onkel Emil Arnold war von 1932 bis 1934 für die Kommunistische Partei der Schweiz im Nationalrat und von 1951 bis 1953 für die Partei der Arbeit. Ernst Arnold wurde bereits als Kind politisiert und gehörte dem Kommunistischen Jugendverband an. Ende der Dreissigerjahre wandte er sich wegen der Schauprozesse Stalins von der strikten Parteilinie ab. Er gehörte zu den Mitgründern der kommunistischen Freien Jugend, die nach dem Verbot der KPS 1940 weiterhin legal blieb. Er machte eine Lehre als Bäcker, hatte aber wegen der Wirtschaftskrise Probleme, eine Stelle zu finden, und arbeitete als Aushilfe auf dem Bau. 1938 absolvierte er die RS, den Aktivdienst leistete er als Sanitäter. 1944 heiratete er, seine Frau hatte er in der Freien Jugend kennen gelernt. (33, 365ff, 403, 470)

Eva Auf der Maur-Kohler (*1919) wuchs als Tochter eines jüdischen Ingenieurs in München auf. 1931 zog die Familie in die Schweiz, da der Vater von München aus wegen einer deutschen Notverordnung über Geldtransfers ins Ausland seine internationalen Geschäfte nicht mehr führen konnte. Während die Kinder in der Schweiz zur Schule gingen und von Kindermädchen betreut wurden, waren die Eltern meist im Ausland unterwegs. 1938 wurde Eva Auf der Maur durch die Heirat mit einem Luzerner Architekten Schweizerin. Anders als ihr Vater waren sie und ihre Mutter protestantisch. Trotzdem litt Eva Auf der Maur in Luzern unter dem Antisemitismus. Während des Krieges zog sie deshalb für einige Zeit mit Kindern und Dienstmädchen in ein abgelegenes Dorf im Tessin, wo sie bis 1943 blieb. Ab 1949 begann Eva Auf der Maur Autorennen zu fahren, später war sie Journalistin und Lehrerin. (20, 38, 134f, 250, 252ff, 301 ff, 332f, 335f, 364f, 378f)

Robert Bächtold (*1916) wuchs mit vier Brüdern im schaffhausischen Schleithelm auf. Der Vater arbeitete bei der Georg Fischer AG in Singen, die Eltern betrieben daneben etwas Landwirtschaft. Kurz vor Kriegsausbruch starb der Vater, Robert Bächtold musste die Kantonsschule in Schaffhausen verlassen, da die Waisenrente dafür nicht ausreichte. Er machte eine Lehre als Schriftsetzer in Zürich und trat den Jungsozialisten bei. Während des Krieges leistete er im Tessin als Geniesäumer bei den Gebirgsstelegraphen Aktivdienst. 1944 zog er nach Heiden. Nach dem Krieg arbeitete er zuerst beim «Nebelspalter» in Rorschach, dann beim «Tages-Anzeiger» in Zürich. (113-126)

Gunda Bay (*1924) wuchs als Tochter eines anthroposophischen Schweizer Architekten und Bildhauers und einer holländischen Musikerin in Stuttgart auf. Dort besuchte sie die Waldorf-Schule, bis diese von den Nazis verboten wurde. 1937 siedelte die Familie in die Schweiz über. Ab 1944 arbeitete sie als Kinderpflegerin in verschiedenen Flüchtlingsheimen, hauptsächlich im Wallis. Ebenfalls im Flüchtlingslager lernte sie ihren Mann Jean kennen, einen emigrierten deutschen Adventisten, der damals in Genf studierte. 1945 nahm sie am Ersten Internationalen Flüchtlingskongress in Zürich teil. 1945 wanderte Gunda Bay zusammen mit ihrem Mann nach Brasilien aus. Seit 1990 lebt sie wieder in der Schweiz. (343-354)

Hans Beeler (*1926) wuchs in Schwyz auf. Dort besuchte er die Primarschule und das Kollegium «Maria Hilf» und machte anschliessend eine Lehre als Buchbinder. Da sein Vater Gemeindegewerbetreibender war, wuchs Hans Beeler im Gemeindehaus von Schwyz auf, das während des Krieges unter anderem als Militärgefängnis diente. (50, 83, 134, 257ff, 419, 459)

Ernst Benninger (*1924) wuchs in Zürich Seebach auf. Von 1940 bis 1943 machte er eine kaufmännische Lehre bei der Max H. Dreifuss AG in Zürich. Später arbeitete er beim kantonalen Steueramt und nach dem Krieg beim Büromaschinenhersteller NCR Schweiz. 1944 absolvierte Ernst Benninger die Rekrutenschule. Von 1947 bis 1999 war er Mitglied des Landesrings der Unabhängigen. (21 f, 76, 137f, 31 lf, 336ff, 40lf)

Maria Biaggini (*1915) wuchs in Giubiasco auf. Mit drei Jahren verlor sie ihre Mutter. Der Vater zog daraufhin mit der Familie nach Locarno, wo er ein zweites Mal heiratete. Maria war das älteste von zwölf Kindern und kümmerte sich bis zum zwanzigsten Lebensjahr um ihre jüngeren Geschwister. Sie machte die Krankenschwesternschule und arbeitete ab 1940 im Militärspital in Bellinzona. Nach dem Krieg war sie in Italien in einem Zentrum für Kinder mit Kinderlähmung tätig. Später kehrte sie in die Schweiz zurück und arbeitete als selbständige Physiotherapeutin. (39, 259, 426f, 429f)

Kurt Bigler (*1925) wurde in Mannheim geboren. Seine Familie war jüdisch-orthodox. Die Stoffläden seines Vaters wurden von den Nazis nach und nach zugrunde gerichtet. In der «Kristallnacht» vom 9./10. November 1938 wurde die elterliche Wohnung total zerstört. Am 22. Oktober 1940 wurde die Familie nach Südfrankreich ins Konzentrationslager Gurs deportiert. Im März 1941 wurde sie ein anderes südfranzösisches Lager, Rivesaltes, verschleppt. Dort erkrankte Kurt Bigler an Gelbsucht und wurde in ein Jugendheim verlegt, was die endgültige Trennung von den Eltern bedeutete, die im August 1942 nach Auschwitz deportiert und dort umgebracht wurden. Kurt Bigler selbst wurde unter falschem Namen von einer ihm unbekanntem Organisation an die Schweizer Grenze gebracht und gelangte illegal ins Land. Nach einem Aufenthalt bei Verwandten in Basel kam er in Davesco im Tessin in ein Jugendarbeitslager. Nach Kriegsende wurde er von einer Schweizer Lehrerin aufgenommen und adoptiert. Kurt Bigler machte die Matura und studierte in Bern Geschichte und Germanistik. Nach dem Doktorat arbeitete er als Sekundarlehrer in Ins, wo er nach seiner Einbürgerung in den Gemeinderat und ins Amtsgericht Erlach gewählt wurde. Von 1966 bis 1989 unterrichtete Kurt Bigler am Lehrerseminar Rorschach. Er ist seit 1959 mit der St. Galler Juristin und Bundesrichterin Margrith Eggenberger verheiratet. (317-325)

Arthur Bill (*1916) war vor dem Krieg im Kanton Bern als Primarlehrer tätig. Nach Kriegsbeginn meldete er sich zur Flugwaffe. Geprägt durch die Eindrücke des Krieges, wandte er sich humanitä-

ren Aufgaben zu. Arthur Bill war unter anderem im Pestalozzi-Dorf in Trogen tätig und war Delegierter des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz. (212, 358f, 423ff)

Rosa Binder, geb. Allemann (*1905) wuchs im bernischen Farnern auf. Sie heiratete 1928 und lebt seither in Rekingen am Rhein. Ihr Mann arbeitete im Steinbruch und dann in der Sodafabrik. Während des Krieges war ihr Mann im Dienst, und Rosa Binder musste als Schulhausabwartin, Putzfrau und Hilfsarbeiterin ihre drei Kinder alleine durchbringen. (100f, 131, 252)

Bernard Blaustein (*1905) wurde in Wien geboren. Er war Hutmacher und Gelegenheitsarbeiter und engagierte sich in sozialistischen Jugendorganisationen. Wegen seiner politischen Aktivitäten wurde er um 1934 mehrmals inhaftiert. 1938 flüchtete er über Deutschland in die Schweiz, wo er in verschiedenen Internierungslagern arbeitete. Nach dem Krieg konnte er in der Schweiz bleiben. (284f, 298f)

Vinzenz Blum (*1928) wuchs in Meggen im Kanton Luzern auf. Er besuchte das Kollegium in Sarnen. Als Kind war er fasziniert von der Rhetorik der Nazis, änderte aber 1943 seine politische Haltung. Nach dem Krieg war er als Manager tätig. (20f)

Max Bosshard (*1920) wurde an der Zürcher Langstrasse als Sohn eines Wirtes geboren. Nach der Scheidung zog die Mutter mit ihrem Sohn nach Wipkingen, wo sie einen Laden der Lebensmittelkette «Simon» leitete. Max Bosshard besuchte nach der obligatorischen Schulzeit in Zürich die Handelsschule und machte 1940 die Rekrutenschule. Während des Krieges leistete er Aktivdienst, zuerst als Gebirgsfüsilier, später als Grenadier. 1941/42 arbeitete er im Polenlager im zürcherischen Pfäffikon, wo er vor allem für die Zuteilung von Internierten als Arbeitskräfte an die Bauern zuständig war. Nach dem Krieg ging Max Bosshard zum Zoll, wo er bis zum Direktor der Zollkreisdirektion III (Chur) aufstieg. Als Sozialdemokrat engagierte er sich zudem in verschiedenen politischen Gremien. (76, 140, 154f, 161, 164f, 189f, 207, 211, 225, 260f, 293f, 311, 451, 461, 468)

Margrit Brügger (*1920) wuchs im Arbeiterquartier Bümpliz als Tochter eines kommunistischen Primarlehrers auf. Nach der Sekundarschule besuchte sie die Handelsschule in Bern. Von 1938 bis 1940 arbeitete sie als Sekretärin bei der Eisen AG in Bern, dann wechselte sie zur Hispano Suiza in Genf, die Waffen herstellte. 1942 wurde Margrit Brügger wegen «frechen Betragens» fristlos entlassen, kehrte zu den Eltern nach Bümpliz zurück und trat eine Stelle bei einer Sanitärfirma in Bern und später beim Aero Club Schweiz an. 1944 heiratete sie. Ihr Mann war Bundesbeamter und Offizier und nach Kriegsende in der Auslandschweizerhilfe tätig, die schweizerische Rückwanderer aus den Kriegsgebieten zurückholte. (76f, 79f, 101, 189,214,220f, 250f, 339, 366f, 399f, 420,447, 453, 456, 469)

Lucie Burckhardt, geb. Gansser (*1921) wuchs in Basel auf. Die Eltern waren als Auslandschweizer aus Mailand eingewandert. Die Familie lebte vom Geld ihrer Fabriken in Italien. Lucie Burckhardt machte die Matura am Mädchengymnasium Basel. Ab 1935 war sie bei den Pfadfinderinnen. Bei der Generalmobilmachung 1939 rückte sie zusammen mit anderen Pfadfinderinnen ein und war als Küchenhilfe tätig. Anschliessend ging sie zum FHD und leistete über 400 Diensttage als Sanitätsgehilfin. Sie war schon in jungen Jahren eine aktive Sportlerin und bestritt Wettkämpfe im Eiskunstlauf und Skifahren. Während des Krieges nahm sie als Mitglied der schweizerischen Ski-Nationalmannschaft an verschiedenen Wettkämpfen im Ausland teil. Sie heiratete 1943 den Diplomaten Jakob Burckhardt und zog mit ihm nach Bern. Als Diplomatingattin hatte sie viel Kontakt zu den aus-

ländischen Gesandtschaften in Bern. Im Herbst 1945 zog das Ehepaar Burckhardt nach Prag in die russisch besetzte Zone und erlebte dort 1948 den kommunistischen Umsturz mit. Später lebte Lucie Burckhardt als Diplomategattin in verschiedenen Ländern Europas. (407-415)

Jeanette Christen, geb. Rohr (*1922) wuchs im aargauischen Buchs auf. Nach einer Lehre als Damenschneiderin wollte sie sich zur Krankenschwester ausbilden lassen. 1939 wurde sie in den FHD eingezogen, für den sie im Januar 1945 drei Verwundetentransporte des Roten Kreuzes von Marseille nach Konstanz und zurück begleitete. Während des Krieges absolvierte Jeanette Christen die Krankenpflegeschule in Zürich, später arbeitete sie als Arztgehilfin. (430ff)

Hans Peter Dreier (*1921) wuchs in Gränichen auf. Ab 1932 war er bei den Pfadfindern. Er machte eine Lehre als kaufmännischer Angestellter. Bei der Mobilmachung 1939 meldete er sich als Pfadfinder als freiwilliger Meldefahrer. 1940 machte er die Rekruten-, später die Unteroffiziers- und die Offiziersschule. 1941 beteiligte er sich als ziviler Bauschreiber am Bau eines Bunkers im Entlebuch. Ab 1943 war Hans Peter Dreier Zeughausangestellter in Bern, 1943 heiratete er. (54, 136, 187, 206ff, 211 f, 213f, 262f, 295, 335, 403f, 447f, 460f)

Denise Dupuis-Raiguel (*1914) wuchs in Neuchâtel auf. Sie studierte dort an der Universität Rechtswissenschaften und verbrachte ein Semester in Berlin. Auf der Heimreise im März 1938 verbrachte sie vier Tage in Wien, wo sie den «Anschluss» Österreichs an das Deutsche Reich miterlebte. (362f)

Walter Edelmann (*1923) wuchs in Zurzach auf. Von 1938 bis 1943 besuchte er das Kollegium in Engelberg, dann studierte er in Zürich und Paris Rechtswissenschaften. 1950 eröffnete er in Zurzach eine Anwaltskanzlei und war von 1957 bis 1965 Gemeindeammann. Walter Edelmann, der Mitglied der Katholisch-Konservativen Partei war, löste damals den umstrittenen Martin Keusch ab, der mit den Frontisten sympathisiert hatte. (24f, 37f, 134, 220, 463, 469f)

Ruja Erb (*1915) wuchs in Bern als eines von sechs Geschwistern auf. Der Vater stammte ursprünglich aus Schottland und arbeitete als Angestellter der Chocolat Tobler, später bei den Bernischen Trambetrieben. Von 1932 bis 1935 besuchte Ruja Erb die Handelsschule und war anschliessend kaufmännische Angestellte in einer Wäscherei. 1937/38 folgte ein Sprachaufenthalt in Paris. 1939 lebte sie ein Jahr lang in Neapel, kehrte aber bei Kriegsbeginn in die Schweiz zurück und trat eine Stelle beim eidgenössischen Gewässeramt an. Später arbeitete sie auf der Fremdenpolizei im sogenannten «Judenbüro» unter Heinrich Rothmund. 1943 heiratete sie. Nach dem Krieg zog die Familie nach Schaffhausen. (138f, 304f, 360ff)

Cla Famos (*1924) wurde in Foggia in Süditalien geboren und kam als Kleinkind ins Engadin. Während des Krieges lebte er in Martina im Unterengadin. Seine Familie hatte dort 1943 das Hotel «Post» gekauft, das gleich neben dem schweizerisch-österreichischen Zoll steht. Famos machte die Rekrutenschule, wurde Grenadier und leistete als Grenzsoldat in Martina Dienst. Nach dem Krieg verdiente Famos sein Geld mit Schmuggel und dem Handel mit den in Österreich stationierten alliierten Soldaten. (193-204)

Georg Fankhauser (*1916) wuchs in Hamburg als Auslandschweizer der dritten Generation auf. Nach dem Abbruch des Gymnasiums besuchte er eine landwirtschaftliche Schule und liess sich zum Gutsinspektor ausbilden. 1936 kam er in die Schweiz, um in Bern die Rekrutenschule zu ab-

solvieren. Darauf kehrte er nach Deutschland zurück, bevor er 1939 in den Aktivdienst einrückte. Im Frühjahr 1940 ging er wieder nach Deutschland, wo er als Gutsverwalter in der Nähe von Stralsund an der Ostsee arbeitete, bis 1945 die Rote Armee kam. Da er fürchten musste, von den russischen Besatzern umgebracht zu werden, flüchtete Fankhauser mit seiner Frau in die Schweiz. (435-445)

Elisabeth Fischer-Roy (*1910) wurde als Auslandschweizerin in Polen geboren. Sie wuchs in der Herrenhuter Siedlung Gnadenfeld auf. Nach dem Abitur studierte sie in Kiel und Hamburg. Anschliessend unterrichtete sie als Deutschlehrerin in den Herrenhuter Schulen und an der Rudolf-Steiner-Schule in Hamburg. Als die Rudolf-Steiner-Schulen 1938 geschlossen wurden, da sie den Eid auf Adolf Hitler verweigert hatten, zog sie nach Zürich, wo sie wiederum in der Steiner-Schule unterrichtete. Von 1943 bis 1946 unterrichtete sie internierte Lehrer und Lehrerinnen im Flüchtlingslager Wallisellen. Während des Krieges heiratete sie. Später unterrichtete sie an der Höheren Töchterschule in Zürich. (83f, 359, 418, 456f)

Oscar Frei (*1918) wurde in Obermumpf im Fricktal als Sohn von Kleinbauern geboren. Nach der kaufmännischen Lehre in Laufenburg absolvierte er 1938 die Rekrutenschule in Aarau, 1939 die Unteroffiziersschule in Aarau und 1940 die Offiziersschule in Bern. 1939 war er für kurze Zeit an der Schweizerschule in Paris. Während des Krieges leistete er Aktivdienst, 1941 war er Kommandant des Interniertenlagers in Oberburg bei Burgdorf. Von 1943 bis 1946 arbeitete er bei der Zollverwaltung. (158f, 160, 165, 212)

Gian Carlo Frizzoni (*1912) wuchs in Celerina im Engadin und in Florenz auf. Im Engadin besass seine Familie ein Hotel, in Florenz mehrere Patisserien, Restaurants und Bars. In den Dreissigerjahren studierte Frizzoni in Hannover Mechanik und arbeitete dort während rund zweier Jahre für die Hannoveranische Maschinen AG, die auch Autos baute. Vor Kriegsausbruch floh er, weil er befürchtete, in die deutsche Kriegswirtschaft eingespannt zu werden. Sein deutsches Abschlusszeugnis war in der Schweiz wertlos. Zu Beginn des Krieges leistete Frizzoni auf dem Bernina-Hospiz als Oberleutnant Dienst. Seine Truppe baute Befestigungen, um den Pass gegen einen Einfall aus dem Veltlin zu verteidigen. Später wurde Gian Carlo Frizzoni zum Spion ausgebildet und arbeitete vom Engadin aus für den Schweizer Nachrichtendienst in Österreich und Italien. (306, 367f, 369f, 463)

Liselotte Fugazza (*1922) wuchs in Konstanz und Kreuzlingen auf. Ihre Eltern trennten sich noch vor dem Krieg. Ihre Mutter war Deutsche und zog 1938 nach Konstanz. Ihr Vater war Tessiner. Nach der kaufmännischen Lehre trat Liselotte Fugazza 1940 in den FHD ein. Sie leistete rund 600 Dienstage. Zwischen den Diensten arbeitete sie als Sekretärin. Nach dem Krieg trat sie eine Stelle beim Gewerbeverband in Bern an. (215f, 220)

Karl Furrer (*1918) wuchs in Zürich auf. Sein Vater war Prokurist bei der Kreditanstalt. Karl Furrer begann während der Sekundarschule mit den Frontisten zu sympathisieren, wurde aber nie Mitglied. Aufgrund der Lektüre von Wolfgang Langhoffs «Moorsoldaten» revidierte er seine Ansichten. Nach der Schule machte Karl Furrer an der ETH Zürich eine Lehre als Feinmechaniker, anschliessend arbeitete er für verschiedene Firmen. 1939 kehrte er an die ETH zurück und war unter anderem am Fernsehversuchsbetrieb an der Landesausstellung 1939 in Zürich beteiligt. 1938 hatte Furrer in Thun die Rekrutenschule gemacht, 1939 rückte er in Winterthur als Mitglied der Grenzbrigade 6 in den Aktivdienst ein. Während des Krieges war er vor allem im Raum Andelfingen/-Schaffhausen stationiert.

Er heiratete 1944. (19, 30f, 52, 110, 129f, 133, 191, 208ff, 213, 305f, 332ff, 365, 397f, 470f)

Ursula Geiger (*1919) wuchs im schaffhausischen Beggingen als Tochter des Dorfpfarrers auf. 1939 zog sie nach Zürich und machte am Konservatorium die Ausbildung zur Rhythmiklehrerin, fand aber anschliessend keine Anstellung. Deshalb meldete sie sich zum FHD und arbeitete während des Krieges als «Soldatenmutter». 1945 heiratete sie einen linken Theologen. Ihre Lebenserinnerungen hat sie in zwei Bänden publiziert: «Die Töchter in der Zeit der Väter» und «Noch immer Leim an meinen Sohlen» (Verlag Alkyon). (108, 1 10f, 136, 159, 215, 218f, 357f)

Marthe Gosteli (*1917) wuchs in Worblauen bei Bern auf. Ihr Vater führte bis Anfang der Dreissigerjahre ein Bauerngut, dann widmete er sich der Politik: Er gehörte zu den Gründern der Berner Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei BGB (heute SVP). Nach der Sekundarschule besuchte Marthe Gosteli ein Pensionat in Neuchâtel und ging anschliessend von 1937 bis 1939 als Au pair nach England. Während des Krieges war sie im FHD als Sekretärin im Armeestab tätig, bei der Abteilung «Presse und Rundfunk», die für die Filmzensur zuständig war. Diese Arbeit musste sie aufgeben, um die Pflege der schwer erkrankten Mutter zu übernehmen. Von 1949 bis 1953 war sie Sekretärin in der Presseabteilung der amerikanischen Botschaft. Seit den Sechzigerjahren ist sie im Bund Schweizerischer Frauenorganisationen aktiv, dessen Vizepräsidentin sie 1968 wurde. 1982 gründete Marthe Gosteli auf dem ehemaligen elterlichen Bauernhof das «Gosteli-Archiv», das die Geschichte der schweizerischen Frauenbewegung dokumentiert. 1995 erhielt sie für diese Leistung den Ehrendoktor der Universität Bern. (19, 139f, 308, 31 0f, 363f, 452, 460, 465, 468f)

Ulrich Götz (*1914) wurde in Castasegna im Bergell als Sohn eines Grenzwächters geboren und wuchs in St. Gallen auf. Er besuchte die Verkehrsschule und liess sich ab 1935 zum Zollbeamten ausbilden. 1939/40 war Ulrich Götz Grenzwacht-Offiziersanwärter in Basel. Von 1940 bis 1949 arbeitete er als Grenzwachtoffizier und Abschnittschef im St. Galler Rheintal und im Fürstentum Liechtenstein, von 1949 bis 1979 als Grenzwachtkommandant in Basel. (79, 188, 288, 292f, 214f)

Marianne Gromb, geb. Gumpert (*1920) wuchs in Hamburg auf. Ihr Grossvater war Rabbiner, die Mutter Zahnärztin und der Vater Ingenieur. 1930 zog die Familie nach Olsdorf, weil der Mutter dort eine Stelle als staatliche Zahnärztin angeboten wurde. Nach der Machtübernahme Hitlers beschloss die Familie Gumpert, sich in Basel niederzulassen. In der sechsten Klasse brach Marianne Gromb das Gymnasium ab und ging auf eine Frauenarbeitsschule, von 1940 bis 1943 liess sie sich am Kinderspital Basel zur Säuglings- und Wöchnerinnenpflegerin ausbilden. In dieser Zeit lernte sie ihren ebenfalls jüdischen Mann kennen, den sie 1945 heiratete. Er war 1938 aus Deutschland in die Schweiz geflüchtet und von einer jüdischen Familie in St. Gallen adoptiert worden. Nach Kriegsende wanderten Marianne Gromb, ihr Mann und ihre Schwester nach Israel aus. Später kehrte sie in die Schweiz zurück. (132f, 287f, 300f, 306f, 311, 328f)

Max Gygax (*1916) ist in Schöftland geboren und in Spiez aufgewachsen. Sein Vater arbeitete zunächst bei der Brienz-Rothorn-Bahn und später in einem Notariatsbüro, seine Mutter führte einen Spezereiladen. Nach der Sekundarschule besuchte er das Lehrerseminar und erhielt 1935 das Lehrpatent. 1936 absolvierte er die Rekrutenschule in Thun, anschliessend die Unteroffiziers- und die Offizierschule in Bern. 1938 heiratete Max Gygax. Während des Aktivdienstes war er unter ande-

rem für die Bewachung von russischen Internierten in Langenthal zuständig. Nach dem Krieg war er Lehrer und Schulleiter in Bern. (156, 167ff)

Othmar Hauser (*1926) wurde unehelich in Algerien geboren, wohin seine Mutter, eine Schweizer Jene, ausgewandert war, weil sie befürchtete, dass ihr von der Pro-Juventute-Aktion «Kinder der Landstrasse» die Kinder weggenommen würden. 1932 kehrte die Familie in die Schweiz zurück. An der Grenze wurden Othmar Hauser und seine jüngere Schwester der Mutter weggenommen und nach Wädenswil in ein Kinderheim gebracht. 1940 gelang es seiner Grossmutter, die Köchin bei den SBB war, die Kinder aus dem Heim und zu sich zu holen. In der Folge besuchte Othmar Hauser dank einem Gönner ein Privatgymnasium, das er jedoch vorzeitig abbrechen musste. Er war aktiv in der Kommunistischen Jugend in Zürich. Nach dem Krieg ging er nach Paris und engagierte sich in der Befreiungsbewegung für Algerien. Später arbeitete er als Journalist, Übersetzer, Musiker, Sekretär, Matrose und Schriftsteller. (33ff, 260, 448)

Gertrud Häusermann (*1921) wuchs im aargauischen Gebenstorf auf. Ihr Vater war Textiltechniker in einer Spinnerei in Windisch. Sie besuchte die Bezirksschule in Brugg. Anschliessend machte sie eine Lehre in einer Buchhandlung in Aarau. Der Inhaber des Geschäftes, Kraus, war ein in der Schweiz geborener Deutscher. Da er Mitglied der NSDAP war, wurde die Buchhandlung von einem Teil der Bevölkerung boykottiert. Regelmässig verkehrten dort verschiedene prominente Rechtskonservative aus der Region wie Kantonsarchivar Ammann und Divisionär Bircher. 1941 wurde Kraus ausgewiesen. Gertrud Häusermann verliess 1944 Aarau und trat eine Stelle in Zürich an. Nach dem Krieg wurde sie Schriftstellerin und verfasste diverse Jugendbücher. (35f, 50,110,132, 160, 165, 334, 419)

Harriett Hurych (*1913) wuchs in Davos als Tochter eines tschechischen Schneiders und einer ehemaligen Deutschen auf. Mit der Annexion der Tschechei durch Deutschland verlor Harriett Hurych ihre tschechische Staatsbürgerschaft und ist bis heute staatenlos, versteht sich aber dennoch als Davoserin. Nach ihrer Lehre als Schneiderin arbeitete sie im Geschäft des Vaters in Davos. Als er starb, verdiente sie ihren Lebensunterhalt als selbständige Schneiderin. (227-247)

Charles Inwyler (*1919) wuchs in Unterägeri auf. Während des Krieges leistete er Militärdienst bei der Fliegerabwehr. Nach Kriegsende war er Reiseführer für amerikanische Soldaten auf Schweiz-Urlaub. 1946 meldete er sich als Dolmetscher für die amerikanische Besatzungszone in Deutschland, wo er an den Voruntersuchungen der Kriegsverbrecherprozesse beteiligt war. (18, 77, 84f, 308, 378, 401,448, 456, 471)

Martha Jäggi (*1909) wuchs in Basel in einer Familie mit fünf Kindern auf. Ihr Vater war Eisenbahner. Von 1932 bis zum Ende des Krieges arbeitete sie als Buchhalterin im Rheinhafen Basel bei der Neptun AG, die einer jüdischen Familie gehörte. (36, 133, 299, 399, 418, 420)

Hildegard Janser (*1920) wuchs in Quinten auf, wo ihre Eltern einen Bauernhof und ein Restaurant führten. Sie besuchte die Sekundarschule und ging 1933 nach Genf, um Französisch zu lernen. Später absolvierte sie die Restaurationsschule in St. Moritz und arbeitete in verschiedenen Hotels im Engadin als Serviertochter. Im Sommer 1939 arbeitete Hildegard Janser als Serviertochter an der Landesausstellung in Zürich, dann in diversen weiteren Gastwirtschaften, so etwa in den Bahnhofbuffets in Chur und Sargans. 1944 zog sie mit ihrem Mann auf eine Alp oberhalb von Quinten. Danach

übernahm das Ehepaar den Bauernhof der Eltern des Mannes, ausserdem war Hildegard Janser Posthalterin in Quinten. In den Jahren nach dem Krieg hatten sie österreichische Kinder zu Gast. (54f, 75f, 136f, 256f, 425f)

Marta Jurt (*1922) wuchs in Luzern auf. Die Eltern besaßen in Luzern zwei Läden für Papeterie und Souvenirs, die sie im Zuge der Wirtschaftskrise jedoch aufgeben mussten, da nicht mehr genug Touristen nach Luzern kamen. Die Mutter hielt die Familie mit einem Vervielfältigungsgeschäft über Wasser. Nach der Sekundarschule machte Marta Jurt ab 1940 eine Verkäuferinnenlehre beim Konsumverein, 1943 zog sie nach Zürich, wo sie in einer Fabrik arbeitete und durch eine Freundin in engen Kontakt mit der jüdischen Gemeinde kam. Nach dem Krieg kehrte sie nach Luzern zurück, da sie ein Kind erwartete. Sie zog es als ledige, allein erziehende Mutter auf. (101 ff, 105f, 108f, 159, 160, 26 ff, 329ff, 492)

Ernst Kamm (*1908) wuchs in Murg am Walensee auf. Nach der Realschule arbeitete er auf einem Bauernhof im Welschland, um Französisch zu lernen. Anschliessend absolvierte er eine Lehre als technischer Zeichner in Näfels. Nach der Rekrutenschule arbeitete er als Berufssoldat. 1932 ging er zur Kantonspolizei St. Gallen. Von Juli 1938 bis September 1939 war Ernst Kamm im Auftrag des St. Galler Polizeikommandanten Paul Grüninger im Auffanglager Diepoldsau für die Aufsicht zuständig. Nach der Amtsenthebung Grüningers, der trotz der Grenzschiessung jüdische Flüchtlinge in die Schweiz gelassen hatte, wurde das Lager aufgehoben. Im September 1939 ging Ernst Kamm zur Heerespolizei, wo er bis Kriegsende blieb. 1948 zog er nach Landquart, wo er zuerst in einer Holzfabrik arbeitete und später im Bahnhof für den Güterverlad von den SBB auf die Rhätische Bahn verantwortlich war. (131, 156f, 161 f, 294f, 303f)

Edith Kammer, geb. Schneider (*1932) wurde in Nyon geboren. Der Vater bewachte Weinberge im waadtländischen Grand. 1939 zog die Familie ins Berner Oberland, zuerst nach Uttigen, später nach Höfen bei Thun, wo sie bis 1946 lebte. Der Vater arbeitete auf dem Bau, die Mutter als Tagelöhnerin. Während des Krieges war der Vater zuerst im Aktivdienst und bekam dann eine Stelle als Wächter von Munitionsdepots. 1946 zog die Familie ins Simmental, wo Edith Kammer noch zwei Jahre zur Schule ging. Später war sie Hausfrau und Mutter. In den Siebzigerjahren machte sie die Wirtefachschule und führte einen Tea-Room in Bolligen bei Bern. (99f, 25f, 301)

Hans Köfer-Richner (*1927) wuchs als ältestes von sechs Geschwistern im aargauischen Mellingen auf. Sein Vater war Maschinenmechaniker und verlor während der Wirtschaftskrise die Stelle. Während des Krieges war der Vater häufig im Aktivdienst, und sowohl Mutter wie auch Kinder mussten hart für ihren Lebensunterhalt arbeiten. Hans Köfer besuchte die Bezirksschule, war aktiv bei den Kadetten und trat 1943 in die Ortswehr ein. Nach dem Krieg machte Hans Köfer Karriere vom kaufmännischen Angestellten bis zum Konzernleiter. Hans Köfer hat seine Jugendzeit in zwei autobiografischen Büchern festgehalten: «Die kleine Stadt am schwarzen Fluss: Erinnerungen, die das Leben schrieb» (Baden 1992) und «Harte Kriegsjahre: Jugenderinnerungen 1939 bis 1945» (Bellikon 1999). (143-152)

Ruth Kornfeld, geb. Meissner (*1936) wurde in Meran geboren, wo ihr Vater eine Pelzhandlung betrieb. Die von den Faschisten erlassenen rassistischen Gesetze zwangen die jüdische Familie, immer wieder umzuziehen. 1943 flohen sie in die Schweiz, wo die Familie auseinandergerissen wurde. (282ff, 296ff, 303)

René Krebs (*1909) begann 1930 die Offiziersschule in Thun, wurde aber schon bald aus Gesundheitsgründen zurückgewiesen. 1939 lebte er in Delle in Frankreich. Für die Generalmobilmachung wurde er in die Schweiz zurückgerufen, leistete etwa einen Monat Dienst bei St. Maurice und kehrte dann nach Delle zurück. Nachdem die Deutschen Nordfrankreich besetzt hatten, sammelte Krebs in der Region von Belfort Informationen für den Schweizer Nachrichtendienst. Oft überquerte er die Grenze und brachte Dokumente und manchmal auch Menschen in die Schweiz. Am 10. Oktober 1941 wurde das Informantennetz nach einer Denunziation enttarnt, und René Krebs wurde im deutschen Lörrach inhaftiert. Dank Beziehungen wurde er nach ein paar Monaten gegen einen deutschen Spion ausgetauscht und kehrte nach Boncourt zurück, wo seine Eltern lebten. (286f)

Walter Harry Lang (*1921) wuchs als uneheliches Kind bei der Grossmutter in Zürich Wiedikon auf. Seine Mutter war Hilfsarbeiterin bei Orell Füssli, die Grossmutter arbeitete als Hemdennäherin für einen jüdischen Textilhändler. Nach der Sekundarschule machte Lang eine Lehre als Schaufensterdekorateur bei einem Zürcher Warenhaus. Während der Rekrutenschule wurde er wegen eines Augenleidens als schiessunfähig ausgemustert und kam in den Hilfsdienst, zum Luftschutz. Zusammen mit Freunden gründete er den antideutsch eingestellten Club «Helbriga». Nach dem Krieg arbeitete er als Vertreter einer Schweizer Leuchtreklamenfirma in Wien. Dort lernte er auch seine Frau kennen, die als Tochter eines Kommunisten den nationalsozialistischen Terror erlebt hatte. 1954 heiratete das Paar und zog in die Schweiz. Lang arbeitete bei IBM, zuerst als Lochkartenzeichner, später als Chef der Zeichenabteilung. (17f, 81 ff, 336f, 368, 377f, 448)

Verena Merkli-Rees (*1928) wuchs als Tochter eines Deutschen und einer ehemaligen Schweizerin in Wallisellen auf. Ihr Vater war als Dreijähriger aus Deutschland in die Schweiz gekommen. Hier heiratete er Verena Merklis Mutter, eine Bauerntochter aus Urdorf, die mit der Heirat deutsche Staatsangehörige wurde. Der Vater versuchte 1939, die Familie einzubürgern, um Verena Merklis älterem Bruder den Militärdienst in Deutschland zu ersparen. Dies gelang jedoch nicht, der Bruder musste nach Deutschland in die Wehrmacht und in den Krieg. Verena Merkli machte nach der Sekundarschule eine Verkäuferinnenlehre in einem Zürcher Delikatessen-Geschäft. Ihr Lehrmeister war Deutscher und beherbergte während des Krieges jüdische Flüchtlinge. 1953 heiratete Verena Merkli, zog nach Dietikon und war lange Zeit in der katholischen Kirche und der CVP aktiv. (25ff)

Liselotte Meyer-Fröhlich (*1922) kam in Zürich zur Welt und wuchs in Bombay auf. Nach dem Tod der Mutter 1928 kehrte sie zusammen mit ihrem Bruder in die Schweiz zurück und lebte bei ihrer Grossmutter und ihrer Tante. Ihr Vater war Kaufmann in Indien und kehrte erst in den Dreissigerjahren wieder in die Schweiz zurück. Von 1934 bis 1939 besuchte sie die Sekundarschule und von 1939 bis 1942 die Höhere Töchterschule in Zürich, die sie mit der Matura abschloss. Nach Kriegsbeginn leistete sie 1939/40 freiwilligen Landdienst. 1942 trat sie in den FHD ein; Liselotte Meyer-Fröhlich machte Funkabhördienst und Büroarbeit auf dem Amt für Presse und Funkspruch. Von 1942 bis 1947 studierte sie Rechtswissenschaften an den Universitäten Zürich und Genf. 1947 heiratete sie. Nach dem Krieg trat sie der FDP bei und war in der Frauenstimmrechtsbewegung aktiv. 1976 wurde sie in den Zürcher Gemeinderat und später in den Kantonsrat gewählt. (55, 79, 81, 106ff, 109f, 133f, 189, 420f)

Peter Paul Moser (*1926) wurde als Kleinkind von der Aktion «Kinder der Landstrasse» der Pro Juventute seiner jüdischen Mutter weggenommen und ins Kinderheim seiner Heimatgemeinde Ober- und Unter-Gettnau in eine Bauernfamilie. Später kam er als Verdingkind ins luzernische Gettnau in eine Bauernfamilie. Später

ter arbeitete er als Knecht, auf dem Bau und bei Schaustellern. 1942 erkrankte er an einer Knochenmarkeiterung und musste längere Zeit ins Spital. Durch die Krankheit wurde er dienstuntauglich. Während des Krieges verdiente er seinen Lebensunterhalt als Torfstecher im Wauwilermoos, wo auch Internierte arbeiteten. Nach dem Krieg kam er in eine Arbeitserziehungsanstalt. Erst nach dem Krieg lernte er endlich seine Mutter kennen. Heute lebt er mit seiner Frau und deren Schwester in Thuisis, ist bei der Radgenossenschaft – der Vereinigung der Jenischen in der Schweiz – aktiv und engagiert sich für die Wiedergutmachung für jene, die unter der Aktion «Kinder der Landstrasse» zu leiden hatten. Er hat im Eigenverlag eine Autobiografie publiziert, die bisher zwei Bände umfasst, ein dritter ist im Entstehen: «Entrissen und entwurzelt» und «Die Ewigkeit beginnt im September». (254f)

Rudolf Moser (*1912) wuchs zusammen mit zwei Geschwistern in Arlesheim auf. Sein Vater war selbstständiger Grundbuchgeometer. Nach dem Gymnasium machte er eine kaufmännische Lehre mit Handelsabschluss, 1932 absolvierte er die Rekrutenschule. 1933 zog Rudolf Moser nach Zürich, wo er bis 1977 bei der Firma Seiden-Griener arbeitete. 1934 absolvierte er ein Praktikum in London. Rudolf Moser leistete als Kanonier Aktivdienst und erhielt 1940 ein Aufgebot in den Divisionsstab, wo er für den Radioabhördienst arbeitete. (77, 83, 461)

Gottfried Müller (*1913) wuchs in Basel auf und machte eine Lehre als Eisendreher. Als er auf dem Beruf keine Arbeit fand, ging er ins Welschland und ins Tessin. 1934 trat er ins Grenzwachtkorps ein. Von 1934 bis 1944 war er Grenzwächter, 1938/39 in Diepoldsau im St. Galler Rheintal. Von 1939 bis 1944 war Müller Grenzwächter im aargauischen Rheinfelden. Ab 1944 arbeitete er als Laborant im Eidgenössischen Vaccine-Institut. (291 f, 295, 303)

Madeleine Müller (*1923) wuchs in Thalwil als Tochter eines Prokuristen auf. Sie machte die Handelsschule in Zürich und war ab 1943 Sekretärin beim Internationalen Roten Kreuz in Genf. Dort arbeitete sie in der Abteilung für deportierte Juden, die im Auftrag von Verwandten aus Übersee nach jüdischen Angehörigen in Deutschland suchte. Ausserdem war Madeleine Müller im FHD. Nach dem Krieg arbeitete sie als Journalistin bei «Meyer's Modeblatt», wo ihr Mann Chefredaktor war, und war für die Helvetas im Jemen und im Sudan unterwegs. (78, 80, 216ff)

Theodor Neidhart (*1930) wuchs im schaffhausischen Ramsen als Sohn eines Bäckermeisters auf, der zudem das Gasthaus «Krone» führte. Ein Teil der Verwandtschaft lebte in Deutschland, und die Familie Neidhart besass auf deutschem Gebiet ein Stück Wald. 1950 übernahm Theodor Neidhart als Zwanzigjähriger die Bäckerei und das Gasthaus von seinem Vater. 1997 hat er unter dem Titel «Die Aktivdienstgeneration in der Nazi-Zeit» einen Text gegen «die Verunglimpfung der Schweiz durch den Amerika-Juden Eisenstat» verfasst und an Zeitungen und Bundesrat verschickt. Er erhielt darauf jedoch keine Reaktionen. (263ff, 290f)

Zbigniew Plaskowski (*1921) besuchte in Warschau das Gymnasium. Nach der Kapitulation Polens verliess er im Januar 1940 Warschau und schlug sich nach Frankreich durch, wo er in einer polnischen Division gegen Deutschland kämpfte. Nach dem Zusammenbruch Frankreichs gelangte er in die Schweiz und wurde interniert. Er studierte im Internierten-Hochschullager in Winterthur und an der ETH Zürich Maschineningenieur, 1946 machte er seinen Abschluss. 1948 heiratete er seine Frau, die er in Winterthur kennen gelernt hatte. Von 1968 bis 1986 war er Professor am Institut für Aerodynamik an der ETH Zürich. (171-184)

Elisabeth Pletscher (*1908) wuchs in Trogen als Tochter eines Kantonsschullehrers auf. Der Vater starb früh, und die Mutter zog die Kinder alleine auf. 1928 machte Elisabeth Pletscher in Trogen die Matura und ab 1929 in Bern die Ausbildung zur medizinischen Laborantin. Von 1930 bis 1970 war sie Cheflaborantin in der Frauenklinik des Universitätsspitals Zürich, 1936 war sie zur Weiterbildung in Deutschland. Während des Krieges arbeitete Elisabeth Pletscher als FHD in den Militärsanitätsanstalten in Grindelwald und auf dem Beatenberg. 1945 betreute sie für das Rote Kreuz in einem Lager in Meran KZ-Opfer. (103ff, 111,218)

Erwin Rehmann-Melzer (*1921) wuchs im aargauischen Laufenburg auf. Während des Krieges besuchte er das Lehrerseminar in Wettingen und arbeitet als Lehrer in Siglistorf. 1942 machte er die Rckrutenschule in Aarau und später die Offiziersschule. Nach dem Krieg studierte Rehmann-Melzer in Basel und an der Ecole des Beaux-Arts in Paris und wurde Bildhauer. (18f, 22ff, 186f, 223, 289f)

Rosina Rossi (*1927) wuchs bei ihrem Onkel in Lugano auf, da ihr Vater früh verstorben war und ihre Mutter nicht in der Lage war, für sie zu sorgen. Rosina Rossi besuchte die Sekundarschule und ging 1941 als Au pair nach Laufen, um Deutsch zu lernen. Danach arbeitete sie bei einer Familie in Fribourg, um Französisch zu lernen. Noch vor Ende des Krieges kehrte sie ins Tessin zurück und begann, sich bei den Sozialisten zu engagieren. Nach dem Krieg arbeitete sie zuerst als Verkäuferin, zog aber schon bald mit ihrem Mann, einem ehemaligen Partisanen, nach Italien, wo sie in einem Kinderdorf in Varese die Kinder ehemaliger Partisanen unterrichtete. Nach dem Tod ihres Mannes kehrte sie Anfang der Sechzigerjahre mit ihren vier Kindern ins Tessin zurück. Dort war sie wieder bei den Sozialisten aktiv und arbeitete als Lehrerin. (38f)

Emil Ruppmann (*1916) wuchs in St. Gallen auf. Sein Vater war Coiffeurmeister mit einem eigenem Geschäft. Nach der Kantonsschule machte Emil Ruppmann beim Vater eine Lehre als Coiffeur. 1937 war er zur Weiterbildung in Wien, wo er bei einem jüdischen Schuhfabrikanten wohnte. Ruppmann leistet als Offizier bei den Radfahrern Aktivdienst. (137, 190, 208f, 210f, 285f, 450f, 467f)

Lucie Schaad-Denner (*1918) wuchs in Zürich als Tochter des Besitzers der Detailhandelsfirma Denner auf. Sie besuchte das Gymnasium und arbeitete danach während eines Jahres bei einer Schweizer Familie in Ägypten als Au pair. Nach der Rückkehr 1939 absolvierte sie die Ausbildung als FHD auf dem Achsenberg in Brunnen und wurde anschliessend zur Betreuung von Internierten in der Region Thur eingeteilt. Später arbeitete sie in der Buchhaltung des Kommissariats für Internierung. (160f, 162f, 214f, 465f)

Elise Scherer-Leu (*1907) heiratete 1937 und wurde Bäuerin im luzernischen Meggen. Zu Beginn des Krieges mussten ihr Mann und der Karrer samt Pferd und Wagen einrücken, was auf dem Hof zu Schwierigkeiten führte. Vom Krieg bekam Elise Scherer-Leu kaum etwas mit, sie hatte kein Radio und las kaum Zeitung. Wie sie erzählt, gab es viele Bauern, die Schwarzhandel betrieben. (255f)

Paul Schmid (*1924) wurde in Frutigen geboren. Er wuchs im Berner Oberland und in Frankreich auf. Sein Vater arbeitete als Knecht und wechselte oft die Stelle. Paul Schmid arbeitete während des Krieges als Knecht in Frankreich und als Fremdarbeiter in den Dürener-Metallwerken in Berlin. Da Arbeit, Unterkunft und Ernährung unzumutbar waren, versuchte Paul Schmid zuerst zu seinem

Vater nach München, dann nach Frankreich und in die Schweiz zu flüchten. Dabei wurde er mehrmals verhaftet und eingesperrt. Nach dem Krieg ging er zur französischen Fremdenlegion. (381-392)

Franz Schmidbauer (*1923) wuchs als eines von drei Kindern eines Arbeiters der Sodafabrik in Zurzach auf. Ab seinem achten Lebensjahr lebte er als Verdingkind auf verschiedenen Bauernhöfen. Später arbeitete er als Pferdeknecht im Jura, verliess die Stelle 1938 jedoch heimlich und reiste ohne Papiere als Landstreicher nach Südfrankreich. Dort wurde er Lastenträger für die Republikaner im Spanischen Bürgerkrieg. 1939 wurde er in Sète interniert, dann für die Handelsschiffahrt rekrutiert. Er überlebte einen deutschen U-Boot-Angriff und kehrte 1940 in die Schweiz zurück. 1942 machte er die Rekrutenschule als Füsilier und leistete anschliessend an der aargauischen Grenze Aktivdienst. Später wurde er Kondukteur, heiratete 1945 und liess sich in Koblenz nieder. Von 1963 bis 1989 war er SP-Grossrat im Kanton Aargau und Parteisekretär. (141, 288f, 295f)

Sigurd Schottlaender (*1928) lebte die ersten Jahre in Görlitz in der Nähe von Dresden. Sein Vater war Theaterkappellmeister und Theaterdirektor in Görlitz, Bauzen und Berlin, seine Mutter Schauspielerin. Schottlaenders Vater war Jude, seine Mutter und er waren reformiert. Als er fünf Jahre alt war, zog die Familie nach Basel. 1934 wurde Sigurd Schottlaender in der Schweiz eingebürgert. Als ab 1938 jüdische Emigranten aus Österreich nach Basel kamen, gab der Vater zusammen mit Künstlern des Stadttheaters für sie im Basler Sommercasino Konzerte. Schottlaenders Eltern liessen sich 1938 scheiden. Da seine Mutter in der Schweiz keine Arbeit fand, kehrte sie nach Deutschland zurück. Dort arbeitete sie in Berlin als Dramaturgin bei der UFA. Sigurd Schottlaender blieb mit seinem Vater in der Schweiz und machte nach dem Realgymnasium eine kaufmännische Lehre. (56f, 132, 281f, 296, 307f, 356, 404f, 418f, 449f)

Ruth Schwob, geb. Bloch (*1919) wurde in Neckarbischofsheim in Deutschland geboren. Ihr Vater war jüdischer Lehrer und Kantor. Als sie sieben Jahre alt war, zog die Familie nach Schwetzingen bei Heidelberg. Als jüdisches Kind wurde sie nach der Machtübernahme Hitlers in der Schule zunehmend ausgegrenzt und schikaniert. Deshalb schickten sie ihre Eltern 1935 ins Mädchenpensionat Sévigné in Lausanne, wo sie ein Jahr blieb. Von 1937 bis 1939 lebte Ruth Schwob in Paris und besuchte eine Malschule, dann war sie für kurze Zeit bei ihren Eltern, die vor den Nazis nach Westhofen im Elsass geflüchtet waren. Nach dem Angriff Deutschlands auf Frankreich 1940 flüchtete die Familie in die Schweiz und wurde nach kurzem Aufenthalt wieder nach Frankreich ausgewiesen. Bis 1942 lebte Ruth Schwob mit ihren Eltern in Thonon-les-Bains am Genfersee. 1942 lernte sie in Bern den Schweizer Alexis Schwob kennen, den sie 1943 heiratete. (41-48)

Max Siegrist (*1918) kam in Zurzach zur Welt und wuchs in Zürich auf. Die Ehe der Eltern war aufgrund der Alkoholsucht des Vaters geschieden worden. Max Siegrist wurde Verdingbub und absolvierte eine Schreinerlehre in Hettlingen bei Winterthur. Der Lehrmeister war Mitglied der Nationalen Front. 1942 machte Siegrist eine zweite Lehre als Kondukteur bei den SBB. (31 f, 187f, 224f, 263, 312f, 337, 368f, 401 f, 404f, 466)

Annemarie Spahr (*1922) wuchs in Turbenthal als eines von drei Kindern des Betriebsleiters der dortigen Decken- und Tuchfabrik auf. Nach der Sekundarschule besuchte sie von 1938 bis 1941 die Handelsschule in Winterthur. Ab 1942 war sie als Sekretärin bei Maggi in Kempthal angestellt. 1944 arbeitete sie als FHD in Flüchtlings- und Interniertenlagern in Ringlikon und Gattikon, 1945

betreute sie in Luzern KZ-Opfer. Nach dem Krieg arbeitete sie für das Rote Kreuz und war während dreissig Jahren in der Entwicklungshilfe in Nepal tätig. Später betreute sie Asylbewerber. (81, 107, 155f, 157, 163, 216, 262, 338f, 359f, 419, 451 ff, 469)

Anny Stöckli-Roos (*1917) wuchs als Tochter eines Angestellten der Rigibahn in Vitznau auf. 1931 besuchte sie ein Klosterpensionat in Thonon-les-Bains, wo sie einen Handelsabschluss erwarb. Ab 1934 machte sie eine Hotelfachlehre als Serviertochter, da sie keine Anstellung auf dem Büro fand. 1939 heiratete sie. Ihr Mann war Maurer, und das Ehepaar zog zu seinen Eltern nach Kaiseraugst. 1947 zog die Familie nach Luzern, damit Anny Stöckli wieder im Gastgewerbe arbeiten konnte. 1950 erkrankte sie an Leukämie, erlitt eine Medikamentenvergiftung und ist seither nahezu blind. (87-97)

Alfred Stucki (*1925) wurde in Bern geboren. 1931 zog die Familie nach Köniz, wo Alfred Stucki die Primarschule und das Progymnasium besuchte. Später absolvierte er in Bern das Gymnasium und studierte in Bern Medizin. (33 lf, 334f, 339f)

Alois Tschopp (*1921) wuchs in Siders auf. Der Vater war Schreiner. Nach dem Tod der Mutter kam Alois Tschopp in Sion ins Waisenhaus. Später besuchte er die Landwirtschaftsschule in Sion. Dann hatte er verschiedene Stellen und war Gelegenheitsarbeiter bei Weinbauern. Von 1940 bis 1943 betrieb er zusammen mit seinem Bruder ein Transportgeschäft. 1941 machte er die Rekrutenschule und kam anschliessend in ein so genanntes Rekrutenregiment. 1942 bewachte er ein Interniertenlager in Losone. Dort befreundete er sich mit internierten Polen. 1943 beobachtete er an der Grenze bei St. Gingolph am Genfersee, wie SS-Truppen auf der französischen Seite der Grenze das Dorf anzündeten und die Zivilbevölkerung ermordeten, um jene deutschen Soldaten zu rächen, die von französischen Widerstandskämpfern umgebracht worden waren. (155, 158, 164, 208, 404f, 417)

Gertrud Viale (*1932) wuchs als Tochter eines Bäckers und Cafébesitzers in Romanshorn auf. Ihre Kindheit war geprägt von den Kriegsereignissen: Die Rationierung erschwerte den Betrieb der Bäckerei, die Bombardierungen des deutschen Bodenseeufer machten ihr Angst, und am Ende des Krieges begegnete sie KZ-Opfern, deren Zug in Romanshorn Halt machte. 1947 musste die Familie Viale die Bäckerei aufgeben. 1953 begann Gertrud Viale eine Lehre als Krankenschwester, später heiratete sie einen italienischen Musiker. (37, 55f, 102, 135f, 157f, 162f, 190f, 265ff, 422f, 453ff)

Jost von Steiger (*1917) kam in Kaiserslautern als Sohn eines Schweizer Ingenieurs zur Welt. Bald zog die Familie in die Schweiz, zuerst nach Uzwil, dann nach Basel. Sein Vater wurde dort zweiter Direktor einer Maschinenfabrik, die Mutter war Hausfrau. Jost von Steiger absolvierte das Gymnasium und studierte nachher Chemie an der Universität Basel. Schon während der Schulzeit trat er der trotzkistischen Gruppe «Marxistische Aktion der Schweiz» bei. Wegen einer Sehschwäche war er dienstuntauglich. Während des Krieges verteilte Jost von Steiger illegalerweise trotzkistische «Informationsbriefe», in denen auf Missstände innerhalb der Armee hingewiesen wurde. Jost von Steiger wurde verhaftet und war während zehn Monaten in Untersuchungshaft. 1942 wurde er zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Nach seinem Studium zog er nach Zürich. Ab 1943 war er wieder politisch aktiv und half beim Aufbau einer neuen trotzkistischen Gruppierung. Der Prozess gegen die Trotzkisten wird beschrieben in: Walter Kern, «Was kümmert uns der Hut? Ein ‚Frontbericht‘ aus der Schweiz im zweiten Weltkrieg mit Bezügen zur Gegenwart», Zürich 1983. (269-277)

Heinrich Walder (*1920) wuchs als Sohn eines Kochs in ärmlichen Verhältnissen in Belp auf. Nach der Sekundarschule machte er von 1936 bis 1939 in Rheinfelden eine Coiffeurlehre, anschliessend arbeitete er als Coiffeur in Belp. 1940 absolvierte er die Rekrutenschule bei der Gebirgsinfanterie, 1941 die Unteroffiziersschule. Als Angehöriger der Heerespolizei war er während des Krieges für die Begleitung und Kontrolle von Flüchtlings- und Interniertentransporten zuständig. Nach dem Krieg arbeitete Walder bis 1985 bei der Fremdenpolizei in Zürich, zuletzt als Abteilungsleiter. (165ff, 209, 427ff, 448f)

Giovanni Wenner (*1914) wuchs als eines von sechs Kindern eines schweizerischen Textilunternehmers in Salerno in Italien auf. Sein Urgrossvater gehörte zu den Begründern der Textilindustrie in Süditalien und stammte ursprünglich aus St. Gallen. 1927 kam Giovanni Wenner ohne die Eltern in die Schweiz, um das Gymnasium zu besuchen. Von 1933 bis 1939 studierte er in Zürich Rechtswissenschaften und war als Student aktiv bei der «Moralischen Aufrüstung». Ab 1939 war er in der Ostschweiz und der Innerschweiz im Aktivdienst. Dazwischen arbeitete er bei der Eidgenössischen Bank in Zürich, später machte er sich als Vermögensberater selbstständig und war Delegierter der Schweizer Spende in Italien. 1954 publizierte Wenner das Buch «L'industria testile Salernitana dall' 1826 al 1918» über die Geschichte seiner Familie und der süditalienischen Textilindustrie. (59-72)

Max Wickart (*1920) wuchs zusammen mit fünf Geschwistern in Einsiedeln und in Steinach bei Arbon auf. Sein Vater war Posthalter. Nach dem frühen Tod des Vaters geriet die Familie in finanzielle Schwierigkeiten, die älteren Kinder mussten deshalb früh Geld verdienen. Max Wickart besuchte die Primär- und Sekundarschule und machte anschliessend im Fernlehrgang eine kaufmännische Ausbildung. Er arbeitete als Hilfsarbeiter und später als Kalkulator in der Giesserei Saurer in Arbon. Dort engagierte er sich auch in der Gewerkschaft. Nach dem Krieg wurde Wickart Meister in der Giesserei. Aktivdienst leistete er im Raum Rorschach/St. Margrethen in einer Grenzschutzkompanie. (51, 52ff, 128f, 138, 309f, 313f, 334, 395f, 398, 402, 466f)

Ralf Winkler (*1915) wuchs in Winterthur und Nancy (F) auf. Nach der Scheidung der Eltern kam er in eine Pflegefamilie nach Herisau, wo er die Sekundarschule besuchte. Er machte eine Lehre als Maschinenschlosser bei Sulzer in Winterthur. Weil er nicht für die Rüstungsindustrie tätig sein wollte, arbeitete er zwischendurch in der Landwirtschaft, kehrte aber später wieder in die Maschinenindustrie zurück. 1940 wurde er in den Hilfsdienst eingezogen, verweigerte aber den Fahndienst und kam deshalb ins Gefängnis. 1945 verweigerte er den Militärdienst schliesslich vollständig. Seither engagiert er sich in pazifistischen Gruppierungen. Nach dem Krieg arbeitete er vor allem im sozialen Bereich. 1949 heiratete er Hedwig Gege, die er während des Krieges in einer pazifistischen Jugendorganisation kennen gelernt hatte. (221 ff, 396f)

Hans Wymann (*1917) wuchs in Zürich auf und machte eine Ausbildung als Primarlehrer. Vor dem Krieg absolvierte er die Rekrutenschule und die Unteroffiziersschule, 1940 die Offiziersschule in Zürich. Er leistete seinen Aktivdienst im Kanton Aargau und in der Innerschweiz. (51 f, 130, 188f, 209, 213, 222f, 464f)

Hans Heinrich Zürrer (*1918) wuchs zusammen mit fünf Geschwistern in Zürich auf. Sein Vater war Kaufmann, seine früh verstorbene Mutter Krankenschwester. Er studierte von 1937 bis 1943 Theologie in Zürich und absolvierte 1938 die Rekrutenschule als Sanitäter. Nachdem er 1943 eine Ordonanz fürs Pfarramt erhalten hatte, musste er nicht mehr ins Militär. 1944/45 besuchte er als Beob-

achter die Kriegsgefangenenlager in Deutschland und erlebte so 1945 die letzten Kriegstage in Danzig. Nach dem Einmarsch der russischen Truppen kam es zu Plünderungen und Vergewaltigungen. In einer mehrwöchigen, beschwerlichen Reise kehrte er in die Schweiz zurück. Um die Welt aus der Perspektive der unteren Schichten kennen zu lernen, arbeitete er nach Kriegsende mehrere Jahre auf dem Bau, bevor er ins Personalbüro einer Baufirma wechselte. Als Dienstverweigerer war er ab Ende der Achtzigerjahre für die «Gruppe für eine Schweiz ohne Armee» aktiv. (370ff)

Nachweis der Interviews und der Transkriptionen

Interviewerinnen und Interviewer

Für dieses Buch wurden insgesamt 78 Archimob-Interviews verwendet.

Sie wurden geführt von:

EDWIN BEELER: Eva Auf der Maur-Kohler, Vinzenz Blum

DAVID BERNET: Hildegard Janser, Ernst Kamm

GISELA BLAU: Moritz Abrach

CHRISTOF DEJUNG: Ernst Arnold, Hans Beeler, Hans Peter Dreier, Liselotte Fugazza, Karl Furrer, Gertrud Häusermann, Hans Köfer-Richner, Elise Scherer-Leu, Max Siegrist, Jost von Steiger, Ralf Winkler, Hans Wymann

LUISA CASSINA: Maria Biaggini

JEANNETTE EGLI: Ursula Geiger

FRÉDÉRIC GONSETH: Paul Schmid (französisch)

THOMAS GULL: Ernst Benninger, Rosa Binder, Max Bosshard, Jeannette Christen, Walter Edelmann, Cla Famos, Oscar Frei, Gian Carlo Frizzoni, Edith Kammer, Erwin Rehmann-Melzer, Paul Schmid (deutsch), Ruth Schwob, Alfred Stucki, Alois Tschopp

ALEX HAGMANN: Martha Jäggi, Lucie Schaad-Denner

MANOLO PELLEGRINI: Rosina Rossi

FABIENNE REGARD: Kurt Bigler-Eggenberger

FABIENNE REGARD & LAURENT NEURY: Denise Dupuis-Raiguel

MARC REYMOND: René Krebs

THOMAS SCHÄRER: Robert Bächtold, Gunda Bay, Elisabeth Fischer-Roy, Marianne Gromb, Max Gygax, Charles Inwyler, Zbigniew Plaskowski, Giovanni Wenner, Hans Heinrich Zürrer

LUKREZIA SEILER: Bernard Blaustein, Georg Fankhauser, Ulrich Götz, Ruth Kornfeld, Gottfried Müller, Sigurd Schottlaender

THEO STICH: Leni Altweg, Arthur Bill, Lucie Burckhardt, Ruja Erb, Liselotte Meyer-Fröhlich, Rudolf Moser, Elisabeth Pletscher, Emil Ruppmann, Franz Schmidbauer, Annemarie Spahr, Gertrud Viale, Heinrich Walder, Max Wickart

TANJA WIRZ: Margrit Brügger, Marthe Gosteli, Othmar Hauser, Hariett Hurych, Marta Jurt, Walter Harry Lang, Verena Merkli-Rees, Peter Paul Moser, Madeleine Müller, Theodor Neidhart, Anny Stöckli-Roos

Transkriptionen

Die französischen Interviews wurden von Marc Reymond und Laurent Neury transkribiert, die italienischen von Terry Inglese. Zudem haben Monica Jeggli, Katharina Ehrensam, Andrea Grossmann, Myriam Isenring, Claudia Liechti, Tobias Lotter, Marcel Schmid, Jonas Textor und Bettina Vincenz einzelne Interviews transkribiert.

Das Projekt Archimob

Im Rahmen des Projektes Archimob wurden zwischen 1999 und 2001 in der ganzen Schweiz und in allen vier Landessprachen insgesamt 557 Interviews mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen der Zeit des Zweiten Weltkriegs realisiert.

Für Archimob als Interviewerinnen und Interviewer gearbeitet haben:

Nadia Ambrosi, Catherine Azad, Edwin Beeler, Gianenrico Bernasconi, David Bernet, Gisela Blau, Annetta Bundi, Francesca Campana, Roberta Campani, Luisa Cassina, Christof Dejung, Gérard Delaloye, Davide Dosi, Jeannette Egli, Nadine Fink, Frédéric Gonseth, Thomas Gull, Alex Hagmann, Terry Inglese, Ursina Largiadèr, Laurent Neury, Laurence Nicolet-dit-Felix, Damien Pattaroni, Manolo Pellegrini, Rafael de Plecker, Denis Rabaglia, Fabienne Regard, Marc Reymond, Frédéric Sardet, Marc-Antoine Schüpfer, Thomas Schärer, Alexander J. Seiler, Lukrezia Seiler, Stefano Spinelli, Theo Stich, Stéphane Tendon, Jacqueline Veuve, Yann-Olivier Wicht, Tanja Wirz.

Weitere Informationen zu Archimob finden sich unter www.expo-archimob.ch

Chronologie

1929

24. Oktober 1932 Sturz der Kurse an der New Yorker Börse («Schwarzer Freitag»)
9. November Soldaten schiessen auf antifaschistische Demonstration in Genf, dreizehn Tote
2. Februar Beginn der ersten Internationalen Abrüstungskonferenz des Völkerbundes in Genf: Deutschland fordert die Aufhebung der Entwaffnungsbestimmungen des Versailler Vertrags. Am 10. Dezember unterzeichnen das Deutsche Reich, die USA, Grossbritannien, Frankreich und Italien eine Erklärung, die dem Deutschen Reich in Rüstungsfragen einen gleichberechtigten Status zugesteht.

1933

30. Januar Adolf Hitler wird Reichskanzler
- März Bundeskanzler Engelbert Dollfuss hebt die österreichische Verfassung auf und errichtet ein autoritäres Regime. In der Folge werden zuerst die Nationalsozialistische, dann die Sozialdemokratische und alle anderen Parteien verboten. Am 25. Juli 1934 wird Dollfuss von Nationalsozialisten ermordet.
7. April Bundesratsbeschluss über politische Flüchtlinge: Flüchtlinge aus «Rassegründen» werden nicht aufgenommen, Aufgenommene dürfen nicht arbeiten, sich nicht politisch betätigen und müssen Weiterreisen
- August Verschärfung der Grenzkontrolle und Grenzsperrung durch Bundesbeschluss, Zurückweisung visumsloser Flüchtlinge
24. September Listenverbindung zwischen der Nationalen Front und bürgerlichen Parteien bei den Gemeinde- und Stadtratswahlen in Zürich

1935

8. September Totalrevision der Bundesverfassung, eine Initiative der Fronten, wird abgelehnt
15. September Nürnberger Rassengesetze: Deutsche Jüdinnen und Juden verlieren die Staatsbürgerschaft und werden unter Ausnahmerecht gestellt
3. Oktober Beginn des Abessinienkriegs Italiens (bis 1936), Schweiz lehnt Sanktionen des Völkerbundes gegen Italien ab

1936

- Höchststand der Arbeitslosigkeit in der Schweiz (93'000, rund fünf Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung)
4. Februar David Frankfurter, ein jüdischer Student, erschiess in Davos den NS-Landesgruppenleiter Wilhelm Gustloff
17. Juni Gründung der Zentralstelle für Flüchtlingshilfe
18. Juli Beginn des Spanischen Bürgerkriegs durch Militärrevolte in Marokko (bis 1939)
- August Beginn der stalinistischen Schauprozesse in Moskau
- September Abwertung des Schweizer Frankens um dreissig Prozent

15. Oktober Wehranleihe des Bundes wird von 190'000 Personen gezeichnet, 332 Millionen Franken für die Landesverteidigung, 100 Millionen mehr, als der Bundesrat angesucht hat

1. November Benito Mussolini verkündet die «Achse» Berlin-Rom

1937

19. Juli Friedensabkommen in der Metallindustrie

1938

11.-13. März

14. Mai

6.-15. Juli

19. August

4. Oktober

Besetzung Österreichs, Integration ins Grossdeutsche Reich

Völkerbund anerkennt Rückkehr der Schweiz zur integralen Neutralität

Ergebnislose internationale Flüchtlingskonferenz in Evian

Schweizer Grenzen werden geschlossen

Auf Initiative der Schweiz werden, nach Verhandlungen zwischen schweizerischen und deutschen Behörden, die Pässe deutscher Juden mit einem J-Stempel gekennzeichnet. Erfolglos hatte die Reichsregierung versucht, den J-Stempel auch für die Kennzeichnung der Schweizer Juden durchzusetzen.

9./10. November

«Reichskristallnacht»: Schwere Ausschreitungen und organisierte Pogrome gegen Juden in Deutschland, Verhaftungswelle

9. Dezember

Botschaft des Bundesrates zur «geistigen Landesverteidigung»

1939

14./15. März

6. Mai

4. Juni

Deutschland besetzt Böhmen und Mähren

Schweizerische Landesausstellung in Zürich (bis 29. Oktober)

Annahme einer Finanzvorlage: 415 Millionen für den Ausbau der Landesverteidigung und die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit

30. August

Henri Guisan wird von der Bundesversammlung zum General gewählt, der Bundesrat erhält ausserordentliche Vollmachten

1. September

Beginn des Zweiten Weltkrieges mit deutschem Überfall auf Polen («Blitzkrieg»), anschliessend Besetzung Polens, erste Deportationen von Juden nach Ostpolen

2. September

Generalmobilmachung (430'000 Mann), Arbeitsdienstpflicht für Schweizer (16 bis 65 Jahre) und Schweizerinnen (16 bis 60 Jahre)

3. September

Kriegserklärung Frankreichs und Grossbritanniens an Deutschland

4. September

Einführung der Preiskontrolle

5. September

Bundesbeschluss zur Wiedereinführung der allgemeinen Visumpflicht

8. September

Vollmachtenbeschluss über Schutz der Sicherheit des Landes im Gebiet des Nachrichtendienstes (Pressekontrolle)

1. November

Erste Rationierungen (Mehl, Mais, Reis, Teigwaren, Öl, Zucker usw.)

10. November

«Novemberalarm» mit Truppenaufgebot wegen Befürchtung eines deutschen Überfalls

30. November

Sowjetischer Überfall auf Finnland, Beginn des Winterkrieges

1940

Februar

Beginn der Lohn- und Erwerbssersatzzahlungen an mobilisierte Soldaten

März

Einrichtung von Arbeitslagern für Flüchtlinge

9. April	Deutschland besetzt Dänemark und Norwegen
10. April	Die ersten Freiwilligen beginnen den militärischen Frauenhilfsdienst
7. Mai	Bundesrat beschliesst Aufstellung von Ortswehren
10. Mai	Einmarsch Deutschlands in die Niederlande, Belgien und Frankreich
11. Mai	Zweite Generalmobilmachung (450'000 Soldaten und 200'000 HD)
10. Juni	Kriegseintritt Italiens gegen Frankreich und Grossbritannien
1.-8. Juni	Luftkämpfe zwischen deutschen und schweizerischen Jagdflugzeugen über dem Jura
11. /12. Juni	Britische Flugzeuge bombardieren Dailens, Renens und Genf
20. Juni	Internierung französischer und polnischer Truppen des 45. französischen Armeekorps an der Juragrenze (43'000 Mann)
22. Juni	Militärischer Zusammenbruch Frankreichs
25. Juni	Radioansprache von Bundesrat Pilet-Golaz
30. Juni	Gründung des «Gotthard-Bundes», der sich mit Inseratekampagnen gegen den Defätismus in der Schweiz wendet; Gründung der nazistischen «Nationalen Bewegung der Schweiz» (Nachfolgeorganisation der Fronten)
Juni	Kreisschreiben an die kantonalen Polizeidirektoren: Rückweisung flüchtiger Zivilpersonen. Frauen, Kinder bis 16 Jahre, Männer über 60, Invalide sind ausgenommen
6. Juli	Teildemobilisierung (180'000 Mann verblieben im Dienst)
9. Juli	Endgültiger Entwurf des Reduit-Plans im Armeestab Der deutsche Presseattaché Georg Trump fordert die Entlassung der Chefredaktoren bei drei führenden bürgerlichen Zeitungen der Deutschschweiz («NZZ», «Bund», «Basler National-Zeitung»)
25. Juli	General Guisan verkündet Reduit-Strategie («Rütli-Rapport»)
6. August	Verbot der Aktivitäten der Kommunistischen Partei, der Trotzisten und Anarchisten
9. August	Erstes Handels- und Verrechnungsabkommen mit Deutschland
6. November	Anordnung der Verdunkelung ab 22 Uhr, auf deutschen Druck hin, um englischen Fliegern die Navigation zu erschweren
15. November	«Plan Wahlen» veröffentlicht, Beginn der Anbauschlacht; «Eingabe der 200»
19. November	Verbot der «Nationalen Bewegung der Schweiz»
26. November	Verbot der Kommunistischen Partei der Schweiz
10. Dezember	Ersatzwahlen in den Bundesrat (Eduard von Steiger, Karl Kobelt)
15./17. Dezember	Erste Bombardierung von Basel (4 Tote), daraufhin heftige Forderung, die Verdunkelung wieder aufzuheben
22. /23. Dezember	Britische Flugzeuge bombardieren Zürich

1941

ab Februar	Obligatorischer Landdienst für Jugendliche, Anbaupflicht für Industriebetriebe
31. Mai	Rationierung Kaffee, Tee und Kakao, ab 3. Dezember auch Eier; Arbeitsdienst für Flüchtlinge und Internierte
22. Juni	Deutschland greift trotz Nichtangriffspakt Sowjetunion an
18. Juli	Zweites Handelsabkommen mit Deutschland: Schweizer Kredit auf 850 Millionen Franken erhöht

- 31. Juli Deutschland beschliesst die systematische Ermordung der Jüdinnen und Juden (Datum variiert je nach Darstellung)
- 1. August Bundesfeiern «650 Jahre Eidgenossenschaft» in Schwyz und auf dem Rütli
- 15. Oktober Erste Schweizer Arztemission reist an die Ostfront ab
- 7. Dezember Japan greift US-Flotte in Pearl Harbor an: Kriegseintritt Japans und der USA

17. Dezember Gründung der Schweizerischen Kinderhilfe

1942

ab Anfang Jahr

Die Nachrichten über gezielte Ermordungsaktionen des Deutschen Reiches verdichten sich und werden auch in der Schweiz bekannt

20. Januar Wannseekonferenz: Massendeportation aller Juden aus dem Reich wird beschlossen: Verhaftungsaktionen und Deportationen in Frankreich, Holland etc., Arbeitseinsatz und Massenermordung in Lagern im Osten

Juni Beginn der Vergasungen in den Vernichtungslagern
Alliierte Landung in Nordafrika

Juli Beginn der Deportationen aus Frankreich
1.-4. August Bundesrat ordnet Verschärfung der Flüchtlingspolitik an: Juden werden auch bei Todesgefahr nicht als politische Flüchtlinge anerkannt

13. August Totale Grenzsperrung für Flüchtlinge, teilweise Lockerung am 25. August
30. August Bundesrat von Steiger spricht in Oerlikon in seiner Rede vor der Landsgemeinde der «Jungen Kirche», die gegen die schweizerische Flüchtlingspolitik protestiert hatte, vom bereits zu voll besetzten Rettungsboot

22. September Krawall in Steinen: Bundesbeamte hatten Schwarzhändler verhaftet, Armee wird aufgeboten, muss aber nicht eingreifen

22./23. September kontroverse Nationalratsdebatte zur Flüchtlingsfrage, schliesslich wird aber die bundesrätliche Rückweisungspolitik gestützt

Oktober/November Weitere Lebensmittelrationierungen (Brot, Milch)

9. November Erstes Todesurteil gegen Landesverräter wird vollstreckt (bis Kriegsende insgesamt 17)

11. November Deutschland besetzt Vichy-Frankreich; die Schweiz ist von den Achsenmächten vollständig umzingelt

1943

2. Februar Deutsche Niederlage bei Stalingrad

18. März «Märzalarm» wegen eines befürchteten deutschen Angriffs

22. April Die USA und Grossbritannien stellen ihre Lieferungen in die Schweiz vorübergehend vollständig ein

25. Juli Sturz Mussolinis, neue Regierung Badoglio in Italien

8. September Italien schliesst Waffenstillstand mit Alliierten, der Norden und das Zentrum des Landes werden von der Wehrmacht besetzt

12. September Teilaufgebot der Grenztruppen an der Südgrenze der Schweiz, Flüchtlingswelle aus Italien

1. Oktober Handelsabkommen mit Deutschland nach monatelangem vertragslosen Zustand

Oktober Verzicht auf Zurückweisung der aus Italien fliehenden Juden

- 15. Dezember Ernst Nobs wird erster SP-Bundesrat
- 19. Dezember Wirtschaftsabkommen mit den Alliierten in London

1944

- 23. Februar Offizielle alliierte Warnung vor dem Handel mit Raubgold der deutschen Reichsbank
- März Anhaltender Flüchtlingsstrom, Schwierigkeiten bei der Unterbringung der Flüchtlinge
- 1. April Schwerster alliierter Bombenangriff auf Schweizer Territorium, auf Schaffhausen (40 Tote)
- 6. Juni Landung der Alliierten in der Normandie
- 23. Juli Abkommen von Bretton-Woods
- 20. Juli Attentat auf Hitler scheitert
- 26. August US-Truppen erreichen die Westgrenze der Schweiz
- 28. August Teilmobilmachung zum Schutz der Nordwestgrenze
- 29. September Verbot von Kriegsmaterialexport nach Deutschland
- 10. Oktober Gründung der «Schweizerspende für die Kriegsgeschädigten», die bis 1948 insgesamt 206 Millionen Franken an Hilfsgeldern verteilt
- 14. /15. Oktober Gründung der Partei der Arbeit (PdA) als Nachfolgerin der Kommunistischen Partei der Schweiz
- November Intervention des Chefs der Polizeiabteilung bei den deutschen Behörden gegen die Deportationen. Bereitschaft zur Aufnahme weiterer Juden
- 14. Dezember Wahl Max Petitpierres zum Nachfolger von Bundesrat Pilat-Golaz

1945

- 27. Januar «Befreiung» des Konzentrations- und Vernichtungslagers in Auschwitz durch die Rote Armee
- 4. Februar Jalta-Konferenz der Alliierten (Roosevelt, Churchill, Stalin)
- 22. Februar Bombardierung von Ortschaften in der Süd- und Ostschweiz, 18 Tote
- Februar Intervention des Bundesrates bei der Reichsregierung gegen die Massenermordung der Juden
- 4. März Amerikaner bombardieren Basel und Zürich (5 Tote)
- 8. März Currie-Abkommen: Nach langen Verhandlungen muss die Schweiz sich der Forderung der Alliierten beugen, den Handel mit Deutschland aufzugeben und die (privaten) deutschen Vermögenswerte in der Schweiz zu sperren.
- 19. April Grenzschiessung mit Ausnahme einzelner Übergänge für «Asylwürdige»
- 2. Mai Nach Vermittlung durch den Schweizer Offizier Max Waibel kapitulieren die deutschen Truppen in Norditalien vorzeitig
- 7. /8. Mai Deutschland kapituliert, Waffenstillstand
- Mai Auflösung der Landesgruppe Schweiz der NSDAP
- Bestätigung der Visumpflicht und der Rückschaffung im Falle einer illegalen Einreise
- 18. Juni Aufhebung der Pressekontrolle und Filmzensur
- 26. Juni Gründung der UNO
- 6. und 9. August US-Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki
- 20. August Ende des Aktivdienstes

18. Oktober Beginn der Nürnberger Prozesse gegen Kriegsverbrecher (bis 1. Oktober 1946)

1946

März Wiederaufnahme diplomatischer Beziehungen zur UdSSR
Washingtoner Abkommen mit den USA über deutsche Vermögenswerte in der Schweiz kommt unter Drohungen der USA zustande. Die Schweiz gibt den Alliierten 59 Millionen Dollar in Gold und einen Teil der deutschen Guthaben ab.

1947

1. Januar Zoll- und Handelsvereinbarung von Genf (GATT): Zollabbau
6. Juli Volksabstimmung: Einführung der AHV mit grosser Mehrheit, revidierter Wirtschaftsartikel knapp angenommen

1948

25. Februar Kommunistische Machtübernahme in der Tschechoslowakei
3. April USA geben Marshall-Plan bekannt: Kreditgewährung der USA für den Wiederaufbau Europas
14. Mai Gründung des Staates Israel
24. Juni Beginn der Berlinblockade (bis 12. Mai 1949)
18. August Letzte Lebensmittelrationierungen werden aufgehoben

Auswahlbibliografie

- «... denn es ist alles wahr». Erinnerung und Geschichte 1939-1999, Bundesarchiv Dossier 11, Bern 1999.
- Chiquet, Simone, Wem gehört die Geschichte? Ein Arbeitsbericht, in: Gregor Spuhler u.a. (Hg.), Vielstimmiges Gedächtnis, Beiträge zur Oral History in der Schweiz, Zürich 1994, 49-55.
- dies., «Es war halt Krieg». Erinnerungen an den Alltag in der Schweiz 1939-1945, Zürich 1992.
 - dies., Der Anfang einer Auseinandersetzung – Zu den Fakten, Zusammenhängen und Interpretationen in der Debatte um die «Übung Diamant» 1989, in: Studien und Quellen, Zeitschrift des Schweizerischen Bundesarchivs, Band 24: Jubiläen der Schweizer Geschichte, Bern, 1998, S. 193-227.
- Dejung, Christof und Regula Stämpfli (Hg.), Armee, Staat und Geschlecht, Die Schweiz im internationalen Vergleich 1918-1945, Zürich 2003.
- Gautschi, Willi, General Henri Guisan – Die schweizerische Armeeführung im Zweiten Weltkrieg, 4. Aufl., Zürich 1994.
- Glaus, Beat, Die Nationale Front – Eine Schweizer faschistische Bewegung, 1930-1940 Zürich 1969.
- Häsler Alfred, Das Boot ist voll ...: Die Schweiz und die Flüchtlinge 1933-1945, Zürich 1967.
- Heiniger, Markus, Dreizehn Gründe, warum die Schweiz im Zweiten Weltkrieg nicht erobert wurde, Zürich 1989.
- Jost, Hans-Ulrich, Bedrohung und Enge (1914-1945), in: Im Hof, Ulrich, Pierre Ducrey, Guy P. Marchall u.a., Geschichte der Schweiz und der Schweizer, Basel 1986, S. 731-820.
- Keller, Stefan, Grüningers Fall – Geschichten von Flucht und Hilfe, Zürich 1993.
- Kreis, Georg, Die Schweiz im Zweiten Weltkrieg – Ihre Antworten auf die Herausforderungen der Zeit, Zürich 1999.
- Picard, Jacques, Die Schweiz und die Juden, 1933-1945 – Schweizerischer Antisemitismus, jüdische Abwehr und internationale Migrations- und Flüchtlingspolitik, Zürich 1994.
- Reduit Basel 39/45, Katalog zur Ausstellung des historischen Museums Basel in der Stückfärberei, Kleinhüningen, Basel 1989.
- Rings, Werner, Schweiz im Krieg 1933-1945 – Ein Bericht, Zürich 1974.
- Sarasin, Philipp und Regina Wecker (Hg.), Raubgold, Reduit, Flüchtlinge. Zur Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, Zürich 1998.
- Stämpfli, Regula, Mit der Schürze in die Landesverteidigung – Frauenemanzipation und Schweizer Militär 1914–1945, Zürich 2002.
- Tanner, Jakob, Krise der Gedächtnisorte und die Havarie der Erinnerungsorte – Zur Diskussion um das kollektive Gedächtnis der Schweiz und die Rolle der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges, in: Traverse, Zeitschrift für Geschichte 1/1999, S. 16-38.
- Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg (Hg.), Die Schweiz, der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg. Schlussbericht, Zürich 2002.
- Zala, Sacha, Gebändigte Geschichte – Amtliche Historiographie und ihr Malaise mit der Geschichte der Neutralität, 1945-1961, Bundesarchiv Dossier 7, Bern 1998.

Personenregister

- Barth, Karl 74
Benesch, Eduard 415
Bibra, Freiherr von 22
Bircher, Eugen 144, 152
Bloch, Rolf 334
Brechtbühl, Fritz 33
Bringolf, Walther 115
Bührle, Emil Georg 401 f
Burckhardt, Jakob 41 Off
Chamberlain, Neville 363
Constam, Herbert 66f
Delamuraz, Jean-Pascal 471
Dollfuss, Engelbert 24, 284
Etter, Philipp 74,138
Farbstein, David 298
Frölicher, Hans 312,465
Gerold, Karl 270
Gilberte de Courgenay 119
Goebbels, Joseph 114,140
Göring, Hermann 372
Grüniger, Paul 279, 294f, 392, 470
Guisan, Henri 54, 66, 75, 81, 100, 136, 138f,
181, 187ff, 195, 198f,212ff, 220,272, 399
Guisan, Henri Jun. 399,401,409
Gustloff, Wilhelm 17, 229ff
Hausamann, Hans 367f
Henne, Rolf 115
Herzl, Theodor 349
Himmler, Heinrich 314, 343
Hitler, Adolf 17, 20f, 23ff, 32, 38, 42f, 54f, 61,
64, 70, 79, 95, 114, 131ff, 143, 151, 164,
174,179, 189, 207, 223ff, 275f, 279, 291,
310, 317,327, 340, 343, 356ff, 363, 365,
369, 375f, 395,397, 402, 409, 411, 412, 426,
428, 432, 435f,461,463,464, 465
Hofer, Walther 468
Keel, Valentin 294
Klempere, Victor 455
Kletzky, Paul 182
Köcher, Otto 412f
Kurz, Gertrud 308, 323, 339
Langhoff, Wolfgang 31,309,463
Masson, Roger 367, 369
Mayer, Saly 307
Meili, Christoph 72
Meyer, Karl 66
Minger, Rudolf 198,210
Mussolini, Benito 38f, 61f, 68, 70, 114,
196f, 283,343,430
Mussolini, Bruno 408
Nelz, Walter 272f
Pilet-Golaz, Marcel 17, 138, 144, 412f, 465
Prugar-Ketling, Bronislaw 182
Ragaz, Leonhard 421
Rommel, Erwin 207, 397
Rothmund, Heinrich 280, 303ff, 353
Salis, Jean-Rodolphe von 84,468
Stalin, Josef 169, 174
Stampfli, Walther 168
Steiger, Eduard von 138, 275, 280, 305,
308, 312f, 340,470
Steiner, Rudolf 343
Vittorio Emanuele III. 282
Vogt, Paul 312
Wahlen, Friedrich Traugott 249
Weber, Max 324
Wille, Ulrich Jun. 211,220
Wylar, Veit 307

Sachregister

Abstimmungen 119

AHV → Sozialpolitik

Aktivdienst 47, 87, 118ff, 128-141, 143, 146, 206-225, 401,403f, 419, 464, 466

Alliierte 48, 70, 72, 82, 95, 125, 140, 151 f, 166, 175, 195, 198, 201f, 203, 213f, 271, 275f, 283, 308, 322, 346, 372, 378f, 391 f, 397, 399, 401 f, 404f, 411f, 414, 417-433, 441, 444, 448f, 453f, 456

Anbauschlacht 62,92, 121, 146, 150f, 249-267, 296,419

Angriffskrieg, deutscher 23, 27, 39, 53, 55, 75, 78, 82, 128ff, 144f, 174, 190, 207, 209, 224f, 237, 270, 396, 423, 438, 440, 461

Anschluss Österreichs 16, 23, 38, 144, 223, 279,285,294,296, 362, 438

Antisemitismus 16, 22, 41 ff, 48, 68, 135, 148f, 228, 235, 276, 280, 284f, 306, 31 lf, 321, 324f, 327-341,347,357,359, 460

Arbeitslosigkeit 25f, 30, 62f, 88f, 99, 122, 242f, 360, 395, 398, 436, 456, 468

Armee, Schweizer 39, 50ff, 63, 116f, 128-141, 144f, 155, 168, 178ff, 186-191, 198ff, 206-225, 262f, 271 f, 385, 397f, 403, 407f, 410, 413, 423, 425, 430f, 437f, 448f, 463f, 469

Armee: Kontakt mit Zivilbevölkerung 70f, 89, 146f, 189f, 213f, 252, 255,257,419

Armut 88, 95, 97, 234, 260, 265, 360, 382

Atombombe 449

Ausländer in der Schweiz 25ff, 154-169, 227-247

Ausländerfeindlichkeit 25f, 59, 64, 77, 79, 233f, 237f, 240, 244, 333, 352, 383, 436f, 448f, 451

Auslandsschweizer 134, 153, 360, 376, 410, 435-445

Auswanderung 59, 64f, 183f, 328f, 330ff, 337f, 353f

Bergier-Kommission 184, 421, 455-471

Berufsausbildung 26,311,36,62,80, 108, 110, 115f, 152, 174f, 180ff, 213,215, 269, 272, 276f, 300, 330f, 337f, 356, 403, 435f

Bombardierungen 94, 124, 156, 348f, 372f, 399, 401,405, 414, 418^26

Bund Deutscher Mädchen 42, 343, 357, 391
Bundesrat 137f, 194, 198, 309, 314f, 423, 464f, 468ff

Deutschland, Bewunderung für 16-39, 67, 76, 113, 137f, 144, 198, 208ff, 231, 271, 383, 399, 409, 438

Dienstverweigerung 221 ff

Diplomatie 411 ff, 417, 423

Ehe 25, 29, 43, 47, 51, 69f, 77, 79, 87, 105ff, 118, 120f, 129, 146, 162ff, 181, 183, 188f, 213, 217, 239, 244, 315, 357, 381, 384, 410f, 419f

Einbürgerung 26, 29f, 231, 235, 238ff, 244

Eingabe der Zweihundert 17,464

Ernährung 39, 88, 92ff, 102, 108, 121f, 150, 156, 179, 190, 217ff, 243, 249-267, 275, 269, 301, 310, 319, 322, 332, 335, 347f, 349f, 376, 386, 389f, 404, 411,413,451

Erster Weltkrieg 19, 25, 43, 52, 59, 83, 113, 231,249,271,410, 440

Erwerbsersatz → Sozialpolitik

Euthanasie 96, 429

Familie → Ehe

Faschismus, italienischer 18, 38f, 61, 64, 195, 282,361

Ferien 60, 81 f, 214, 217, 275, 328, 410

FHD 80f, 103f, 109f, 157, 162ff, 166,214-220, 376, 430f, 451

Flüchtlinge 90, 156f, 279-315, 320f, 330f, 339f, 344-354, 363, 365, 372, 374, 376f, 382, 392, 413, 441, 443ff, 451f, 467

Flüchtlinge an der Grenze 45ff, 81, 96, 123, 149, 196f, 198ff, 202f, 275, 279-315, 320, 331, 341, 346f, 375, 383f, 388, 445

Flüchtlingshilfe 90f, 124f, 294, 301, 308, 320, 323, 327, 330, 339, 353, 376f, 452f

Flüchtlinglager 47, 284, 294, 296, 298, 321, 323,330,344-354, 445, 451, 453

Flüchtlingspolitik 48, 149f, 196f, 199f, 263f, 275f, 279-315, 321, 324f, 327, 339, 413, 455, 460, 463, 465ff, 470

Flugzeuge über der Schweiz 94f, 348, 399, 418ff

Frankreich, Niederlage von 45, 137, 139, 176f, 188ff, 207, 225,286

Frauenarbeit 54f, 99-111,213, 250, 252, 336f, 425

Frauenhilfsdienst → FHD
Fremdarbeiter im Dritten Reich 385f, 390f, 428
Fremdenlegion 199,368,388,392
Fremdenpolizei 28, 183, 240ff, 284, 288, 298, 303ff, 324, 353
Frontisten 16-39, 64, 115, 137, 333, 336, 358
Fünfte Kolonne → NSDAP-Gruppen in der Schweiz
Geistige Landesverteidigung 66, 69, 74-85, 463, 469
Generalmobilmachung → Mobilmachung 1939, → Mobilmachung 1940
Generalstreik 1918 16, 249, 259, 271
Gestapo 285, 318, 320, 369, 386f, 389f
Gewerkschaften 272, 295
Grenzschutz, militärischer 135, 149, 186ff, 191, 288f, 417
Grenzwächter 23f, 94, 113, 123, 288, 291 ff
Haushalt 62, 91 f, 250, 262
Heer und Haus 138
Heerespolizei 157, 161 f, 165f, 273, 427f
Hilfsdienst 5 lf, 221, 338, 407
Hitlerjugend 42, 318, 431 f
Holocaust → Judenverfolgung
Internierte, militärische 87, 92, 122f, 146f, 154-169, 178-184, 244f, 346, 413, 426, 443,450,454
Juden, Schweizer 47f, 68, 148f, 212, 270, 276,304, 327-341,399
Judenstempel 275, 279f, 299, 304
Judenverfolgung 42ff, 67, 90, 124, 132f, 139, 149f, 174f, 196f, 279-315, 317ff, 327, 329f,335f, 338ff, 343, 350f, 360, 362ff, 413, 432,435, 440, 454, 460, 463, 467, 470
Jüdischer Weltkongress 325
Kinder 23, 37, 50, 60, 91, 95, 103, 105, 143-152, 183, 251, 253, 262f, 267, 344f, 411,414,419, 423
Kinderhilfe, schweizerische 125, 301 ff, 452
Kino 82,113,135,214, 219, 322, 328
Kirche → Religion
Kommunismus 16, 18, 22, 30f, 33ff, 45, 64, 74, 114, 152, 167, 182,208,233, 269,271, 273, 284, 317, 321, 333, 365, 403, 405, 414f, 460
Konzentrationslager 31, 42, 44, 46, 96, 149f, 197, 202, 272, 275, 281f, 285, 291, 293, 299, 306ff, 318, 321, 329, 339f, 344, 351, 354, 365, 386f, 390, 401, 432, 440, 453f, 463, 467f
Krankheit 27, 47, 51, 62, 102f, 119, 208, 221, 223, 231, 266, 269, 431
Kriegsgefangene im Ausland 21, 28, 156, 169, 176, 289, 293, 370ff, 41 lf, 430f, 440, 444, 451
Kriegsverbrecherprozesse 378f
Kriegsverletzte 245f, 426-433
Kristallnacht 44, 279, 281, 310, 317, 332, 359
Landdienst 81, 133f, 189, 214, 252f
Landesausstellung, Landi 1939 23, 54f, 66, 74-85,91,272
Landesverrat 224
Landi → Landesausstellung 1939
Landwirtschaft 20, 28, 55, 93, 100, 114, 120f, 179, 249-267, 396,419
Liebesbeziehungen 63, 69, 80, 123, 146, 159ff, 202,217, 236, 245,384,408
Luftkämpfe → Flugzeuge über der Schweiz
Luftschutz 328, 418,420, 422, 426
Maginotlinie 44, 139, 145, 176, 270, 358
Militärische Schulen 63, 116f, 182, 193ff, 206-212, 218, 220, 335, 401, 436
Mobilmachung 1939 50-57, 65, 75f, 100,118, 143,218,220, 222,407, 437
Mobilmachung 1940 128ff, 145, 148
Nachrichtendienst, Spionage 20, 68, 71, 91, 259, 273, 367, 369f
Nachrichtenlose Vermögen 72, 465, 470f
Nationalsozialismus, Ideologie des 16-39, 42, 64,224,271,360, 409f, 436
Nationalsozialisten 22, 64, 114, 232, 236f, 269ff, 309, 317, 319, 340, 356ff, 362, 369, 378, 402, 438, 453
Nationalsozialistische Gruppen in der Schweiz 17, 22f, 28ff, 35ff, 139, 143f, 151 f, 230,273, 351
Nationalsozialistische Propaganda 17-24, 28, 30, 74, 78, 113, 115, 174, 207, 209, 333f, 356, 358f, 362, 373, 432, 435, 438
Neutralität 16, 63, 403f, 412
Ortswehr 151, 155
Ostfront-Mission 107, 311

Parteien, schweizerische 30f, 33, 120, 139, 212, 271 ff, 324f, 460
 Partisanen 123, 171, 175, 194f, 271
 Patriotismus 23, 30f, 52f, 59, 68, 74-85, 120, 129, 137, 194, 216, 220, 272, 309, 318, 322,328f, 465
 Pazifismus 25, 116f, 120, 221, 223, 225
 Pfadfinder 54, 102, 328, 334f, 407, 410, 437
 Plan Wahlen → Anbauschlacht
 Polnische Soldaten Internierte
 Presse, schweizerische 18f, 35, 38, 79, 84, 95, 121,146,311, 324, 334, 340, 413, 419, 450
 Radio 17ff, 25, 35, 38, 75, 83, 114, 118, 121, 134, 138, 157, 253, 296, 307, 31 Of, 358, 372,391,413,419, 433,461,471
 Rationierung 92, 97, 127f, 135, 150, 155f, 158,207, 217ff, 249-267, 295, 305, 310, 329, 331,352f, 411,447
 Raubkunst 84, 402
 Reduit 67, 84, 95, 139, 186-191, 194f, 461, 464
 Religion 38f, 53, 63, 88, 146f, 238f, 328ff, 333f, 347ff, 422
 Résistance 320, 322, 346, 348, 417, 453
 Rote Armee 150, 166, 168, 175, 190, 198, 202f,275, 368, 371, 373ff, 413f, 440ff
 Rotes Kreuz 71, 81, 165ff, 202, 204, 235, 297,301 ff, 340, 354, 371, 375, 412, 430f, 444
 Rüstungsindustrie 38, 84, 101, 150f, 224, 358,369, 383, 394-405, 422f, 468
 Rütli-Rapport 190
 SA 33, 44, 113, 317, 349, 356, 360, 435
 Schauspielhaus Zürich 83,418
 Schmuggel 200ff
 Schule 17, 21, 23f, 26, 33f, 37, 42f, 55f, 60f, 78f, 83, 88f, 114f, 130, 133f, 147, 158, 174,193, 221,277, 317, 321, 323f, 328, 331, 333ff,344,381,410,435,456
 Schwarzhandel 92f, 121 f, 249-267, 295, 378, 450
 Schweizer spende 70f, 466
 Sexualität 92, 105ff, 146, 159ff, 419f, 428f
 Soldatenstube 84, 136, 159, 218f, 348
 Sozialdemokraten → Parteien, schweizerische
 Sozialismus 18, 64, 117, 269-277, 32 lf
 Sozialpolitik 65,115,271
 Spanischer Bürgerkrieg 45, 64, 117, 366, 369
 Spionage → Nachrichtendienst
 Sport 19, 22, 25, 33f, 61, 78, 114, 206f, 229, 244,335, 408ff, 412,415
 SS 64, 90, 96, 180, 197, 208, 233, 283, 287, 289,291, 313f, 320, 360, 369, 375f, 379, 417, 431 f, 440, 442f
 Staatenlosigkeit 238, 242, 353
 Stalingrad 27, 82, 95, 150, 181, 212, 461
 Steinerschule 343f, 359
 Trotzismus → Sozialismus
 US-Soldaten → Internierte, Alliierte
 Verdunkelung 349, 418ff
 Vernichtungslager → Konzentrationslager
 Verwundetentransporte 41 lf, 427—433
 Vichy-Frankreich 318
 Völkerbund 16,69
 Waldorfschule → Steinerschule
 Wehrmacht 53, 125, 135, 151f, 171, 175ff, 186, 188f, 191, 195, 203, 207, 209, 212f, 220, 222f, 236f, 276, 365, 372, 379, 382, 384f, 392, 396ff, 403, 411f, 417, 427, 449ff, 464
 Widerstand, deutscher, gegen Hitler 236, 270f, 358,360
 Winterkrieg, finnischer 190,368
 Wirtschaftsbeziehungen der Schweiz zu den Achsenmächten 16, 21, 81, 150f, 194, 224, 384, 394-405,418, 467ff,471
 Wirtschaftskrise 18, 20, 25, 269, 271, 327, 333
 Wochenschau → Kino
 Zensur 16, 81ff, 114, 140, 257, 312
 Zwangsarbeiter 156, 291,314, 378, 386, 440, 469f

Index der Orte und

Länder

- Aarau 36, 54, 144, 207
Aargau 130, 143, 213
Abessinien 61, 196
Adelboden 381
Agnuzzo 296
Ägypten 360
Airolo 119, 404
Alpnachstad 145
Ambri-Piotta 403
Amerika, USA 43, 139, 449
Andelfingen 52, 130, 133
Andermatt 116, 216, 436
Aostatal 157
Arbon 395
Argentinien 64
Arth-Goldau 21, 428
Australien 165, 183f
Baar 219
Baden 132,143, 152
Balerna 296
Basel 33, 36, 47, 56, 132ff,
213, 235, 238, 269-277,
280, 296, 299, 306, 321,
328, 365, 399, 404f, 408ff,
418,420, 424, 437, 449
Beatenberg 349ff
Bellinzona 118, 124, 194, 426
Berlin 156, 280ff, 308, 356,
362, 376, 384, 386, 388,
440, 443, 453
Bern 45,47, 69, 101, 135, 138,
158, 198, 214, 220, 263,
297, 304, 308, 312, 323f,
331, 353, 400, 411ff, 425,
436f, 445, 447
Berner Oberland 133f, 139
Billens 46
Birmensdorf 323
Boncourt 45
Brasilien 350, 354
Bregenz 149, 388
Brugg 218
Brunegg144
Brunner 445
Buchs SG 294
Bure 286
Champéry 345f
Châteaux d'Oex 296
Chiasso 384, 429
Chile 281
Chur 136f, 201
Como 282, 430
Dänikon 110
Danzig 372
Dättwil 144
Davosco 32 lf
Davos 217, 227-247
Deutschland 19, 24, 41 ff, 113,
166, 235ff, 271, 285, 307,
317, 338, 358, 364f, 368,
377f, 410,414, 430f, 438
Dielsdorf 131
Diepoldsau 291 ff, 313
Dijon 388
Dottikon 66
Dresden 375
Dübendorf 424
Ecuador 65
Elsass 44, 449
Emmental 163, 179, 438
Engadin 60, 193ff, 367
Engelberg 134, 220
England/Grossbritannien 82,
89,154, 360, 452
Entlebuch 254
Erlach 385
Evian 46
Faido 409
Felsberg 298
Florenz 71
Flüeli-Ranft 148
Foggia 193f
Frankfurt 287, 366
Frankreich 44ff, 82, 88, 96,
122, 154, 164, 173, 175ff,
286, 301, 318, 322, 353f,
360, 366, 381 ff, 417, 422,
433
Fribourg 39
Friedrichshafen 124f, 42f
Frutigen 381 ff
Gampelen 385
Gebenstorf 35, 160
Genf 65, 81, 117, 287, 353,
370, 399, 420
Genua 69
Giubiasco 197
Glarus 134, 156
Göschenen 216
Gotthard 131, 187, 224,
403ff, 469
Gränichen 136
Grenchen 96
Grindelwald 104
Gstaad 217
Gudo 179f
Hamburg 328, 359, 435f,
441,444, 456
Heerbrugg 292
Heiden 124
Hergiswil NW 67, 145
Herisau 221
Hettlingen 31
Holland/Niederlande
Indochina 122
Innerschweiz 132, 134, 136f,
161,219,419, 436f
Innsbruck 363, 367, 388
Interlaken 47, 390
Innertkirchen 436
Israel 302, 322, 329
Italien 38f, 68ff,
173, 195f, 200, 282f,
369f, 408,410, 427
Japan 449
Jugoslawien 141, 173
Jura 285,305, 448
Kaiseraugst 91 ff
Kaiserstuhl 288
Kanada 382
Kandersteg 390
Kleinhüningen 450
Koblenz 288
Köln 235, 285, 298
Konolfingen 385

Konstanz 125, 287
 Kreuzlingen 216, 287, 422
 Landquart 425
 Langenthal 156, 167f
 Laufen 38f
 Laufenburg 22, 289
 Lausanne 34,52,133, 409
 Lengnau AG 148
 Locarno 39, 155, 180, 430
 London 363
 Losone 155,164
 Lübeck 436, 444
 Lugano 124
 Luzern 20, 89, 97, 102, 145,
 194, 207, 261, 273, 335,
 410,453
 Madagaskar 318
 Mailand 282, 361,377
 Marseille 318, 430f
 Martina 196, 198ff
 Meggen 255
 Meiringen 436
 Melide 430
 Mellingen 143-152
 Monte Carasso 118, 120ff
 Montreux 132
 Morgins 347f
 Moskau 374, 440
 Moudon 345f
 München 387, 414
 Muralto 39, 430
 Muri BE 428
 Mürren 60, 91
 Neapel 70, 158, 360
 Nctstal 156
 Neuchâtel 296, 445
 Norwegen 415
 Nürnberg 365, 379
 Oberburg 158
 Ostermundigen 297f
 Österreich 199ff, 292, 299
 Ostpreussen 156, 440
 Ostschweiz 135, 139
 Othmarsingen 144
 Paris 43, 299, 360, 374, 377,
 388,443
 Pfäffikon ZH 154
 Polen 164ff, 171ff, 238, 280,
 284, 351, 371f, 443, 464
 Porrentruy 177f, 422
 Poschiavo 203
 Prag 282,369,414f
 Prêles 385
 Quinten 54, 256f
 Ramosch 193, 196
 Ramsen 263f, 290, 369
 Rekingen 24, 100, 131,288
 Rheinfelden 60, 94
 Rickenbach 159
 Riehen 292
 Rom 71f,370, 449
 Romanshorn 37, 56, 102,
 162, 265ff, 422, 454
 Rorschach 128f, 313
 Rostock 439, 443
 Rothenburg 252f
 Rümikon 288
 Safiental 181
 Salerno 59, 70
 Samedan 203
 Samnaun 201 f
 Sargans 66
 Sarnen 19, 21, 145
 Schaanwald Lie 314
 Schaffhausen
 411f, 416, 420
 421,450
 Schleithem 113, 122
 Schweden 221,296
 Schweizerhalle 90
 Schwyz 50, 257ff
 Scuol 202ff
 Solothurn 222, 296
 Sowjetunion 165,167,371,444,
 452
 Spanien 360
 St. Margrethen 149, 165, 167,
 314,375, 445
 St. Gallen 190, 242, 287f, 295,
 299, 421
 St-Maurice 208
 Ste-Ursanne 424
 Steffisburg 383
 Steinen 258f
 Strada 202
 Stuttgart 19, 343, 377f, 390
 Sursee 134
 Tegerfelden 144
 Tessin 38f, 47, 119ff, 259,
 427
 Thal 51 f
 Thun 117, 251, 383, 385,
 Tschechoslowakei 165, 172,
 227, 238
 Tübingen 64
 Turbenthal 155
 Ukraine 440, 443
 Ulm 389
 Ungarn 173, 198f
 Urdorf 131
 Uster 66
 Vico-Morcote 80
 Visp 297
 Vitznau 87
 Wabern 324
 Wallisellen 25, 139
 Warschau 171ff, 376
 Wauwil 247
 Wien 284, 362, 377
 Wildhaus 357
 Winterthur 31f, 52, 81, 83,
 180f, 396, 405, 45 lf
 Wittnau 79
 Worb 445
 Worblaufen 139,363
 Zürcher Oberland 169f
 Zürich 33ff, 54f, 60f, 82, 91,
 101, 108, 116f, 124, 131,
 146, 181, 189f, 214, 218,
 223f, 238, 260, 272,
 285, 288, 298f, 311, 323,
 329, 332, 335f, 363, 368,
 374, 376, 396, 401f, 418,
 448f, 456, 468
 Zurzach 23f, 37f, 71,289

Dank

Dieses Buch wäre nicht möglich gewesen ohne die Mithilfe vieler Kolleginnen und Kollegen. Zuerst gilt unser Dank Frédéric Gonseth, der die Idee hatte, ein grosses Archiv von Interviews mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen des Zweiten Weltkriegs zu schaffen, und der mit seinem Enthusiasmus und seiner Energie dafür gesorgt hat, dass Archimob zustande gekommen ist und zu einem erfolgreichen Ende geführt werden konnte. Dann natürlich all jenen, die sich in den vergangenen Jahren für das Projekt Archimob engagiert haben, insbesondere den Kolleginnen und Kollegen, deren Interviews wir für dieses Buch verwendet haben, und jenen, die für uns Interviews transkribiert haben.

Ein Dank geht auch an die Kulturverantwortlichen der Schweizer Kantone, allen voran an die Loterie Romande, an das Bundesamt für Kultur und die Kulturstiftung der UBS, ohne deren finanzielle Unterstützung das Unternehmen Archimob nicht hätte realisiert werden können.

Schliesslich gäbe es dieses Buch nicht ohne Jürg Zimmerli und Katharina Wehrli vom Limmat Verlag, die mit Engagement, Sachverstand und Liebe zum Detail Bücher machen. Es war ein Vergnügen, mit ihnen zusammenarbeiten zu können.

Das grösste Dankeschön gebührt jedoch allen Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, die uns aus ihrem Leben erzählt und damit Archimob und dieses Buch überhaupt erst möglich gemacht haben.

Zürich, im Herbst 2002

Tanja Wirz, Christof Dejung, Thomas Gull



CHRISTOF DEJUNG (1968) hat an der Universität Zürich Geschichte, Germanistik und Sozialpsychologie studiert. Er arbeitet als Assistent an der Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität Zürich und als freier Historiker und Journalist. In seiner Dissertation untersucht er den Militärdienst in der Schweiz zwischen 1930 und 1945 unter alltags- und geschlechtergeschichtlicher Perspektive.

THOMAS GULL (1968) hat an der Universität Zürich und an der University of East Anglia in Norwich (GB) Geschichte, Englische Literatur und Germanistik studiert. Heute arbeitet er als freier Historiker und Journalist und ist Redaktor bei der «unicommunication» der Universität Zürich.

TANJA WIRZ (1970) hat an der Universität Zürich Geschichte und Soziologie studiert. Sie arbeitet als freie Historikerin und Journalistin und schreibt zurzeit im Rahmen des Nationalfondsprogramms «Alpine Landschaften und Lebensräume» an ihrer Dissertation zur Geschlechtergeschichte des Bergsteigens.